

LITERARISCHE  
BERICHTE AUS UNGARN.

III. BAND.



LITTERARIUM  
BERICHT AL S. ENGLAND

JOHN BAYNE



# LITERARISCHE BERICHTE AUS UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY,

ORD. MITGL. DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BUDAPEST,  
CORR. MITGL. DER KÖNIGL. PREUSS. ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN  
UND DER FINNISCHEN LITERATUR-GESELLSCHAFT ZU HELSINGFORS,  
EHRENMITGLIED DER GELEHRTEN ESTHNISCHEN GESELLSCHAFT ZU DORPAT  
UND DER SOCIÉTÉ DE PHILOGIE ZU PARIS.

DRITTER JAHRGANG.

MIT 3 LITHOGRAPHISCHEN TAFELN, EINEM FACSIMILE UND 45 ILLUSTRATIONEN IM TEXT.

A. M. T. AKADÉMIA  
FÖTITKÁRI HIVATALA

BUDAPEST.

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

1879.

304242

B E R L I N

U N G A R N

THE UNIVERSITY OF BUDAPEST  
LIBRARY  
OF THE HUNGARIAN ACADEMY OF SCIENCES  
AND THE HUNGARIAN NATIONAL LIBRARY  
OF THE HUNGARIAN ACADEMY OF SCIENCES  
AND THE HUNGARIAN NATIONAL LIBRARY



PAUL

THE UNIVERSITY OF BUDAPEST  
LIBRARY  
OF THE HUNGARIAN ACADEMY OF SCIENCES  
AND THE HUNGARIAN NATIONAL LIBRARY  
OF THE HUNGARIAN ACADEMY OF SCIENCES  
AND THE HUNGARIAN NATIONAL LIBRARY

THE UNIVERSITY OF BUDAPEST

THE UNIVERSITY OF BUDAPEST

A M. T. AKADEMIA

A M. T. AKADEMIA  
FŐTITKÁRI HIVATALA

THE UNIVERSITY OF BUDAPEST



## INHALT DES III. BANDES.

### I. HEFT.

	Seite
I. Graf GEORG KÁROLYI. Aus der Denkrede des Grafen MELCHIOR LÓNYAY .....	1
II. Ungarische Budget-Studien, von Graf JULIUS SZAPÁRY .....	9
III. Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarns nach Nationalitäten, von KARL KELETI .....	33
IV. Die Serben in Ungarn, von Dr. JOH. HEINR. SCHWICKER, I .....	40
V. Auswärtige Bewegungen auf dem Gebiete der Corvina-Literatur, von JOHANN CSONTOSI .....	85
VI. Die ungarische Roman- und Erzählliteratur in der Gegenwart, von Dr. ADOLF DUX .....	107
VII. Die Eröffnung des Josefi-Erbstollens in Schemnitz (Ungarn), von Dr. JOSEF SZABÓ .....	144
VIII. <b>Literatur.</b> Ungarische Sprachdenkmäler von Dr. SIGM. SIMONYI .....	154
IX. Siebenbürgische Reichstagsacten von Dr. HEINR. MARZALI .....	162
X. <b>Sitzungsberichte.</b> <i>Mathematik und Naturwissenschaften</i> : Eigenthümliche Fortbewegungsart der Spinnen. — Telescop-Fische. — <i>Astrantia semiculae</i> . — Eine werthvolle Mineraliensammlung. — Alter der geologischen Schichten des Tetöcske- und Nyerges-Berges. — Wolhyne aus Mursaj. — Crystallographische Elemente des Pseudobrookit. — Die Mineralwässer Ungarns. — <i>Plumeria Austriaca</i> . — Geognostische und orographische Verhältnisse des Syenitstockes bei Ditró. — Das Spectrum der Gasgemenge. — Kennzeichen des Stahles. — Neue Copirmethode. — Greth'sche Farbentafel. — Wirkung der Jodpräparate auf das menschliche Herz. — Zur Structur des Hirngewebes. — Anbauversuche mit verschiedenen Weizensorten. — Liquefaction der Gase. — Mechanische Wirkung des elektrischen Funckens. — Messungen der Wassergeschwindigkeit der Donau .....	172
XI. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Das Wesen der künstlerischen Nachahmung. — Spanische Volksmärchen, Sprüchwörter und Räthsel .....	182

XII. <i>Kleinere Mittheilungen</i> : 1. Das Grab des ALEXANDER CSOMA de Kőrös. — 2. ALEXANDER PETŐFI's Handschrift. Mit einem Facsimile .....	184
XIII. <i>Revue ungarischer Zeitschriften</i> .....	189
XIV. <i>Ungarische Bibliographie</i> .....	193
XV. <b>Beilage.</b> Cserhalom, von MICHAEL VÖRÖSMARTY, übersetzt von G. STIER .....	197

## II. HEFT.

I. Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn, vom FRANZ PULSZKY (mit 32 Illustrationen im Texte) .....	225
II. Denkrede auf Phil. Parlatore, von Dr. LUDW. HAYNALD .....	269
III. Eduard Szigligeti, von Dr. ADOLF DUX .....	330
IV. Die Serben in Ungarn, von Dr. J. H. SCHWICKER, II .....	342
V. Unedirte Briefe von J. A. FESSLER, mitgetheilt von LUDW. AIGNER .....	382
VI. Aus «König Buda's Tod» von JOHANN ARANY, übersetzt von ALBERT STURM .....	393
VII. <b>Literatur.</b> K. PULSZKY, Die bedeutenden Meisterwerke der Landesgallerie .....	417
VIII. Les eaux minérales de Hongrie .....	419
IX. LAD. FEHÉRPATAKY, Der Stiftungsbrief der Abtei Martinsberg .....	424
X. <b>Sitzungsberichte.</b> <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Feierliche Jahresversammlung. — Gedichte von Graf GÉZA ZICHY und JULIUS VARGA. — Gedichte aus dem XVI. Jahrhundert .....	428
XI. <i>Geschichte und Geographie</i> : Die Verfassung des heiligen Stefan. — Anonymus Belae regis notarius. — Die Briefe Gabriel Bethlens. — Matthias Bél. — Zur Geschichte der Corvina. — In Buchdeckeln aufgefundene Incunabeln des XVI. und XVII. Jahrhunderts. — Die Donauinseln. — Der Civilprocess .....	430
XII. <i>Naturwissenschaften</i> : Zur Kryptogamenflora Ungarns. — Acanthus mollis. — Eine insectenfressende Pflanze. — Dioptas in Ungarn. — Miargyrit und Kenngottit von Felső-Bánya. — Die Anglesite von Vissó. — Der Anatas von Rauris. — Die Parkesche Methode der Kupferbestimmung. — Der Chromograph. — Die quantitative Analyse der Tetraedrite. — Der Beweis des verallgemeinerten Boltzmann-Clausius'schen Satzes. — Zur Theorie der Diffraction. — Sonnenflecken- und Sternschnuppen-Beobachtungen. — Die Wärmequellen der Sonne .....	436
XIII. <i>Revue ungarischer Zeitschriften</i> .....	442
XIV. <i>Ungarische Bibliographie</i> .....	447



## III. HEFT.

	Seite
I. Das Staatswesen der Germanen, von THEODOR FUCHS .....	465
II. Urvölgyit, ein neues Mineral, von Dr. JOSEF SZABÓ (mit einer lithographischen Beilage).....	510
III. Die Kunstdenkmale Leutschau's, von Dr. ALADÁR BALLAGI (mit 11 Illustrationen im Text) .....	522
IV. Das astro-physikalische Observatorium in Ó-Gyalla .....	559
V. Der Corvin-Codex der kön. Bibliothek zu Parma, von JOHANN CSONTOSI.....	567
VI. Ueber das Deák-Monument. Aus einem Vortrage GUSTAV KELETI's .....	576
VII. <b>Literatur.</b> Bericht des Cultus-Ministers über das ungarische Schulwesen in den Jahren 1876/77 und 1877/78 .....	586
VIII. Dr. L. GUMPLOVITZ, Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn .....	594
IX. FR. SALAMON, Zur ungarischen Kriegsgeschichte in der Zeit der Árpáden .....	599
X. ERNST LINDNER, Lieder im Zipser Dialect .....	604
XI. <b>Sitzungsberichte.</b> Zur Erinnerung an Michael Horváth. Aus der Denkrede Dr. W. FRANKÓI's.....	613
XII. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> .....	632
XIII. <i>Geologische Gesellschaft</i> : Der Kroisbach-Ruster Bergzug. — <i>Carya costata</i> , eine fossile Pflanzenart. — Eine neue Zinkerz-Lagerstätte im Comitate Gömör. — Ein Senarmentit aus Algier. — Die Zinklagerstätten von Pelsöcz-Ardó. — Diabas von Doboj. — Eine fossile Krapp-Pflanze aus dem Trachyt-Tuff von Knizsá-nye. — Die Thermen von Schönau-Teplitz. — Der Grünstein von Dobschau. — Petrographische Bestimmungen in Szörény. — Das Mineralwasser zu Váralja in Tolna. — Die Nummulit-Schichten in Vichnye. — Turmalin-Crystall mit eingewachsenem Magnetit. — Wolnyn von Krasznahorka-Váralja. — Das Arbeits-Programm der königl. ung. geologischen Anstalt für den Sommer 1879 .....	634
XIV. <i>Philologie und Sprachwissenschaft</i> : Die Personal-Endungen auf -uk, -ük. — Der Orientalistencongress in Florenz. — Heinrich Lévy's Stiftung. — Die Verzweigung der ugrischen Sprachen. — Das ungarisch-ugrische Wörterbuch von Josef Budenz. — Die Sprache Pázmány's. — Valentin von Balassa. — Der Jordánszky-Codex. — Die erste ungarische Zeitung ( <i>Mercurius Veridicus ex Hungaria</i> ). — Johann Fogarasi und Karl Balla. — Die primitive Cultur der türkisch-tatarischen Völker. — Die Handschriften	



	Seite
des Festus. — Ueber Shakespeare's Charakterzeichnung. — Fürst Anatol Demidow .....	641
XV. <i>Revue ungarischer Zeitschriften</i> .....	646
XVI. <i>Ungarische Bibliographie</i> .....	652

## IV. HEFT.

I. Shakespeare in Ungarn von August Greguss .....	657
II. Hébert und Munier Chalmas über die ungarischen alttertiären Bildungen von Max Hantken (mit zwei lithographischen Tafeln) .....	687
III. Ungarische Belletristik (Ein romantisches Memoirenwerk. — Bilder aus der ungarischen Gesellschaft. — Poetische Studien. — Neue Dramen). Von Adolf Dux .....	720
IV. Denkrede auf Josef Székács von Moritz Ballagi .....	734
V. Die Landes-Rabbinerschule zu Budapest. Von Salamon Schill .....	757
VI. <i>Literatur</i> . Arany's prosaische Schriften. Von Friedrich Riedl .....	765
VII. <i>Sitzungsberichte</i> . Philologische Gesellschaft (Rückblick auf die Wirksamkeit derselben im Gebiete der classischen Philologie) .....	776
VIII. Naturwissenschaften (Alligator niger und Emysaurus, <i>Pilularia globulifera</i> . — Flöristische Daten aus der Gegend von Grosswardein und der reissenden Körös. — Die Krystalloide der Meeralgen. — Pflanzenhybriden. — Monographie der in Ungarn wild wachsenden Rosen. — Der Weizenbau. — Der Granat in den ungarischen Trachyten. — Die Einwirkung der hohen Temperatur und des Carbonsäuredampfes auf organische Körper. — Zur Kenntniss der desinficirenden Substanzen. — Geschichte der Kampfergruppe. — Die Zusammensetzung der Elemente. — Die physiologische Wirkung einiger bitteren Substanzen. — Die Pest in Astrachan. — Die aufsaugende Rolle der Haut beim baden. — Eine bandförmige Hornhauttrübung des Auges. — Die Dimensionen des Erdkörpers) .....	785
IX. <i>Revue ungarischer Zeitschriften</i> .....	792
X. <i>Ungarische Bibliographie</i> .....	798

## GRAF GEORG KÁROLYI.

— Aus der Denkrede des Grafen MELCHIOR LÓNYAY. \* —

**I**n den Kämpfen der ungarischen Nation um politische Freiheit, um volkwirthschaftliche Wohlfahrt und Erhaltung und Förderung ihrer Nationalität standen stets Mitglieder der Aristocratie in den vordersten Reihen. Obgleich der mittlere Adel den Kernpunkt der ungarischen Nationalität bildet, so war doch gerade in dieser Beziehung den SZÉCHENYI's, EÖTVÖS', TELEKI's, WESSELÉNYI's u. s. w. eine massgebende Rolle beschieden, die hierbei nicht allein mit Anregungen und materiellen Opfern vorangingen, sondern durch bedeutende literarische Wirksamkeit selbst fördernd und umwandelnd eingriffen in die geistigen und materiellen Strebungen Ungarns. Diese Erscheinung ist jedoch nicht so selbstverständlich und erklärlich, wie man ohne nähere Kenntniss der einschlägigen Thatsachen und Verhältnisse glauben könnte; denn parallel mit derselben zieht sich durch die neuere Geschichte Ungarns die zu keiner Zeit völlig verstummende Klage, dass die Aristocratie dem ungarisch-nationalen Leben des Landes entfremdet sei. In der That war in den Repräsentanten ungarischer historischer Namen und des in ungarischen Ländereien bestehenden grossen Vermögens in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Sinn für die ungarische Nationalität und deren Interessen beinahe völlig erstorben; und an Zeichen dieser Entfremdung

\* Graf MELCHIOR LÓNYAY hat als erster Präsident der ungarischen Academie der Wissenschaften in der letzten feierlichen Jahresversammlung dieser gelehrten Körperschaft eine Denkrede über den jüngst verstorbenen Grafen GEORG KÁROLYI gehalten, welche wir oben in einem die wesentlichsten Momente umfassenden Auszuge wiedergeben. D. Red.



hat es selbst später bei allem nationalen Aufschwung nicht gefehlt. — Nun, dem ist allerdings so; aber in der Wurzel, im Grundbesitz, in den Traditionen und in der Pflege dieser Traditionen durch einzelne Gestalten blieb der Zusammenhang der Aristocratie mit dem Körper der Nation dennoch fortwährend bestehen, — und so sprossen immer neue Triebe, die zu Repräsentanten und Stützen der ungarischen Nationalität werden konnten. Es gab Einzelne, bei welchen zum nationalen Gefühl hohe geistige Begabung und im Verein mit dieser ein zielbewusstes Streben hinzu trat; — dies sind jene Patrioten, welche die Nation zugleich als bedeutende Geister zu verehren Ursache hat. Bei Anderen hingegen wirkten weniger die Triebfedern mit, welche im Schwung und Ehrgeiz hervorragenderer Geister gegeben sind, — als der lebendige Sinn für die Nationalität und deren Interessen. Da trat der verborgene, in der Tiefe wurzelnde Zusammenhang der ungarischen Aristocratie mit dem Körper der Nation in typischen Charaktergestalten zu Tage, die in der neueren culturgeschichtlichen Entwicklung Ungarns von nicht geringerer Bedeutung sind, als die aus den Kreisen der Aristocratie hervorgegangenen epochemachenden nationalen Schriftsteller. In ihrem stets lebendigen Gefühl für die Interessen der Nation, seien diese geistiger oder materieller Natur, treten solche Charaktergestalten überall in den Vordergrund, wo es ein nationales Interesse zu wahren oder zu fördern gilt. Auf diese Art wird das Leben solcher Männer zu einem Stück nationaler Culturgeschichte, und so aufgefasst, könnte die Biographie einzelner Patrioten an und für sich ein würdiger Gegenstand culturgeschichtlicher Betrachtung sein. Es giebt aber in den meisten Fällen auch einen einfacheren, keiner weiteren Erklärung bedürfenden Grund, aus welchem solche Männer, wenn sie auch nicht selbst Gelehrte oder Dichter waren, werth sind, dass die Männer der Wissenschaft ihrer gedenken, ihnen Feste der Erinnerung widmen.

Ein solcher Mann war Graf GEORG KÁROLYI (geb. den 28. März 1802, gest. den 9. November 1877). Er war einer der Gründer der Academie. In derselben Circularsitzung der Stände in Press-



burg am 3. November 1825, in welcher Graf STEFAN SZÉCHENYI zum Fond der Academie 60,000 fl. Silber anbot, trat auch der damals 23jährige Graf GEORG KÁROLYI hervor und stiftete mit einer einfachen kurzen Erklärung zu dem gleichen Zweck den Betrag von 40,000 fl. Graf GEORG KÁROLYI gehörte in Folge dessen später auch zu den Directionsraths- und Ehrenmitgliedern derselben, und daher widmete die Academie in der festlichen Jahresversammlung am 16. Juni 1878, der ersten, die auf seinen Tod folgte, seinem Andenken eine Erinnerungsfeier, bei welcher Graf MELCHIOR LÓNYAY, der Präsident der Academie, in einer Gedenkrede über den Verewigten den Lebensgang desselben darlegte. Ein selbstverständlicher Act dankbarer Pietät, der auch dann am Ort gewesen wäre, wenn dem Denkreder und Biographen ausser dem einen opferfreudigen Beitrag zur Gründung der Academie keine anderen, der Erinnerung werthen Daten zur Verfügung gestanden wären. Dies ist jedoch nicht der Fall. In Graf GEORG KÁROLYI tritt der Eifer für die Interessen der Nationalität auf's lebendigste zu Tage, und dieses Gefühl, verbunden mit verehrungswürdigen Eigenschaften des Charakters und Gemüths, machte ihn zu einem typischen Repräsentanten des in der Tiefe wurzelnden, auch unter ungünstigen Umständen stets wirksamen nationalen Sinnes, und gestaltete sein Leben zu einem Spiegelbild der ganzen gleichzeitigen Culturbewegung Ungarns.

Schon in seinem Vater war die Richtung vorgezeichnet, die ihn charakterisirte. Graf JOSEF KÁROLYI, ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften und grossem geordneten Vermögen, war Obergespan des Szathmárer Comitats. Als während der Franzosenkriege der ungarische Adel auf die Aufforderung des gekrönten Königs zu den Waffen griff, rüstete er auf eigene Kosten eine Truppe aus und trug auch deren Erhaltungskosten; er war Oberst der Szathmárer Cavallerie und Anführer des Fussvolks der transibiscanischen Comitats, und nach Auflösung der Adelsinsurrection Oberst in der Armee. Am 23. März 1803 starb er nach kurzer Krankheit an einer Erkältung, die er sich bei einem heftigen Ritt zugezogen, im Alter von vierunddreissig Jahren. Kurz vorher

aber hatte er, im Gefühl seines nahen Endes die letzte Kraft zusammennehmend, ein Testament dictirt und in einem Punkt desselben seiner Gattin zur Pflicht gemacht, seine Kinder in Ungarn zu erziehen, damit sie in der ungarischen Atmosphäre unter dem Einfluss ungarischer Sitten aufwachsen, und so von ihrer Kindheit an die Vaterlandsliebe, die Treue gegen den gekrönten König, christlicher religiöser Sinn, Liebe zur ungarischen Nationalität, Opferwilligkeit und das Bewusstsein der Pflichten, die ihnen ihr Namen und ihr grosses Vermögen auferlegt, ihnen in Fleisch und Blut übergehe.

In diesem Sinne wurde denn auch Graf GEORG KÁROLYI, der in Wien geboren war, in Ungarn erzogen. Gleich seinem Vater wurde auch er Soldat. Er diente 1821 als Oberlieutenant im ungarischen Huszarenregiment Hessen-Homburg, in welchem auch Graf STEFAN SZÉCHENYI als Rittmeister diente, und im Jahre 1823 avancirte er zum Rittmeister beim Cavallerieregiment Nostitz. In demselben Jahre aber verliess er den Armeedienst, um auf Reisen Erfahrungen zu sammeln, bevor er die Verwaltung seiner Güter übernehmen und die politische Laufbahn betreten wollte. Das Jahr 1824 verbrachte er also auf Reisen in Frankreich und England; und als er 1825 in die Heimat zurückkehrte, traf er mit Graf STEFAN SZÉCHENYI zusammen, dessen patriotischen Bestrebungen er sich von nun an anschloss. So kam es, dass er zunächst dem Beispiel SZÉCHENYI's folgend, mit der Stiftung von 40,000 fl. die ungarische Academie gründen half.

Neue grosse Reisen folgten, zuerst in Europa einige Jahre, später auch in Asien und Afrika. Und als er dann an einen bleibenden Aufenthalt dachte, wählte er Pest zu seinem Wohnsitz, — unter den damaligen Verhältnissen ein patriotisches Opfer. Pest konnte zu jener Zeit keinerlei Anforderungen an Genüsse und Comfort befriedigen, — und Graf GEORG KÁROLYI, dem es seine Mittel gestattet hätten, in jedem, auch dem glänzendsten Emporium des gebildeten Europa seinen Aufenthalt zu nehmen, zog es vor, in Pest zu bleiben und da ein seinem Range und seinem Vermögen entsprechendes Palais zu erbauen, um durch dieses



Beispiel seine Standesgenossen zur Nacheiferung anzuregen. Das Palais des Grafen KÁROLYI gab in der That den Impuls zu anderen ähnlichen Bauten, und war jederzeit nicht allein eine Stätte edelster, vornehmster Gastfreundschaft, sondern auch der Ausgangspunkt mehrerer in das Leben der Nation fördernd eingreifender Unternehmungen, zu welchen hier die Vorberathungen gepflogen wurden. Graf GEORG KÁROLYI war kein Redner, kein Theoretiker, wie manche seiner glänzenden Genossen, aber practischen Sinnes führte er stets aus, was er für gut und heilsam hielt. Er war nicht dazu angethan, öffentlich auftretend in Wort und Schrift auf die Nation einzuwirken. Anzuregen vermochte er nur durch sein Beispiel. Seine Gedanken und Gefühle laut darzulegen, war ihm nicht gegeben; er vertraute dieselben nur seinem Tagebuche an, von dessen Vorhandensein wir durch die Denkrede des Grafen LÓNYAY Kenntniss haben. Dieser hat übrigens nicht in die Aufzeichnungen des Grafen selbst Einsicht genommen, sondern nur einige Auszüge daraus kennen gelernt, die ihm der Sohn des Verewigten, Graf JULIUS KÁROLYI, zur Verfügung gestellt hatte. Und nach den Mittheilungen, welche die Denkrede hierüber bietet, enthält das Tagebuch schlichte Aufzeichnungen über private und öffentliche Vorkommnisse, namentlich aus den Dreissiger Jahren, die in einzelnen Punkten einen gewissen zeitgeschichtlichen Werth haben mögen. Beredter aber als in diesen intimen Aeusserungen giebt sich seine edle, pflichtbewusste Denkweise in seinem Leben und Wirken kund. Und kaum wäre hierfür etwas Charakteristischeres anzuführen, als dass Graf KÁROLYI, als die Cholera in Ungarn zum ersten Mal auftrat und Alles in Schrecken versetzte, anstatt wie Viele sein Heil in der Entfernung, in der Flucht zu suchen, sich nach Nagy-Károly begab, um die Zeit des Schreckens auf seinen Gütern unter seinen Compatrioten und Unterthanen zuzubringen. — Von 1832—1835 machte er neuerdings Reisen, 1835 beschäftigte er sich mit der Verwaltung seiner Güter, und nachdem er sich im Mai desselben Jahres mit der Comtesse CAROLINE ZICHY, Tochter des Grafen KARL ZICHY, vermählt hatte, bereiste er mit seiner jungen Gemahlin Oesterreich, Italien, die



Schweiz und Frankreich, und verbrachte mit ihr den Winter 1836 in Paris.

Kurze Zeit später beginnt seine politische Laufbahn. 1836 wurde er zum Csongráder Obergespan-Stellvertreter, 1841 zum Obergespan des Békésér Comitats und 1848 zum Szathmárer Obergespan ernannt. Dieselbe Ernennung wiederholte sich für 1861 zum zweiten, 1865 und 1867 zum dritten und vierten Mal. Im letzteren Jahre wurde er zum Kronhüter gewählt und 1872 vom König zur Würde des Obersthofmeisters erhoben. Während der neueren constitutionellen Periode nahm er übrigens am politischen Leben auch in den Commissionsarbeiten der Magnatentafel und mehrmals als Mitglied der ungarischen Delegation thätigen Antheil. Bei der Annahme seiner Würden leitete ihn jedoch keine Ambition, sondern die Ueberzeugung, dass es bei dem alten Adel seiner Familie und seinem grossen Vermögen seine Pflicht sei, dem König und dem Vaterlande nach Kräften zu dienen. Er fand die Aufgabe seines Lebens nicht in der Theilnahme an den politischen Kämpfen, noch in der Bekleidung hoher Aemter, sondern in seiner socialen Wirksamkeit.

Da sehen wir ihn in seinem eigentlichen Elemente. In allen auf die Förderung der nationalen Cultur und des materiellen Wohles in Ungarn abzielenden Bestrebungen finden wir neben dem Namen SZÉCHENYI's den des Grafen KÁROLYI in erster Reihe. Bei der Gründung des Nationalcasinos, der Pferderennen, des ungarischen Landes-Agriculturvereins, der Kettenbrücken- und der Tunnel-Gesellschaft, der ersten ungarischen Assecuranz-Gesellschaft, des ungarischen Schriftsteller-Unterstützungsvereins, der Alfölder Eisenbahn-Gesellschaft, des Bodencredit-Instituts, bei der Theissregulirung, überall ist Graf GEORG KÁROLYI einer der wichtigsten Factoren. Und in den Kreis seiner hiermit ange deuteten Wirksamkeit gehört schliesslich auch die Rettung des Nationaltheaters in den Fünfziger Jahren.

Blüthen des Nationallebens, wie ein derartiges Kunstinstitut, bedürfen der zweifachen Gunst des Bodens und der Sonne. Sie müssen von unten genährt und von oben gefördert werden, um zu

gedeihen. Die Zeitverhältnisse aber brachten es mit sich, dass das Nationaltheater in den Fünfziger Jahren zu siechen begann. Die damaligen Behörden hatten nicht den Eifer, diesem Uebel entgegenzuwirken, und das zunehmende Deficit brachte bei ihnen den Entschluss zur Reife, das nationale Kunstinstitut zu schliessen. Da fasste Graf KÁROLYI den Vorsatz, dasselbe zu retten.

Allein zu diesem Zweck öffentlich eine Sammlung zu veranstalten, war unter den Verhältnissen jener Zeit verboten. Graf KÁROLYI versendete daher zahlreiche geschriebene Privatbriefe, um so den nöthigen Fond zu beschaffen, damit die Schuldenlast des Theaters getilgt und diesem eine jährliche Subvention gesichert werden könne. Er selbst widmete zu diesem Zweck 20,000 fl. Seine Bemühungen und sein Beispiel waren von grossem Erfolg begleitet. Viele zum Besten des Nationaltheaters gestiftete Beiträge wurden ihm anvertraut, — als ihm mitten in seinen Bemühungen das damalige Militär- und Civil-Obercommando hindernd entgegentrat. Es wurde ihm verboten die Sammlung von Beiträgen weiter fortzusetzen, und ihm zur Pflicht gemacht, die ausdrücklich nur seiner Verwaltung anvertrauten Privatstiftungen dem Landes-Theaterfond zu übergeben. Aber er setzte Alles in Bewegung, um dieses Verbot und diese gewaltsame Verfügung über Privatgelder rückgängig zu machen, und ward in diesem Bestreben endlich von Erfolg gekrönt. Er konnte nun in der Versendung der Briefe wieder fortfahren, und brachte so einen Fond zusammen, aus welchem dem Nationaltheater jährlich 16000 fl. zufließen. — Später, nachdem Regierung und Parlament dem Nationaltheater ihre Sorgfalt zuwenden konnten, nahm dieses freilich einen neuen, über den hier erwähnten Zufluss weit hinausgehenden materiellen Aufschwung; — aber unter den damaligen Verhältnissen war die Initiative des Grafen KÁROLYI eine wahre Rettungsthat.

So begegnen wir, ohne dass von ihm glänzende, hinreissende Enunciationen zu verzeichnen wären, überall nachhaltigen Spuren seiner wohlthätigen Wirksamkeit. Was ihm aber hierzu die Kraft verlieh, war eben der lebendige Sinn für die Interessen der Nation,



der ihn unter allen Umständen beseelte. Er selbst spricht sich darüber in seinem Tagebuch aus dem Jahre 1835 in der ihm eigenen schlichten Weise folgendermassen aus:

«Wer weiss, schreibt er da einmal, in welchem Zustande, unter welchen traurigen Umständen mein armes ungarisches Vaterland schon in zehn Jahren leben wird! Ob nicht heute oder morgen auch nur die geringe Freiheit, welche die privilegirten Stände geniessen, aufhört? Dann aber geht unsere nationale und politische Existenz, geht das ungarische Volk zu Grunde, fällt es binnen wenigen Jahren der Vergessenheit anheim und zählt zu den ausgestorbenen Nationen. Nur Greise werden noch traurig Ungarns gedenken. Die neue Generation aber wird, in eine andere Nation umgewandelt, vielleicht mit Hohn auf uns weisen, die aus Schwäche und Vorurtheil die von den Vätern ererbten Traditionen verkommen liessen. — Das kann sehr leicht geschehen, und wie traurig wird es sein, es als Zeuge mit zu erleben! Gebe Gott, dass ich mich täusche, — aber ich glaube kaum, dass unsere Zustände früher oder später zu einem andern Ausgang führen werden. — Und doch handle ich so, als ob uns der dauerndste Bestand, die gesicherteste Zukunft blühte. Erkläre mir das Jemand! Es ist die instinctmässige Anhänglichkeit an den Boden meines Vaterlandes, an meine Nation!»

Die «instinctmässige Anhänglichkeit», — das war es, — das Genie des Herzens, das den Grafen GEORG KÁROLYI zu einem der fruchtbarsten, erfolgreichsten Factoren in der modernen Cultur-entwicklung Ungarns machte: der in der Tiefe wurzelnde Zusammenhang Einzelner mit der Nation, auf den wir oben hingewiesen haben.



## UNGARISCHE BUDGET-STUDIEN.

**M**it dem Budget für das Jahr 1878 liegen die Resultate der zehnjährigen Wirthschaft des ungarischen Staates vor uns, deren Studium schon aus dem Grunde wünschenswerth erscheint, weil der Abschluss dieser zehnjährigen Staatswirthschaft und die Modification des volkswirtschaftlichen Ausgleiches mit Oesterreich zusammenfällt: somit beginnt der neue Cylus von zehn Jahren unter theilweise modificirten Umständen.

Es kann aber nicht in Zweifel gezogen werden, dass der gegenwärtige Stand der ungarischen Staatswirthschaft nur dann vollkommen zum Verständniss gelangen wird, wenn man sich über die Resultate der vorangehenden Jahre eine klare Idee bildet; auch für die Zukunft kann man nur auf dieser Basis sichere, oder wenigstens wahrscheinliche Folgerungen ziehen.

Die folgenden Zusammenstellungen sind möglicherweise geeignet, in dieser Richtung Dienste zu leisten.

Dieselben wurden einzig und allein zu diesem Zwecke, im Interesse der Aufstellung objectiver und unparteiischer Folgerungen redigirt. Die Zahlen sprechen so deutlich, dass Jedermann daraus die Folgerungen zu ziehen im Stande ist. Nur eine Bemerkung muss vorausgeschickt werden. In der folgenden Zusammenstellung liegt nämlich das Hauptgewicht auf den Jahren 1868, 1870, 1873, 1876, 1877 und 1878. Das Jahr 1868 war das erste im ungarischen Staatshaushalte mit einem ordnungsmässigen Budget; im Jahre 1870 wurde das erste ungarische Brutto-Budget aufgestellt; das Budget für 1873 wurde auf Grund der sanguinischsten Hoffnungen entworfen; das Jahr 1876 ist das letzte, wofür die Rechnungsab-

schlüsse vorliegen. Bei dem Jahre 1877 konnten nur die Gebahrungsausweise, und bei dem laufenden Jahre nur die Voranschläge berücksichtigt werden; aber dieser Umstand modificirt die Zusammenstellung um so weniger, als bekannterweise das letzte Budget in Bezug auf Realität der allgemeinen Uebereinstimmung gemäss die sämmtlichen vorangehenden Voranschläge weit überragt, und somit unter normalen Verhältnissen zwischen Voranschlag und factischem Resultate wahrscheinlich kein grosser Unterschied zu erwarten ist.

### I.

Der *erste* Theil weist die Einnahmen von 1868 bis 1878 auf der erwähnten Basis insgesamt und detaillirt aus. Hieraus lässt sich schliessen, welche Einnahmen jährlich zu erwarten sind, natürlich mit Hinzufügung des Ueberschusses in Folge der neu creirten Gesetze, insbesondere der finanziellen Resultate des Ausgleiches, der Zunahme aus dem verbesserten Steuercataster und der Steigerung einiger in steter Zunahme begriffenen Einnahmsquellen.

### II.

Der *zweite* Theil weist die Staatsausgaben vom Jahre 1868 bis 1878 aus und vergleicht zugleich die einzelnen Posten nach den Verwaltungsjahren; — endlich

### III.

Der *dritte* Theil stellt die Bilanz des ungarischen Staatsvermögens auf.



## DIE STAATS-EINNAHMEN.

## Sämmtliche Einnahmen laut der Schlussrechnungen.

Titel	1868	1870	1873	1874	1875	1876	1877	1877	1878
	laut der Schlussrechnungen						Voranschlag	Gebährungs- Ausweise	Voranschlag
Staatsschulden ... ..	—	920651	—	—	—	—	5126027	—	3526144
Deckung der Verwaltungskosten der schwebenden Staatsschuld... ..	—	—	—	88405	135958	67795	—	—	—
Ministerpräsident; Minister um die Person Sr. Majestät ... ..	—	3586	—	—	—	—	—	—	—
Fiume ... ..	—	—	—	73	—	—	570	—	570
Staatsrechnungshof ... ..	—	—	—	—	1638	1740	1720	—	1800
Ord. Einnahmen des Min. des Innern	—	35951	229074	644182	736405	800510	711589	—	833145
Ausserord. „ „ „ „	—	—	65404	9130	6757	6093	6376	—	4688
Ord. Einn. des Finanzministeriums	110885328	169190508	175330772	167305093	171891682	186590250	190243250	206659812	193631172
Ausserord. Einn. des Finanzmin.	9477000	5481441	65389994	5565488	3773711	2823517	3740220	—	3053864
Communic.-Min. ord. Einn. ... ..	—	—	70648	98176	225887	96463	116295	—	6187
Staatsbahn und Maschinen-Fabrik ordentliche Einnahmen ... ..	—	973992	6343103	5594763	5440198	6102067	5700000	—	—
Ausserord. Einn. des Comm.-Min.	—	—	4964	32741	—	—	—	—	—
Min. für Ackerbau, Handel u. Gew. ordentliche Einnahmen ... ..	71951	135719	350481	493088	531137	508380	551549	—	56725
„ Anstalten für Pferdezucht ... ..	—	1326703	1800989	1761858	1635032	1400916	1736253	1695458	1688117
„ Post ... ..	—	4021955	4972965	4983544	5232649	5344219	5480000	5584398	5689000
„ Telegraph ... ..	—	879894	1544758	1405165	1621159	1779827	1610400	1665456	1624500
Ausserord. Einn. des M. f. Ackerbau, Handel und Gewerbe ... ..	—	—	—	—	—	—	4000	—	—
Min. f. C. u. Unt. ord. Einnahmen	73627	328563	286836	356736	239653	192746	464000	—	395882
„ „ „ ausserord. Einn.	—	—	10000	10000	500	21000	—	—	—
Justizministerium ord. Einnahmen	—	55418	203365	227774	219729	258926	324178	—	280020
„ „ „ ausserord. Einn.	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Min. für L.-Verth. ord. Einnahmen	—	—	57924	4247	47645	70513	64265	—	102088
Durchgangseinnahmen und Rest aus den Creditoperationen ... ..	8058800	—	6204671	8199326	—	2175486	175400	—	239060
Summe ... ..	128566706	183335100	262448279	196779793	191748745	208330452	216056105	—	217136242

**Die ordentlichen Einnahmen des Finanzministeriums specificirt.**

Titel	1868	1870	1873	1874	1875	1876	1877	1877	1878
	laut der Schlussrechnungen						Voranschlag	Gebährungs- Ausweise	Voranschlag
<b>Directe Steuern:</b>									
Grundsteuer	34081856	35945572	35636628	36984857	36774218	37307502	38653971	—	39225300
Haussteuer	6793986	6833656	8300786	8468997	8667194	9051809	8900000	—	8900000
Erwerbsteuer	7711559	7878067	8159925	8324084	17959994	17596196	16959000	—	17600000
St. der Unternehmungen und Vereine	—	—	—	—	1872890	87073	2000000	—	2250000
Bergwerksteuer	—	—	—	—	109867	—	120000	—	87700
Capital- und Rentensteuer	—	—	—	—	1789288	3200278	2000000	—	3000000
Einkommensteuer	4354140	10464155	11573020	11797974	123491	127831	145650	—	129000
Mühlsteuer	—	—	35250	43053	49265	45747	45650	—	45600
Handels-, Gewerbe- u. Schutzsteuer	—	—	274410	333730	376804	351206	368152	—	355500
Transportsteuer	—	—	—	—	822912	2095533	2000000	—	2250000
Luxussteuer	—	—	—	—	154968	295738	300000	—	295000
Waffensteuer	—	—	—	—	119325	268135	200000	—	268200
Zuschlag der allg. Einkommensteuer	—	—	—	—	—	5723503	9200000	—	9200000
Verzugszinsen	99596	1425712	785100	1505751	1315666	1632002	1500000	—	1500000
Eintreibgebühren	—	—	1437925	903303	934139	838294	208000	—	208000
Steuerrückstände	—	—	—	—	—	922082	4000000	—	3000000
Summe der directen Steuern	54041140	62547165	66203048	68361753	71170019	81802155	86600423	88106033	88314300
<b>Verzehrungssteuern:</b>									
Spiritussteuer	5415301	6491065	6341625	5983036	6666380	5796195	6350000	—	5900000
Weinsteuer	2466519	2502644	2750507	2639124	2707598	2937979	2900000	—	3000000
Fleischsteuer	1865762	1948157	2060307	2007967	2051190	2202943	2200000	—	2250000
Biersteuer	897728	1238703	1431623	1127454	1092292	995656	1000000	—	1000000
Zuckersteuer	865915	896340	1063569	713345	738398	535751	1000000	—	1000000
Diverse	1183791	23129	—	—	—	—	—	—	—
Summe der Verzehrungssteuer	12695019	13100041	13647633	12470928	13255860	12468525	13450000	12467573	13150000
Pauschale der Grenzzollverwaltung	—	—	457907	456040	467380	464032	453290	545825	450400
Stempel	3682955	4099085	6645963	6895962	7355396	7776336	8016000	7743165	7800000
Rechtsgebühren	6954334	9864325	12904862	14266514	13776182	13029114	14000000	14725919	13881000
Prämien	—	455121	608824	481554	519501	493654	529000	794523	513400
Punzierung	22647	23239	26185	18144	16621	14479	16598	15084	14739
Mauth (Brücken-, Weg-, Ueberfuhr-)	202458	76687	42454	38452	22040	26546	20849	23358	21776
Tabakgefälle	12789997	25197411	25615062	24011790	25681881	27658879	26071844	28139815	27525133
Lottogefälle	1245971	2777421	3830821	4178700	4068843	4211777	4050000	4284665	4253000
Salzgefälle	14423709	13891287	13611235	12482507	12923751	13044736	12955976	14376288	13253540
Staatsgüter	1493182	4417581	4186647	4469307	4627703	4170909	4843566	4949840	4896678
Staatsforste	687499	2493225	6913177	6394299	7197338	6274642	6653467	6148366	6288977
Bergbau, Münze	2589217	30866732	9228784	9926712	7766136	9756378	8672729	17716182	8885027
Staatsdruckerei	—	12057	456331	432746	487878	544878	475000	672873	565000
Staatsgebäude	24892	34149	39625	40196	38577	32444	32833	40986	31983
Staatsbahnen und Maschinenfabrik	—	—	1198723	76890	1529701	2177043	2625000	2666201	2865370
Mobiles Staatsvermögen	—	1090964	461585	883224	486682	484729	386554	2676508	514573
Diverse Einnahmen	32301	113788 184839	332786	479365	499185	2158988	390121	566908	406276
Summe der ordentl. Einnahmen des Finanzministeriums	110885323	169190508	159385091	167305093	171891682	186590250	190243250	206659812	193631172



**Die gegenwärtigen Einnahmen des Staates im Vergleiche mit der Vergangenheit.**

Vergleicht man die gegenwärtigen Einnahmen des Staates mit der Vergangenheit, dann kann dies am zweckmässigsten mit den Jahren 1870 und 1876 geschehen, da wie erwähnt, im Jahre 1870 zuerst die Brutto-Einnahmen aufgestellt wurden und das Jahr 1876 das letzte ist, wofür die Schlussrechnungen vorliegen; die Vergleichung mit den Einnahmen im Jahre 1878 ist nur bei einzelnen Zweigen des Einkommens durchgeführt; auf die Resultate der Gebahrungsausweise vom Jahre 1877 wird nur bei einzelnen Posten reflectirt.

a) Die Gesamt-Einnahme des Staates, da dieselbe im Jahre 1870 in runder Summe 183 Millionen Gulden betrug,  
 „ „ 1876 „ „ „ 208 „ „ „  
 vermehrte sich innerhalb sechs Jahren um 25 Millionen Gulden.

Da die Resultate der Steuerzunahme in Folge des Gesetzes über den allgemeinen Einkommensteuer-Zuschlag vollkommen erst im Jahre 1877 ersichtlich sind, so ist auch das Resultat vom Jahre 1877 in Betracht zu ziehen; die Gebahrungsausweise von diesem Jahre verglichen mit dem Resultate vom Jahre 1876 weisen abermals eine Mehreinnahme von 10 Millionen Gulden aus, somit kann die Gesamt-Zunahme der Staatseinkünfte vom Jahre 1870 bis 1877 auf 35 Millionen Gulden gesetzt werden.

b) Betrachtet man die ordentlichen Einnahmen des Finanzministeriums, dann erhält man folgende Resultate:

deren Summe war im Jahre 1870	169 Millionen Gulden
„ „ „ „ „ 1876	186 $\frac{1}{2}$ „ „
somit beträgt die Zunahme innerhalb 6 Jahren	17 $\frac{1}{2}$ „ „

Im Jahre 1877 betrugen laut der Gebahrungsausweise diese ordentlichen Einnahmen 206 Millionen Gulden, somit nahmen dieselben gegenüber dem Jahre 1876 abermals um 19 $\frac{1}{2}$  Millionen Gulden zu, mithin beträgt der Unterschied zwischen den Jahren 1870

und 1877 37 Mill. Gulden.\* Die Wahrheit dieser Behauptung rechtfertigt der Umstand, dass man zu demselben Resultat gelangt, wenn man nicht die Resultate der einzelnen Jahre, sondern das durchschnittliche Ergebniss mehrerer Jahre vergleicht; vom Jahre 1870 bis 1875 waren nämlich im Durchschnitt die ordentlichen Einnahmen des Finanzministeriums 162 Millionen Gulden; gegenwärtig kann man aber dieselben in Folge der allmählig steigenden Einkünfte und der Resultate der Steuergesetze vom Jahre 1875 mit Bestimmtheit zum mindesten auf 200 Millionen Gulden setzen.

c) Unter den ordentlichen Einnahmen des Finanzministeriums bilden die directen Steuern die grösste Summe:

im Jahre 1870 war die Summe der directen Steuern  $62\frac{1}{2}$   
Millionen Gulden,

im Jahre 1876 war die Summe der directen Steuern 82  
Millionen Gulden,

in diesem Zeitraume beträgt also die Zunahme  $19\frac{1}{2}$  Mill. Gulden.

Da nun im Jahre 1877 die Summe der directen Steuern 88 Millionen betrug, so ist im Zeitraume von 1870 bis 1878 eine Zunahme von  $25\frac{1}{2}$  Millionen Gulden ausgewiesen; aber dieser Posten gestattet auch einen Vergleich mit dem Jahre 1868; und da im Jahre 1868 die Summe der directen Steuern 54 Millionen Gulden betrug, so stellt sich die Zunahme an directen Steuern in dem Zeitraume 1868—1878 auf 34 Millionen Gulden. Die proportionelle jährliche Steigerung der directen Steuern ist aus den weiter unten mitgetheilten Tabellen ersichtlich, in welchen die Resultate der Einnahmen von Jahr zu Jahr mit den bezüglichen Voranschlägen verglichen sind.

\* Dass bei den ordentlichen Einnahmen des Finanzministeriums eine grössere Zunahme ausgewiesen ist, als oben bei den sämtlichen Staatseinnahmen, das findet seine Erklärung in den verschiedenen Verrechnungsweisen beider Jahre; hierin findet man auch den Grund, dass in den Schlussrechnungen für das Jahr 1870 die Staatseinnahmen, welche als Tilgungsquote des 1870-iger Prämien-Anleihens dienen, unter den ausserordentlichen Einnahmen angeführt werden, im Jahre 1876 dagegen sich unter der Rubrik der Credit-Operationen vorfinden.



d) Die Verzehrungssteuern weisen keine Mehreinnahme auf; die Summe der Erträgnisse ist 13 Millionen Gulden, also auch heute annähernd dieselbe wie im Jahre 1870.

e) Die Erträgnisse des Stempels und der Rechtsgebühren haben sich bedeutend vermehrt; denn im Jahre 1870 betrugen dieselben 14 Millionen Gulden und im Jahre 1876 beliefen sie sich auf 22 Millionen, also um 8 Millionen Gulden mehr; das Resultat im Jahre 1877 ist beiläufig dasselbe wie im vorhergehenden Jahre.

Eine strengere finanzielle Verwaltung würde bei diesem Posten noch eine bedeutende Erhöhung erzielen.

f) Bei den folgenden Einnahmequellen kann nur das Netto-Erträgniss die richtige Basis für die Vergleichung bilden; aus diesem Grunde musste dasselbe auch angeführt werden, doch lässt sich natürlich aus dem Vergleiche der einzelnen Jahre nicht auf die Steigerung der Einnahmen schliessen; da jedoch bei den unten ausgewiesenen Einnahmequellen eine Zunahme der Einkünfte von Jahr zu Jahr ersichtlich ist, besonders in den letzteren Jahren in fast gleichem Verhältnisse, so kann man diese Zunahme als constant annehmen und auch auf die angeführten Summen rechnen.

	Brutto- Einnahmen	Verwaltungs- Ausgaben	Netto- Resultat
<i>bei dem Tabakgefälle:</i>			
im Jahre 1870	21.547,223 fl.	12.264,208 fl.	9.283,015 fl.
„ „ 1876	27.729,712 „	14.145,072 „	13.575,640 „
<i>bei dem Salzgefälle:</i>			
im Jahre 1870	13.863,703 „	3.890,455 „	9.973,248 „
„ „ 1876	12.997,346 „	1.920,964 „	11.076,382 „
<i>bei dem Lottogefälle:</i>			
im Jahre 1870	2.787,613 „	1.456,470 „	1.331,143 „
„ „ 1876	4.211,780 „	2.624,957 „	1.586,823 „
<i>bei den Staatsgütern:</i>			
im Jahre 1870	3.803,400 „	1.609,768 „	2.193,632 „
„ „ 1876	4.776,964 „	1.476,333 „	3.300,631 „

	Brutto- Einnahmen	Verwaltungs- Ausgaben	Netto- Resultat
<i>bei den Staatsforsten :</i>			
im Jahre 1870	2.673,960 fl.	1.473,103 fl.	1.200,857 fl.
» » 1876	6.037,940 »	3.693,315 »	2.344,625 »
<i>bei der Post :</i>			
im Jahre 1870	4.106,036 »	4.030,031 »	76,005 »
» » 1876	5.356,050 »	4.604,100 »	741,942 »
<i>bei dem Telegraphen :</i>			
im Jahre 1870	956,458 »	883,558 »	72,900 »
» » 1876	1.776,189 »	2.021,885 »	—245,696 »

g) Der Werth der ungarischen Staatsbahnen ist in dem Inventar der Schlussrechnungen für das Jahr 1876 mit 110 Millionen Gulden festgesetzt; diese Summe vertheilt sich auf die einzelnen Strecken folgendermassen :

Nördliche Linie der Staatseisenbahn	61 Millionen Gulden,
Südliche » » »	38 » »
Gömörer Industriebahn . . . . .	8 » »
Maschinenfabrik . . . . .	1 » »
Verbindungsbahn und Linie Brassó- Tömös, im Bau begriffen, circa . . . .	2 » »

Die Erträgnisse der Staatsbahnen waren laut der Schlussrechnungen :

im Jahre	Brutto- Einnahmen	Betriebs- kosten	Netto- Erträgniss
1874 m. d. Maschinenfabrik	6.532,888 fl.	5.594,763 fl.	938,125 fl.
1875 » » »	6.960,403 »	5.449,197 »	1.511,206 »
1876 ohne die »	6.902,940 »	5.358,694 »	1.544,246 »
1877 dem in der Finanzcom- mission vorgelegten Aus- weise gemäss . . . .	7.350,000 »	4.691,000 »	2.659,000 »

Wünscht man die Rentabilität der ungarischen Staatsbahnen zu untersuchen, dann muss man die nördliche und südliche Linie trennen, denn in ihren Resultaten tritt ein ausserordentlicher



Unterschied an den Tag; aus diesem Grunde darf man dieselben nicht im Durchschnitte zusammenfassen.

Die Betriebs-Resultate der südlichen Linie waren:

im Jahre 1874 ein Betriebs-Deficit von . 133,068 fl.

» » 1875 » » » » . 35,116 »

» » 1876 » » » » . 213,501 »

Deficit von 3 Jahren . . 381,865 fl.

Fällt im Durchschnitt auf das Jahr . 127,228 »

Aus den obigen Ausweisen über die Rentabilität sämtlicher Staatsbahnen ist ersichtlich, dass die Brutto-Einnahmen von Jahr zu Jahr in Steigerung begriffen sind, während die Betriebskosten in Folge der Ersparnisse sich merklich verminderten. Auf Grundlage dieser Daten kann man den operativen Netto-Ertrag der Staatsbahnen auf jährlich  $2\frac{1}{2}$  Millionen Gulden setzen; zieht man nun auch das Betriebs-Deficit der südlichen Linie, welches der nördlichen zu Gute geschrieben werden müsste, nicht in Betrag, so bildet diese Summe jetzt das operative Erträgniss der in der südlichen Linie investirten 61 Millionen Gulden.

Aber dieses Resultat liefert auch den Beweis, dass zum Zwecke einer besseren Ausnützung der nördlichen Linie radicale Massregeln noth thun, und zwar nicht nur aus dem Grunde, damit die für den Hafen in Fiume und die südlichen Linien der Staatsbahnen investirten immensen Summen wenigstens ein geringes Erträgniss aufweisen, sodann aus volkswirtschaftlichen Gründen, damit wir unseren Producten auf diesem Wege eine beständige Ausfuhr sichern; dies wird nur dann ermöglicht, wenn es in unserer Macht steht, die Transporttarife zwischen Budapest und Fiume so zu bestimmen, dass unsere Rohproducte, denn diese bilden den grössten Theil des Transportes, dieselben ertragen können.

h) Das in die Staats-Maschinenfabrik investirte Capital beträgt gemäss den Schlussrechnungen für das J. 1876 1.013,553 fl. hiezu das cursirende Betriebscapital im Jahre 1876 467,717 »  
zusammen . 1.480,717 »

Im Jahre 1874 war das Erträgniss der Staatsmaschinenfabrik

noch äusserst gering, da bei einer Brutto-Einnahme von 773,252 Gulden die Betriebskosten 760,358 Gulden betrug und somit ein Netto-Erträgniss von 12,884 Gulden erzielt wurde.

Seit dem Jahre 1875 weist diese Fabrik erfreuliche Resultate auf:

	Brutto- Einnahmen	Betriebs- kosten	Netto- Erträgniss
im Jahre 1875 waren	796,987 fl.	700,843 fl.	96,852 fl.
„ „ 1876 „	935,155 „	883,031 „	102,124 „

Im Jahre 1877 waren die Netto-Erträgnisse der Fabrik laut Ausweis für die Finanzcommission: 130,000 Gulden; abgesehen davon, dass im Interesse der Entwicklung unseres Fabrikswesens das Aufblühen dieser Fabrik sehr erwünscht ist, so wirft das investirte Capital auch finanziell genommen ein ergiebiges Erträgniss ab.

**Vergleichung der Voranschläge und Resultate der Einnahmen  
für die Jahre 1869—1876 nach den Schlussrechnungen.**

1869.	Voranschlag	Resultat der Schlussrechnung
Directe Steuern . . . . .	53.921,000 fl.	56.692,281 fl.
Verzehrungssteuern . . . . .	11.293,000 „	13.192,097 „
Gebühren . . . . .	10.702,200 „	13.206,270 „
Gefälle . . . . .	36.722,800 „	39.126,370 „
Staatsvermögen . . . . .	30.396,600 „	40.138,468 „
Diverse . . . . .	334,500 „	209,535 „
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums	143.370,100 fl.	162.565,025 fl.
Summe der ord. Einnahmen	147.539,600 fl.	167.211,147 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	25.241,206 „	66.505,743 „



1870.	Voranschlag	Resultat der Schlussrechnung
Directe Steuern . . . .	54.980,000 fl.	60.519,030 fl.
Verzehrun <sup>g</sup> ssteuern . . .	13,600.000 »	13,073,558 »
Gebühren . . . . .	10.818,000 »	14.518,459 »
Gefälle . . . . .	38.259,000 »	41.866,120 »
Staatsvermögen . . . .	23.455,900 »	39.028,500 »
Diverse . . . . .	238,200 »	184,839 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums	141.351,000 fl.	169.190,508 fl.
Summe der ord. Einnahmen .	147.791,354 fl.	175.979,015 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	10.043,205 »	7.376,058 »
1871.		
Directe Steuern . . . .	41.038,000 fl.	42.581,747 fl.
Verzehrun <sup>g</sup> ssteuern . . .	13.238,000 »	14.085,627 »
Gebühren . . . . .	14.690,250 »	16.466,938 »
Gefälle . . . . .	43.825,550 »	44.452,804 »
Staatsvermögen . . . .	25.003,706 »	21.296,191 »
Diverse . . . . .	188,725 »	254,332 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums .	137.984,231 fl.	139.137,641 fl.
Summe der ord. Einnahmen .	145.911,241 fl.	147.817,540 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	42.610,526 »	25.874,378 »
1872.		
Directe Steuern . . . .	44.818,424 fl.	44.094,433 fl.
Verzehrun <sup>g</sup> ssteuern . . .	13.949,900 »	13.566,264 »
Gebühren . . . . .	16.110.110 »	18.077,713 »
Gefälle . . . . .	41.605,450 »	43.866,720 »
Staatsvermögen . . . .	30.883.896 »	26.699,991 »
Diverse . . . . .	423,431 »	579,116 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums .	147.791,211 fl.	146.884.257 fl.
Summe der ord. Einnahmen .	157.167,651 fl.	155.951,215 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	11.080,122 »	2.041,267 »*

\* Bei den ausserordentlichen Einnahmen im Jahre 1872 ist der grosse Ueberschuss zwischen dem Voranschlage und dem factischen Resultate dem

1873.	Voranschlag	Resultat der Schlussrechnung
Directe Steuern . . . . .	69.515,268 fl.	66.203,048 fl.
Verzehrun <sup>g</sup> ssteuern . . . . .	14.549,000 »	13.647,633 »
Gebühren . . . . .	19.197,790 »	20.693,099 »
Gefälle . . . . .	44.656,870 »	43.779,657 »
Staatsvermögen . . . . .	35.204,809 »	29.808,609 »
Staatsbahnen u. Maschinen- fabrik . . . . .	3.329,103 »	1.198,723 »
Diverse . . . . .	353,092 »	582,326 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums	186.805,932 fl.	175.913.099 fl.
Summe der ord. Einnahmen .	203,468,925 fl.	191.773,245 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	27.069.477 »	65.470,363 »*
1874.		
Directe Steuern . . . . .	70.000,905 fl.	68.361,753 fl.
Verzehrun <sup>g</sup> ssteuern . . . . .	13.895,000 »	12.470,928 »
Gebühren . . . . .	20.717,216 »	22.156,670 »
Gefälle . . . . .	46.578,832 »	41.672,988 »
Staatsvermögen . . . . .	30.264,787 »	21.886,485 »
Staatsbahnen u. Maschinen- fabrik . . . . .	2.000,000 »	76,890 »
Diverse . . . . .	371,086 »	479,365 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums	183.827,796 fl.	167.305,093 fl.
Summe der ord. Einnahmen	202.765,495 fl.	182.963,107 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	7.368,414 »	5.617,360 »

Umstände zuzuschreiben, dass im Voranschlage 3½ Millionen Gulden von den gemeinsamen Activen, 6 Millionen Gulden an Steuer- und Gebühren-Rückständen, sowie aus dem Verkaufe von Staatsgütern angenommen wurden, während unter diesen Titeln nur geringe Summen eingebracht wurden.

\* Die grössere Summe bei den Einnahmen des Jahres 1873 stammt aus den Creditoperationen, z. B. aus der folgenden: ein Theil des 54-Millionen-Anleihens auf Grund des Artikels XXXII. vom Jahre 1872, welcher nach Deckung des Deficites vom Jahre 1872 übrig blieb; es waren unter diesem Titel 13.937,092 fl. in Voranschlag gebracht, während 43.100.366 fl. zur Verrechnung gelangten.



1875.	Voranschlag	Resultat der Schlussrechnung
Directe Steuern . . . .	76.374,088 fl.	71.170,019 fl.
Verzehrunqssteuern . . .	13.469,000 »	13.255,860 »
Gebühren . . . . .	23.991,521 »	22.158,122 »
Gefälle . . . . .	45.958,094 »	42.664,476 »
Staatsvermögen . . . .	26.195,742 »	20.616,819 »
Staatsbahnen u. Maschinen- fabrik . . . . .	2.763,850 »	1.529,701 »
Diverse . . . . .	383,277 »	499,185 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums	189.115,522 fl.	171.891,682 fl.
Summe der ord. Einnahmen	206.434,748 fl.	187.967,777 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	5.703,770 »	3.780,968 »
1876.		
Directe Steuern . . . .	87.336,107 fl.	81.802,155 fl.
Verzehrunqssteuern . .	13.262,000 »	12.468,525 »
Gebühren . . . . .	25.413,332 »	21.804.159 »
Gefälle . . . . .	44.887,750 »	44.915,394 »
Staatsvermögen . . . .	23.561,741 »	21.263,982 »
Staatsbahnen u. Maschinen- fabrik . . . . .	2.480,000 »	2.177,043 »
Diverse . . . . .	378,301 »	2.158,988 »
Summe der ord. Einnahmen des Finanzministeriums	197.319,231 fl.	186.590,250 fl.
Summe der ord. Einnahmen	214.418,775 fl.	203.304,356 fl.
Ausserordentliche Einnahmen	4.041,163 »	2.850,610 »

Aus dieser Vergleichung ist ersichtlich, dass die Einnahmen in den Jahren 1869, 1870 und 1871 die Voranschläge übertroffen haben; nur die Einkünfte aus den Staatsgütern machten im Jahre 1871 eine Ausnahme, da dieselben um circa 4 Millionen geringer ausfielen, als sie im Voranschlage aufgestellt worden sind.

Die Resultate des Jahres 1872 entsprechen ziemlich genau dem Voranschlage, nur das Erträgniss aus den Staatsgütern war etwa um 4 Millionen geringer als der Voranschlag.

Im Jahre 1873 blieben die ordentlichen Einnahmen mit 11 Millionen hinter dem Voranschlage zurück, — auch hier waren die Einkünfte aus den Staatsgütern um 5 Millionen geringer, ausserdem blieb das Resultat der directen Steuern um 3 Millionen unter dem Voranschlage.

Im Jahre 1874 waren die ordentlichen Einnahmen um 20 Millionen geringer als im Voranschlage; mit Ausnahme der Gebühren erreichte kein einziger Titel die in Voranschlag gebrachten Summen; — der grösste Unterschied stellte sich ein: bei den Staatsgütern um  $8\frac{1}{2}$  Millionen Gulden, bei dem Tabakgefälle mit 4 Millionen und bei den directen Steuern mit  $1\frac{1}{2}$  Millionen.

Im Jahre 1875 blieben die ordentlichen Einnahmen mit 18 Millionen unter dem Voranschlage; die wichtigsten Posten waren: bei dem Staatsvermögen  $5\frac{1}{2}$  Millionen Gulden, bei den directen Steuern 5 Millionen, bei dem Tabakgefälle 3 Millionen.

Auch im Jahre 1876 blieben die Einnahmen noch mit 11 Millionen hinter dem Voranschlage zurück, und zwar bei dem Staatsvermögen mit 2 Millionen und bei den directen Steuern mit  $5\frac{1}{2}$  Millionen Gulden; — diese letztere geringere Einnahme stellte sich bei dem Einkommensteuer-Zuschlage und bei den Steuerrückständen ein.

Dass diese den Resultaten nicht entsprechenden Voranschläge dem ungarischen Staatshaushalte zum Schaden gereichten, das liegt auf der Hand; besonders in Bezug auf die Einkünfte aus den Staatsgütern waren die Hoffnungen, nach den Erfolgen der Jahre 1869 und 1870, allzu sanguinisch.

Die Einnahmen des Jahres 1877 laut den Gebahrungsausweisen, verglichen mit dem Voranschlage, können — mit Ausnahme der Verzehrungssteuern — günstig genannt werden; in diesem Jahre sind die ordentlichen Einnahmen des Finanzministeriums folgendermassen ausgewiesen:



	Voranschlag	Resultate in den Gebahrungsausweisen
Directe Steuern . . . . .	86.600,423 fl.	88.106,033 fl.
Verzehrungssteuern . . . . .	13.450,000 »	12.467,573 »
Gebühren . . . . .	23.035,737 »	23.847,874 »
Gefälle . . . . .	43.077,820 »	46.800,768 »
Staatsvermögen . . . . .	21.064,149 »	32.204,755 »
Staatsbahnen u. Maschinen- fabrik . . . . .	2.625,000 »	2.666,201 »
Diverse . . . . .	390,121 »	566,908 »
Summe der ord. Einnahmen d. Finanzministeriums	190.243,250 fl.	206.659,812 fl.

Vergleicht man diese Resultate mit jenen aus dem Jahre 1876, so findet man, dass das Staatsvermögen ein Plus an Einnahmen aufweist, besonders unter den Titeln Bergbau und Münze, deren Erträgnisse die vorjährigen mit 8 Millionen übertreffen.

## II. Staatsausgaben.

*Die Ausgaben verglichen mit dem Voranschlage in den Jahren  
1868 bis 1876.*

	Ordentliche Ausgaben		Ausserordentliche Ausgaben	
	Voranschlag	Resultate der Schlussrechnungen	Voranschlag	Resultate der Schlussrechnungen
1868.	—	99.662,771	—	128.931,233
1869.	149.283,839	165.343,568	10.118,086	13.694,024
1870.	157.935,358	178.146,284	14.572,266	47.579,508
1871.	150.437,461	145.286,501	56.968,606	41.019,238
1872.	162.763,515	155.676,601	70.503,891	45.935,203
1873.	208.016,406	207.112,543	63.511,971	51.317,245
1874.	211.265,690	201.651,788	37.856,023	35.670,162
1875.	207.254,253	201.945,475	26.609,063	25.734,819
1876.	203.768,108	214.105,622	28.865,470	20.609,606

Im Voranschlage für das Jahr 1877 waren die ordentlichen Ausgaben mit 229.687,912 fl., die ausserordentlichen mit 6.920,130 fl. eingestellt, zusammen 236.902,042 fl. Die faktischen Ausgaben betrugen laut den Gebahrungsausweisen 242.938,113 fl.

Die ordentlichen Ausgaben für das Jahr 1878 sind im Voranschlage mit 233.425,624 fl., und die ausserordentlichen mit 7.541.811 fl. eingestellt.

# Die Staats-Ausgaben specificirt.

Titel	1868		1870		1873		1876		1878
	Voranschlag	Schluss-Rechnung	Voranschlag	Schluss-Rechnung	Voranschlag	Schluss-Rechnung	Voranschlag	Schluss-Rechnung	Voranschlag
Kön. Hofstaat und Cabinets-Kanzlei									
ordentliche Ausgaben	3286400	3302377	3710234	3714354	4722216	4721972	4724295	4723883	4722514
Reichstag ordentliche Ausgaben	940000	973359	500000	1287786	700000	1202500	890315	1282794	1408677
Gemeinsame ord. Ausg. u. Pensionen	22048000	20631045	29551196	28529342	26779533	26137703	29378529	31081689	30823973
Gemeinsame ausserord. Ausgaben	8058800	8058855	1912705	1912705	3500889	3500889	4533260	4533260	—
Pensionen	—	—	2421600	2342638	2599622	2739767	3558404	3772069	3824409
Beitrag zu den Staatsschulden	32425000	31299502	32723200	31408424	31524529	31318176	30515228	31103874	30880445
Staatsschulden	14683000	13080506	12447500	17566339	26924708	25175150	40058918	41785814	52017872
Innere Verwaltung Croatiens ord. Ausg.	1723900	1859248	2200000	2200000	4480000	4764523	5148600	4981167	5393606
Innere Verwaltung Croatiens ausserordentliche Ausgaben	200000	14483	—	—	—	—	—	—	—
Fiume	—	—	83448	84597	89030	84489	84980	84083	84090
Rechnungshof	—	—	80000	71945	150000	142125	136000	134859	131000
Ministerpräsident ord. Ausgaben	102200	111594	245540	232801	335880	328328	312620	307533	309260
„ ausserord. Ausg.	—	—	—	—	30000	29390	—	—	—
Minister um die Person Sr. Majestät ordentliche Ausgaben	84300	83745	71000	68213	64854	62105	51063	50879	50343
Minister um die Person Sr. Majestät ausserordentliche Ausgaben	—	—	—	—	8275	7965	—	—	—
Croatischer Minister ord. Ausgaben	—	—	45220	46107	48000	46729	36340	36095	35880
Minister des Innern ord. Ausgaben	8919000	8959428	9912059	9561845	7664643	7474564	7559266	7465926	7446845
„ „ ausserord. Ausg.	657000	478000	1121000	962794	79573	76077	9376	7958	4688
Finanzminister ordentliche Ausgaben	7381300	8084860	42578776	60191538	53575556	56110944	40948696	46489284	38879047
„ ausserord. „	3246000	2435102	5564963	7323891	5041129	4817629	4237192	4255454	1161711
Gar. Zinsen der Eisenbahnen	—	—	1000000	53236	12000000	13314921	15000000	16409223	15000000
Comm.-Minister ordentliche Ausgaben	2968500	2833537	4015102	3802906	8463932	7335157	4138162	3827297	4170194
Staatsbahn und Fabrik ord. „	—	—	—	6340687	6340687	6343103	5676000	6273770	5705630
Comm.-Minister ausserord. Ausgaben	1559000	1513451	4526892	2688970	8503207	5369513	2462059	2140590	2894143
Eisenbahnbau	16550000	502752	23128000	38778281	29567606	24030292	2000000	1656683	—
Handelsminister ord. Ausgaben	509500	428410	7349643	7819866	10873498	10473637	10501430	10718848	10273658
„ ausserord. Ausgaben	501000	170193	992801	958540	1216810	1280868	120620	137277	80700
Unterrichtsminister ord. „	1074000	1031698	2301972	1802529	4411851	4111462	4123794	4076786	4096771
„ ausserord. Ausg.	—	—	714416	539525	208553	205478	41500	41298	24812
Justizminister ord. „	2885400	2578068	3654808	3023647	11500585	10666155	9752900	9852792	9751989
„ ausserord. „	210000	8799	73000	40630	788349	635841	130000	100062	—
Landesverth.-Min. ord. „	506000	559080	4327510	4424403	6767271	6971915	6090915	6056171	6142025
„ ausserord. „	—	7444	6206900	4092029	2565046	2565046	331463	327798	331990



Aus dieser Zusammenstellung der Staatsausgaben ist ersichtlich, dass die gesammten ordentlichen Ausgaben:

im Jahre 1870 . . .	225.725,792 fl. betrug,
im Jahre 1873 . . .	258.429,788 » »
im Jahre 1876 . . .	243.715,228 » »
im Jahre 1878 mit . .	241.067,435 » präliminirt sind.

Bei den wichtigsten Titeln waren die Ergebnisse der Ausgaben:

a) die Kosten des k. Hofstaates und der Cabinetskanzlei betragen jährlich 4.700,000 Gulden.

b) Die gemeinsamen ordentlichen und ausserordentlichen Ausgaben betragen:

im Jahre 1870 . . .	30.432,047 fl.
im Jahre 1873 . . .	29.638,692 »
im Jahre 1876 . . .	25.614,949 »
im Jahre 1878 mit . .	34.648,382 » präliminirt.

c) Der Beitrag für die Staatsschulden beläuft sich jährlich auf circa 31 Millionen.

d) Die innere Verwaltung Croatiens erheischt jährlich circa 5 Millionen.

e) Die Pensionen belaufen sich jährlich auf 3.750,000 fl.

f) An Staatsschulden wurden gezahlt:

im Jahre 1870 . . . . .	17.566,339 fl.
im Jahre 1873 . . . . .	25.175,150 »
im Jahre 1876 . . . . .	41.785,814 »
im Jahre 1878 war prälinimirt	52.017,872 »

Aus dieser Vergleichung ist ersichtlich, in welchem Maasse der Staatschatz seit dem Jahre 1870 mit Staatsschulden belastet wurde.

Die oben ausgewiesenen Posten belaufen sich jährlich auf 131 $\frac{1}{2}$  Millionen Gulden, und, hiez u gerechnet die 15 Millionen Gulden für garantirte Eisenbahnzinsen, 146 $\frac{1}{2}$  Millionen Gulden; diese Summe ist bei der gegenwärtigen Lage der ungarischen Finanzen unentbehrlich und nur der Ueberschuss der Einkünfte über dieselbe kann zur Deckung der Kosten für die innere Verwaltung verwendet werden.

Die Haupterfordernisse der inneren Verwaltung sind die folgenden:

g) Das jährliche Erforderniss Fiume's . . . . 84,000 fl.

h) Das jährliche Erforderniss des Rechnungshofes 131,000 »

i) Das jährliche Erforderniss des Ministerpräsidenten . . . . . 309,000 »

k) Das jährliche Erforderniss des Ministers um die Person Sr. Majestät . . . . . 50,000 »

l) Das jährliche Erforderniss des croat. Ministers 36,000 »

m) Die ordentlichen und ausserordentlichen Erfordernisse des Ministers des Innern betragen:

im Jahre 1870 . . . . . 10.524,639 fl.

im Jahre 1873 . . . . . 7.550,641 »

im Jahre 1876 . . . . . 7.473,884 »

im Jahre 1878 sind sie mit . 7.451,533 » präliminirt.

n) Das Gesamt-Erforderniss des Finanzministers war:

im Jahre 1870 . . . . . 67.515,429 fl.

im Jahre 1873 . . . . . 60.928,573 »

im Jahre 1876 . . . . . 50.744,738 »

im Jahre 1878 sind sie mit . 42.118.570 » präliminirt.

o) Das Erforderniss des Ministers für die öffentlichen Arbeiten und Communication war:

im Jahre 1870 . . . . . 2.688,970 fl.

im Jahre 1873 . . . . . 7.335,157 »

im Jahre 1876 . . . . . 3.827,297 »

im Jahre 1878 mit . . . . . 4.170,194 » präliminirt.

p) Das Erforderniss des Ministers für Handel, Gewerbe und Ackerbau war:

im Jahre 1870 . . . . . 8.778,406 fl.

im Jahre 1873 . . . . . 11.754,505 »

im Jahre 1876 . . . . . 10.856,125 »

im Jahre 1878 mit . . . . . 10.354,358 » präliminirt.

q) Das Erforderniss des Ministers für Cultus und Unterricht war:



im Jahre 1870 . . . . .	2.342,054 fl.
im Jahre 1873 . . . . .	4.316,940 »
im Jahre 1876 . . . . .	4.118,084 »
im Jahre 1878 mit . . . . .	4.133,583 » präliminirt.

r) Das ordentliche und ausserordentliche Erforderniss des Justizministers betrug :

im Jahre 1870 . . . . .	3.064,277 fl.
im Jahre 1873 . . . . .	11.301.996 »
im Jahre 1876 . . . . .	9.952,854 »
im Jahre 1878 mit . . . . .	9.751,989 » präliminirt.

s) Dass Erforderniss des Landesvertheidigungs-Ministers war:

im Jahre 1870 . . . . .	8.516.432 fl.
im Jahre 1873 . . . . .	9.536,961 »
im Jahre 1876 . . . . .	6.383,969 »
im Jahre 1878 mit . . . . .	6.474,015 » präliminirt.

Aus diesen Zusammenstellungen ist ersichtlich, dass im Jahre 1870 zu Zwecken der inneren Verwaltung 104 Millionen Gulden verausgabt wurden, während im Jahre 1876 unter diesen Titeln nur 94 Millionen Gulden verbraucht wurden.

Ferner ist ersichtlich, dass auf dieser Basis, worauf das gegenwärtige ungarische Budget ruht, jährlich in runder Summe ein Aufwand von 240 Millionen erforderlich ist.

### III. Staatsschulden und Staatsvermögen.

Mit Ende des Jahres betrugen die Staatsschulden :

Grundentlastungsschuld . . . . .	fl. 248.693,676 78
Andere Schulden . . . . .	» 7.827,112 41
zusammen . . . . .	fl. 256.520,789 09

Diesem gegenüber betrug mit Ende des Jahres 1867 das active Vermögen :

Werth der Mobilien . . . . .	fl. 311.423.865.56
Instructionen . . . . .	» 22.910.027.39
Forderungen des Staates . . . . .	» 122.246.098.46
Baargeld und Werthpapiere . . . . .	» 28.985.915.10
zusammen . . . . .	fl. 485.566.806.51

Es ist zu bemerken, dass unter den Forderungen des Staates sind:

Forderungen des Finanzministers . . . . .	fl. 111.689.609.16
Forderungen an den gemeinsamen Activen »	8.653.235.40
Andere Forderungen . . . . .	» 1.903.243.10
zusammen . . . . .	fl. 122.246.096.46

Mit Ende des Jahres 1876 war die Summe der Staatsschulden (laut den Schlussrechnungen):

1. Grundentlastungsschuld . . . . .	fl. 241.341.894.82
2. Weinzehentablösungsschuld . . . . .	» 21.501.099.70
3. Eisenbahnanlehen vom Jahre 1868 . . . . .	» 81.019.200.—
4. Prioritätsschuld der Losonezer Bahn . . . . .	» 5.100.—
5. Ablösung des Rechtes der Kettenbrücke und Prioritätsschuld . . . . .	» 1.661.621.27
6. Pfandbriefanlehen der Gömörer Bahn . . . . .	» 6.327.600.—
7. Verlosbares Anlehen vom Jahre 1870 und dessen Reservefond . . . . .	» 29.010.176.—
8. 30 Millionen Silberanlehen v. J. 1871 . . . . .	» 27.799.000.—
9. 54 Millionen Silberanlehen v. J. 1872 . . . . .	» 52.334.000.—
10. 76½ Millionen Silberanlehen v. J. 1873 . . . . .	» 76.500.000.—
11. 76½ Millionen Silberanlehen v. J. 1874 . . . . .	» 76.500.000.—
12. Erste Hälfte der 80 Millionen Gold- renten-Anleihe . . . . .	» 40.000.000.—
13. Ablösungs-Anlehen der Remanential- und Exstirpal-Gründe . . . . .	» 123.020.—
14. Kirchliche und weltliche Legate . . . . .	» 62.334.14
15. Deposite . . . . .	» 3.589.850.52
16. Pferdezuucht-Fond . . . . .	» 149.922.—

Gesammt-Staatsschuld mit Ende des Jahres 1876 . . 657.924.818.82½

Diesem gegenüber war der Werth des Staatsvermögens mit Ende des Jahres 1876 :



*I. Immobiler Werth, und zwar:*

a) In Verrechnung des Bergbaues und der Münze . . . . .	fl. 210.654,557.51
b) Werth der Staatsgüter . . . . .	» 47.150,923.—
c) Werth der Staatsforste . . . . .	» 26.808,795.—
d) Pferdezucht-Anstalten und Pferdezucht-Fond . . . . .	» 5.606,565.—
e) Staatseisenbahnen und Maschinenfabrik . . . . .	» 110.019,921.—
f) Die beiden Brücken in Budapest sammt den zugehörigen Gebäuden . . . . .	» 13.988,312.77
g) Gesamtwerth der Staatsgebäude . . . . .	» 32.997,705.95
<hr/>	
Gesamtwerth der Immobilien . . . . .	fl. 445.626,781.04

*II. Producte, Materialien, Werkzeuge und Geräte:*

a) Bei dem Tabakgefälle . . . . .	fl. 20.802,842.55
b) Bei dem Salzgefälle . . . . .	» 1.456,478.60
c) Bei den Staatsgütern und Staatsforsten . . . . .	» 3.523,702.—
d) Bei dem Bergbaue und der Münze . . . . .	» 12.358,936.20
e) Bei den Staatsbahnen und der Maschinenfabrik . . . . .	» 1.767,313.62
f) Bei den Pferdezucht-Anstalten . . . . .	» 6.366,089.—
g) Bei dem Telegraphen . . . . .	» 3.959,252.41
h) Die Eszterházy-Gallerie . . . . .	» 1.300,000.—
i) Bei den Honvéd-Truppen . . . . .	» 23.066,630.68 <sup>1/2</sup>
k) Werth diverser Ausrüstungsobjecte . . . . .	» 3.452,611.62
<hr/>	
Zusammen unter diesem Titel . . . . .	fl. 78.680,856.68 <sup>1/2</sup>

*III. Summe der Cassareste . . . . .* » 27.457,130.61<sup>1/2</sup>*IV. Werthpapiere . . . . .* » 17.764,709.70<sup>1/2</sup>*V. In Staatsforderungen, und zwar:*

a) Vorschüsse für Eisenbahnzinsen sammt deren Zinsen . . . . .	fl. 80.586,555.59
b) Die fälligen fl. 4.831,992.03 und die nicht fälligen fl. 16.669,107.67 der Weinzehent-Ablösungs-Forderung . . . . .	» 21.501,099.70
c) Die erste Siebenb. Eisenbahn-Gesellschaft . . . . .	» 4.000,000.—
d) Sonstige Forderungen . . . . .	» 3.161,579.21
<hr/>	
Gesamtforderungen des Staates . . . . .	fl. 109.249,234.50

VI. *Gesammter activer Rest* . . . fl. 161.634,550.08

Hievon ab der *passive Rest* . . . » 50.437,787.08

Verbleibt als *activer Rest* . . . . . fl. 111.196,763.—

Werth des gesammten Staatsvermö-  
gens mit Ende des Jahres 1876 . . . . . » 789.975,475.69½\*

Aus dieser Zusammenstellung ist ersichtlich, dass mit Ende des Jahres 1867 die Staatsschulden in runder Summe 256½ Millionen Gulden betrugen, während die Staatsschuld mit Ende des Jahres 1876 laut der Schlussrechnung sich auf 658 Millionen Gulden belief; somit vermehrte sich die Staatsschuld während dieses Zeitraumes um 400 Millionen Gulden; diesem gegenüber war der Werth des Staatsvermögens:

mit Ende des Jahres 1867 . . . . . 485½ Millionen Gulden.

» » » » 1876 (laut den

Schlussrechnungen) . . . . . 790 » »

somit vermehrte sich der Werth des

Staatsvermögens während dieses Zeit-

raumes um . . . . . 300 » »

Bei diesem Vergleiche ist noch zu bemerken, dass die Art und Weise der Verrechnung sowohl bei der Staatsschuld als auch bei dem Staatsvermögen in den verglichenen Gebahrungsausweisen und Rechnungsabschlüssen beiläufig dieselbe ist, ferner dass auch die Schätzung des Staatsvermögens auf derselben Grundlage vorgenommen wurde.

\* In diesen Ausweisen ist der Werth der Staatsgüter so eingestellt, wie derselbe in den Schlussrechnungen beziffert ist; derselbe Werth wurde in die Schlussrechnungen vom Jahre 1868 aufgenommen, und so figurirt er schon seit langer Zeit; da an dieser Stelle nur der Vergleich der Zunahme der Staatsschuld und des Staatsvermögens aufgestellt wurde, so wird derselbe dadurch nicht alterirt, dass dieser Werth zu gering angesetzt wurde.

Es ist aber zu bemerken, dass der Werth, wie derselbe in den Schlussrechnungen beziffert ist, dem gegenwärtigen Werthe des Staatsvermögens keinesfalls entspricht, denn die Ausdehnung der Staatsgüter beträgt nach dem Werke des Grafen M. Lónyay über das «Staatsvermögen» 4.700,000 Catastral-Joche; somit ist der Werth dieser Besitzungen weit höher, als oben angegeben ist.



Nebst den erwähnten Posten vermehrte sich die Staatsschuld im Jahre 1877 um folgende Summen:

a) Da aus der zweiten Auflage der Rentenanleihe im Sinne des Gesetzes wenigstens 20 Millionen Gulden zur Einlösung der Schatzbons zu verwenden sind, so vermehrte sich die gesammte Staatsschuld mit Abzug dieser Summe um circa 20 Millionen Gulden, diese Summe wird aber genau erst aus den Schlussrechnungen des Jahres 1877 ersichtlich sein.

b) Durch die Uebernahme der Ostbahn mit 9.989,300 Gulden. Diesen beiden Posten ist jedoch die Vermehrung im Werthe des Staatsvermögens entgegenzustellen.

Mit der Erhöhung der Zinsen durch die Uebernahme der Ostbahn verminderte sich die Summe der zu zahlenden garantirten Zinsen.

Unter den im Laufe von neun Jahren zu Stande gebrachten und auf 300 Millionen bewertheten Investitionen figuriren als die bedeutendsten Summen:

die Investitionen der Staatsbahnen, welche mit der Staatsmaschinenfabrik bis Ende des J. 1876 sich beliefen auf 100 Mill. fl.

und die den Eisenbahn-Gesellschaften gewährten Vorschüsse sub titulo garantirte

Zinsen, welche sammt Zinseszinsen bis

Ende des Jahres 1876 betrugen . . . . . 80<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Mill. fl.

Vom rein finanziellen Standpunkte betrachtet, schädigen diese beiden Posten die Bilanz des ungarischen Staatshaushaltes in hervorragender Weise und verursachen auch theilweise das stehende Deficit in den jährlichen Präliminarien.

Bei der Feststellung des Eisenbahnnetzes ohne systematischen Plan und bei der Bestimmung der Reihenfolge des Ausbaues wurden unstreitig Fehler begangen: kann man nun dieselben auch gegenwärtig gänzlich nicht beseitigen, so muss man wenigstens die begangenen Fehler und deren Consequenzen nach Thunlichkeit abschwächen; — allein die genaue Erörterung dieser Frage passt nicht in den Rahmen dieser Zusammenstellungen.

Betrachtet man aber die Frage vom volkswirtschaftlichen

Standpunkte, so kann nicht geläugnet werden, dass durch die grossartige Ausdehnung der Verkehrslinien dem Staate grosse Lasten aufgebürdet worden sind; dadurch wurde aber der Werth des Privat-Besitzthumes bedeutend erhöht: aus diesem Grunde kann man hoffen, dass sich die Lasten, welche in Folge dieser Investitionen den Staat drücken, in Bälde verringern werden.

Budapest, Monat Mai 1878.

GRAF JULIUS SZAPÁRY.\*

\* Der Verfasser des obigen Artikels ist bekanntlich seit der Abfassung dieser Studie von Sr. Majestät dem König mit der Leitung des kön. ungarischen Finanzministeriums betraut worden.

Die Red.

---



## ZU- UND ABNAHME DER BEVÖLKERUNG UNGARNS NACH NATIONALITÄTEN.

Es ist eine bisher durch nichts begründete, darum aber doch sehr verbreitete Ansicht, dass der ungarische Stamm nicht fruchtbar genug und sein Absterben daher nur eine Frage der Zeit sei. Es verlohnt sich gewiss der Mühe zu untersuchen, inwieweit obige Behauptung stichhältig ist.

Das beste Mittel, zugleich die entsprechendste Gelegenheit hiezu bildet die soeben abgeschlossene Statistik der Bevölkerungsbewegung Ungarns im Jahre 1876.

Die am Schlusse des Jahres 1875 aus dem *Ueberschusse der Geborenen über die Gestorbenen* berechnete Bevölkerungsziffer Ungarn-Siebenbürgens (ohne Croatien und Slavonien) betrug 13.525.459 Seelen. Leider können die durch *Ein- und Auswanderung* entstandenen Veränderungen in der Zahl der Bevölkerung nicht nachgewiesen werden, da zu deren Evidenzhaltung hier zu Lande keine entsprechenden Einrichtungen bestehen. Wir wissen jedoch, dass dieser Theil der Bevölkerungsstatistik auch anderwärts auf schwachen Füßen steht, weiters aber, dass der Zu- und Abzug der Bevölkerung besonders in den letzten Jahren ziemlich unbedeutend war, und wir uns deshalb vor der Hand mit dem Geburten- und Sterblichkeits-Unterschiede begnügen können.

Nachdem im Jahr 1876 in Ungarn 623,849 Kinder geboren wurden und 478,684 Personen starben, so beträgt der *Geburten-Ueberschuss* 145,165 und hob sich demnach die Bevölkerung mit Schluss des Jahres 1876 auf 13.670,624 Personen.

So einfach die drei Ziffern sind, in welchen sich das *End-*

*ergebniss* der gesammten Bevölkerungsbewegung ausdrückt, so ist deren Werth dennoch nicht zu unterschätzen, da der Ueberschuss von 145,000 Seelen einer Jahreszunahme von 1.07% entspricht. Nachden wir nun wissen, dass die Jahreszunahme in dem dichtbevölkerten Sachsen z. B. auch nur 1.12, ja selbst in England nur 1.26% beträgt, während die meisten europäischen Staaten sich mit einer Zunahme von 0.6, 0.7% u. s. w. begnügen müssen, so kann obige Zunahme jedenfalls als sehr befriedigend betrachtet werden.

Uebrigens erfreut sich auch Ungarn, welches bezüglich der Anzahl der *Eheschliessungen* in Europa in erster Reihe steht (eine Ehe auf 89, 93, 96 Personen), nicht alljährlich einer so bedeutenden Bevölkerungszunahme, trotzdem es auch bezüglich der relativen Zahl der Geburten (eine auf 21, 22, 23 Personen) einen der ersten Plätze einnimmt.

Blicken wir auf das letztverflossene Jahrzehnt zurück, so finden wir nur ein einziges Jahr mit ähnlichem Geburten-Ueberschuss, nämlich das Jahr 1869, welches auf die ausserordentlich reiche Ernte, und dem in öconomischer Rücksicht unverkennbaren Aufschwung des Jahres 1868 folgte.

Im erwähnten Jahrzehnt *vermehrte sich die Bevölkerung Ungarns*

1866	um	42,000	Seelen	oder	0.03	%
1867	»	69,800	»	»	0.54	»
1868	»	114,000	»	»	0.86	»
1869	»	142,000	»	»	0.07	»
1870	»	124,600	»	»	0.91	»
1871	»	55,800	»	»	0.4	»

hingegen *ging dieselbe zurück*

1872	um	17,800	»	»	0.12	»
1873	»	307,300	»	»	0.23	»

und *stieg wieder*

1874	»	700	»	»	0.005	»
1875	»	107,400	»	»	0.8	»

Die beiden Jahre 1872 und 1873 war Ungarn von der Cholera-Seuche heimgesucht, welche besonders im letzteren Jahre unge-



heure Dimensionen annahm. Lassen wir dieses Jahr ausser dem Calcul, so ist die zehnjährige *Durchschnittsvermehrung* kaum etwas über ein halbes Percent (0.56), und dem gegenüber ist der Zuwachs des Jahres 1876 umsomehr von Bedeutung, als er jenen von 1869 in absoluter Zahl noch um 3000 Seelen übersteigt.

So erfreulich übrigens dieser Bevölkerungs-Anwachs ist, so muss doch constatirt werden, dass Ungarn auch heute noch die Cholera-Verluste der Jahre 1872—73 nicht ganz verwunden hat. Wir wissen nämlich, dass die Volkszahl Ungarns zur Zeit der Volkszählung im Jahre 1870 mit Einschluss der mittlererweile civil gewordenen Militärgrenze (Croatien-Slavonien nicht mitgerechnet) 13.561,245 Seelen betrug. Trotzdem, dass sich die Bevölkerung von 1875 auf 76 um 145,000 Seelen vermehrte, zählt die Bevölkerung am Schlusse des Jahres 1876 doch nur um 109,379 Seelen mehr, als wir bereits im Jahre 1870 besaßen.

Hätte sich Ungarn jährlich nur um 125,000 Seelen vermehrt, ein Zuwachs, den wir im letzten Jahrzehent zweimal überschritten, einmal ganz und einmal annähernd erreicht hatten, so würde die nächste Volkszählung im Jahre 1880 um wenigstens eine Million mehr Einwohner ergeben.

Diese Behauptung ist leichter verständlich, wenn wir die Bevölkerungszahl nicht der Landeshauptsumme nach betrachten, sondern dieselbe nach *Landestheilen* in Untersuchung ziehen.

Es ist hiebei eine Landes-Eintheilung gebraucht worden, welche zwar durchaus keinen officiellen Charakter hat, zu statistischen Untersuchungen aber sich als sehr practisch erweist. Dieselbe lehnt sich zum grossen Theile an die einst bestandene Viertelung: dies- und jenseits der Donau und der Theiss an, doch verbessert sie dieselbe. Wir erhalten auf diese Weise sieben, auch der natürlichen Beschaffenheit nach ziemlich homogene Theile, deren Flächenraum zwischen 30—35,000 □ Kilometer, während die Bevölkerung zwischen 1.5—2 Millionen Seelen variirt, und die folgenden Resultate ergibt.

	Die Bevölkerung war :		Daher gegen	
	bei der Zählung im Jahre 1870	am Schlusse des Jahres 1876	1870 Zuwachs	Abgang
Linkes Ufer der Donau ...	1.730,628	1.798,920	68,292	—
Rechtes » » » ...	2.406,958	2.534,970	128,012	—
Zwischen Donau u. Theiss	2.138,174	2.184,390	46,216	—
Rechtes Theiss-Ufer ...	1.490,696	1.484,917	—	5,779
Linkes Theiss-Ufer ...	1.888,290	1.830,203	—	58,087
Maros-Theiss-Gelände ...	1.753,596	1.700,546	—	53,050
Siebenbürgen ...	2.152,903	2.136,678	—	16,225
Summe ...	13.561,245	13.670.624	242,520	133,141
Ueberschuss von 1870 auf 1876 ... 109.379.				

Wie man sieht hat sich die dem Flächenraum und der Bevölkerung nach ungefähre Hälfte des Landes in den abgelaufenen sechs Jahren um 242,500 Seelen vermehrt, während sich die andere, etwas grössere Hälfte in derselben Zeit um 133,100 Seelen verringert hat. Es sind das eben die Nachwirkungen der gerade in diesem Landestheile stärker aufgetretenen Cholera, was auch daraus erhellt, dass dieser nämliche Landestheil von 1875 auf 76 sich um nahezu 70,000 Seelen vermehrt hat.

Es wäre übrigens vergebene Mühe die Untersuchung der absoluten Zahlen weiter fortzusetzen, da aus denselben wohl die allgemeine Vermehrung und Verminderung ersichtlich wird, aber hieraus nicht entnommen werden kann, wie sich innerhalb derselben das *Verhältniss der verschiedenen Nationalitäten* geändert hat.

Um zu diesem Resultate zu gelangen, bedarf es anderer Mittel.

Wir kennen nämlich nicht nur nach Landestheilen, sondern auch comitatsweise den Geburten-Ueberschuss oder Abgang. Ebenso kennen wir andererseits das Percentverhältniss der das betreffende Comitat bewohnenden Nationalitäten. Angenommen daher, dass sich die Bevölkerung eines Comitates ohne Rücksicht auf die dasselbe bewohnenden Nationalitäten vermehrt oder vermindert hat, so muss sich die *Geburten-Differenz* — sei dieselbe nun *positiv* oder *negativ* — in denselben Percentverhältnissen auf die einzelnen Nationalitäten vertheilen, in welchen diese das Comitat bewohnen.



Man muss zwar annehmen, und die allgemeine Erfahrung bestätigt es, dass die wohlhabenderen und gebildeteren Classen der Bevölkerung nicht in demselben Maasse zu Grunde gehen und absterben, wie die ärmeren und ungebildeteren Classen. Nachdem nun in Ungarn das Cultur-Element ungarisch und deutsch ist; nachdem Besitz und Vermögen zum grössten Theile in den Händen dieser ist, kann es keinem Zweifel unterliegen, dass es für das ungarische Element eher nachtheilig als vortheilhaft ist, wenn es bezüglich der Ueberschuss-*Vertheilung* der Geburten mit den dasselbe umwohnenden Nationalitäten nach gleichem Massstabe gemessen wird. Da uns jedoch zu genaueren Berechnungen detaillirteres Materiale derzeit nicht zur Verfügung steht, so acceptiren wir den für das ungarische Element augenscheinlich nachtheiligen Calcul und wollen sehen, zu welchen Resultaten wir auch bei dieser Methode gelangen.

Nach der neuen Comitats-Eintheilung haben wir es nunmehr bloß mit 65 Comitaten zu thun. Hievon sind 27, in welchen die *ungarische Nationalität* in absoluter Majorität ist, wobei es sich von selbst versteht, dass dieselbe auch in allen übrigen Comitaten mit mehr oder weniger hohen Percenten vertreten ist. Von den übrigen Comitaten haben in 13 die *Rumänen*, in 9 die *Slovaken*, in 3 die *Ruthenen*, in einem die *Deutschen* die absolute Mehrheit. Ausserdem giebt es 12 Comitete, in welchen *keine absolute Majorität* besteht, welche sich jedoch in vier Gruppen sondern lassen und entfallen hienach 3 Comitete in die *ungarisch-deutsch-slovakische*, 4 in die *ungarisch-deutsch-serbische* (theils *croatische*), 2 in die *ungarisch-slovakisch-ruthenische* und 3 in die *ungarisch-deutsch-rumänische Gruppe*.

Vergleichen wir nun — ohne die zu viel Raum beanspruchenden Tabellen hier zum Abdruck zu bringen \* — die Ergebnisse

\* Detaillirte Tabellen finden sich in den *Hivatalos statisztikai Közlemények* (Amtliche statistische Mittheilungen), Jahrgang 1878, I. Heft: *Magyarország népesedési mozgalma 1876* (Die Bevölkerungsbewegung Ungarns im Jahre 1876) und in den Ausgaben der ung. Academie: *Értekezések a társadalmi tudományok köréből*. 1878: *Magyarország népességének*

der einzelnen Comitате, so finden wir, dass von den 27 Comitaten mit *ungarischer* Majorität in dem Zeitraum von 1870 auf 76 die grosse Mehrzahl, d. i. 19 zu- und nur 8 abgenommen haben. Unter diesen 8 Comitaten sind aber ausser Szabolcs, Torna und Borsod meist solche, in welchen auch andere Nationalitäten stark vertreten sind, wie in Nográd und Abaúj die slovakische, in Maros-Torda, Szathmár und Bihar die rumänische. Von den 13 Comitaten *rumänischer* Majorität haben ausser Fogaras und Szörény alle an Seelenzahl verloren; während die 9 Comitате *slovakischer* Nationalität ohne Ausnahme zugenommen haben. Von den 3 Comitaten, in welchen die *ruthenische* Nationalität überwiegt, hat blos Mármaros einen Zuwachs zu verzeichnen, während Bereg und Ugocsa in ihrer Bevölkerung zurückgegangen sind. Unter den 12 Comitaten *gemischter Nationalität*, d. h. in welchen kein einzelner Volkstamm in absoluter Majorität ist, haben blos 4 eine Vermehrung nachzuweisen, 8 aber verloren an ihrer bereits im Jahre 1870 besessenen Bevölkerung. — Berechnet man nun die Bevölkerung nach Zu- und Abnahme im Verhältnisse der Nationalität ihrer Bewohner, so erhalten wir folgendes Bild:

Die *Zunahme* und *Abnahme* der Bevölkerung Ungarns nach Landestheilen und Nationalität von 1870 auf 1876.

Landestheile	Ungarn	Deutsche	Rumänen	Slovaken	Croaten	Serben	Ruthenen	Gemischte	Gesammt- Zunahme Abnahme von 1870—76
Linkes Donau-Ufer . . . . .	12.148	8.107	....	48.037	....	....	....	....	68.292
Rechtes Donau-Ufer . . . . .	85.031	32.192	....	3.244	7.461	84	....	....	128.012
Zwischen Donau und Theiss	36.714	5.400	117	1.808	470	1.553	142	12	46.216
Rechtes Theiss-Ufer . . . . .	10.879	1.165	588	3.652	....	....	871	....	5.779
Linkes Theiss-Ufer . . . . .	34.320	515	30.244	1.244	....	....	5.890	142	58.087
Maros-Theiss-Gelände . . . .	5.418	13.578	30.007	177	431	2.807	692	....	53.050
Siebenbürgen . . . . .	6.235	949	21.475	....	....	....	....	36	16.225
Zusammen - . . . .	89.511	31.822	82.197	57.808	7.500	1.170	6.271	166	109.379

szaporodása és fogyása országrészek és nemzetiségek szerint, Keleti Károlytól (Abhandlungen aus dem Kreise der socialen Wissenschaften, 1878: Die Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarns nach Landestheilen und Nationalitäten von Karl Keleti).



Da jedoch absolute Zahlen nur selten ein vollständiges Bild geben und um mit dem Zuwachs von nahezu 90,000 Ungarn nicht etwa des Chauvinismus geziehen zu werden, dürfte es gut sein zu untersuchen, welcher *percentuellen Zu- und Abnahme* obige Zahlen entsprechen.

Um zu einer genauen Grundzahl zu kommen, war es daher nöthig, vorerst die inzwischen civilisirte ungarische Militärgrenze ebenfalls nach Nationalitäten zu berechnen. Sonach ergibt die percentuelle

	Zunahme	Abnahme
bei den Ungarn . . .	1.44 %	—
» » Deutschen . . .	1.66 »	—
» » Rumänen . . .	—	3.08
» » Slovaken . . .	2.84 »	—
» » Croaten . . .	3.58 »	—
» » Serben . . .	—	0.39
» » Ruthenen . . .	2.33 «	—
» anderen . . . . .	—	1.18

Nach diesen Percenten dürfte man meinen, dass unter allen Nationalitäten, welche der Zahl nach zugenommen haben, ausser den *Ruthenen* die *Ungarn* sich im geringsten Verhältnisse vermehrt hätten. Doch müssen diese Percentzahlen auf ihr richtiges Maass zurückgeführt werden.

Es wurde schon erwähnt, dass die Zahlen nur annäherend richtig sind, indem eine individuelle Zuzählung und Subtraction unausführbar gewesen und deshalb die in einem oder dem andern Comitete in Minorität gewesen Nationalitäten theils gewannen, theils verloren, je nachdem die Majorität der Bevölkerung zu- oder abnahm.

So ist z. B. unleugbar, dass die *Croaten*, welche eine so hohe Zunahme (um 3.58<sup>0</sup>/o) ergeben, dieselbe in solchen Comitaten wie Moson (Wieselburg), Sopron (Oedenburg), Zala gewannen, wo dieselben nur mit 13, 12 und 21<sup>0</sup>/o vertreten sind, während die Volksmajorität *Ungarn* und theilweise *Deutsche* bilden, die allgemeine Bevölkerungszunahme aber im nämlichen Zeitraume 6.19, 8.43 und 4.06<sup>0</sup>/o, daher überall mehr betrug als die Zunahme der *Croaten*.

Die *Deutschen* haben in dem einzigen Comitete, in welchem sie

in absoluter Majorität sind (Moson [Wieselburg] mit 76.2% deutscher Einwohner), um 6.19% zugenommen. Obwohl nun dieselben in fast allen Gegenden des Landes zerstreut wohnen, so erscheinen sie doch in dichterem Verhältnisse in den Comitaten jenseits der Donau, wie: Fehér (Weissenburg), Komárom (Komorn), Somogy, Veszprém u. s. w., in welchen die ungarische Nationalität mit 80, 83, 89, 85% vertreten ist, und haben daher ihr Vermehrungs-Percent nicht allein, sondern im Vereine mit dem ungarischen Elemente gewonnen, da in den angeführten Comitaten der Zuwachs 8.12, 7.02, 3.47 und 6.19 beträgt.

Bei den *Slovaken* ist die Zunahme von 2.84% ihr eigenes Verdienst; denn wir sahen schon früher, dass in jenen Comitaten, in welchen die Slovaken vorherrschend sind, der Zuwachs ohne Ausnahme war. Zudem sind die Slovaken in den durch sie bewohnten Comitaten, mit Ausnahme von Szepes (Zips), Bars und Sáros, derart in der Majorität, dass die anderen Nationalitäten gar nicht in Rechnung kommen können.

Ein ganz anderes Verhältniss besteht jedoch bei den *Ungarn*. Auch diese wohnen zwar in allen Gegenden des Landes, aber nicht nur in den hervorragend günstiger situirten Landstrichen, wie wir es bei den Deutschen gewahrten. Wo die Ungarn in überwiegender Majorität oder beinahe ausschliesslich wohnen, wie in den Comitaten Jász-Nagykún-Szolnok (Jazygien-Kumanien), Győr, (Raab), Csongrád u. s. w., erreicht der Zuwachs 2.5 bis 5 und 6%. Auf Kosten anderer Nationalitäten haben die Ungarn nur in 4 Comitaten, nämlich Sáros, Szepes (Zipsen, mit slovakischer), Marmaros und Szörény (Severin, mit ruthenisch-wallachischer Majorität) einen Zuwachs zu verzeichnen. In allen anderen Comitaten mit gemischterer Bevölkerung haben dieselben verloren. Dies sieht man am deutlichsten, wenn jene Comitate ins Auge gefasst werden, in welchen das ungarische Element sich mehr und mehr mit rumänischem mischt, wie: Arad, Szilágy, Bihar, Temes, wo der Bevölkerungs-Abgang 7.17, 6.36, 9.33 und 4.57% beträgt.

Doch den stärksten Beweis liefert Siebenbürgen, dessen allgemeines Bevölkerungs-Verhältniss 31.2% Ungarn, 10.7 Deutsche



und 58.1% Rumänen giebt. Von den 15 Comitaten dieses Landes-theiles weisen nur 5 einen Zuwachs, die übrigen 10 aber einen mehr oder weniger starken Abgang auf. Diese 5 Comitete aber sind: Udvarhely, Csik und Háromszék, deren Bewohner zu 98.4, 90.1 und 78.9% Ungarn sind; ferner Brassó, dessen Majorität ungarisch-deutsch ist, und nur das einzige Fogaras macht eine Ausnahme, welches trotz der rumänischen Majorität einen Zuwachs von 2.3% verzeichnen kann.

Es darf daher mit Bestimmtheit behauptet werden, dass die angewandte Berechnungsmethode den Ungarn keineswegs besonders günstig ist und dass der auf Grund derselben resultirende Zuwachs der ungarischen Nationalität in der Wirklichkeit noch bedeutend grösser sein muss.

Begnügen wir uns indessen mit der ziffermässig nachweisbaren Zunahme. Ohnedies kann ja eingewendet werden, dass das Ganze blos eine Combination sei, welche Nichts beweist. Es könnte ja gesagt werden, dass das ganze Resultat rein Zufall ist. Da nämlich im verflossenen Decennium die Gebiete jenseits der Donau von der Cholera mehr verschont wurden, und da in jenen Theilen die Ungarn zufälligerweise dichter wohnen, so kam auch ein besserer Zuwachs heraus. Die Unfruchtbarkeit der ungarischen Nation ist damit noch lange nicht widerlegt, und das Aussterben einer unfruchtbaren Nationalität bleibt somit immer noch nur eine Frage der Zeit.

Stünde dieser Einwurf, so wäre hiemit freilich unsere ganze Combination über den Haufen geworfen. Doch findet sich vielleicht in dem nunmehr doch etwas reichhaltigeren Arsenal der ungarischen Statistik eine Waffe, mit welcher auch dieser Einwurf bekämpft werden kann.

Um dies zu erreichen, müssen wir noch einmal die ganze Reihe der Comitete durchgehen und dieselben sowohl nach dem Percente der herrschenden Nationalität als nach den Geburts-Quotienten, sowie der Zu- und Abnahme der Bevölkerung von 1870 auf 1876 neuerdings vergleichen. Doch verweisen wir bezüglich

der Details auch hier wieder auf die bereits oben (S. 37, Anm.) erwähnten Quellen und begnügen uns mit der Vergleichung der Endresultate.

So sehen wir, dass bei den 27 Comitaten mit *ungarischer* Majorität bereits auf 16, 18, 19, 20 Seelen eine Geburt entfällt und die Bevölkerungszunahme 5, 6 und 7% beträgt. Wo hingegen eine Abnahme zu verzeichnen ist, wie bei Torna, Nográd, Bihar, ist auch der Geburten-Quotient 24, d. h. erst auf 24 Bewohner entfällt eine Geburt.

Ganz anders gestaltet sich schon das Verhältniss bei den 13 Comitaten *rumänischer* Majorität. Hier entfällt eine Geburt im Durchschnitt auf 25.5 Bewohner, ist aber auch der Bevölkerungs-Abgang ein allgemeiner. Arad und Fogaras machen zwar eine Ausnahme, da in jenen bei sehr günstigem Geburten-Quotient doch eine Bevölkerungs-Abnahme eintrat, hier aber, trotzdem erst auf 27 Seelen eine Geburt entfällt, die Bevölkerung dennoch zugenommen hat. Einzelne locale Einflüsse lassen sich jedoch in der Statistik, welche mit grossen Zahlen arbeitet, nicht in Rechnung bringen, und derlei kleinere Ausnahmen bestärken nur die Regel.

Dies sehen wir allsogleich bei den Comitaten *slovakischer* Majorität, in welchen eine Geburt auf 21.5 Einwohner entfällt, und auch die Bevölkerungs-Zunahme eine allgemeine aber mässige ist, da sie nirgends unter 2% bleibt, aber 4% auch kaum übersteigt. Nur Bars bildet eine Ausnahme mit einem Zuwachs von über 7%, doch ist dort auch der Geburten-Quotient 19, in dem Resultate also nichts Ueberraschendes, sondern vielmehr eine Bestätigung der von uns aufgestellten Behauptung.

Aehnliche Fluctuationen sind auch bei den übrigen Comitaten zu constatiren. So sehen wir, dass z. B. im überwiegend *deutschen* Moson (Wieselburg) bei einer Bevölkerungs-Zunahme von 6.19% der Geburten-Quotient 19 ist. Derselbe beträgt bei den Comitaten *gemischter Nationalität* in der ungarisch-slovakisch-deutschen Gruppe 23, in der ungarisch-deutsch-croatischen 20, in der ungarisch-slovakisch-ruthenischen 22.5, in der ungarisch-rumänisch-deutschen 23. Auch hier ergibt sich, dass der günstigere Ge-



burten-Quotient mit der Zunahme der Bevölkerung, der ungünstigere mit Stagnation oder Abnahme zusammenfällt.

Zu bemerken ist noch, dass in den Comitaten gemischter Nationalität das *ungarische* und *deutsche* Element zusammen überall die Majorität bildet, mit Ausnahme der ungarisch-ruthenisch-slovakischen Gruppe, in welcher die beiden letzteren 60.4% der Bevölkerung bilden. Hier ist der Geburten-Quotient 22.5 und eine Bevölkerungs-Abnahme, wenn auch gering, so doch allgemein.

Aus allen bisher angeführten Daten ergibt sich, dass überall dort, wo das *ungarische* Element überwiegt, die Geburten-Ziffer die grösste ist, und dass dieselbe selbst von den *slovakischen* Comitaten nicht übertroffen wird. Aus diesen Ziffern allein würde sich desshalb die Widerlegung der so oft erwähnten Theorie von der *Unfruchtbarkeit der ungarischen Nationalität* ergeben.

Noch lauert aber im Hintergrunde eine ernste Einwendung, auf welche wir bisher nicht reflectirten, welcher wir jedoch ins Auge sehen müssen, soll unsere Beweisführung mehr als eine blossе Behauptung sein.

Es ist dies das Verhältniss der *Sterbefälle* und vor Allem die *Kindersterblichkeit*. Von den Ziffern der allgemeinen Sterblichkeit haben wir nicht zurückzuschrecken, da ja auf ihrer Differenz zu den Geburten sich unsere ganze Combination aufbaut. Um so wichtiger ist jedoch die Erwähnung der *Kindersterblichkeit*. Hier müsste man auf den ersten Blick wirklich meinen: es sei umsonst, dass jährlich so viele Kinder geboren werden, wenn die Hälfte derselben innerhalb der ersten fünf Lebensjahre wieder abstirbt; denn bei einem solchen Verhältnisse könnten wir lange auf die Erstarkung der ungarischen Nation warten.

Es wäre vergebene und deshalb auch falsch angewandte Mühe, die grosse Kindersterblichkeit, wie auch die daraus der Gesellschaft erwachsenden Schäden in Abrede stellen zu wollen.

Die Statistik spricht hierin nur zu deutlich und weist nach, dass im Jahre 1876 Kinder innerhalb der ersten fünf Jahre starben:

Linkes Donau-Ufer . .	32,384	= 52.79 ‰
Rechtes » » . .	44,035	= 53.22 »
Zwischen Donau u. Theiss	48,436	= 55.76 »
Rechtes Theiss-Ufer . .	22,679	= 46.51 »
Linkes » » . .	38,560	= 47.33 »
Maros-Theiss-Gelände .	37,593	= 52.53 »
Siebenbürgen . . . .	28,321	= 42.21 »

---

Zusammen und im Durchschnitt . 242,008 = 50.55 ‰

Trotz ernster Trauer über dies wirklich dunkelste Factum der ganzen Bevölkerungsstatistik müssen wir zu unserem grössten Erstaunen wahrnehmen, dass gerade in den besten Theilen des Landes, welche sich der gesunden Volksbewegungs-Verhältnisse erfreuen, das Percent der Kindersterblichkeit über 50, ja beinahe bis 56 ‰ steigt, während sich in jenen Landestheilen, von welchen wir wissen, dass sie in ihrer Bevölkerung seit 1870 zurückgegangen sind, eine kaum über 40 ‰ steigende Kindersterblichkeit nachweisen lässt.

Doch währt dies Staunen nicht lange, denn bald werden wir gewahr, dass man es hier mit einer ganz naturgemässen Erscheinung zu thun hat.

Alle Welt kennt den schwachen Organismus des Kindes und die Gefahren, welchen derselbe nicht nur in den ersten Monaten, sondern selbst in den ersten Jahren seiner Existenz ausgesetzt ist. Wie oft gelingt es selbst der aufopferndsten Pflege, der liebevollsten Sorge nicht, den schwachen Sprössling am Leben zu erhalten. Wie viele Familien können sich rühmen, nicht auf Kosten des Verlustes ihrer Erstgeborenen die Erfahrungen sich angeeignet zu haben, mit welchen sie die späteren auferziehen konnten?

In beinahe allen Ländern Europas stirbt auch beiläufig ein Viertel der Neugeborenen innerhalb des ersten Jahres. Wie hoch sich dieses Percent in Ungarn beläuft, wissen wir nach dem heutigen Stande unserer Statistik noch nicht. Doch wissen wir, dass das Sterbepersent der innerhalb der ersten fünf Lebensjahre verstorbenen Kinder in den europäischen Staaten zwischen 40—45 ‰ schwankt. In Ungarn erreicht es 50 ‰! Auf die Grösse dieses Percentes haben jedenfalls die unverständige, oft sorglose Be-



handlung, Furcht vor dem Arzte, Quacksalberei und Aberglaube, vor Allem aber deren Urquelle: der Bildungsmangel, einen grossen Einfluss.

Man sieht, wir beschönigen unsere Sünden und Fehler nicht, aber beeilen wir uns hinzuzusetzen, dass dies nicht die einzige Ursache der grossen Kindersterblichkeit Ungarns ist. *Die Hauptursache der grossen Kindersterblichkeit ist die grosse Geburten-Frequenz.*

Wir dürfen uns die Autorschaft dieses Ausspruches nicht vindiciren. Längst schon hat man, besonders in Baiern — wo einige Provinzen ebenfalls an grosser Kindersterblichkeit laboriren — die starke Geburten-Frequenz mit vermehrter Sterblichkeit in Verbindung gebracht. Unser Verdienst ist blos die anschauliche und überzeugende Nachweisung und Begründung desselben durch Daten der ungarischen Statistik.

Nicht nur, wenn wir die Geburtsziffern mit jenen der Kindersterblichkeit nach Landestheilen vergleichen, überrascht uns das enge Verhältniss, in welchem die beiden Ziffern zu einander stehen. Es wird dies noch viel auffälliger, wenn man es comitatsweise untersucht und sich hierbei nicht auf die absoluten Zahlen beschränkt, welche bei ihrer grossen Verschiedenheit gar nichts erklären, sondern sich auf gleiche Werthe reducirter *relativer* Zahlen bedient.

Wenn ein naturgemässer Zusammenhang zwischen den Geburten und der Kindersterblichkeit besteht, so muss sich dieser im *Geburten-Quotient* und im *Percent der innerhalb der ersten fünf Lebensjahre verstorbenen Kinder* offenbaren.

Indem wir dies in einer entsprechenden Tabelle thun, \* nehmen wir hier als drittes Moment den *Bevölkerungs-Zuwachs* von 1875 auf 1876; und zwar deshalb nicht von 1870 an, damit die hie und da noch nicht gänzlich verwischten Spuren der Cholera keinen störenden Einfluss üben mögen.

Aus der Vergleichung dieser drei in entgegengesetzter Rich-

\* Vergleiche die oben S. 37, Anm. angeführten Quellen.

tung auf- und absteigenden Zifferreihen ergibt sich eine überraschende Regelmässigkeit, welche den innigen Zusammenhang derselben darthut.

In erster Reihe rangiren die *rumänischen* Comitate mit schütterer Geburtenzahl, wo erst auf 29, 28, 27 Seelen eine Geburt kommt, mit geringer, kaum 36—38% betragender Kindersterblichkeit, aber auch sehr schwacher Vermehrung. Ja schon an zweiter Stelle erscheint Besztercze-Naszód, das einzige Comitatus, welches im Jahre 1876 mit einem, wenn auch geringen Bevölkerungs-Deficit abschliesst; nach demselben folgen in langer Reihe Comitatus mit kaum einigen Percent-Decimalen Zuwachs. Am entgegengesetzten Ende der Tabelle finden wir hingegen die Geburtenreihen *ungarischer* und *slovakischer* Comitatus, wo bereits auf 19, 18, ja 16 Bewohner eine Geburt entfällt, wo die Kindersterblichkeit zwar sehr hoch ist, und 56, 57, 59 % erreicht, zugleich aber die Volksvermehrung 1.5 bis 2 % beträgt, ja diese noch übersteigt.

Es kommen zwar kleine Abweichungen, hie und da sogar Sprünge vor und manchmal erscheint ein kleineres Mehrungspercent, als nach dem Geburten-Quotienten zu erwarten wäre. Man darf aber nicht vergessen, dass hier auch locale Einflüsse sich geltend machen, und dass wir es hier erst mit den Daten eines Jahres zu thun haben, in welchen sich die Regelmässigkeiten der grossen Zahl noch nicht so sehr entwickeln konnten, als wenn uns bereits die Ziffernreihen eines Jahrzehntes zur Verfügung ständen.

Versuchen wir jedoch die langen Linien der Comitatus in Gruppen zusammenzuziehen und wir werden sehen, dass

wo eine Geburt entfällt auf	die Kindersterblich- keit aber beträgt	die Jahres- Zunahme
29 Seelen	37.8 %	0.36 % ist
28 „	39.2 „	0.11 „
27 „	40.7 „	0.82 „
26 „	40.0 „	0.76 „
25 „	44.6 „	0.92 „
24 „	44.6 „	0.74 „



wo eine Geburt entfällt auf	die Kindersterblich- keit aber beträgt	die Jahres- Zunahme
23 Seelen	43.3%	1.13 % ist
22 „	49.2 „	1.08 „
21 „	49.1 „	1.29 „
20 „	53.6 „	1.20 „
19 „	55.5 „	1.21 „
18 „	56.0 „	1.77 „
16 „	59.8 „	2.22 „

Je näher wir diese Zahlen betrachten und mit den früher angeführten vergleichen, desto mehr müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen :

1. dass die grosse Kindersterblichkeit eine Folge der grossen Geburten-Fruchtbarkeit ist, wodurch freilich nicht ausgeschlossen sein soll, dass wir nicht jede Anordnung und Einrichtung auf's wärmste unterstützen sollen, welche berufen wäre, dieses leidige Percent zu vermindern ;

2. dass grosse Kindersterblichkeit noch nicht Ursache genug ist, die natürliche und gesunde Volksvermehrung zu verhindern ;

3. dass die grosse Kindersterblichkeit, welche in Comitaten vorwiegend ungarischer Nationalität constatirt ist, durch die eben daselbst constatirte grosse Geburten-Frequenz überwogen wird, und *die starke Fruchtbarkeit des ungarischen Stammes* beweist.

Sollte noch ein Zweifel darüber bestehen, welcher der beiden Factoren auf die Vermehrung der Bevölkerung von grösserem Einfluss ist, so dürfte uns ein einfaches Rechenexempel hierüber die nöthigen Beweise liefern.

Nehmen wir eine Bevölkerung an von je 100,000 Seelen, welche sich in den angedeuteten zwei Richtungen vermehrt.

Wo wie bei den Comitaten *rumänischer* Majorität auf je 29 Bewohner eine Geburt entfällt, werden nach 100,000 Einwohnern 3448 Kinder geboren werden ; da jedoch die Kindersterblichkeit 36.7 % beträgt, so sterben hiervon in den ersten fünf Lebensjahren 1265 und werden auferzogen 2183. Wo hingegen wie in den Comitaten *ungarischer* Majorität bereits auf 18 Seelen eine Geburt kommt — um nicht das höchste, zugleich einzige Exempel

eines Geburts-Quotienten von 16 (Csanád) zu wählen — so werden nach 100,000 Einwohnern 5555 Kinder geboren. Hiervon sterben nach der Kindersterblichkeit von 57.5 ‰: 3194 und überleben das fünfte Jahr 2361, d. i. um 178 mehr als in dem vorigen Fall.

Die Differenz der beiden Extreme giebt daher um 178 *aufgezogene Kinder* mehr zu Gunsten jener Gebiete, in welchen zwar die Kindersterblichkeit gross ist, aber auch die jährlichen Geburten sich hoch beziffern.

Innerhalb dieser beiden Extreme fluctuirt die Bevölkerungszunahme Ungarns; doch neigen die *ungarischen* Comitate jener Grenze zu, oder fassen vielmehr festen Fuss in jenem Verhältnisse, wo sowohl bezüglich ihrer Factoren als ihrer Resultate die Volksvermehrung stärker ist.

Die Ziffer von 100,000 wurde zwar nur als Exempel gewählt, doch sind die damit in Verbindung gebrachten Factoren der ungarischen officiellen Statistik entlehnt und können uns darüber beruhigen, dass wenn nicht ausserordentliche Einflüsse und Ereignisse einen gefährlichen Rückschlag üben, die Bevölkerung Ungarns sich in entsprechender Progression vermehrt, die verbreitete Ansicht über die Unfruchtbarkeit des ungarischen Volksstammes aber ein durch nichts erwiesenes Märchen ist.

Budapest, 6. December 1878.

KARL KELETI.



## DIE SERBEN IN UNGARN.

Eine historisch-politische Studie.

### I.

VON DER EINWANDERUNG BIS ZUM CARLOWITZER FRIEDEN.

#### 1.

**S**LAVISCHE Volkstämme wohnten in Ungarn schon geraume Zeit vor der Besitznahme des Landes durch das magyarisches Volk. Bei Niederlassung des Letztern verschmolzen diese slovenischen Bewohner mit den neuen Ankömmlingen. Die Spuren ihres Daseins bezeugen heute nur noch zahlreiche Orts- und Flussnamen und die slavischen Elemente in der magyrischen Sprache. Nur jenseits der Drau, in Slavonien, dauerte das slavische Volksthum ununterbrochen fort. Diese Slaven gehörten jedoch nicht zu jenem Zweige der grossen slavischen Völkerfamilie, von dem hier die Rede ist. Es waren Angehörige des slovenischen Stammes, dessen Reste wir heute in Slavonien, Nordcroatien, dann in Krain, Kärnten und Steiermark antreffen und von denen sporadische Ansiedlungen auch im westlichen Ungarn vorhanden sind. Diese Letzterwähnten sind spätere Zuwanderer, keineswegs Autochthonen.\*

Der serbo-croatische Zweig der Slavenfamilie hatte seit seinem Auftreten in der Geschichte den Hauptsitz im Nordwesten der Balkanhalbinsel, wo auch in der Gegenwart das ethnographische und politische Schwergewicht dieses Volksstammes liegt. Die westlicher vorgeschobene croatische Abzweigung breitete sich

\* Vgl. HUNFALVY, Ethnographie von Ungarn. Deutsch von Professor SCHWICKER (Budapest, 1877), p. 115 ff., 123 ff., 179 ff.

allerdings in Folge des Vordringens der Türkenherrschaft stets mehr nach dem Norden aus, wodurch das frühere Slavonien im Westen allmählig zu dem heutigen Croatien umgestaltet wurde. Das jenseits der Save und Kulpa gelegene Croatien ging an die Türken verloren, das diesseitige «Croatien» bewahrte den althistorischen Namen, der auf diese Weise einem vorher slavonischen Gebiete übertragen wurde.\*

Derselben Ursache ist auch die Zuwanderung und Vermehrung des serbischen Volksstammes in Ungarn zuzuschreiben. So lange das serbische Reich auf der Westhälfte des Balkan in seiner Macht aufrechtstand, gab es für die Serben keinen Grund, eine neue Heimat zu suchen. Bis gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts begegnet man dem serbischen Volkselemente in Ungarn nur vereinzelt, am häufigsten war dasselbe noch im Süden des Landes, namentlich in Syrmien, anzutreffen, da ja dieses Gebiet zu Zeiten einen Theil des serbischen Reiches gebildet hatte.\*\* Mit dem Niedergang des Serbenstaates und mit dem erobernden Vorrücken der Osmanen nahm die Emigration der Serben auf ungarisches Gebiet in progressiver Weise zu. Die wachsende Uebermacht der Türken war auch die Ursache, dass die letzten Beherrscher von Serbien sich dem ungarischen Königreiche enge anschlossen, dessen Oberhoheit anerkannten, die wichtigsten befestigten Punkte an Ungarn auslieferten; dafür aber ihrerseits als serbische oder «rassische» Despoten unter die ersten Würdenträger des Königreiches eingereiht wurden, überdies von den ungarischen Königen zahlreiche Güter erhielten, auf denen sie dann wiederum eine grosse Menge ihrer Connationalen ansiedelten.\*\*\* Anderntheils erfolgte eine fortgesetzte Einwanderung und Ansiedelung der Serben auf den Gütern der sich mehrenden serbischen Klöster, theils aber auch

\* SZALAY, A horvát kérdéshez («Zur croatischen Frage»). Pest, 1861.

\*\* Vgl. KÁLLAY, Geschichte der Serben. Deutsch von Prof. SCHWICKER Budapest, 1878), p. 52.

\*\*\* S. hierüber die academische Abhandlung von F. PESTY, Brankovics György (d. i. Georg Brankovics), Budapest, 1877. (Vergl. «Literarische Berichte», 1877, p. 480 ff.)



durch die ungarischen Befehlshaber an der südlichen Grenze, welche auf solche Weise die Vertheidigungslinie gegen die Türkenflut zu verstärken und die entvölkerten Landstriche, die von den verheerenden Einfällen der türkischen «Renner und Brenner» am meisten betroffen wurden, wieder zu colonisiren suchten.\*

Auch nach dem Unglückstage von Mohács hörten diese serbischen Zuwanderungen nicht auf; man begegnet den Serben sowohl im Lager der Herrscher von Ungarn wie auf dem türkischen Gebiete. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts ist der Süden Ungarns hauptsächlich von Serben bewohnt. Aber die Bedrückungen unter der Herrschaft des Halbmondes, noch mehr die verwüstenden inneren Aufstände und Parteikämpfe lichten diese Bevölkerung derart, dass nach der Wiedereroberung der südungarischen Landstriche (der Bácska und des Banats) diese Gebiete grossentheils als «unbewohnt» erscheinen.\*\*

Der serbische Volksstamm hatte jedoch mittlerweile in den Grenztheilen von Croatien und Slavonien neue Wohnsitze gefunden; hier entstand schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die eigenthümliche Institution der Militärgrenze, die im Laufe der Zeiten sowohl hinsichtlich der räumlichen Ausdehnung wie auch der inneren Gestaltung eine Reihe tiefgehendster Wandlungen durchmachte. Das Militär-Grenzinstitut, diese Mischung des Bauern mit dem Soldaten, war wesentlich auf den serbo-croatischen Volksstamm und dessen besondere Eigenthümlichkeiten basirt. Ohne die bei den Südslaven herrschende Sitte der Hauscommunien wäre die Durchführung der Militär-Grenzinstitution entweder gar nicht oder doch nur sehr schwer möglich gewesen. Wie innig

\* Eine Uebersicht dieser periodischen Niederlassungen s. in SCHWICKER, Geschichte des Temeser Banats (Budapest, 1872), S. 444 ff.

\*\* Vgl. SCHWICKER, Geschichte des Temeser Banats, p. 142. — STO. JACSKOVICS, Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Serben in der Wojwodina (Temesvár, 1860), p. 10. — HATVANI (Horváth), «Monumenta Hungariae Historica» Diplomataria. II. p. 258—259. — SZALAY, A szerb telepek jogviszonya az államhoz (d. i. «Das staatsrechtliche Verhältniss der serbischen Ansiedelungen») (Pest, 1861), p. 10 ff. (Letzteres Werk ist auch in deutscher Sprache erschienen.)

verwachsen diese Verbindung des Pfluges mit dem Schwerte bei den Serben gewesen, das lehren die späteren Ereignisse im XVIII. Jahrhunderte, als man in Folge der historischen Entwicklungen zur allmäligen Auflassung des Bauernsoldatenthums schreiten musste.\*

Einen neuen Aufschwung nahm die Einwanderung serbischer Flüchtlinge während der Zeit des sechzehnjährigen Türkenkrieges (1683—1699); damals erfolgte namentlich auch jene Hauptniederlassung, an welche sich dann wichtige administrative und legislatorische Massregeln knüpften, deren Darstellung den eigentlichen Gegenstand dieser Studie bildet.

Bald nach der zweiten Belagerung Wiens, als die kaiserlichen Heere siegreich in Ungarn vordrangen, boten auch serbische Freischaaren ihre Dienste an. Im August 1686 machte Novak Petrovics sich anheischig, einige Tausend Serben aus dem türkischen Gebiete auf die Seite der Kaiserlichen zu bringen. Dieser Antrag wurde angenommen; Petrovics kam mit 4892 Glaubensgenossen, die am syrmischen Donauufer in zwei Ortschaften angesiedelt wurden. Die Diensttauglichen unter diesen Emigranten kämpften dann unter ihrem Capitän Petrovics im kaiserlichen Heere. Schon im nächsten Jahre (1687) erhielten 5—6000 katholische Serben (Bunyevaczen) die Erlaubniss, sich bei Szegedin, Szabadka (Maria-Theresiopel) und Bonya niederlassen zu dürfen; sie hatten die drei nächstliegenden Palanken gegen die Türken zu vertheidigen.\*\*

Das waren die Vorläufer der eigentlichen *grossen Einwanderung* der Serben im Jahre 1690. Als nämlich die kaiserlichen Waffen im Jahre 1688 Belgrad erobert hatten und auf der Balkanhalbinsel siegreich vorgedrungen waren, da ergingen von kaiserlicher Seite an die Serben, Bulgaren und Albanesen Proclamationen, welche ihnen die nahe Befreiung vom türkischen Joche in Aussicht stellten.

\* Neben den älteren Schriften über die Militärgrenze ist insbesondere zu vergleichen VANICEK, Specialgeschichte der Militärgrenze (Wien, 1875), 4 Bände, ein formloses, aber stoffreiches Werk.

\*\* FR. VANICEK, Specialgeschichte der Militärgrenze (Wien, 1875), Band I. p. 117—118.



Der Gedanke dieser Verbindung mit den christlichen Rajah in der Türkei war nicht neu. Der Wiener Hof hatte schon einige Jahre früher durch Georg Brankovics, den Bruder des Siebenbürger Bischofs der Griechisch-Orientalischen, Anknüpfungen mit dem Serbenvolke zu gewinnen gesucht. Georg Brankovics wurde im Jahre 1683 von Kaiser Leopold I. in den Freiherrn- und im Jahre 1688 in den Grafenstand erhoben, nachdem er von seinen Nations- und Glaubensgenossen in der Türkei schon im Jahre 1663 zu ihrem Wojwoden gewählt und vom Ipeker Patriarchen zu dieser Würde feierlich gesalbt worden war. \*

Seinem Einflusse ist es vor Allem zuzuschreiben, dass mehrere Tausend Serben die Waffen ergriffen und unter Anführung ihres Wojwoden den Kleinkrieg gegen ihre bisherigen Unterdrücker eröffnet hatten. Als dann die kaiserlichen Heere im Herbste des Jahres 1689 thatsächlich durch Serbien, Bosnien, die Herzegowina und Rumelien vordrangen, da lieferten die christlichen Serben und Albanesen den kaiserlichen Truppen nicht allein Lebensmittel, sondern bereiteten auch einen allgemeinen Aufstand der christlichen Rajah vor. An der Spitze dieser Bewegung stand der damalige Patriarch von Ipek, *Arsenius Csernovics*, der gleich seinem unmittelbaren Vorgänger Maxim ein eifriger Anhänger des Anschlusses an Oesterreich war. Durch seine weitreichende Beeinflussung nahm die Zahl der serbischen Kämpfer erheblich zu. Die Nachrichten sprechen von 30,000 Mann, was offenbar übertrieben ist. Ihr Anführer, der Wojwode Georg Brankovics, legte sich eigenmächtig den Titel eines «natürlichen Erbherrn oder Despoten von Servien, Bosnien, Mysien, Bulgarien, Thracien, Syrmien und alle denen landten von Ossek an biss Constantino-pel» bei. Dieser Umstand erregte Besorgnisse im Lager des kaiserlichen Feldherrn, des Markgrafen *Ludwig von Baden*; er gab

\* Vgl. darüber RÖDER, Des Markgrafen Ludwig von Baden Feldzüge wider die Türken (Karlsruhe, 1842) Band II, p. 76. — SZALAY, l. c. p. 16—19. — (EMIL PICOT) «Les Serbes de Hongrie» p. 61 ff. (Ueber diese parteiische, doch stoffreiche Tendenzschrift vgl. «Literarische Berichte», 1877, Band I. p. 273 ff.)

denselben auch dem Kaiser gegenüber Ausdruck und erhielt die Weisung, «Fleiß anwenden (zu) wollen, solchen (Brankovics) mit gutter manier und einigen suechenden prätext zu sich zu ruffen, sodann auf denselben guth acht zu halten, und so es nöthig, sich wohl gar seiner Persohn zu versichern.» \*

Der Markgraf Ludwig sah nur ungerne die zunehmende serbische Volksbewegung, welche auch von einigen kaiserlichen Generalen unterstützt wurde und handelte nach der Weisung des obigen kaiserlichen Schreibens. Unter dem 7. November 1689 meldet er, dass er Brankovics mit «gueten Worten» zu sich gelockt und da er gefunden habe, dass selbiger nicht allein das von dem Kaiser erhaltene Diplom «malitioser weiss Misbrauchet», sondern vermittelst dessen sich «absolute vor Einen Despoten von Servien etc. aufwerffen will», auch zu diesem Ende die Restitution aller dieser Länder ohne alle Scheu als rechtmässiger Erbe prätendire, dass derselbe ferner sowohl bei dem Griechischen Patriarchen und Geistlichen, die «überaus vill bey dem Einfältigen Landt Volkh vermögen», als auch sonst einen grossen Anhang habe, indem etliche Tausend Mann ihn als ihren rechtmässigen Erbherrn anerkennen: — so bemächtigte sich der Markgraf der Person des Brankovics und schickte ihn als Gefangenen erstlich nach Orsova, dann nach Hermannstadt. Unter Einem wurde ihm das kaiserliche Diplom abgenommen. \*\*

Diese Gefangennahme des Führers der serbischen Aufständischen machte auf diese Insurgenten einen höchst ungünstigen Eindruck, welchen jedoch der Wiener Hof durch anderweitige Massnahmen zu beseitigen strebte. Denn im Rathe des Kaisers wurde der Beschluss gefasst, den nächsten Feldzug gegen die Türkei mit *Zuhilfenahme der christlichen Rajah* zu unternehmen. Die beiden österreichischen Staatsmänner, die Grafen ULRICH KINSKY und STRADTMANN, waren die besonderen Fürsprecher dieses Gedankens, der schliesslich auch den Beifall des Monarchen erhielt.

\* RÖDER, l. c. p. 78.

\*\* RÖDER ibidem p. 176.



Unter dem 6. April 1690 wurde die «*Literas Invitatorias*» an die Völker von «ganz Albanien, Serbien, Mysien, Bulgarien, Silistrien, Illyrien, Macedonien und Rascien» erlassen und dieselben darin aufgefordert, die günstige Gelegenheit zu ergreifen und sich den siegreichen kaiserlichen Truppen bewaffnet anzuschliessen. Der Kaiser ermahnt sie darin des Weiteren, nicht blos den kaiserlichen Feldherren Gehorsam zu leisten, sondern den Heeren des Kaisers auch Lebensmittel und anderen Unterhalt zu reichen und jederzeit bereit zu sein, gegen den gemeinsamen Feind hilfreiche Hand zu bieten. Der Kaiser verspricht ihnen dafür den Schutz seines Heeres gegen die türkischen Waffen; ferner strenge Manneszucht der kaiserlichen Truppen und die besondere Gunst und Gnade, wenn sie sich der «gesetzlichen Herrschaft» des Kaisers freiwillig unterwerfen. Ferner verheisst das «Einladungsschreiben» den Bewohnern in den obgenannten Provinzen, welche «rechtmässig und gesetzlich» dem König von Ungarn unterworfen seien, vor Allem die Freiheit der Religion und der Wojwodenwahl, dann die Privilegien und Rechte, welche sie von öffentlichen Lasten und Steuern befreien, mit Vorbehalt jedoch der alten Gewohnheitsrechte des Königs und der Herren vor der türkischen Invasion, wobei indessen auch jeder eingeschlichene Missbrauch abgestellt werden solle. Im Falle des Krieges sollten sie zum Schutze und zur Vertheidigung ihres eigenen Wohles eine angemessene Beisteuer geben zur Erhaltung der Kriegsheere, zur Vertheidigung des Landes und zur Tragung der Kriegslasten überhaupt. Nach Vertreibung des Türkenjoches aber werde Alles nach ihren Wünschen und zu ihrer Zufriedenheit in eine dauernde Verfassung und gehörige Ordnung gebracht und Jedermann seine Rechte, Freiheiten und Privilegien in gerechter Weise zurückgegeben und überdies Alle mit der Gnade, der Güte und dem väterlichen Schutze des Kaisers reichlich bedacht werden. Ueberdies verspricht der Kaiser Allen und Jedem den freien Besitz sämmtlicher beweglicher und unbeweglicher Güter, die sie an der Grenze den Türken entreissen. Am Schlusse der Proclamation hiess es wörtlich: «Handelt demnach für Gott, für eure Religion, für euer

Wohl, für eure Freiheit, für die Herstellung eurer Sicherheit! Tretet unerschrocken auf unsere Seite, *verlasset dabei nicht euren Familienherd, die Pflege eurer Aecker* und ladet eure Genossen ein, eueren Fussstapfen zu folgen. Ergreift diese euch von Gott und Uns gegebene Gelegenheit, die sich euch nie mehr so günstig darbieten wird, wenn ihr für eure Söhne, euer theures Vaterland und euer Heil Vorsorge treffen wollt. Uebrigens entbieten wir euch insgesamt und insbesondere unsere kaiserliche und königliche Gnade.» \*

Unter demselben Datum (6. April 1690) erging noch ein besonderes kaiserliches Schreiben an den Ipeker Patriarchen, Arsenius Csernovics, worin derselbe für seine bisherige Anhänglichkeit und Treue für die kaiserliche Sache belobt und zugleich aufgefordert wird, mit seinem Ansehen, welches er bei jenen Völkern, namentlich bei «Albanesen und Raizen» («Albanenses et Rascianos») besitze, kräftig dahin zu wirken, damit das Türkenjoch, unter welchem die Christen bis jetzt elendiglich geschmachtet, abgeschüttelt werde. Die Völker mögen sich mit den kaiserlichen Waffen vereinigen und so die türkische Tyrannei überall vertreiben und ausrotten. Kaiser Leopold I. versichert dabei den Patriarchen seiner kaiserlichen und königlichen Gnade, die er bei vorkommender Gelegenheit auch durch Thaten beweisen werde. \*\*

Das waren die beiden Einladungsschreiben, durch welche eine weitgreifende Action im Oriente eingeleitet werden sollte. Wer die beiden Aufrufe unbefangen prüft, wird erkennen, dass dieselben vor Allem die *Mitwirkung* der christlichen Rajah zur Bekämpfung der Türkei in der Weise wünschen, wornach die Christen den einziehenden kaiserlichen Truppen die nöthigen *Lebensmittel*, die erforderliche *Unterkunft* und sonstige *Hilfsdienste* leisten mögen. Auf die bewaffnete Theilnahme dieser

\* Vgl. den Wortlaut des Textes bei CZOERNIG, Ethnographie der österreichischen Monarchie (Wien, 1855), Band III. 2, p. 69 ff.

\*\* Ibidem, p. 68.



Völker war nur nebenbei Bedacht genommen. Nicht minder deutlich ist die weitere Erkenntniss, welche aus obigen Actenstücken hervorgeht, dass der Kaiser die angerufenen Völker *keineswegs zur Auswanderung* eingeladen habe; vielmehr werden dieselben ausdrücklich gemahnt, *ihre Wohnsitze nicht zu verlassen* und ihre friedlichen Beschäftigungen fortzusetzen. Dieser wichtige Umstand wurde bei Beurtheilung dieser Aufrufe bisher ausser Acht gelassen und doch liegt gerade darin das Criterium zur Beurtheilung der damaligen Politik des Wiener Hofes. Dieser machte sich nämlich die sichere Hoffnung, dass den kaiserlichen Waffen die Fortsetzung der seit 1683 siegreichen Feldzüge gelingen werde, wodurch dann jene aufgerufenen südslavischen Länder ebenso wie die seit 1683 allmählig befreiten Theile von Ungarn unter die Botmässigkeit des Kaisers gekommen wären. Mit der Christenbefreiung sollte die Rückeroberung der ehemaligen Vasallenländer der ungarischen Krone Hand in Hand gehen. Aus diesem Grunde konnte auch die Absicht nicht bestehen, jene Länder zu entvölkern, und darum sind alle Behauptungen von einer «Berufung» der Serben durch kaiserliche Patente und dergleichen nicht stichhältig.\*

Der Erfolg entsprach keineswegs den Hoffnungen, welche sowohl die kaiserliche Regierung wie auch die christlichen Völker der Türkei auf den Feldzug des Jahres 1690 gesetzt hatten. Es liegt nicht in unserer Aufgabe, die Ursachen des unglücklichen

\* Diese Ansicht findet sich bereits in den Protectional-Diplomen Leopolds I. Sie wurde später bei den österreichischen Staatsmännern die herrschende. Ihr eifrigster Vertreter war der Freiherr v. BARTENSTEIN, der in seinen vielen hierher gehörigen Staatsschriften immer wieder darauf zurückkommt, dass die Einwanderung der Serben «*per modum pacti*» geschehen sei; denn es sei darum zu thun gewesen, «*ansässige und zum Theil vermögliche Leute*, die in ihren Religionsübungen nicht gestört wurden, zu bewegen, dass sie mit Gefahr Leibs und Lebens, Habe und Guts aus der türkischen Botmässigkeit in die hiesige herüber treten möchten.» Vgl. (Bartenstein) *Kurzer Bericht* von der Beschaffenheit der zerstreuten zahlreichen illyrischen Nation (Frankfurt und Leipzig, 1802), p. 25, 35. Der Wortlaut des «Einladungsschreibens» steht mit dieser Ansicht im Widerspruch.

Verlaufes dieses Feldzuges zu erörtern; es genüge die Anführung der Thatsache, dass die Serben zwar dem Rufe ihres Patriarchen gefolgt sind und gegen ihre bisherigen Bedrucker die Waffen ergriffen haben, dass sie aber durch diesen Anschluss dem Kriegsglücke keine andere Wendung zu geben vermochten. Die kaiserlichen Heere machten nicht nur keine Eroberungen, sondern es gingen auch die bisherigen verloren; selbst Belgrad fiel abermals in die Hände der Türken.

Durch das siegreiche Vorrücken der Türken wurden aber insbesondere die Serben aufgeschreckt; sie hatten unter Anführung ihres Patriarchen sich am meisten gegen die Herrschaft des Sultans vergangen. Welches Schicksal ihrer harrte, sobald sie wieder in türkische Gewalt geriethen, lehrte das schreckliche Beispiel der im Jahr 1689 von den Türken gefangenen Albanesen; diese wurden als treulose Unterthanen der Pforte ohne Erbarmen niedergemetzelt.\* Die Furcht vor dem gleichen Lose trieb den Patriarchen und zahlreiche serbische Familien noch während des Krieges in das kaiserliche Lager. Als dieses den Rückzug an der Donau antrat, da folgten ihm auch die serbischen Emigranten und schon am 18. Juni 1690 treffen wir die Familien dieser Flüchtlinge in Belgrad, von wo die «Communität der griechischen Raizen» den Bischof von Jenopolis (heute Boros-Jenő im Arader Comitате) mit einem Gesuche an den Kaiser Leopold nach Wien absendete.

Dieses Gesuch erbittet für die serbischen Emigranten die Freiheit der Religionsübung, die Beibehaltung des alten (julianischen) Kalenders und das Recht, dass die Serben unter sich durch die geistlichen und weltlichen Stände den Erzbischof wählen und einsetzen können. Dieser Erzbischof solle das freie Verfügungsrecht mit allen Kirchen des griechischen Ritus haben: den Bischöfen, Mönchen und übrigen Priestern stehe dasselbe Recht in Klöstern und Kirchen zu; niemand könne ihnen Gewalt anthun, sie seien frei vom Zehnten, von Contribution und Ein-

\* HAMMER, Geschichte des osmanischen Reiches, Band III, 839.



quartierung; den geistlichen Stand habe kein Weltlicher (ausser dem Kaiser und seinem Hof) Gewalt zu verhaften; hingegen könne der Erzbischof die Schuldigen nach dem Kirchenrecht strafen. Der Erzbischof und die Bischöfe seien im Besitz der Klöster und übrigen Güter zu bestätigen und auch jene, welche noch in Türkengewalt sind, für den Fall der Wiedereroberung zurückzugeben. Dieselben sollen bei Instructions- und Untersuchungsreisen von Niemandem beeinträchtigt werden, weder von Geistlichen noch von Weltlichen. \*

Dieses wichtige Gesuch, welches nur von «Arsenius Cernovich, Erzbischof von ganz Serbien und Bulgarien» unterzeichnet war, wurde bisher gleichfalls zu wenig beachtet. Die Gesuchspunkte der «Communität der griechischen Raizen» beziehen sich fast ausnahmslos auf die *Gestattung der freien Religionsübung* und auf die *Sicherung und Festigung der hierarchischen Gewalt*, wobei insbesondere der Erzbischof ein unbeschränktes Verfügungs- und Strafrecht beansprucht. Mit Ausnahme des Gesuches um Zehent- und Abgabefreiheit betrifft kein Punkt irgend eine politische oder gar staatsrechtliche Forderung. Am allerwenigsten konnte es den von Haus und Hof vertriebenen serbischen Flüchtlingen, die an der ungarischen Landesgrenze um freundlichen Einlass baten, in den Sinn kommen, für sich irgend welche Territorien zu begehren, auf denen sie unter dem selbstgewählten Wojwoden und Patriarchen ein eigenes Staatsleben führen sollten. Dieser Gedanke lag den Serben damals um so ferner, als sie nicht blos von der Unstatthaftigkeit und der Unerfüllbarkeit desselben zum Voraus überzeugt sein mussten, sondern vor Allem schon aus dem Grunde, da sie ja keineswegs für immer auszuwandern vermeinten, vielmehr die feste Hoffnung hegten, nach einer baldigen Wendung des Kriegsglückes *abermals in ihre heimatlichen Wohnsitze zurückkehren zu können*. Wir werden weiter unten noch weitere Belege für diese unsere Ansicht beibringen. Von diesem

\* Vgl. «Regesten zur Geschichte der Serben» in Czoernig, Ethnographie der österreichischen Monarchie. Band III. 2, p. 93.

Gesichtspunkte aus muss auch jenes vielbesprochene und oft angefochtene erste Privilegium aufgefasst werden, womit Kaiser Leopold I. das obige Ansuchen der Serben, welches zudem durch die mündlichen Aufklärungen und Bitten des Bischofs Diakovics unterstützt wurde, erwiederte. Das Privilegium, welches im Wege der damaligen österreichischen Hofkanzlei ausgestellt wurde und vom 21. August 1690 datirt ist, wendet sich zunächst an «Arsenius Czernovich, Erzbischof der Raizen der orientalischen Kirche des griech. Ritus», dann an die «Bischöfe und alle geistlichen und weltlichen Stände, Capitäne, Vicecapitäne und endlich an die Communität dieser raizischen Nation des griechischen Ritus in Griechenland, Bulgarien, Rascien und der Herzegowina, in Dalmatien, Podgorien und Jenopolien» und erklärt, dass der Kaiser nicht blos aus dem Bittschreiben, welches ihm der exmittirte Bischof Esaias Diakovics von Jenopolis überbrachte, sondern noch deutlicher aus dessen mündlichem Vortrage den unterthänigsten Dank der Serben für deren Befreiung aus dem Rachen der wilden Tyrannei des Türken und für die Wiederverleihung ihrer alten Freiheit erkannt habe. Desgleichen gereicht ihm ihre immerwährende Verpflichtung, womit die Serben für die Zutheilung so grosser Wohlthaten dem Kaiser verbunden wären, zu um so grösserer Genugthuung, als sie mit der Anerkennung der kaiserlichen Rechte sich zugleich dem Schutz und Schirm desselben anvertrauen. Der Kaiser nimmt sie deswegen alle insgesamt und jeden Einzelnen in seine väterliche Obsorge und ermahnt sie, dass sie ihre löblichen Absichten sowohl in sich selber befestigen, als ihren Kindern einimpfen und dieselben bei jeder Gelegenheit durch die That mehr und mehr verwirklichen mögen. *Sie sollen also die Waffen gegen den geschworenen Feind des christlichen Namens und ihren eigenen Verfolger ergreifen und unter der Leitung der kaiserlichen Heerführer die bisher an ihnen so grausam verübten Bedrückungen von sich abwenden.* Dagegen sichert ihnen der Kaiser aus angeborner Güte und damit sie sofort beim Eintritt unter die kaiserliche Herrschaft deren Sanftmuth und Süssigkeit kennen lernen, die Gewährung ihrer Bitten zu. Darnach



soll die raizische Nation beim *Gebrauch des alten Kalenders* erhalten und von keinem geistlichen oder weltlichen Stand beeinträchtigt werden; es wird den Raizen ferner gestattet, unter sich einen *Erzbischof von raizischer Geburt und Sprache* einzusetzen, welchen der geistliche und weltliche Stand unter sich wähle. Diesem ihrem Erzbischofe solle es dann frei stehen, *über sämtliche griechisch-orientalische Kirchen* zu verfügen, *Bischöfe* zu consecriren, *Mönche* zu bestellen, *Kirchen*, wo es nothwendig, aus eigener Macht bauen zu lassen, in Städten und Dörfern *raizische Priester einzusetzen*; mit einem Worte: *Wie bisher, so sei er auch fernerhin der Vorsteher der Kirchen des griechischen Ritus und der ganzen Gemeinde dieses Bekenntnisses*. Kraft seiner eigenen kirchlichen Gewalt sowie in Folge der von einigen früheren ungarischen Königen ihnen verliehenen Privilegien besitze er in Griechenland, in Rascien, Bulgarien, Dalmatien, Bosnien, Jenopolien und in der Herzegowina, wie nicht minder in Ungarn und Croatien, in Mösien und Illyrien, wo sie (die Raizen) gegenwärtig sich befinden und insofern und insolange sie in Treue und Gehorsam gegen den Kaiser verharren, über dieselben das Verfügungsrecht. Im weitem Verlaufe gewährt Kaiser Leopold die Bitte, dass die Kirchen und Klöster nur der *Jurisdiction des Erzbischofes und der Bischöfe* unterstehen, keinerlei Gewaltthätigkeit an denselben ausgeübt werden solle. Auch befreit er sie vom *Zehnten*, von den *Contributionen* und der *Bequartierungslast* und solle auch ausser dem Kaiser keinerlei weltliche Macht einen *Geistlichen gewaltthätig zurückhalten* oder denselben *gefangen* setzen können; die *Bestrafung eines schuldigen Geistlichen* gebühre dem Erzbischof nach dem canonischen Rechte. Ferner bestätigte der Kaiser die griechischen Kirchen und Klöster, sowie den Erzbischof und die Bischöfe in dem ruhigen *Besitz und Genusse ihrer Güter*; ebenso spricht er alle etwaigen Rückerwerbungen aus Türkenhänden ihnen zu. Endlich sichert das Privilegium dem Erzbischofe und den Bischöfen den *ungestörten Besuch* und die *Visitation der Klöster und Kirchen* in den Städten und Dörfern, sowie

den *freien Verkehr mit der Pfarrgeistlichkeit* und deren Gemeinden zu. \*

Bei der Beurtheilung dieses Privilegiums dürfen Zeit und Umstände der Verleihung nicht ausser Acht gelassen werden. Als Kaiser Leopold diese Rechte und Freiheiten den Raizen oder Serben, namentlich dem geistlichen Vorsteher derselben, zusicherte, da befanden sich dieselben noch *jenseits der Donau und Save*; in Wien hatte man noch die zuversichtliche Hoffnung auf ein Gelingen des Feldzuges und es bezogen sich somit die obigen kaiserlichen Zusicherungen *damals nur auf die in der Ansprache aufgezählten Gebiete unter türkischer Botmässigkeit*.

Diese reichte ja in jener Zeit noch tief bis in das Innere von Ungarn herein. Grosswardein wurde erst im Jahre 1694 von den Kaiserlichen erobert, die griechisch-nichtunirten Serben leisteten dabei bedeutende Hilfe. Ebenso war der ganze Landstrich zwischen der Marosch und Donau, also das spätere Temescher Banat, noch in türkischen Händen. Der Fall von Kanischa (11. Juli 1690) hatte als gutes Vorzeichen am Wiener Hofe die Hoffnung gestärkt, dass die kaiserlichen Truppen über den «Erbfeind der Christenheit» neue Triumphe feiern werden. Allein es kam ganz anders. Der türkische Grossvesir Köprili Mustafa stand Anfangs August bei Pirot, dem äussersten Posten der kaiserlichen Truppen, die er von dort nach zweitägigem Kampfe verdrängte. Am 8. September fiel Nissa in türkische Hände, dann wurde Semendria nach viertägiger Berennung eingenommen und am 27. September erschien der türkische Vortrab bei Belgrad. Zwölf Tage später (am 9. October) war auch dieser Schlüssel Südungarns wieder in türkischer Gewalt. \*\*

Durch das unaufhaltsame Vorrücken der Türken wurden aber auch die serbischen Flüchtlinge veranlasst, die Donau

\* Vgl. den Wortlaut des Privilegiums bei CZOERNIG, Ethnographie. III. 2, 70—71.

\*\* Vgl. HAMMER, Geschichte des osmanischen Reiches. Band III. p. 843 ff.



und Save zu überschreiten und auf ungarischem Boden Schutz und Zuflucht zu suchen. Der Patriarch Arsenius Csernovics führte ein ganzes Volk über die Grenze; es waren nach gewöhnlicher Angabe 37,000 bis 40,000 Familien; die letztere Zahl nennt Csernovics selbst.\* Die Flüchtlinge wurden einstweilen in den Grenzdistricten nothdürftig untergebracht. Allein theils die Unmöglichkeit, eine so grosse Menge Volkes in den ohnehin schwer heimgesuchten und dünnbevölkerten Grenzgebieten zu verpflegen, andererseits auch die Nähe des Krieges machten es nothwendig, die Emigranten, welche ohnehin zumeist aus Weibern, Kindern, Greisen und Geistlichen bestanden, da die wehrhaften Männer und Jünglinge auf dem Schlachtfelde kämpften, weiter in das Innere des Landes zu versetzen. Um jedoch diese Uebersiedelung den Fremdlingen leichter zu machen, sie aber zugleich vor Zusammenstössen und Conflicten mit den Einwohnern und Behörden Ungarns zu bewahren, gab Leopold I. im Wege der königlich ungarischen Hofkanzlei unter dem 11. December 1690 ein allerh. Patent heraus, mittelst welchem die Privilegien, Freiheiten und Exemtionen der Serben vom 21. August dieses Jahres erneuert und die Serben «insgesammt, mit allen ihren Hausgenossen, Besitzthümern, Gütern und Habseligkeiten als

\* Diese Zifferangaben wurden mehrfach angezweifelt. Sie erscheinen allerdings ungemein gross, wenn man überdies erwägt, dass die serbische «Familie» in Gemässheit der Hauscommunion oft 15—20 Köpfe umfasst. Setzt man die Stärke einer serbischen Familie nur zu 10 Köpfen an, so erhält man die respectable Summe von 370,000 bis 400,000 Seelen. Bei dem «Emigrationsgeist» des serbischen Volkes und bei der herrschenden Türkenfurcht hat jedoch die Höhe dieser Seelenzahl nichts Unmögliches. Zudem lehren die Thatsachen, dass die Auswanderung eine sehr beträchtliche gewesen. Das Gebiet von Altserbien wurde dadurch nahezu ganz entvölkert und von den nachrückenden Albanesen besetzt. Aus den serbischen Flüchtlingen bildete man die neuen Grenzregimenter in Warasdin, dann an der Save, Donau, Theiss und Marosch; die Save- und Theiss-Maroscher Grenzen besaßen allein bei 10,000 Mann Grenzsoldaten. Endlich lehrt die jüngste Gegenwart, dass nur aus Bosnien-Herzegowina während der Jahre 1875—1878 über 100,000 Flüchtlinge österreichisch-ungarischen Boden betraten. Uebrigens dauerten die Zuwanderungen der Serben in der Zeit des Decenniums 1690—1700 stetig fort.

unter dem Schutze und der besonderen Fürsorge und Protection des Königs stehend» erklärt und dieselben auch dem Schutze, der Vertheidigung und der Unterstützung der Bevölkerung und der Behörden Ungarns empfohlen werden. Der serbische Erzbischof, die Bischöfe und sämtliche Angehörige dieses Volkes, geistlichen und weltlichen Standes, seien in dem Genusse der ihnen verliehenen Privilegien und Freiheiten gegen alle gewalthätigen Angriffe, Ruhestörer und Schadenstifter im Namen des Königs zu schützen, zu vertheidigen und zu bewachen. Denselben sei ferner nicht bloß alle Hilfe und Unterstützung zu leihen, sondern auch die erforderlichen Schutzbriefe (Pässe) auszustellen und namentlich dem Erzbischof die zeitweilig erforderlichen Transportmittel zu verschaffen.\*

Auf Grund dieses Protectional-Diploms und mittelst der ausgestellten Schutzbriefe und der beigeschafften Transportmittel gelangten dann serbische Emigrantengruppen in das Innere Ungarns, so nach Arad, Szegedin, Fünfkirchen, Mohács, Stuhlweissenburg, Ofen, St.-André, Erlau, Gran, Komorn, Raab u. s. w. Die Flüchtlinge erhielten aber grösstentheils keinen Einlass in die Städte, sondern lagerten zumeist unter Zelten ausserhalb der Ortschaften. In den Festungen wurden sie jedoch gerne aufgenommen; denn hier verrichteten die Männer nöthige Waffendienste. Die Städte aber betrachteten die heimatlosen Flüchtlinge keineswegs mit günstigen Blicken.

Das Volk der Serben hatte unter dem türkischen Regiment seit 300 Jahren geschmachtet, was Wunder, wenn es dadurch in einen bedauerlichen Zustand der Barbarei verfallen war? An staatliche Zucht und Ordnung nicht gewöhnt, zudem auch von materieller Noth gedrückt, vergriffen sich die Emigranten bald am Eigenthum der Bewohner des Landes. Vom Jahre 1691 an kommen zahlreiche Klagen der ungarischen Städte und Gemeinden über die Unbotmässigkeit und Ausschreitungen der serbischen Flüchtlinge vor. Sie erwarben hie und da liegendes Gut in den

\* Vgl. SZALAY, I. c. p. 127 ff.



Städten, weigerten sich dann aber trotz der ausgestellten Reverse dem Magistrate Folge zu leisten und die öffentlichen Lasten zu tragen. Oder griechische und raizische Kaufleute beanspruchten für ihre Waaren Zoll- und Abgabefreiheit, besuchten damit die Märkte und schädigten dadurch die eingebornen Kaufleute oder schmälerten die städtischen Einkünfte. Noch Schlimmeres melden andere Berichte von Excessen und Gewaltthätigkeiten der raizischen Miliz, namentlich gegen katholische Geistliche; dann gegen die Bauern, denen sie das Vieh rauben, Geld erpressen, Kirchengüter wegnehmen und dergleichen. Nicht minder bedenklich erschienen die kirchlichen Streitigkeiten des Patriarchen Csernovics mit dem griechisch-katholischen Bischof in Syrmien und Slavonien, Ljubibratits.

Städte und Comitate richteten deshalb zahlreiche Beschwerden an die königliche Statthalterei und an die Hofkanzlei und diese obrigkeitlichen Stellen erliessen auch scharfe Weisungen zur Hintanhaltung solcher Ausschreitungen. Desgleichen trugen dieselben die Klagen der Unterthanen auch bei Hofe vor und der Patriarch Arsenius Csernovics erhielt wiederholte Ermahnungen, dass er das raizische Volk von weiteren Excessen abhalten, die Schuldigen strafen und Schadenersatz verschaffen solle, widrigenfalls strengere Massregeln genommen werden müssten.\*

Aber auch die Serben hatten ihrerseits unablässig Beschwerde geführt. Der Patriarch Csernovics wurde nicht müde, über Verletzungen der serbischen Privilegien und Freiheiten zu klagen. Der Wiener Hof betrachtete die Flüchtlinge im Anbeginne ihres Uebertrittes und noch geraume Zeit hindurch als *Gäste*, deren Aufenthalt auf ungarisch-croatischem Boden nur ein *vorübergehender*, ein provisorischer sei. Darum wurden die Serben nicht nur von der Comitatsgerichtsbarkeit befreit und von der Lieferung der Winterbeiträge für die Armee ausgenommen (Decret des

\* Vgl. für diese Angaben die Belege in den «Regesten zur Geschichte der Serben» bei CZOERNIG, Ethnographie. Band III, 2. Abth., p. 94, 95 u. a. a. O.

k. k. Wiener Hofkriegsrathes ddto. 4. März 1691), sondern man gestattete ihnen auf ihr Ansuchen auch die *Wahl eines Vicewojwoden*, als Stellvertreter des im Staatsgefängniss zu Eger verweilenden serbischen «Wojwoden und Despoten» Georg Brankovics. Die «Communität des raizischen Volkes» erwählte zur Würde des Vicewojwoden den Capitän *Johann Monasterly*, dessen Wahl unter dem 11. April 1691 die allerhöchste Bestätigung erhielt. \*

Kaiser Leopold schenkte den Serben fortdauernd seine Gunst. Er erneuerte durch sein Patent vom 20. August 1691 nicht nur die früher ertheilten Privilegien, sondern fügte denselben überdies neue bedeutsame Versprechungen und Gewährungen hinzu. So heisst es in diesem Patente: Im Falle die *früheren Wohnsitze des raizischen Volkes* zurückerobert werden, soll dasselbe dahin zurückgeführt und in seine früher besessenen Gebiete und Wohnplätze wieder eingesetzt werden, um unter der *Leitung seiner eigenen Magistrate* sich des Genusses der verliehenen Vorrechte und Gewohnheiten unbehelligt zu erfreuen. Ausserdem gesteht der Kaiser die Vergünstigung zu, dass, im Falle ein Bekenner des griechischen Ritus ohne Erben und Testament stirbt, seine *gesammte Habe dem Erzbischofe und der Kirche* zufallen solle; stirbt ein Erzbischof oder Bischof, so fällt auch deren *Hinterlassenschaft dem Erzbisthum* zu. Endlich sollen Alle (Serben) von ihrem Erzbischofe, als ihrem kirchlichen Oberhaupte, *sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen abhängen.* \*\*

\* Ibidem p. 94. — Die feierliche Amtseinführung (Installation) erfolgte im Lager der Raizen zu Ofen, wo den Vice-Wojwoden der Patriarch, umgeben von acht Bischöfen, empfing und der Commandant von Ofen «in Gegenwart aller raitzischen Völker» dem neuen Vice-Wojwoden das kaiserliche Patent übergab und ihn «Namens kaiserlicher Majestät zum Vice-General öffentlich ausrufen liess». Vgl. CHR. BOETHIUS, des Glantz Erhöheten und Triumphleuchtenden Kriegs-Helms königlich-kaiserl. Maj. und Dero hohen Bundesverwandten wider den Mahometischen Tulban (Nürnberg, 1688—1692). Band V, p. 740.

\*\* Vgl. den Wortlaut bei CZOERNIG, Ethnographie, Band III. 2, 71. Der bedeutsame Zusatz über das Caducitäts-Recht und die oberste geistliche und weltliche Gewalt des Erzbischofs lautet wörtlich: «Insuper animum et in eo, quod si ex ipsis *graeci ritus sine consolatione prolium* et



Dieses Bestätigungsdiplom wurde durch die ungarische Hofkanzlei hinausgegeben. Schon dieser Umstand müsste daran erinnern, dass in diesem Diplom eine «Preisgebung der ungarischen Landesrechte» und der bestehenden Gesetze kaum beabsichtigt sein konnte. Und thatsächlich ist dies auch nicht der Fall; denn auch dieses Diplom *betrachtet die serbischen Emigranten keineswegs als Einwanderer auf ungarischem Gebiete*, um sich daselbst dauernd niederzulassen, *sondern als zeitweilige Gäste*, deren militärische Kraft man benützen und deren Vertrauen auf die kaiserliche Macht man belohnen will. Alle bisherigen Privilegien, Freiheiten und Exemtionen hatten nur allein im Auge, *die serbischen Emigranten unter der Leitung des Patriarchen als einheitliches Ganzes zusammenzuhalten und sie seinerzeit bei siegreichem Vordringen der kaiserlichen Waffen wieder in die ursprüngliche Heimat zurückzuführen*, wo sie alsdann unter ihren besonderen Obrigkeiten als Schutzbefohlene und Unterthanen des Kaisers sich der verliehenen Privilegien erfreuen sollten. Von der Bildung eines «Staates im Staate» unter der Oberherrschaft des Patriarchen ist auch in diesem Diplome keine Rede.

Damals war übrigens durch den erfolgreichen Fortgang des Krieges neuerdings die hoffnungsvolle Aussicht eröffnet worden, dass es gelingen werde, die Türken sowohl aus ihren Besitzungen diessseits der Donau und Save zu vertreiben, als auch die christlichen Gebiete auf der Balkanhalbinsel der Herrschaft des Halbmondes zu entreissen. Der Sieg des kaiserlichen Feldherrn Ludwig von Baden bei Slankamen (19. August 1691) festigte diese Hoffnungen, die jedoch nicht in Erfüllung gingen. Schon die hierauf versuchte Zurückeroberung Grosswardein's misslang; noch schlimmer ging es in den beiden folgenden Kriegsjahren.

*consanguineorum, aliquis decederet, ex tunc talis omnis substantia in archiepiscopum et ecclesiam; non secus, si archiepiscopus et episcopus quispiam moriatur, talis etiam omnis substantia in archiepiscopatum devolvatur. Denique, ut omnes ab archiepiscopo, tanquam capite suo ecclesiastico, tam in spiritualibus quam saecularibus depondeant, clementissime volumus et jubemus.*» Vgl. auch SZALAY, l. c. p. 132.

Die Kriegsmacht des Kaisers war durch den Krieg mit Frankreich in Anspruch genommen, und es musste als ein besonders günstiges Geschick betrachtet werden, dass damals auch die Pforte zu keiner grössern Kraftaufwendung fähig war. Mittlerweile wurde aber die materielle Lage der serbischen Flüchtlinge in Ungarn und Croatien stets misslicher, bedrängter. Länger als drei Jahre auf fremdem Boden verweilend, ohne ausreichende Subsistenzmittel, waren sie theils durch die Noth, theils durch ihre natürliche Roheit und Ungebundenheit den übrigen Bewohnern eine überaus beschwerliche Last. Die Regierung musste darauf bedacht sein, diesem wachsenden Uebel, das bereits zu vielfachem Streit und offenem Conflict Veranlassung geboten, ein Ende zu machen.

Auch die Serben und ihre Führer erkannten die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes, auch sie sehnten sich nach geordneteren Verhältnissen; und da sie für den Moment keine Hoffnung hatten, in ihr Vaterland bald zurückkehren zu können, so wünschten sie eine mindestens *provisorische Ansiedelung* in Ungarn und dessen Nebenländern. Der Patriarch Arsenius Csernovics und der Vice-Wojwode Monasterly stellten deshalb im Namen ihres Volkes bei dem Kaiser das Ansuchen, man möge denselben in Kumanien und Slavonien, namentlich in der sogenannten «kleinen Walachei», Ansiedelungsplätze anweisen.\*

Der Hofkriegsrath rieth zwar auch die Gewährung des Ansuchens der Serben um Ansiedelungsplätze an, allein in Bezug auf die Gegend der Niederlassung war die Meinung der entscheidenden Hofstellen den serbischen Wünschen nicht zustimmend. Die allerhöchste Entscheidung vom 1. Mai 1694 verständigte den Patriarchen und Vice-Wojwoden davon, dass es der deutliche und entschiedene Wille des Kaisers sei, im Interesse des Königreiches Ungarn und zugleich im eigenen Interesse des serbischen Volkes selbst die Serben in *die Theile zwischen der Donau und der Theiss* zu übersiedeln und ihnen diese Landstriche ordnungsmässig zu

\* SZALAY, l. c. p. 37.



übergeben. Da dieser Entschluss des Kaisers unabänderlich sei, so wäre der Modus und die Zeit der Uebersiedelung sofort festzusetzen und man erwarte, dass die raizische Nation darauf um so eher eingehen werde, als der Landstrich, welcher ihnen zugewiesen wird, durch seine Fruchtbarkeit und Ausdehnung sowohl für die Niederlassung als auch für die Landwirthschaft besonders geeignet sei. Der Patriarch und der Vice-Wojwode werden deshalb angewiesen, sich in Betreff der sofortigen Uebersiedelung mit dem hierzu entsendeten Ober-Kriegs-Commissär (Graf Donat Heissler von Heidershaimb) in's Einvernehmen zu setzen und diese *Translocirung des serbischen Volkes ebenso schleunig als in guter Ordnung zu bewerkstelligen*. Im Vertrauen hierauf und auf die fortdauernde unerschütterliche Treue der Serben verspricht der Hofkriegsrath denselben noch «grössere und reichlichere Belohnung».

Diese Entscheidung gefiel den Serben nicht, sie baten nochmals um die Ueberlassung von Kumanien und der «kleinen Walachei»; allein der Hofkriegsrath bedeutete ihnen in einem Rescripte vom 31. Mai 1694, dass »der Dienst Sr. Majestät die Uebersiedelung an die bezeichneten Orte unverzüglich fordere«. Es wird den Serben zwar gestattet, dass sie die Ernte in ihren dermaligen Wohnplätzen noch einheimsen können, doch müssen sie sofort eine bestimmte Anzahl von Vertrauensmännern erwählen, welche die ihnen zu übergebenden Orte und Feldgründe sogleich in Besitz nehmen, daselbst die nöthigen Gebäude und Wohnungen in der Weise errichten, dass nach der Ernte im nächsten October «die gesammte Communität des raizischen Volkes» mit aller Bestimmtheit übersiedeln könne. Zu diesem Ende wurde dem Ober-Kriegs-Commissär Heissler aufgetragen, dass er durch seine Untercommissäre den Raizen hinlängliche Wohnplätze anweisen lasse, in welche dann die neuen Colonisten eingeführt werden sollen. Dabei wird das kaiserliche Versprechen erneuert, dass auch die angesiedelte und in bisheriger Treue verbleibende raizische Nation nur Sr. k. k. Majestät unterworfen und sowohl von der Comitats-Jurisdiction, wie auch von den Grundherren befreit sein

solle. Auch genehmigt der Kaiser ihre Bitte, im Falle der *Wiederherstellung des Friedens und der Sicherheit sie in ihre früheren Wohnsitze wieder zurückzuführen.* \*

Die Uebersiedlung der Serben in ihre neuen Wohnplätze fand statt; es wurden damals in den Comitaten *Bács, Bodrog, Csongrád, Arad* und *Csanád* zahlreiche serbische Ortschaften gegründet; denn diese Gebiete hatten theils durch die lange Türkenherrschaft, theils in Folge der letzten Kriege den grössten Theil ihrer Bevölkerung verloren. Die Ansiedlung der Serben in diese Gebiete lag allerdings im Interesse des Staates; denn dadurch wurde nicht blos die Population gekräftigt, sondern die kriegerische Tüchtigkeit der Serben bot zugleich Schutz gegen die benachbarten Türken. Denn noch reichte die Macht der Pforte bis an die Theiss und Maros. Aus diesen serbischen Ansiedelungen wurde dann später die Theisser und Maroscher Militärgrenze gebildet.

In den neuen Gebieten, welche die Mehrzahl der emigrirten Serben nunmehr inne hatte, betrachteten sich dieselben jedoch immer noch als *blosze Flüchtlinge*, deren Aufenthalt ein *vorübergehender* sei. Eine Commission sagt noch im Jahr 1699 von den Serben, dass sie keine festen Wohnhäuser haben, sondern unter Zelten und in Erdlöchern wohnen, damit sie, wenn nöthig, ihre Wohnsitze sofort verlassen und auswandern können. \*\* Auch in den neuen Ansiedelungen gab es viel Hader und Zwist der Serben mit den Comitatsbehörden und mit den katholischen Bischöfen. Die Ersteren wollten trotz der Verheissungen in den Privilegien und Protectionsdiplomen auch die Serben ihrer Jurisdiction und der allgemeinen Contribution unterwerfen, die letzteren forderten von ihnen den Zehnten. Ueberdies hatten die griechisch-orientalischen Serben Vieles von dem Bekehrungseifer der katholischen Geistlichkeit zu leiden, wobei diese letztere auch von Seite des Hofes und der Landesbehörden mindestens indirecte oder geheime

\* Vgl. *Les Serbes de Hongrie* p. 73—74.

\*\* Ibidem p. 87.



Unterstützung und Förderung fand. Aus diesem Grunde wurden auch den Bischöfen der Serben allerlei Hindernisse in den Weg gelegt, sobald diese auf Grund der Privilegien die Pfarreien ihrer Glaubensgenossen einer canonischen Visitation unterziehen wollten.\*

Wegen all dieser Verletzungen oder Beeinträchtigungen der Privilegien führte der Patriarch Csernovics bei Hofe fortwährend Beschwerde, so dass der Kaiser sich bewogen fand, im Laufe des Jahres 1695 die Freiheiten und Exemtionen der Serben um so mehr zu bestätigen, als gerade in diesem Jahre theils durch die Unfähigkeit des kaiserlichen Feldherrn, des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen, theils durch die Kampfeslust des neuen Sultans Mustafa und das Wiederauftreten des «Kurutzenkönigs» Emerich Tökölyi, die Lage auf dem Kriegsschauplatze und in Ungarn überhaupt eine sehr bedenkliche geworden war. Diese Umstände erklären die feste Entschiedenheit, mit welcher der Kaiser in dem abermals durch die ungarische Hofkanzlei am 4. März 1695 herausgegebenen Patente die Privilegien der Serben im Allgemeinen und des Erzbischofs insbesondere neuerdings bestätigte und deren Beobachtung in erster Reihe den Erzbischöfen von Gran und Kalocsa (Bács), dann dem Palatin, dem Judex-Curiae und dem Banus von Dalmatien, Croatien und Slavonien anbefahl. Es wurden in diesem Patente nicht nur die Prärogativen der Diplome des Jahres 1690 und 1691 erneuert, sondern überdies in Anerkennung der grossen Verdienste der raizischen Nation

\* Ueber die Unionsstreitigkeiten in Slavonien und die daraus entstandenen Conflicte des Patriarchen Csernovics mit dem katholischen Episcopate und mit den Behörden vgl. FIEDLER, Beiträge zur Union der Walachen in Slavonien und Syrmien (im «Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen», Band 37). — Dann: SCHWICKER, Zur Geschichte der kirchlichen Union in der croatischen Militärgrenze («Archiv für die Kunde österreichischer Geschichtsquellen», Band 52). — *Reisepässe* für den Patriarchen Csernovics und für den Bischof von Jenopol, Isaias Diakovics, zu ihren «*Visitationsreisen* der griechischen Kirchen in Ungarn, Croatien, Rascien, Herzegowina, Dalmatien, Podgorien und Jenopol» wurden zu Wien 1692 ausgestellt. Vgl. CZOERNIG, l. c. p. 94.

im Kampfe gegen den Feind der Christenheit und im Vertrauen auf deren künftige Treue (bis zu weiteren allerh. Verfügungen, insoferne diese im Laufe der Zeiten nothwendig wären) Folgendes geboten: Der genannte griech.-oriental. Erzbischof verbleibe ungeschmälert im Besitze seiner althergebrachten Würde und der Gewalt, die Bischöfe seines Ritus (in Gemässheit des Rechtes und nach der Gewohnheit dieses Ritus) zu promoviren. Diesen von ihm creirten Bischöfen sei es in den namentlich aufgeführten Districten von Temesvár, Jenopolien, Karlstadt, Zrinopol, Szegedin, Ofen, Stuhlweissenburg, Mohács, Sziget, Werschetz, Grosswardein und Erlau \* gestattet, die daselbst angesiedelten serbischen Familien aus geistlichen Rücksichten zu besuchen, die Sündigen zu bessern, beziehungsweise zu bestrafen und die Stolagebühren und andere rituelle und gebräuchliche Klostereinkünfte einzuheben. Diese Erfüllung ihrer Amtspflichten geschehe jedoch *ohne Verkürzung der katholischen Kirche und ihrer Bischöfe*. Endlich könne das in den Festungen, Marktflecken, Grenzorten oder wo immer im Reiche über Anweisung oder Zulassung des Hofkriegsrathes angesiedelte gesammte serbische Volk seine Religion und andere Ceremonien frei, ohne Furcht oder Gefahr leiblicher oder materieller Schädigung ausüben und sich überdies der ihm schon durch frühere Landesgesetze verliehenen *Zehntbefreiung* erfreuen. Auch dürfe dasselbe diesen Zehnten ohne Einspruch der (katholischen) Bischöfe und der Cameralbeamten zur Erhaltung seiner eigenen Bischöfe verwenden. Und zum Schlusse nimmt der Kaiser und

\* Es sind folgende Bischöfe: *Isaias Diakovics*, Bischof von Temesvár und Jenopol und Archimandrit des Klosters Kruschedol; *Stefan Metoviach* (Metohijaz), Bischof von Karlstadt und Zrinopol; *Jeftim Drobnjak*, Bischof von Szegedin; *Jeftim Popovics*, Bischof von Ofen und Stuhlweissenburg; *Jeftim Tetovaz*, Bischof von Mohács und Sziget; *Spiridion Stibitza*, Bischof von Werschetz, und *Jefrem Benjanin*, Bischof von Grosswardein und Erlau. Es sind also im Ganzen *sieben*. Die hier aufgezählten Bischofstitel bezeichnen jedoch keine abgegrenzten Diöcesen, sondern beziehen sich auf die vornehmsten Orte und Städte, in denen die Bischöfe wegen der grösseren Zahl der dort lebenden Glaubensgenossen ihren Sitz aufgeschlagen hatten. — Vgl. den Text des Privilegiums bei SZALAY, l. c. p. 133 ff.



König die gesammte raizische Nation mit allen ihren Vorstehern, Familien und Besitzthümern abermals in den besondern königlichen Schutz und empfiehlt deren Beschützung, Vertheidigung und Protection Jedermann, namentlich den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Landes.

Dass trotz dieses neuen Protectional-Diploms die beiderseitigen Klagen und Beschwerden nicht aufhörten, ersehen wir nicht nur aus den vorliegenden Urkunden, sondern es lag dies auch in der Natur der Verhältnisse, die wir weiter unten des Eingehenderen erörtern werden. Für das weitere Schicksal der serbischen Emigranten, die noch immer auf eine Rückkehr in ihre alte Heimat harrten, war der Friedensschluss von Carlowitz (26. Januar 1699) von Entscheidung. So glorreich derselbe den seit 1683 dauernden Türkenkrieg beendigte, indem er die ungarische Landesgrenze von Gran an die Marosch und untere Save verlegte, so hatte er doch für die Serben die traurige Enttäuschung zur Folge, dass ihr Vaterland in den Händen der Türken verblieb und die *bloß zu vorübergehendem Aufenthalte geflüchteten serbischen Emigranten gezwungen waren, nunmehr in Ungarn und dessen Nebenländern eine dauernde Niederlassung zu suchen*, in Folge deren sie zu *Angehörigen dieses Königreiches* werden mussten. Diese nothwendige Veränderung ihres Geschickes und ihrer Stellung im Lande stand mit den bisherigen rechtlichen Zuständen dieser Flüchtlinge vielfach im Widerspruch. Die unter ganz verschiedenen Umständen ihnen verliehenen Privilegien, Freiheiten und Exemtionen passten in manchen wesentlichen Punkten keineswegs in den Rahmen des ungarischen Staatsbürgerthums, oder waren selbst mit dem jetzt neu eingerichteten System der Militärgrenze in mehrfacher Hinsicht unvereinbar. Von nun an sehen wir einen nahezu fortgesetzten Kampf, den einerseits das serbische Volk und seine kirchlichen Vorsteher, andererseits die ungarischen und croatischen Landesbehörden und die katholische Hierarchie mit einander führen, wobei als Vermittler, aber zu Zeiten auch als Mitkämpfer die Wiener Central-Hofstellen erscheinen. Diesem Kampfe müssen wir nun unsere Aufmerksamkeit schenken; derselbe bietet uns

die genauesten Aufschlüsse über die weiteren Geschieke und die historisch-politische Entwicklung des serbischen Volkes in Ungarn.

## 2.

Ehe wir jedoch die Vorgänge nach dem Carlowitzer Friedensschlusse weiter verfolgen, scheint es geboten, den *Zustand der Serben in Ungarn am Schlusse des XVII. Jahrhunderts* in zusammenfassender Weise zu charakterisiren.

Die serbischen Flüchtlinge, welche theils mit dem Patriarchen Arsenius Csernovics, theils später, namentlich nach dem gänzlichen Verluste der eroberten Gebiete jenseits der Donau und Save und dann in Folge des siegreichen Streifzuges des Prinzen Eugen von Savoyen nach Bosnien (Winter 1697), nach Ungarn und Croatien kamen und daselbst die oben mitgetheilten Privilegien und Protectional-Diplome erhielten, werden in diesen Staatsurkunden stets als *staatliches Ganzes*, als die *«Communität des griechischen Ritus und der raizischen Nation»* oder auch als *«raizische»*, *«illyrische»* oder *«serbische Nation»*, als das *«raizische oder illyrische Volk»* (*«gens Rasciana»*, *«populus Illyricus»*) u. s. w. bezeichnet. Die Privilegien sprechen ferner von *«geistlichen und weltlichen Ständen»* (*«Ecclesiasticis et saecularibus Statibus»*), wozu nebst den *Bischöfen* und der *Kloster- und Weltgeistlichkeit* überhaupt noch die *Capitäne*, *Vice-Capitäne*, *Fahnenträger* und *Officiere der raizischen Miliz* und dann die *«eigenen Magistrate»* der serbischen Flüchtlinge gehörten. Man wird kaum irre gehen, wenn man unter diesen *«Magistraten»*, später in den Diplomen auch *«Verweser und Beamte»* (*«rectores et officiales»*) genannt, zur Zeit der Einwanderung die auch sonst bei den Serben in der Türkei vorhandenen Dorfkneseu (vielleicht auch einzelne *«Oberkneseu»*) und *«Kmeten»* versteht, welche von den Gemeindegliedern aus ihrer Mitte gewählt wurden, und deren Amtspflichten insbesondere darin bestanden, die innere Ordnung in den Gemeinden (resp. Districten) aufrecht zu erhalten, unter türkischer Herrschaft namentlich die ausgeworfenen Steuern und



Abgaben einzusammeln und an den Pascha oder seinen Beamten abzuliefern. Diese Ortsvorsteher übten wohl auch in kleineren Sachen Justiz nach Brauch und Gewohnheitsrecht, wie solches jenseits der Donau und Save noch bis in unser Jahrhundert fortgedauert hat. \*

Die serbischen Einwanderer werden uns von den Zeitgenossen mit wenig schmeichelhaften Zügen geschildert. Bei diesen Schilderungen war ohne Zweifel Religions- oder Nationalhass beeinflussend; nichtsdestoweniger enthalten sie doch manches Richtige. Die natürliche Wildheit und Rohheit, welche der Jesuit Wagner ihnen noch im zweiten Decennium des XVIII. Jahrhunderts vorwirft, \*\* wird in noch stärkerem Grade im Jahre 1699 von den Serben behauptet. Man vergleicht sie eher den Waldläufem und Faunen als den Menschen, nennt sie treulos, wortbrüchig, grausam, diebisch, räuberisch, mordsüchtig und allen Lastern und Ausschweifungen ergeben, insbesondere herrsche bei beiden Geschlechtern die Trunksucht. Es sei ein kriegsgewohntes Volk, selbst der gemeine Mann besitze eine Menge Waffen. Der grösste Theil gehöre zu den Schismaticern, welche als ihr Haupt, ja gleichsam als ihren König den Patriarchen anerkennen, dem sie in allen Dingen folgen wie die Bienen der Weisel. \*\*\* Diese Stellung des Patriarchen wurde auch durch die Leopoldinischen Privilegien bestätigt und noch mehr befestigt. Der Wiener Hof hatte hierbei seine besondern Absichten im Auge.

Wir haben weiter oben gesehen, auf welche Weise der Wojwod und Despot der Serben, Georg Brankovics, beseitigt worden. Nun sagte das Leopoldinum vom 6. April 1690 den Serben die

\* Vgl. hierüber die anschauliche Schilderung KÁLLAY's in dessen «Geschichte der Serben» (deutsche Ausgabe). Band I, p. 189 ff. — Auch in dem zurück eroberten Temescher Banate wurde das Verwaltungssystem mit Oberknesen, Knesen und Kmeten noch für einige Zeit beibehalten. S. SCHWICKER, Geschichte des Temeser Banats, p. 314 ff.

\*\* WAGNER, Histor. Leopoldi Magni (Augsburg, 1719—1781) und «Histor. Josephi Caesaris» (Wien, 1745) bei BIDERMAN, Geschichte der österreichischen Gesamtstaats-Idee (Innsbruck, 1867), p. 152.

\*\*\* Vgl. Les Serbes de Hongrie, p. 87.

*freie Wojwodenwahl* zu; die Serben wandten sich deshalb wiederholt (in den Jahren 1691, 1692, 1693 und 1699) an den Hof, um die Befreiung des gefangenen Wojwoden zu erhalten. Die damaligen Wiener Staatsmänner gingen auf diese Bitte der Serben nicht ein, Brankovics blieb aus Rücksichten der «Staatsraison» Gefangener; denn man besorgte, wie der Freiherr v. *Bartenstein* sich ein halbes Jahrhundert später äusserte\*, ein solcher Wojwode könnte dem kaiserlichen Erzhause abermals so gefährlich und «abbrüchig» werden, wie dies zur Zeit Ferdinand I. der Wojwode Szapolya und dessen Sohn gewesen. Man habe nichtsdestoweniger im Jahre 1690 die freie Wojwodenwahl zugesagt, »weil man sich von der zahlreichen Herübertretung der Illyrier einen noch wichtigeren Nutzen versprochen habe«. Weil nun aber diese grosse Menge des landesflüchtig gewordenen Serbenvolkes nicht ohne Haupt und Führer sein sollte, so wurde zu dieser Würde der Patriarch bestellt, der in geistlichen und weltlichen Dingen ihr Oberhaupt sein sollte.

Als diese Verleihung, resp. Zusage geschah, war von einer Ansiedelung und Niederlassung auf ungarischem oder croatischem Gebiete noch keine Rede; die geistliche und weltliche Leitung und Führung des serbischen Volkes durch den Patriarchen sollte also in *der alten Heimat der Serben* stattfinden; dadurch würde eine Art Kirchenstaat geschaffen worden sein, wie solches in Montenegro bis auf unsere Tage in Uebung gewesen. Die Wiener Staatsmänner glaubten durch diese Vereinigung der geistlichen und weltlichen Vorsteherschaft in der Person des Patriarchen hauptsächlich *zwei Zwecke* zu erreichen. Freiherr v. *Bartenstein* stellt das in folgender Weise dar:\*\* «Als man den möglichen Eintrag, welchen die allerh. Gewalt von einem weltlichen Oberhaupte der Serben zu besorgen habe, erwogen, sei man von der

\* Vgl. «Kurzer Bericht» etc. p. 107—108.

\*\* Vgl. dessen «Anmerkungen» zu des Hofraths v. Koller «System in Illyrischen Angelegenheiten». *Bartenstein's Denkschrift* ist aus dem Jahre 1755 und findet sich im ungarischen Landesarchiv (Illyr. Hofdeputations-Acten aus dem Jahre 1755, Fasc. I, Zahl 8).



Erfüllung des Versprechens in der Proclamation vom 6. April 1690 abgekommen, und zwar mit Beihilfe des damaligen Metropolitens selbst. Man bediente sich zu diesem Ende der «natürlichen Eifersucht», welche ein Wojwode bei dem Metropoliten erwecken musste, und gestand diesem zu, dass in Religions- und in Privilegien-Angelegenheiten, d. i. wo es um deren Auslegung oder Einschränkung, keineswegs aber um Privat-Handel zu thun ist, die Nation sich an ihn wenden und durch ihn die zu haben glaubenden General-Beschwerden bey Hof anbringen lassen möge». Dagegen musste der Metropolit aller Abhängigkeit von einem auswärtigen Patriarchen sich «gänzlichen entschlagen». Auf diese Art habe der Hof bei Zufriedenheit des serbischen Volkes zwei «sehr beträchtliche» Absichten »untereinsten» erreicht. Einmal wurde dem «bereits gethanen, sehr bedenklichen Anerbieten, einen Wojwoden erwählen zu lassen», auf eine unanständige Weise ausgewichen; dann habe man den Metropoliten durch seine festgesetzte Unabhängigkeit in seinem eigenen Interesse von aller Gemeinschaft mit einem fremden Patriarchen abgehalten, zugleich war es aber leichter, mit ihm als mit einem weltlichen Wojwoden auszulangen.

Diese Darstellung Bartensteins aus dem Jahre 1755 trifft nur in Bezug auf die Verhinderung der Wahl und Bestellung eines weltlichen Wojwoden zu; denn hinsichtlich der Unabhängigkeit des Metropoliten von einem fremden Patriarchen brauchte man in der Zeit bis zum Jahre 1706 schon deshalb kein Bedenken zu haben, weil ja Arsenius Csernovics selber der Patriarch der Serben war, dessen hierarchische Unabhängigkeit von dem Patriarchenstuhle in Constantinopel bereits seit länger als 300 Jahren festgestellt war. Nach dem Tode des Csernovics trat jedoch abermals ein gewisses Abhängigkeitsverhältniss der serbischen Erzbischöfe in Ungarn zu dem Ipeker Patriarchen ein; dieses wurde aber durch die spätere Herüberwanderung des Patriarchen Arsenius Joannovics und die dann erfolgte Aufhebung des Ipeker Patriarchenstuhles, als dessen rechtliche Nachfolger heute die Patriarchen zu Carlowitz erscheinen, gänzlich beseitigt. Auch

darin irrt Bartenstein, wenn er die weltlichen Befugnisse des Patriarchen Csernovics bloß auf Privilegien-Angelegenheiten beschränken will. Denn es liegen Documente vor, welche beweisen, daß sowohl der Kaiser wie auch die obersten Behörden (der Hofkriegsrath, die ungarische Hofkanzlei) in *allen Angelegenheiten der Serben den Patriarchen als den Vorsteher und Leiter seines Volkes betrachteten*. Er wird z. B. angewiesen, das «raizische Volk in den angewiesenen Grenzen zu halten, dasselbe von weiteren Excessen abzuhalten, die Schuldigen zu strafen und Schadenersatz zu verschaffen, widrigenfalls strengere Massregeln genommen werden müssten». \* Richtig ist allerdings, daß diese ungewöhnliche Ausdehnung der Gewalt des Metropolitens später eingeschränkt wurde.

In jenem ersten Decennium stand dem Patriarchen noch ein gewählter *Vice-Wojwode* in der Person des Johann v. Monasterly aus Komorn zur Seite. Monasterly war im Grunde der *Anführer und Commandant der serbischen National-Miliz*, also eine rein militärische Persönlichkeit; derselbe nahm von 1691 bis 1706 an den Kämpfen gegen die Türken und gegen Franz Rákóczy thätigen Antheil und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit und Unerschrockenheit aus, wofür er wiederholt die Belobungen der obersten Feldherren und des Hofkriegsrathes empfing. \*\* Nach seinem Tode wurde die Stelle eines Vice-Wojwoden nicht mehr besetzt, sondern am 8. Juli 1707 der serbische Capitän Moyses Raskovics bloß zum «Obersten der serbischen Nationalmiliz» vom Kaiser ernannt. \*\*\*

Bei der grossen Anhänglichkeit des serbischen Volkes an seine Nationalkirche war ferner die feierliche Zusicherung der *freien Ausübung ihrer Religion* nach dem griechischen Ritus, der ungehinderte Gebrauch des alten (julianischen) Kalenders, die Gestattung der Errichtung von Kirchen und Klöstern, der Ein-

\* Vgl. «Regesten zur Geschichte der Serben» bei CZOERNIG I. c. p. 98

\*\* STOJACSKOVICS, Die staatsrechtlichen Verhältnisse der Serben. Anm. p. 23.

\*\*\* Ebenda, p. 23—24.



setzung von Bischöfen, Mönchen und Pfarrgeistlichen, und deren ungestörte Visitation durch den Erzbischof, resp. die Bischöfe, deren canonische Jurisdictionsgewalt im ganzen Umfange aufrecht erhalten wurde, für die Serben von besonderem Werthe. Diese kirchlichen Privilegien waren dem katholischen Clerus und selbst einigen weltlichen Staatsmännern und glaubenseifrigen österreichischen Heerführern ein arger Dorn im Auge und es wurden die Serben schon bald nach ihrem Herübertritt von unionistischen Versuchen belästigt, denen sie sich aber unter Anführung ihres streithaften Patriarchen Csernovics ganz entschieden widersetzen, wodurch dann allerlei Unfriede, Streit und selbst offene Auflehnung entstand.

Dem katholischen Episcopate und den adeligen Grundherren erschien ferner als unerträglicher Eingriff in ihre Rechte die Befreiung der griechisch-orientalischen Serben von den *Zehnten-Abgaben*, von der *Landescontribution* und den *anderen Giebigkeiten und Leistungen* der Landesunterthanen, sowie von der *Comitats-jurisdiction*. Noch vor der definitiven Ansiedelung der Serben berichtete die ungarische Hofkanzlei am 1. Juli 1697 an den Hofkriegsrath, dass die Raizen wohl von der Lieferung der Proviantbeiträge (für die Armee) und der anderen Contributionen durch ihre zugesicherten Privilegien befreit seien, übrigen aber den auf sie entfallenden Theil der allgemeinen Comitatslasten jetzt und in Zukunft zu tragen haben.\* Dagegen wurden die Exemtionen der serbischen Nation sowohl von der Comitatsgerichtsbarkeit, wie auch von der grundherrlichen Jurisdiction, ferner ihre Befreiung vom Zehnten und allen anderen Abgaben und Leistungen durch neue allerbh. Patente vom 16. Juni und 1. Juli 1698; dann vom 20. März, 2. Juni und 21. Juli 1699 immer wieder bestätigt.\*\*

Interessant ist darunter das Patent Leopold I. vom 1. Juli 1698, worin Graf Guidobald v. Starhemberg beauftragt wird, die

\* CZOERNIG, Ethnographie, III. Bd. 2, p. 95—96.

\*\* Ebenda, p. 96—97.

Ansiedelung der «Walachen und Raizen» an der Grenze in der Weise zu bewerkstelligen, dass ein Theil der Diensttauglichen zur Bewachung der Grenze bestimmt, die Uebrigen aber zur Oeconomie und zum Ackerbau angewiesen werden sollen. Um ihnen diese Wohnplätze angenehm und sie daselbst festsetzen zu machen, sollen sie nur dort und nicht in anderen Gegenden Steuer- und Abgabefreiheit genießen.\*

Aus diesem Patente geht vor Allem die Richtigkeit der Schilderung hervor, welche im Jahre 1699 das serbische Volk «unstät und herumstreichend» nennt; dasselbe pflege seinen Wohnort fortwährend zu wechseln, suche nur jene Plätze auf, wo es dieses Nomadenleben am leichtesten fristen könne, sei es unter kaiserlicher, sei es unter türkischer oder anderer Botmässigkeit. Diese letztere Behauptung ist offenbar tendenziös übertrieben, gleichwie auch die folgende, dass auch die Treue dieses Volkes nur durch Ungebundenheit ihrer Lebensweise bedingt sei. Die Geschichte bezeugt davon das Gegentheil. Wohl aber muss die weitere Schilderung des betreffenden amtlichen Berichtes als zutreffend bezeichnet werden. Die Raizen erbauen keine festen Wohnhäuser, sondern verbleiben unter Zelten oder in Erdhöhlen, damit sie sofort wieder wegziehen können; sie lieben Wälder und Berge als Verstecke und Zufluchts-Orte für Räuber. Ihr Patriarch betrachtet das Volk und die Landstriche, welche es bewohnt, als sein Eigenthum. Sobald nun ein solches Besitzthum einem Andern verkauft wird, so verlassen es augenblicklich die serbischen Bewohner, und nichts bleibt zurück als der leere Boden.\*\* Diese Auswanderung von den Privatgütern geschah übrigens hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Serben sich scheuten, die Unterthanen einer adeligen Herrschaft zu werden und als solche die Abgaben und Lasten der damaligen ungarischen Bauern auf sich zu nehmen. Das freie, ungebundene Hirtenleben

\* Ebenda, p. 96.

\*\* Vgl. PODHRADCZKY, Szlavoniáról mint Magyarországnak alkotmányos részéről («Ueber Slavonien als constitutioneller Bestandtheil von Ungarn»). Ofen, 1837, p. 70—71.



oder das Soldaten- und Hajduken-Handwerk war freilich dem Volke zusagender.

Der obcitirte amtliche Bericht macht schliesslich den Vorschlag, dass die Jurisdiction der Comitate sich auch auf die Serben erstrecken müsste; ebenso wären der Patriarch sammt seinen Bischöfen und Kalugern (Mönchen) einzuschränken. Dagegen müsste für die katholischen Geistlichen gesorgt werden, denn sonst werde die Verwirrung und das Verderben der Seelen nie aufhören. Dieser Antrag, der in seinem letzten Theile unverkennbar auf die Union der «schismatischen» Serben mit der katholischen Kirche hinzielte, kam damals auch in dem Punkte bezüglich der weltlichen Jurisdiction nicht zur Geltung. Die Serben blieben bis zum Carlowitzer Friedensschlusse als «Gäste» des Kaisers und Königs unter der allerh. Protection und es wurden deren Angelegenheiten theils im Wege der österreichischen Hofkanzlei, theils durch die ungarische Hofkanzlei und durch den Hofkriegsrath, Einzelnes auch durch die Hofkammer (die oberste Finanzbehörde) behandelt. Dabei hatten jedoch diese obersten Hofstellen auf die inneren Angelegenheiten der Serben keinen Einfluss. Die Schonung derselben ging so weit, dass man den Erzbischof, resp. das Erzbisthum zum Erben aller ohne rechtliche Nachkommen oder Testament verstorbenen Serben und deren Bischöfe überhaupt machte, welches Caducitätsrecht unter Berufung auf die serbischen Privilegien auch thatsächlich in Wirksamkeit trat. \*

Der serbische *Patriarch* hatte seinen *Sitz* anfänglich im syrmischen Kloster Kruschedol genommen; hier war er der Grenze und dem Gros seines Volkes näher. Im Jahr 1701 erhielt er am 8. October jedoch die Weisung, seinen Aufenthalt zu St.-Andrä oberhalb Ofen zu nehmen. \*\* Es stand diese Massregel mit anderen bedeutsamen Verfügungen im Zusammenhange. Zur Dotation des Erzbisthums wies man am 11. August 1695 die Herrschaft Szirács

\* CZOERNIG, l. c. p. 94.

\*\* CSAPLOVICS, Slavonien II, p. 47.

im Poscheganer Comitате an. Dieselbe wurde am 17. Februar 1696 dem Patriarchen wirklich übergeben. Ausserdem hatte derselbe unter dem 10. September 1695 die Versicherung erhalten, dass er und seine Nachfolger das Castell Szirács insolange behalten sollen, bis sein Patriarchat Ipek von den Türken wieder erobert werde. Ferner ist dem Patriarchen Csernovics und seinen Nachfolgern am 27. Juni 1691 das Gut Szekcső bei Mohács verliehen worden mit der Befugniss, daselbst vier Jahrmärkte abzuhalten. In Szekcső oder Szécs nahm dann der Patriarch auch für einige Zeit seinen Wohnort. Dadurch war derselbe aber den unionsfreundlichen Bestrebungen im benachbarten Slavonien sehr unbequem geworden; darum erging an ihn der oberwähnte Befehl, dass er seinen Wohnsitz nach St.-Andrä zu verlegen habe, wogegen Csernovics 1701 bei Hofe wiederholt erfolglose Vorstellungen machte. Die katholisirenden Tendenzen des Cardinal-Primas Kollonics hatten daselbst und bei der Regierung die Oberhand.

So finden wir also die serbischen Flüchtlinge am Schlusse des XVII. Jahrhunderts thatsächlich ohne Heimat und Vaterland, mit Privilegien begabt, die nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen durchführbar waren, zwar unter einem Oberhaupte stehend, das in seiner geistlichen Würde zugleich das weltliche Führeramт vereinigte, und die persönliche Gunst des regierenden Kaisers geniessend, der sich um der Treue und Anhänglichkeit des serbischen Volkes willen zur Erkenntlichkeit und Inschutznahme verpflichtet fühlte. Auch steht die flüchtige Nation noch unter eigenen Vorstehern und Beamten; sie bildet dadurch, wie auch in Folge seiner Befreiung von der Comitats-Jurisdiction und Grundherrlichkeit und durch die Exemption von allen Lasten und Abgaben thatsächlich einen «Staat im Staate», der indessen für das Gesamttwohl noch keine Gefahr brachte, weil ja der Aufenthalt dieser «Gäste» nur ein vorübergehender sein sollte. Die Flüchtlinge selbst bilden in ihren kräftigen Mitgliedern die tapfere «raizische Nationalmiliz», die schon im Jahr 1691 unter ihrem Anführer, dem Vice-Wojwoden (auch «Vice-Despoten» oder



«Vice-General» genannt), ein stattliches Armee-corps ausmachte. Der übrige Theil der Nation bestand aus Kaufleuten, Bauern und Hirten. Die erstere Classe zeichnete sich durch Geschäftstüchtigkeit und Wohlstand aus. Sie erregte vielfach den Neid der zünftigen Kaufleute in den Städten, welche gegen die «griechischen und raizischen Kaufleute» Beschwerde führten und manche Einschränkung gegen dieselben bezweckten.\* Ueberhaupt war das Verhältniss zwischen den Emigranten und Eingebornen von Beginn an ein unerquickliches, ein feindseliges. Wir haben die Ursachen schon weiter oben angedeutet. Hier sei nur noch eine Stelle aus einer Staatsschrift angeführt, welche diesen Antagonismus in folgender Weise zu erklären sucht.

Die Verschiedenheit der Nationen, bemerkt der ungarische Hofrath v. *Koller* in einem ausführlichen Elaborat vom Jahre 1755 \*\*, und die derselben anklebenden besonderen Eigenschaften geben an sich schon zu Uneinigkeiten einen ganz natürlichen Anlass. Die vorzüglichen Begünstigungen einer derselben zieht dann die Unzufriedenheit der andern Nation, diese aber sofort eine gewisse Abneigung nach sich, welche oftmals in offenbare Gehässigkeit ausbreche und zuweilen in ebenso unangenehme als beträchtliche Thätlichkeiten ausarte. Die Eigenschaften der raizischen Nation seien von denen der ungarischen Landeseinwohner vielfältig verschieden, was jeder Kenner der Nationen zugestehen müsse. Die den Raizen verliehenen allerh. Privilegien wurden ferner von den übrigen ungarischen Landesbewohnern keineswegs gleichgiltig aufgenommen, da diese Begünstigungen zugleich den ungarischen Landesgesetzen und anderweitigen verfassungsmässigen Einrichtungen des Königreiches in vielen Stücken zuwiderstehen. Dadurch sei Unzufriedenheit und Abneigung erwecket und manche Handlung gegen diese Privilegien hervorgerufen worden. Da nun auch der raizische Clerus und das Volk unter

\* Vgl. CZOERNIG, l. c. p. 94, 95.

\*\* Im ungarischen Landesarchiv, Illyrische Hofdeputations-Acten aus dem Jahre 1755, Fascikel 1, Zahl 8.

dem Vorwande der Privilegien verschiedene Ausschweifungen ausübet, diese aber von den Magistraten und den übrigen Einwohnern nicht gestattet werden, so erheben Jene Beschwerden und Klagen über die Beeinträchtigung ihrer Privilegien. Dass man von Seite der Provinzialbehörden oftmals zu weit gegangen, könne nicht in Abrede gestellt werden, doch geschehe «ein solches theils aus gewissen, von deren Vor-Eltern ererbenden Principien gegen die Räzische Nation, theils aber aus Mangel einer rechten Cynosur, nach welcher sich die Provinciales Magistratus und übrigen Landes-Insassen in Verhandlung deren Räzischen Geschäften und ansonstiger Betragens-Arth mit selben zu verhalten haben» . . . .

Wenn der Hofrath v. Koller nach mehr als einem halben Jahrhundert der erfolgten definitiven Ansiedelung des serbischen Volkes in solcher Weise die gesammten Beziehungen zwischen Serben und Nichtserben in Ungarn schildern konnte, so lässt sich ein ungefährer Schluss ziehen, wie dieses Verhältniss im Beginn des XVIII. Jahrhunderts gestaltet sein mochte. Es war ein fortgesetzter Krieg, bald insgeheim, bald offen und diesem ebenso unbehaglichen als gefährlichen Zustande konnten auch die nächsten Massnahmen der Regierung zur Regelung der serbischen Verhältnisse keine wirkliche Abhilfe verschaffen.

Dr. J. H. SCHWICKER.

---



## AUSWÄRTIGE BEWEGUNGEN AUF DEM GEBIETE DER CORVINA-LITERATUR.

Mitgetheilt von JOHANN CSONTOSI.\*

**D**IE literarische Bewegung, welche die von Constantinopel zurückgelangten Corvin-Codexe im Kreise unserer Gelehrten erregten, weckte das Interesse für die Corvina auch bei den Fachmännern des Auslandes, die die Direction des National-Museums öfters mit ihren Fragen beehren.

Als Ergebniss dieses Interesse können wir hier die Beschreibungen anführen, welche über die genannten Codexe in dem letzten Jahrgange des «The Academy», der «Bibl. de l'Ecole des Chartes» und des «Bibliographischen Anzeiger» erschienen sind. Von diesem Interesse zeugt auch das Material der gegenwärtigen Mittheilung.

Dr. Wilhelm Meyer, Secretär der Münchener kön. Staats-Bibliothek und Mitglied der dortigen Academie der Wissenschaften, richtete nämlich am 4. September 1878 an den Director des ungarischen National-Museums Franz v. Pulszky ein Schreiben, in dem er ihn benachrichtigt, dass er in der Münchener Bibliothek ausser den schon bekannten drei Corvin-Codexen noch drei gänzlich unbekannte gefunden, von denen er eine detaillirte Beschreibung giebt. Ferner ersucht er um Aufklärung über mehrere griechische und lateinische Corvina's, welche theils in der Münchener, theils in anderen Bibliotheken aufbewahrt werden; endlich fügt er einige Deckel-Copien der Münchener traditionellen griechischen Corvin-

\* Aus dem November-Hefte der «Magyar Könyvszemle» 1878.

Codexe bei und ersucht Franz v. Pulszky, dieselben sammt seinem Briefe den Mitgliedern der ungarischen Academie mitzutheilen, damit die sich dafür interessirenden Gelehrten von den neuen Corvin-Codexen Kenntniss erlangen und die auf den beigefügten Copien befindlichen Wappen mit denen der Corvin-Codexe vergleichen können.

Herr v. Pulszky theilte diesen Brief seinem bibliographischen Inhalt gemäss der Bibliothek des National-Museums mit, welche sodann die Beantwortung desselben dem Verfasser dieser Zeilen übertrug.

Da Herrn Dr. Meyer's Brief werthvolle Beiträge zur Bibliographie der Corvina enthält, die Antwort der Museums-Bibliothek aber über den gegenwärtigen Stand der Corvina-Frage orientirt, so hielten wir es für zweckmässig, beide in der «Magyar Könyvszemle» (Ungarischen Bibliographischen Revue) abzdrukken, um sie einerseits denjenigen, die diese Angelegenheit mehr interessirt, zugänglich zu machen, und andererseits das Lesepublicum über einen der wichtigeren Gegenstände der ungarischen Bibliographie zu orientiren. Wir theilen diese beiden Actenstücke nun auch an dieser Stelle vollständig mit.

## I.

### Dr. Wilhelm Meyer's Schreiben an Franz v. Pulszky.

Hochverehrter Herr! Die kön. Hof- und Staatsbibliothek in München besitzt, soviel bisher bekannt wurde, drei Handschriften des Matthias Corvinus. Zur Untersuchung derselben, Cod. latinus 294 Agathias, 69 Celsus und 175 Beda-Seneca, wurde ich in diesem Winter durch eine Anfrage des Herrn Professor Ludwig Fischer angeregt, welchem ich besonders über Nr. 175 sichern Aufschluss geben konnte; siehe S. 36 seiner Schrift «König M. Corv. u. seine Bibl.» \*

Hiedurch angeregt habe ich weiter gesucht, und *zwei* Handschriften gefunden, welche in der bibliotheca Budensis, sowie *drei*, welche in der Bibliothek des M. Corvinus waren. Ich theile dies Ihnen mit, indem ich bitte, zur Beantwortung der noch bleibenden Fragen mitzuhelfen.

\* Diese Schrift ist jüngst erschienen. Da sie mit unserm Gegenstande eng zusammenhängt, besprechen wir sie unten S. 99—106. J. Cs.



Fischer erwähnt S. 24 «Porphyrri oratio de vita Platonis» als von Augsburg a. 1806 nach München gekommen, aber hier nicht zu finden. Mir kam der Gedanke, es möge eine griechische Handschrift sein. Wirklich findet sich in der griechischen Handschrift Nr. 449, welche Porphyrius de vita *Plotini* platonici philosophi enthält, ein Blatt eingeklebt, wonach dieselbe «ex Budensis bibliothecae direptione ereptum» von dem Kaiser Ferdinand dem Jac. Schegkius und von diesem David Hoeschelio conciliatore a. 1595 der Bibliothek in Augsburg geschenkt wurde. Diese Notiz ist gedruckt in Hardt's Catalogus codicum graecorum bibl. Monacensis, wo auch der Inhalt der Handschrift angegeben ist. Ornamente oder Wappen finden sich nicht; nur der dunkelbraune Ledereinband ist durch eingepresste Wappen und Ornamente geziert. Die gleichen Wappen (Adler und Löwe) und Ornamente fand ich auf den Deckeln der griech. Handschrift Nr. 490. Diese beiden griech. Handschriften stammen demnach sicher aus der bibl. Budensis; vielleicht können Sie die Zeit genauer bestimmen.

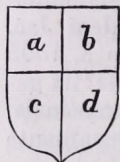
Die griechischen Handschriften 226 und 254 aus der kurfürstlich baierischen, 482, 495 und 504 aus der augsburger Bibliothek haben verwandte Ornamente und Wappen, weshalb ich Ihnen flüchtige Abbildungen derselben beilegte.

Doch diese Dinge werden Ihnen von geringerem Interesse sein; ich komme also zu den schönen Handschriften, welche Matthias Corvinus selbst besass, ja wohl zumeist selbst schreiben liess. In der Bibl. des Principe Buoncompagni in Rom las ich einen Catalog der (jetzigen) Bibl. des Hauses *Trivulzi* in Mailand und habe eine dunkle Erinnerung, dass bei einer Handschrift bemerkt war, sie sei Eigenthum des M. Corvinus gewesen. Dann las ich, dass die Perle der Escorialbibliothek, der codex aureus, im Besitz des M. Corvinus gewesen, dann dem Hause Habsburg gehört habe, welches ihn nur mit besonderen Ceremonien vorzeigte, endlich durch Philipp II. in den Escorial gekommen sei. Sollte in Ihren gelehrten Kreisen etwas Näheres darüber bekannt sein, so wäre ich für Mittheilung sehr dankbar, da jene Handschrift ursprünglich von Kaiser Heinrich II. meiner Vaterstadt Speyer geschenkt wurde, und bis jetzt von diesem Prachtstücke der Miniaturmalerei fast Nichts bekannt ist.

Zu den bisher bekannten drei Handschriften des M. Corvinus in der Münchener Bibliothek kommen hinzu 4. Cod. lat. 310, 5. lat. Nr. 341 und 6. lat. 627. Nr. 310 und 341 sind in Leder gebunden und die Einbände sind mit denselben Ornamenten geziert, wie bei Cod. lat. 175. \* Nr. 627 ist in blaue Seide gebunden. Die drei

\* Gepresster rother Lederband mit blumenartigen vergoldeten Ornamenten, mit gepressten Arabesken und in der Mitte mit dem Wappen Ungarns und Böhmens.  
J. Cs.

Handschriften sind auf weissem Pergament zierlich geschrieben. In den drei Handschriften ist neben dem kurfürstlich bairischen Wappen das herzoglich bairische Bibliothekswappen mit der Zahl 1618 eingeklebt: in diesem Jahre befanden sich also die Handschriften schon in der Münchner Bibliothek.



4. Cod. lat. 341. 64 foliorum. Auf dem Deckel waren mehrere Reihen der eingepressten Ringe blau gefärbt. In der Mitte ist das Wappen.

a und d je 4 Balken,

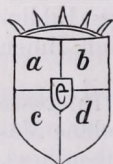
b und c je 1 Löwe.

Rückseite ist der Vorderseite gleich, nur steht am obern Rande in goldener Schrift HISTORIA - BONO-

NIENSIS \*

Der Rand des 1. etwa 23 Centim. hohen und 16 Centim. breiten Blattes ist mit einfachen Ornamenten (blau, weiss, roth, grün) geziert. In denselben ist unten das Wappen angebracht in einem grünen und rothen Kranze in blauem Grunde.

Krone golden.



c Rabe mit goldenem Ring im Schnabel auf goldenem Zweige in blauem Feld.

a und d je 4 silberne Balken in rothem Felde.

b und c je ein silberner Löwe in rothem Felde, mit zwei Schwänzen und goldener Krone.

Der erste Buchstabe des Textes, ein T, ist durch ein feines Gemälde gebildet, das 2 Jünglinge darstellt (0,048 hoch und breit).

Auf der Innenseite des vordern Deckels ist ein Blatt *Papier* aufgeklebt, auf dem 33 Verse stehen, welche sich auf das nächstfolgende Gedicht beziehen: *Accipe quis quis ad hos uertis pia lumina versus . . .*

F. 1 roth: *Historia Bononiensis* Thome Senece qualiter d. Galeatius Marscottus eques extraxit Magnificum Hannibalem Bentiuolum de carcere. et reliqua praeclara gesta per eos. Incipit. et lege diligentissime:

schwarz: *Thespia iam nimium lenta cessamus in umbra . . .*

Es sind 4 Bücher; am Anfang des 2., 3. und 4. Buches, sowie der folgenden Gedichte stehen kleine gemalte Initialen (ohne Figuren).

F. 58 roth: *Clarissimo Viro et Insigni Equiti. d. Galeatio Marescotto de Caluis Gaspar Tribacchus Mutinen. S. p. d.*

schwarz: *Alta Marscote quamquam sit gloria gentis. 95 Verse. Am Ende Tribacchus.*

F. 60 roth: *Tribracchi Mutinensis ad Magnificum Equestris ordinis virum. d. Galeat Marscottum oda de vera nobilitate. Incipit feliciter.*



schwarz: Quid iuvat magnos memorare nostre 117 Verse.  
Am Ende: Finis. Laus deo clementissimo.

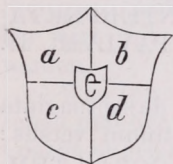
F. 63 *b roth*: Tribrachus Mutinensis ad Magnificum virum d. Galeat Marscottum Equitem auratum.

*schwarz*: Si lauros victor meruit quicunque virentis 51 Verse.  
Am Ende: Finis optatus.

Diese Gedichte sind noch nicht edirt. Eine sehr ähnliche Handschrift muss ein Freund Tiraboschi's besessen haben. Siehe Tiraboschi Storia della letteratura Italiana tom. VI, par. III, capo IV §. 6 (ed. 1809. Firenze tom. VI p. 901); über Tribrachus ebenda p. 911.

5. Cod. lat. 310. 109 + 1 foliorum. Ledereinband gleich Nr. 341.

Die Ränder des 0,27 hohen und 0,18 breiten 1. Blattes sind mit Ornamenten (blau, roth, weis, grün) geziert; in diesen unten in grünem Kranze und blauem Felde das Wappen;



*e* Rabe wie oben.

*a* und *d* je 4 silberne Balken in rothem Felde.

*b* und *c* je 1 silberner Löwe mit goldener Krone und 2 Schwänzen in rothem Felde.

Der Inhalt ist angegeben durch die goldene Inschrift, welche am obern Rande des hintern Deckels eingepresst ist.

#### ORATIONES DEMOSTHENIS:

Es sind Reden des Demosthenes und Aeschines, übersetzt von Leonardus Aretinus.

F. 1 Des Leonardus Praefatio ad Nicolam Medicen.

F. 3 Argumenta.

F. 7 oratio prima contra Philippum.

F. 11 secunda in Philippum.

F. 15 tertia de pace.

F. 18 tertia in Philippum.

F. 23 pro Diopyte (de Chersoneso).

F. 31 Eschinis contra Ctesiphontem.

F. 65 Demosthenis pro Ctesiphonte.

F. 104 Epistola Eschinis ad senatum et populum Atheniensem.

F. 106 *b* Epistola Philippi ad Athenienses.

Von diesen Uebersetzungen ist nur wenig edirt.

Fol. 1—106 sind gleich Codex Laurentianus plutei 90 cod. 61 fol. 1—86, und sehr ähnlich plutei 82 cod. 8 fol. 78—176. vergl. Bandini Catalog. III. p. 643 und 192.

Fol. 106—109 = Bibl. Laurentian. plut. 90 cod. 85. fol. 55—58.

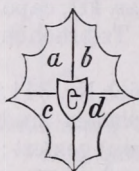
Andere Handschriften nennt Mazzuchelli II part IV p. 2216.

6. Cod. latin. 627. 80 foliorum 0,175 hoch und 0,125 breit.

Auf der Seide des Einbandes steht: Anno MDLX//// XXINOV////  
Accepimus ab Ingolstadt.

F. 80 von jüngerer Hand: Pro bibliotheca generosi domini  
Joannis Jacobi Fuggeri Kirchbergae Vianeque (Voigtsberg?) Ba-  
ronis. (Joh. Jacob Fugger starb a. 1575.)

Auf den Rändern des 1. Blattes Ornamente, denen in Nr. 310  
und 341 nicht ähnlich, mit Amoretten, dem Bildchen des Ptole-  
meus und dem des heiligen Geistes (Tauben). Unten von 2 Amo-  
retten und einem Engel gehalten in grünem Kranze  
und rothem Felde das Wappen.



*e* Rabe wie oben.

*a* und *d* Balken wie oben.

*b* und *c* Löwen wie oben.

Fol. 1. mit goldener Schrift: MATHIAE. PAL-  
MIERII. IN. ARI | STEAM. DE. INTERPRETA-  
TIO | NE. LXX. INTERPRETVM. AD | S. D. PAVLVM. II.  
P. MAXIM | VM. PRAEFATIO.

Fol. 3. roth: Aristeeas ad Philocratem fratrem de septuaginta  
interpretibus per Mathiam palmierum e greco in latinum versus:

Fol. 80. roth: FINIS. ARISTEE. AD. PHILOCRA | TEM.  
FRATREM. DE. INTER | PRETATIONE. SEPTVAGINTA |  
INTERPRETV. PER. MATHIÄ. | PALMIERV. PISANVM. E  
GRE | CO. IN. LATINVM. VERSI: ∞ | D. G. V. Q. M. | G.  
H. S. I.

Diese Uebersetzung ist mehrmals gedruckt; vergl. Tiraboschi  
Storia tom. VI libro III cap. I. §. 20 (ed. 1809 p. VI. pag. 663)  
und Bandini-Catalog II. pag. 657. Doch scheint sonst in der Unter-  
schrift «Pisanum» zu fehlen; sonst hätte dieser Palmierus nicht  
mit dem Florentiner verwechselt werden können.

Von diesen drei Handschriften, welche sämmtlich Arbeiten  
der italienischen Humanisten enthalten, ist die erste, Nr. 341, die  
wichtigste sowohl wegen des Inhaltes, als wegen der Seltenheit der  
Gedichte.

Ich bitte Sie, hochverehrter Herr, von diesen Handschriften  
den Mitgliedern der Academie, welche dafür Interesse haben,  
Nachricht zu geben und eine Vergleichung der beiliegenden Wap-  
pen zu veranlassen. Zu weiterer Auskunft stehe ich zu Diensten.  
In ausgezeichnete Hochachtung u. s. w.

München, 4. Sept. 1878.

*Willh. Meyer,*

Secretär der Staatsbibliothek und ausserord.  
Mitglied der Academie der Wiss.



## II.

**Antwort der Bibliothek des ungar. National-Museums auf Dr. Meyer's Schreiben.**

Sehr geehrter Herr! Da ich mich seit Jahren mit dem Studium der Codexe des Mittelalters, besonders der Corvin-Codexe beschäftige, so beehrte mich Herr Dr. Wilhelm Fraknoi, der Director unserer Bibliothek, mit dem Auftrage, Ihr werthes, vom 4. d. M. datirtes Schreiben zu beantworten.

Vor allem erlauben Sie, dass ich Sie vom Herzen zu der erfreulichen Entdeckung beglückwünsche, mit welcher Sie die Bibliographie der Corvin-Codexe so bedeutend bereicherten; erlauben Sie mir zu hoffen, dass Ihre ferneren Forschungen noch mehrere bis jetzt unbekannte Corvin-Codexe an das Tageslicht bringen werden.

Was Ihre Anfragen in Betreff der zwei Münchener griechischen und der Trivulzio'- und Escorial'schen lateinischen Corvin-Codexe anbelangt, erlauben Sie gütigst, dass ich, bevor ich diese speciell beantworte, Einiges über den gegenwärtigen Stand der Corvina-Frage voranschicke.

Vierhundert Jahre sind es, dass die Bibliothek des Königs Matthias in der Geschichte eine Rolle spielt, und wohl sind es dreihundert Jahre, dass sich die Gelehrtenwelt mit ihr beschäftigt. Während dieser Zeit befassten sich einheimische und ausländische Gelehrte in gleichem Maasse mit der Aufhellung des geschichtlichen und bibliographischen Theiles dieser monumentalen Bibliothek; die diese Frage behandelnden selbstständigen und in Zeitschriften erschienenen Werke bilden eine eigene Literatur. Und wenn wir trotzdem eine pragmatische und kritische Geschichte der Corvina auch heute noch nicht besitzen, so stammt dies in erster Reihe daher, dass die ausländischen Gelehrten die einheimische, unsere aber die fremde Literatur nicht gehörig würdigten.

Deswegen ist das Werk Schiers \* mangelhaft, obwohl es übrigens auf diesem Gebiete eines der gründlichsten ist, und in einen ähnlichen Fehler verfällt auch die neueste Abhandlung Fischer's (s. unten), welche, ohne die Frage von einer neuen Seite zu beleuchten, mit grossem Fleisse, mit viel Geschick und mit nicht geringem kritischen Gefühle, aber mit fast vollständiger Ausserachtlassung der heimischen Literatur zusammengestellt ist.

Darum müssen wir eine gründliche Geschichte und Bibliographie der Corvina, welche mit Benützung der beiderseitigen

\* *Dissertatio de Reg. Budensis Bibliothecae Mathiae Corvini ortu Lapsu interitu et reliquiis. Viennae 1799.*

Literaturen, auch Bibliotheks- und Archiv-Forschungen in ihr Bereich zieht, noch immer von der Zukunft erwarten.

Die Vorarbeiten in dieser Richtung begann Dr. Florian Rómer, unser verdienter Archäolog, der sich seit fünfzehn Jahren mit der Erforschung der in den europäischen Bibliotheken zerstreuten Corvin-Codexe beschäftigt, und — wie wir aus seiner in der feierlichen Jahresversammlung der Ungarischen Academie im J. 1876 gehaltenen Abhandlung erfahren — bis zu jener Zeit 84 unbestrittene und 13 wahrscheinliche Corvin-Codexe untersucht hat.

Zu ähnlichem Zwecke bemühte sich seit Jahren in mehreren europäischen Bibliotheken Ernst Simonyi (Geschichtsforscher und seit zehn Jahren Mitglied des ungarischen Reichstages), welcher seine sämtlichen in dieser Beziehung gemachten Aufzeichnungen dem Dr. Florian Rómer zur Verfügung gestellt hat.

Es herrscht daher in unseren wissenschaftlichen Kreisen allgemein die Ansicht, dass wenn Dr. Rómer sowohl seine eigenen Aufzeichnungen als auch die des Ernst Simonyi veröffentlicht, die Bibliographie der Corvina mit einem werthvollen Werk bereichert werden wird.

Hoffen wir, dass dieses bald geschehen werde; — wann immer es übrigens geschieht, stets wird es ein Gewinn für die Literatur sein.

Unterdessen gewann die Angelegenheit der Corvina dadurch einen grossen Aufschwung, dass Dr. Wilh. Fraknói, der Director der Bibliothek des ungarischen National-Museums und Secretär der ungarischen Academie, unter dem Titel «Magyar Könyvszemle» (Ungarische Bibliographische Revue) eine bibliographische Zeitschrift begründete, welche von der Museums-Bibliothek herausgegeben wird und als das Organ der ungarischen Bibliographie in Heften von zwei zu zwei Monaten erscheint. Dieselbe ist bestrebt, Alles aufzunehmen, was in den Kreis dieser Wissenschaft gehört, folglich erstreckt sich ihre Aufmerksamkeit auch auf die Erforschung der Corvin-Codexe und dient also Allen zum Vereinigungspunkte, welche ihr literarischer Beruf, ihre amtliche Beschäftigung oder ihre Neigung auf dieses Gebiet lenkt.

Diese Zeitschrift beendet mit diesem Jahre ihren dritten Jahrgang; über die Corvina hat sie schon bis jetzt viele interessante theils unbekannte, theils unbenützte Daten mitgetheilt und nach allen Richtungen hin vielfache Anregung geübt. Seitdem sie die aus Constantinopel heimgekehrten Corvin-Codexe bekannt gemacht hat, begann eine ganze kleine literarische Bewegung zur Klärung der Corvina-Frage, welche ihre Forschungen in *drei Richtungen* fortsetzt und in der Corvina-Literatur ein neues Stadium bezeichnet.

Zur Verfolgung der einen dieser Richtungen gaben die Con-



stantinopolitaner Tacitus- und Tertullianus-Codexe Veranlassung, welche nach der glücklichen Entdeckung Dr. Wilhelm Fraknói's die Emendationen des ausgezeichneten Humanisten und Graner Erzbischofs Johann Vitéz (von 1467 und 1468 zeigen) und höchst wahrscheinlich aus seiner Bibliothek in die Corvinische gekommen sind.

Diese beiden Codexe sind mit dem Wappen des Königs Matthias geziert; besonders charakteristisch aber ist es, dass auf dem Tacitus-Codex das Wappen des Königs Matthias über ein anderes Wappen gemalt ist, dessen Schild ursprünglich von einem rechten Schrägbalken gespalten war, der auch jetzt unten dem Corvin-Wappen sichtbar ist. Dieser Schild war wahrscheinlich der des Erzbischofs Vitéz.\* Aus diesem Umstande folgerte Dr. Fraknói, dass die Spuren der berühmten Vitéz'schen Bibliothek unter den Corvin-Codexen zu suchen seien, und er begann in dieser Richtung zu forschen. Seine Bemühungen waren von einem unerwarteten glänzenden Erfolge gekrönt, denn schon im Januar d. J. konnte er in seiner Abhandlung über die Vitéz'sche Bibliothek der ungarischen Academie melden, dass er in mehreren bedeutenden Bibliotheken Europa's theils unter den Corvin-Codexen, theils unter andern Handschriften bis jetzt 16 Vitéz-Codexe gefunden hat\*\* und mir dient es zu besonderem Vergnügen constatiren zu können, dass von diesen 16 vier sehr prächtige Exemplare auf die königliche Staatsbibliothek in München fallen.

Die ungarische Bibliographie ist nun schon durch Dr. Fraknói's Nachforschungen um eine einheimische mittelalterliche Bibliothek reicher; neben der Erforschung der Bibliothek des Königs Matthias tritt die Erforschung der Vitéz'schen Bibliothek als besonderer Factor auf; die «Magyar Könyvszemle» registrirt dies mit Freuden als eine culturhistorische Errungenschaft, der glückliche Entdecker aber verfolgt die von ihm inaugurierte Richtung weiter.

Die zwei andern Richtungen unserer Forschungen bestimmt die historische und bibliographische Wichtigkeit der Bibliothek des Königs Matthias, welche uns anspornt, die gründliche Herstellung einer Geschichte und Bibliographie der Corvina anzustreben. Beide Richtungen führen zur definitiven Lösung der Corvina-Frage, in deren Interesse wir auch vor den auf breitester Grundlage ruhenden Forschungen nicht zurückschrecken dürfen.

Alles gründlich benützen, was bis jetzt über die Corvina bei uns und im Auslande das Tageslicht erblickte; die Renaissance-

\* Das Wappen des Erzbischofs Vitéz kommt gewöhnlich in solcher Gestalt nicht vor, aber es ist bekannt, dass die Wappen im XV. Jahrhunderte sehr unregelmässig gemalt wurden. J. Cs.

\*\* Vgl. in diesen «Literarischen Berichten» Bd. II, S. 113—119: *Die Bibliothek des Johann Vitéz*, nach Dr. Wilh. Fraknói's Vortrag. J. Cs.

Verhältnisse des XV. Jahrhunderts studiren, zu diesem Zwecke die ausländischen Bibliotheken und Archive durchforschen, und auf Grund dieser Studien von der Entstehung, der Blüthe und dem Untergang der Bibliothek des Königs Matthias ein vollständiges und pragmatisches Bild zu entwerfen, dies bildet die Aufgabe der historischen Richtung; — die lateinischen, griechischen und andere Codices und Incunabeln der europäischen Bibliotheken einzeln zu untersuchen, und da man den Charakter, die Schrift, das Pergament, die Malerei, den Einband, die Scriptoren, die Emdatoren und andere Eigenthümlichkeiten der Corvin-Codexe kennt, mit Vergleichung derselben die Ueberreste der Corvina-Bibliothek möglichst vollständig festsetzen, — das ist das Ziel der bibliographischen Richtung.

Die «Magyar Könyvszemle» verfolgt beide Richtungen und sucht sie nach Kräften zu fördern, und damit sie jede in ihrem Kreise zu einer je intensiveren Entfaltung ihrer Thätigkeit vermöge und diese Sache je eher zum Ziele führe, hat sie beide von einander getrennt, so dass mit den historischen Forschungen ein anderer, und mit den bibliographischen wieder ein anderer Fachmann sich beschäftigt.

Die ersteren hat Dr. Eugen Abel, der Textkritiker der Constantinopolitanen Corvin-Codexe, die letzteren der Verfasser dieser Zeilen, von dem die bibliographische Beschreibung der Constantinopolitanen Codexe stammt, übernommen.\*

Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass wir beide, beziehungsweise alle drei, da wir uns mit den Culturverhältnissen ein und desselben Zeitalters beschäftigen, mehr oder weniger mit jeder Richtung uns zu befassen genöthigt sind; dies geschieht aber nur im allgemeinen, ex professo entfaltet jeder nur in seiner speciellen Richtung eine energische Thätigkeit.

Die Vorarbeiten haben in allen drei Richtungen begonnen.

Dr. Wilhelm Fraknoi hat in der «Magyar Könyvszemle» über die Vitéz'sche Bibliothek drei Abhandlungen mitgetheilt, und dass die Zahl der Vitéz-Codexe mit den oben erwähnten, von ihm ans Tageslicht gebrachten 16 Handschriften nicht erschöpft ist, dazu berechtigen uns die Nachforschungen, die er in den Mailänder, Florenzer, Bolognaer, Pisaer, Luccaer, Ravennaer und Modenaer Bibliotheken im vorigen Sommer zu diesem Zwecke gemacht hat und künftighin fortsetzen wird.

Dr. Eugen Abel ist mit der Erforschung der in- und ausländischen Literatur über die Corvina zum Theil fertig. Der Umstand,

\* Vgl. in diesen «Literarischen Berichten», Bd. I, S. 321—340: *Die heimgekehrten Bände der Corvina*, von Gustav Heinrich (Joh. Csontos's Beschreibung), und Bd. II, S. 556—581: *Die Bibliothek des Königs Matthias Corvinus*, von Eugen Abel.



dass der genannte junge Gelehrte sich eben jetzt zum Zwecke philologischer Studien mit einem Regierungsstipendium im Auslande aufhält, lässt uns hoffen, dass er die Durchforschung der Bibliotheken und Archive auch zur Aufhellung der Geschichte der Corvina benützen wird.

Schliesslich hat in bibliographischer Richtung Schreiber dieser Zeilen seine eingehenderen Forschungen begonnen, indem er die Statistik der schon aufgestellten Corvin-Codexe als Basis seiner Studien nehmend, im vorigen Sommer im Auftrag des kön. ung. Unterrichts-Ministeriums die Codexe der Parmaer, Modenaer, Bolognaer, Ferraraer und der venetianischen Bibliotheken einzeln durchforschte. Ueber das Resultat seiner Forschungen werden die «Magyar Könyvszemle» und auf Grund derselben auch die «Literar. Berichte» erschöpfende Mittheilungen bringen.

Bei dieser Gelegenheit will ich nur bemerken, dass ich unter den 17 Modeneser Corv.-Codexen einen fand, welchen die Bibliothek selbst nicht kannte, und drei solche, welche die Bibliothek zwar für Corvina hielt, die aber in den Verzeichnissen der bisherigen Forscher nicht vorkommen. Ebenso fand ich in Venedig ausser den drei bekannten Corvin-Codexen einen solchen, welcher ursprünglich an zwei Stellen mit dem Wappen des Königs Matthias geziert war; jetzt sieht man aber das eine Wappen verschmiert, das andere übermalt, jedoch so, dass auf dem letztern die auf den Corvin-Codexen befindliche Krone aus Goldplatte in ihrer ursprünglichen Integrität verblieb. Hier fand ich auch ein griechisches Pergament-Incunabulum im Geschmack der Corvin-Codexe gemalt; das prächtige Titelblatt ist mit dem arragonischen Wappen geziert und seine Provenienz ist mit den Modeneser Corvin-Codexen identisch. Bis jetzt hat man weder den Codex noch das Incunabel für Corvinianisch gehalten.

Die bibliographische Beschreibung aller dieser Codexe werde ich in den schon erwähnten Zeitschriften veröffentlichen, meine Forschungen aber beabsichtige ich, so weit es die Umstände erlauben, energisch fortzusetzen, so lange bis die Bibliographie der Bibliothek des Königs Matthias vollständig festgestellt werden kann.

In diesen drei Richtungen entfaltet ihre Thätigkeit die literarische Bewegung, welche die «Magyar Könyvszemle» zum Zwecke der definitiven Klärung in Gang setzte, und wenn ich dazu füge, dass Professor Emil Thewrewk über den Constantinopler Festus-Codex eine textkritische Studie schrieb \*, welche jedoch blos als Ankündigung eines umfassenden Werkes über den werthvollen Co-

\* Vgl. diese «Literarischen Berichte» Bd. II, S. 97—103: *Der Festus Pauli-Codex der Corvina*, von Emil Thewrewk. D. Red.

dex zu betrachten ist, habe ich zugleich den Standpunkt angedeutet, den diese Frage gegenwärtig bei uns einnimmt.

Und hier bin ich zu dem Punkte meines Briefes gekommen, wo ich Ihnen, H. H., auf die Frage antworten kann, welche Sie in Betreff der Münchener griechischen Codexe 449 und 490, ferner der lateinischen Trivulzio- und Escorial-Codexe an uns richteten.

Vor Allem muss ich bemerken, dass die Bibliographie in Betreff der griechischen Corvin-Codexe noch sehr vielen Hypothesen unterliegt, welche erst die künftigen Forschungen aufhellen werden.

Wir wissen aus geschichtlichen Daten, dass in der Corvina ausser den lateinischen Codexen und Incunabeln und denen in andern Sprachen, auch zahlreiche griechische Manuscripte waren, welche König Matthias theils durch Kauf, theils auf Bestellung erwarb. Aber wie die Ausstattung, der Charakter, die Malerei und der Einband dieser Codexe war und ob sie mit dem Wappen des Königs Matthias geschmückt waren, alles dieses ist bis jetzt nur sehr sporadisch aufgehehlt.

Meines Wissens ist der in der Leipziger Bibliothek befindliche Codex des Constantinus Porphyrogenitus der einzige griechische, den man auf Grund seines gepressten, mit dem Wappen versehenen Ledereinbandes als der Corvina angehörig bezeichnen kann; die andern uns bekannten griechischen Corvin-Codexe werden nicht so sehr durch ihre bibliographischen Eigenthümlichkeiten, als vielmehr durch die auf sie bezüglichen geschichtlichen, traditionellen und andern Daten als Corvina-Handschriften qualificirt.

Mit welcher Behutsamkeit man aber bei der Beurtheilung der traditionellen Daten solcher und ähnlicher Aufzeichnungen: «*ex bibliotheca budensis*» oder «*occasione recuperationis arcis Budensis anno 1686 ereptus*» vorgehen muss, erhellt aus dem einen Umstande, dass zur Zeit der türkischen Herrschaft in Ungarns (1541—1686) in der Ofner Festung nicht blos die Bibliothek des Königs Matthias, welche in den ersten 50 Jahren nach dem Tode des mächtigen Königs schon zum grossen Theile verwüstet war, sondern auch jene andern Bücher aufbewahrt wurden, welche die Türken von Zeit zu Zeit aus den eroberten Oertern mit anderer Beute zugleich dorthin schleppten; ferner dass bei der Wiedereroberung der Festung unter den hier gefundenen ungefähr 300 Büchern kaum einige Corvin-Codexe waren, aber desto mehr andere Manuscripte und Druckwerke, wie das Verzeichniss bei Pflug beweist.

Mit dem Gesagten will ich durchaus nicht den griechischen Codexen 449 und 490 präjudiciren, welche die Münchener Bibliothek für Corvinische hält; aber da ich mit ihrer Provenienz noch nicht im Reinen bin, muss ich mein diesbezügliches Urtheil bis dahin vorbehalten, wenn ich mich mit der Provenienz der griechischen Corvin-Codexe eingehend beschäftigt haben werde. Ueber ihre Einbände



wage ich indessen jetzt schon zu bemerken, dass dieselben von den mir bis jetzt bekannten Einbänden der Corvin-Codexe gänzlich abweichen und den Charakter einer andern Buchbinderschule aufweisen. Die Corvin-Codexe sind ursprünglich in Sammt, Seide oder Leder gebunden, und im letzteren Falle zeigen sie verschiedene Nuancen der gepressten Verzierungen. Am häufigsten sind die rothen Lederbände, mit geblühten Goldverzierungen, mit gepressten Arabesken und in der Mitte des Deckels mit dem Wappen von Ungarn und Böhmen. So sind gebunden, um nur die weniger bekannten zu erwähnen: der Budapester Curtius im National-Museum, der Marosvásárhelyer Tacitus in der Graf Teleky'schen Bibliothek, die zwei Veroneser Livius in der dortigen Capitelbibliothek, die Mailänder Porphyronis Commentaria in Horatium Flaccum und Diogenes Laërtius in der des Markgrafen Trivulzi, und der Modeneser Dionysius Areopagita in der Bibliothek der Este. Seltener sind die einfachen gepressten Lederbände ohne Vergoldung und Wappen, aber darum mit nicht weniger schönen Arabesken, Randlinien und Einfassungen. Solche sind der in der Budapester Museums-Bibliothek befindliche Sallustius und Joannes Scholasticus.

In Verbindung hiemit bemerke ich hinsichtlich der uns mitgetheilten Deckelcopien, dass ich die dort ersichtlichen Vignetten (Löwe, zweiköpfiger Adler, Lilie, jedes besonders, aber mehrfach mit einander abwechselnd) nicht sowohl für ein Wappen, als vielmehr für Deckelverzierungen halte, deren sich die betreffende Buchbinderschule damals bediente, als sie den Buchdeckel anfertigte. Die Löwen-, Adler- und Lilien-Verzierungen kommen auf den mittelalterlichen Einbänden sehr häufig vor; zu ein und derselben Zeit haben die Buchbinder verschiedener Länder dieselben benützt, und im vorliegenden Falle können sie uns auf die Spur der betreffenden Buchbinderschule führen.

Wenn wir aber auch die Vignetten des Buchdeckels als Embleme annehmen und mit zu Grundelegung des Wappens den Eigenthümer des Codex suchen, so würden meine Combinationen auch dann nicht zu König Matthias, sondern zu irgend einer fürstlichen Familie französischen oder italienischen Stammes führen, in deren Wappen die hier erwähnten Sinnbilder (zweiköpfiger Adler, Löwe, Lilie) zu finden sind. Uebrigens ist diese Frage noch nicht entschieden, und damit auch wir zur Klärung derselben beitragen, werde ich die uns übersandten Deckelcopien unseren Gelehrten mittheilen und über das Resultat seiner Zeit Bericht erstatten.

Um so mehr freut es mich, dass ich über die Trivulzio'schen Corvin-Codexe jetzt schon positive Aufklärungen geben kann.

Schon Mazzuchelli erwähnt in der Vorrede seines Werkes: *Flavii Cresconii Corippi Johannidos Libr. VII. Mediolani 1820*, dass in der Mailänder Sammlung des Marchese Trivulzio vier Corvin-

Codexe, darunter der seltene Cresconius Corippus, aufbewahrt werden; und Edward in seinen Werken: *Memoires of Librairies* (pag. 395) und *Libraires of the middle ages* (pag. 404), ferner das Werk: *Indagini storiche artistiche et bibliographiche sulla Libreria Visconteo-Sforzesca del Castello di Pavia-Milano. 1875.* (pag. 144), zählen die drei andern Corvin-Codexe der Trivulzio'schen Bibliothek namentlich auf und sprechen mit grossen Lobeserhebungen von ihrer glänzenden Ausstattung.

Diesen Sommer hat Dr. Fraknói bei Gelegenheit seiner wissenschaftlichen Forschungen in Mailand auch die Privatbibliothek des Marchese Trivulzio besucht und fand dort unter andern werthvollen Handschriften die folgenden zwei Codexe: *Porphyrionis Commentaria et Acronis in C. Horatium Flaccum*, und den *Diogenes Laërtius*. Eine ausführliche Beschreibung derselben hat das letzte Heft der «Magyar Könyvszemle» gebracht.

In Betreff der zwei andern Corvin-Codexe hat Dr. Fraknói in Erfahrung gebracht, dass dieselben zu Anfang dieses Jahrhunderts als testamentarisches Vermächtniss der Fürstin Belgioso zugefallen und jetzt im Besitz ihrer Tochter, der Markgräfin Trotti sind. Da aber während seines dortigen Aufenthaltes die Eigenthümerin von Mailand abwesend war, musste er die Durchforschung auf ein andermal lassen. Die Titel kann ich hier verzeichnen, der eine heisst: *Cresconius Corippus*, der andere: *Joannis Damascenis Sententiae, item Anselmi Archiepiscopi catnariensis monologium etc., de fermento et azimo de voluntate triplici vel de similitudinibus, de conceptu virginali etc.*

Schliesslich kann ich von dem Escorial'schen *Codex aureus quatuor Evangeliorum* nur so viel sagen, dass wir von demselben keine weitere Kenntniss haben, als was in Haenel's *Catalogus librorum manuscriptum etc. Lipsiae* enthalten ist. Von unsern Landsleuten haben Mehrere von Zeit zu Zeit die Bibliothek im Escorial besucht, allein mit der genauen Untersuchung der Codexe hat sich meines Wissens nur Ernst Simonyi befasst; seine Aufzeichnungen sind aber bis jetzt noch nicht veröffentlicht.

Und jetzt empfangen Sie, Hochgeehrter Herr, meinen aufrichtigsten Dank für Ihre sehr geschätzten Zeilen, welche für die Corvina-Bibliographie so fruchtbringend waren. Damit aber auch in unserer Literatur eine Spur Ihrer erfolgreichen Forschungen zu finden sei, wollen Sie gütigst erlauben, Ihren Brief als literarhistorischen Beitrag in der «Magyar Könyvszemle» und in den «Literarischen Berichten aus Ungarn» ganz abzudrucken.

Hier wird er für Alle zugänglich sein, die sich mit der Geschichte, Bibliographie und Textkritik der Corvin-Codexe befassen und die Angelegenheit weiter fördern, und ein Gemeingut der in- und ausländischen Literatur werden.



Mich aber wird es sehr freuen, wenn ich Ihnen, Hochgeehrter Herr, in irgend einer Sache dienen kann, und indem ich die Corvina-Angelegenheit Ihrer hochgeschätzten Aufmerksamkeit empfehle, bin ich mit ausgezeichnete Hochachtung u. s. w.

Budapest, den 30. Sept. 1878.

*Johann Csontos,*

Assistent an der Bibliothek des ung. National-Museums.

### III.

#### Zur Literatur der Corvina.

Als die Corvin-Codexe von Constantinopel zurückgekommen, forderte der Wiener Professoren-Verein «Mittelschule» unsern Landsmann, den Wiener Professor Ludwig Fischer auf, über die Bibliothek des Königs Matthias im Vereine einen Vortrag zu halten.

Diesem Auftrag entsprach Fischer am 23. März l. J., und sein Vortrag gelangte in den verflossenen Monaten unter obigem Titel \* zum Theile umgearbeitet, zum Theile vermehrt, ins Publicum. Das Heft enthält 37 eng gedruckte Seiten in grösserem Octavformat, wovon 1—24 auf die Geschichte der Corvina, 25—37 auf die Bibliographie derselben entfallen.

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit lobenswerthem Fleisse gelöst, und indem er einen grossen Theil der die Corvina behandelnden Werke benützte, von der Bibliothek des Königs Matthias ein ziemlich vollständiges Bild zusammengestellt. Sein Werk macht zwar keinen Anspruch auf Originalität, auch führt es die Corvina-Frage nicht durch neue Daten oder Gesichtspunkte weiter, sondern bewegt sich zumeist innerhalb des von Schier, Wallaszky, Budik, Toldy und Römer aufgestellten Rahmens. Ja da es die ungarische Literatur über diesen Gegenstand nur zu einem geringen Theile benützt, ferner die selbständigen und die in Szinnyi's Repertorium aufgezählten Werke ebenso ignorirt, wie die in der «Magyar Könyvszemle» enthaltenen Mittheilungen ähnlichen Inhalts, so weist es im historischen Theile merkwürdige Lücken auf. Von all diesem aber abgesehen, hat der Verfasser die ihm zu Gebote stehenden historischen Daten so geschickt gruppiert und dem bibliographischen und heraldischen Theile so viel Aufmerksamkeit gewidmet, dass sein Werk, hauptsächlich aus diesen zwei Gesichtspunkten, von dem deutschen wissenschaftlichen Publicum mit Nutzen gebraucht werden kann.

\* Der vollständige Titel lautet: König Matthias Corvinus und seine Bibliothek. Vortrag gehalten im Vereine «Mittelschule» in Wien am 23. März 1878 von Ludwig Fischer, k. k. Gymnasial-Professor. Wien. 1878. Im Selbstverlage des Vereines «Mittelschule». Druck von B. Wallishäuser.

Die Schrift beginnt mit einer Einleitung, worin der Verfasser einen allgemeinen Ueberblick der culturellen Verhältnisse Ungarns von Stefan dem Heiligen bis Matthias giebt. Dann geht er zu den wissenschaftlichen Verhältnissen zur Zeit des Königs Matthias über, hebt die Gelehrsamkeit des Johann Vitéz und Janus Pannonius hervor, vergisst aber — um nur die hervorragendsten zu erwähnen — des Kalocsaer Erzbischofs Georg Hasznos, dessen Biographie Vespasiano Bisticci geschrieben hat, des Nicolaus Báthory, der den italienischen Gelehrten Franz Bandini zum Bibliothekar hatte, und Peter Garázda, der schon 1471 mit den italienischen Humanisten correspondirte. Die Sprachkenntnisse des Königs Matthias beweist er mit den Worten Galeotti's und Bonfini's, seine Liebe zu den Wissenschaften und Künsten behandelt er auf Grund bekannter Daten. Die Namen der Künstler, Baumeister und Gelehrten, welche am Hofe des Königs Matthias erschienen, zählt er nach Bonfini, Vasari und Kukuljevic auf; doch erwähnt er nicht den Architekten Aristoteles Fioravanti, der längere Zeit im Dienste des Königs Matthias stand, und lässt diejenigen Humanisten unberücksichtigt, die ihre Werke dem König Matthias widmeten oder mit ihm im Briefverkehr standen.

In Bezug auf die Gründung der Corvina nimmt er den allgemeinen Standpunkt an, nämlich das Jahr 1476. In diese Zeit fällt die Vermählung des Königs Matthias mit Beatrix. Jedoch hebt er hervor, dass des Königs Matthias Liebe zu den Wissenschaften viel ältern Datums ist, und indem er sich auf zwei in Teleky's «Zeitalter der Hunyadi» mitgetheilte Urkunden beruft, erwähnt er, dass Matthias schon 1468 mit Galeotti und Martin Ilkus im Verkehr stand und 1471 dem Pomponius Laeto für den ihm gesandten Silius Italicus dankte und ihm schrieb, dass «sein Miniator Blandius dieser Tage mit Büchern belastet aus Rom gekommen sei». Die Bibliothek existirte also schon damals und nahm nur grössere Dimensionen an, als er sich mit Beatrix vermählte. Unsererseits bemerken wir, dass die Gründungszeit der Bibliothek nur künftige Durchforschungen der Bibliotheken und Archive genau feststellen können. So viel wissen wir jedoch auch jetzt schon, dass Federico de Montefeltre, Herzog von Urbino, welcher zu den leidenschaftlichsten Büchersammlern seiner Zeit gehörte, in dem Werke Galeotti's *de rebus incognitis* als Nachahmer des Königs Matthias gepriesen wird. Da nun aber Galeotti das erwähnte Werk jedenfalls vor 1476 schrieb, weil es 1477 wegen der in demselben enthaltenen ketzerischen Lehren zu Venedig verurtheilt wurde, musste die Bibliothek des Königs Matthias zu dieser Zeit schon existirt haben. Dies bestätigen auch die an einer andern Stelle nach Aschbach erwähnten Aeusserungen des Verfassers über Regiomontanus: Er sagt nämlich, dass Matthias den Regiomontanus mit



200 Ducaten beschenkte, ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt zusicherte und ihn beauftragte, seine Bibliothek zu ordnen, ihn jedoch nur kurze Zeit an seinen Hof fesseln konnte. Wenn wir nun die Angaben Aschbach's weiter verfolgen, so erhellt, dass Regiomontanus sich in dem Zeitraume zwischen 1468 und 1471 in Ungarn aufhielt und dass er 1476 starb. Folglich existirte die Bibliothek des Königs Matthias schon 1468—1471.

Hierauf beschreibt Fischer die Bibliothek mit den Worten des Naldus, Bonfini und Oláh und erörtert, dass Matthias seine Bücher in Florenz, in Parma und von den griechischen Humanisten sich verschaffte. Er bestreitet, dass die Bücher des Johann Vitéz und des Janus Pannonius in die Corvina gekommen, was ein schon überwundener Standpunkt ist. Die Emendatoren, Scriptoren und Miniatoren der Corvin-Codexe stellt er nach Fiorillo, Serapeum und Römer zusammen; von dem Letzteren nimmt er auch irrthümlich Septimius Florentinus hinüber, der aber kein Scriptor, sondern ein Auctor war. Die folgenden hat er jedoch weggelassen: Petrus de Abbatibus, Alexander Verasanus, Joannes Carpensis und Joannes Marcus Cynicus.

Er erwähnt, dass nach dem Tode des Königs Matthias die von ihm in Florenz bestellten Bücher Lorenz Medici behielt, und dass zur Heimsendung jener 150 Bände, welche Matthias in seinen letzten Jahren in Florenz bestellt hatte, König Uladislaus die nöthigen Vorkehrungen getroffen hat. Dass in der Bibliothek auch gedruckte Bücher sich befanden, hält der Verfasser nach den Angaben von Hessens Druckerei und von Ugoletti für gewiss, obwohl ihre Zahl geringer war, als die der Handschriften.

Von den Bibliothekaren erwähnt er: Galeotti, Ugoletti, Bartholomäus Fontius, Felix von Ragusa und Felix Petanci.

Sodann wirft er die Frage auf, ob die Bibliothek des Königs Matthias wirklich aus 50 Tausend Bänden bestanden habe.

Um dies zu erörtern, behandelt er die Geschichte der Corvina von dem Tode des Königs Matthias bis zu unseren Tagen, fasst alle merkwürdigen Momente auf, und kommt endlich zu dem Resultate, dass die Bibliothek des Königs Matthias, wenn wir die Sammlung der Medici zum Maassstab nehmen, höchstens 3000 Bände enthalten konnte, was nach den damaligen Verhältnissen noch immer eine ansehnliche Zahl ist. Diese Combination ist weder neu, noch originell. Römer nahm vor zwei Jahren 5000 an. Wir unsererseits glauben, dass man die Zahl der Bände auch nur annäherungsweise richtig erst dann wird bestimmen können, wenn man eine vollständige Kenntniss von den Verhältnissen der Bibliotheken des XV. Jahrhunderts besitzen wird.

Daraus, dass irgend eine alte Bibliothek heute so oder so viel Handschriften besitzt, kann man nicht folgern, dass sie auch im

XV. Jahrhundert so viel besass. Habent sua fata libelli. Es ist aus der Geschichte bekannt, wie viel die Bibliotheken überall durch die Verwüstungen der Kriege zu leiden hatten.

Das sprechendste Beispiel hiefür ist die Bibliothek der Medici, welche die Franzosen 1494 gänzlich zerstörten. Auch das ist nicht unbekannt, dass als im XVI. und XVII. Jahrhundert die Entwicklung der Buchdruckerei den Werth der Handschriften herabdrückte, tausend und aber tausend Manuscripte zu Bücherdekeln, Schwertscheiden, zum Ausbessern von Orgeln u. s. w. verwendet wurden. So gingen viele Bibliotheken zu Grunde und heute lässt sich aus den spärlichen Ueberresten schwer auf die ehemalige Grösse der betreffenden Bibliothek schliessen.

Wenn man aber berücksichtigt, dass Giovanni Tortelli bei Vespasiano Bisticci von der Bibliothek des Papstes Nicolaus V. sagt, dass sie aus 9000 Bänden bestand und hinzufügt, dass die Bibliothek des Herzogs von Urbino noch grösser als die des Papstes sei, so kann man wohl schliessen, dass die Bibliothek des Königs Matthias, welche schon vor 1476 dem Herzog von Urbino zum Vorbild diente, gewiss mehr als 3000 Bände zählte. Uebrigens *lis sub iudice est*.

Irrig ist die Behauptung des Verfassers, dass mit dem Tode des Königs Matthias Ungarns Cultur zusammenstürzte, ebenso wie ein Gebäude zusammenstürzt, wenn der Baumeister stirbt. Diese Behauptung bedarf der Begründung; unsere vaterländischen Geschichtsquellen beweisen das Gegentheil.

Wir könnten eine ganze Reihe jener Männer nennen, die nach dem Tode des Königs Matthias im XVI. Jahrhundert als Schriftsteller, Dichter, Gelehrte und Mäcenaten in verschiedenen Zweigen der Wissenschaften die einheimische Cultur förderten. Franz Toldy's Literaturgeschichte beweist dies zur Genüge. Aber wir verweisen den Verfasser auf das II. Heft des Jahrganges 1878 der «Literarischen Berichte», im welchem die dort besprochenen philologischen Verhältnisse Ungarns im XVI. Jahrhundert schon an und für sich durchaus nicht ein Sinken der Cultur anzeigen. Und so war es auch in andern Zweigen der Wissenschaften. Die Cultur stürzte mit dem Tode des Königs Matthias nicht zusammen, sondern entwickelte sich weiter, wenn auch geräuschloser; sie fiel nur nicht so sehr in die Augen, wie zu den Zeiten, als der König an ihrer Spitze stand.

Die Geschichte des Untergangs der Corvina behandelt der Verfasser mit grosser Gewissenhaftigkeit; auch ist er bestrebt die Provenienz der ihm bekannten Corvin-Codexe möglichst zu ermitteln.

Nach einander gruppirt er die Daten hinsichtlich Derjenigen, die 1502—1526 nach Ofen gekommen, und die von hier Bücher



mitnahmen. Er widerlegt die Aeusserungen des französischen Reisenden Pierre Choque, der von seinem 1502 in der Ofner Bibliothek gemachten Besuche schreibt, dass dieselbe kaum 300—400 Bände enthalte; ferner den venetianischen Gesandten Franz Massario, welcher 1520 berichtet, dass er die Ofner Bibliothek angesehen, aber dort kein einziges werthvolles Buch gefunden habe. Diesem gegenüber citirt der Verfasser die Worte des Brassicanus, der 1525 die Bibliothek sah und 1530 mit grossen Lobeserhebungen von ihr schreibt. Er nennt die Menge ihrer Bände unzählbar und sagt: «Wie viel Bücher, so viel Schätze.» In gleichem Sinne äussert sich auch Coelius Pannonius, ein gleichzeitiger Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts, über diese Bibliothek.

Nach der Schlacht von Mohács — sagt der Verfasser — kamen die letzten Ueberreste der Corvina in die Hände der Türken. Die Bibliothek ging dadurch nicht ganz zu Grunde; aber was hier war, litt bedeutend. Einen Theil der Bibliothek — sagt er — verschleppte die türkische Besatzung, den andern Theil brachte Sultan Solymán II. nach Constantinopel.

Die erste Behauptung halten wir für übertrieben, sie ist auf einzelne sporadische Fälle zurückzuführen. Die Türken hielten sich 1526 und 1529 nur kurze Zeit in Ofen auf, und bleibend besaßen sie die Festung Ofen nur zur Zeit der Unterjochung Ungarns. (1541—1686). In dem Zeitraume 1526—1541 hat die Ofner Besatzung wohl die Bibliothek verwüstet, dies war aber nicht die türkische Besatzung. Was jedoch Solymán II. betrifft, so ist es wahrscheinlich, dass er die hervorragenderen Exemplare der Bibliothek nach Constantinopel bringen liess, aber ob im Jahre 1526, 1529 oder 1541? davon schweigt der Verfasser. Soviel ist unbezweifelbar, dass im Jahre 1616 ein Theil der Corvina noch in Ofen war, denn der Komorner Festungs-Commandant Graf Anton Althan liess sich wegen Erwerbung derselben mit dem Grossvezier Ali in Unterhandlungen ein, die einen günstigen Erfolg versprachen, und nahm auch die Vermittlung des Papstes in Anspruch.\* Hiefür spricht auch die gleichzeitige Anmerkung des Sz.-Antaler Vitéz-Codex\*\*. Doch davon hat der Verfasser keine Kenntniss.

Ferner lässt er auch unerwähnt, dass 1560 ein vornehmer venetianischer Edelmann, Nicolaus Zeno, im Besitze von mehr als 100 Corvin-Codexen war, von denen Girolamo Faletti für den Herzog von Ferrara mehrere Exemplare ankauft. In Tiraboschi's Literaturgeschichte ist jedoch dies alles enthalten. Wir bleiben also auch darüber im Dunklen, woher und wann diese Codexe in den

\* Siehe: *Archaeologiai Értesítő* (Archaeologische Mittheilungen) 1871. S. 289.

\*\* Magyar Könyv-Szemle, 1878. I—II. Heft.

Besitz Zeno's gelangten, ob durch Gritti's Vermittlung oder auf einem andern Wege?

Wie schon erwähnt, führt der Verfasser alle merkwürdigen Momente der Geschichte der Corvina bis zum vorjährigen Geschenke aus Constantinopel vor. Der gelungenste Theil seines Werkes ist jedoch der, wo er sich mit der Provenienz und der Bibliographie der von ihm gekannten Corvin-Codexe beschäftigt.

Mit gewissenhafter Pünktlichkeit untersucht er die Wandlungs-Geschichte und Literatur eines jeden Codex, vergleicht die Malerei, den Einband, das Wappen, und zeigt die Abweichungen. Er constatirt, dass er an drei Codexen übermalte Wappen gefunden, dass an einem der doppeltgeschwänzte böhmische Löwe nicht in silberner, sondern in rother Farbe, und nicht in rothem, sondern in silbernem Felde gemalt ist, dass in dem einen Wappen nicht vier, sondern nur drei silberne Balken sind, und dass an einem andern der Herzschild fehlt. In den Wappen unterscheidet er zweierlei Herzschilde, silberne und blaue, im ersteren kommt der Rabe auf einem grünen, in dem andern auf einem goldenen Zweige vor. Ueberhaupt widmet er dem bibliographischen und heraldischen Theile grosse Aufmerksamkeit, und entschädigt den Leser hierin, wenigstens theilweise, für die Mangelhaftigkeit des historischen Theiles. Die Felder in den Schildern zählt er jedoch abweichend von der Heraldik und verwechselt gewöhnlich das dritte mit dem vierten.

Endlich schliesst er den geschichtlichen Theil der Corvina damit, dass er zu den in verschiedenen Verzeichnissen aufgeführten Corvin-Codexen seine Bemerkungen macht und die Gründe angiebt, warum er dieselben in das Verzeichniss der Corvina aufgenommen. Eben daselbst erklärt er als das Ergebniss seiner Forschungen, dass er bis jetzt 62 zweifellose und 53 muthmassliche Corvin-Codexe kenne. Von Florian Römer sagt er jedoch irrthümlich, dass er 84 zweifellose und 97 wahrscheinliche Corvin-Codexe durchforschte, denn unser verdienstvoller Archäolog erwähnt in seiner 1875 gehaltenen academischen Abhandlung als wahrscheinlich nicht 97, sondern nur 13, und setzt den gesammten Bestand auf 97.

Der zweite Theil des Werkes besteht aus einem Anhange, in dem der Verfasser ein kurzes bibliographisches Verzeichniss der ihm bekannten Corvin-Codexe mittheilt. Er gruppirt die Codexe in *echte* und *wahrscheinliche*, und reiht sie nach Bibliotheken an einander.

Der von ihm zusammengestellte statistische Ausweis ist folgender:



		Corvin-Codexe	
		echte	wahrscheinliche
In Wien in der kais. Hofbibliothek sind . . . . .	25	16	
» Budapest in der National-Museums-Bibliothek . .	6	—	
» » » » kön. Universitäts- » . .	10	25	
» Wolfenbüttel in der herzoglichen » . .	8	5	
» Berlin » » königlichen » . .	—	1	
» Besançon » » städtischen » . .	1	2	
» Brüssel » » königl. » . .	1	—	
» Dresden » » königl. öffentl. » . .	2	—	
» Erlangen » » kön. Univers. » . .	1	1	
» Florenz » » Mediceo-Laurent. » . .	1	—	
» Göttweih » » Benedict. » . .	1	—	
» Leipzig » » städtischen » . .	1	1	
» München » » k. Hof- u. Staats- » . .	3	1	
» Thorn » » Gymnasial- » . .	1	—	
» Venedig » » Marciana » . .	2	—	
zusammen . .		62	52

Meinerseits bin ich der Ueberzeugung, dass in diesem Verzeichniss die Corvin-Codexe der betreffenden Bibliotheken noch nicht erschöpft sind. So z. B. findet man im Verzeichniss der Wiener Bibliothek nicht den Hieronymus Nr. 13,697 (nach Tabulae Codicum) und Chrysostomus Nr. 13,698, und wir haben doch bezüglich derselben unzweifelhafte Daten, dass sie Corvin-Codexe sind. Aus der venetianischen Bibliothek fehlt: Benvenuto de Rambaldi: Caesarum vitae abbreviatae, da doch Morelli diesen Codex anführt und ich selbst ihn verwichenen Sommer in der Marciana sah. Zu den Münchenern kamen, wie im ersten Theile dieser Mittheilung zu lesen ist, neuerlich abermals drei, und auch die Richtigkeit der über die Florentiner Laurentiana-Bibliothek angeführten Daten haben wir Ursache zu bezweifeln. Und so wird es wohl auch mit anderen Bibliotheken sein. Der glücklichen Nachforschung wird es gelingen, von Zeit zu Zeit neue Corvin-Codexe an's Tageslicht zu bringen, und demgemäss wird auch das Verzeichniss voraussichtlich reicher werden.

Vor der Hand wird aber auch das Verzeichniss des Verfassers eine Lücke ausfüllen, um so mehr, da er die aufgezählten Codexe mit bibliographischer Pünktlichkeit beschreibt.

Seines Wissens sind noch in Jena, Paris, Modena, Rom, Madrid und Marosvásárhely Corvin-Codexe. Unsererseits können wir zur Ergänzung hinzufügen, dass in unserem Vaterlande auch die ungarische Academie, das Raaber Domcapitel, die südslavische Academie zu Agram solche besitzen. Von den auswärtigen Städten aber sind Mölk, Prag, Petersburg, Verona, Parma, Mailand, Neapel und Turin so glücklich, mehrere merkwürdige Exemplare zu besitzen.

Indem wir unsere Anzeige schliessen, erkennen wir mit Bereitwilligkeit an, dass der Verfasser mit Fleiss gearbeitet hat. Die

Lücken des historischen Theiles schreiben wir dem Umstande zu, dass der Verfasser sich längere Zeit im Auslande aufhielt, daher die inländische Literatur weniger kennen lernte. Allerdings hat seine Schrift hiedurch wesentlich an Werth verloren, da sie nun blos in bibliographischer Beziehung auf dem Niveau der Wissenschaft steht.

## IV.

**Corvina-Photographien.**

Unsere Mittheilung schliessen wir mit der Anzeige eines Werkes, welches ein neues Moment in der Corvina-Literatur bezeichnet. Der Titel desselben lautet: *«Facsimile delle Miniature di Attavante Fiorentino, contenute nel codice Marziano Capella Le nozze di Mercurio colla Filologia. Che si conserva nella Biblioteca Marciana. Fotografie eseguite da Antonio Perini. Venezia. 1878. Stabilimento fotografico di A. Perini premiato di Medaglie alle Esposizioni di Parigi — Bruxelles — Vienna.»*

Dieses Werk erschien zu Anfang dieses Jahres in Venedig, herausgegeben von dem Photographen Anton Perini, und enthält die photographirten Copien der von Attavante gemalten Zierblätter, welche zu dem in der venetianischen St.-Marcus-Bibliothek aufbewahrten lateinischen Corvin-Codex *«Marcianus Capella de nuptiis Philologie cum Mercurio»* gehören. Die Photographien umfassen 17 Titelblätter und 7 allegorische Bilder im Folioformat des Originals, und gereichen dem Herausgeber zur Ehre, der zu denselben ein kurzes Vorwort und einen erklärenden Text schrieb. Das erste Titelblatt stellt den Titel des Buches und in glänzender Miniatur Mercur's Hochzeit mit der Philologie dar, die übrigen Titelblätter enthalten prachtvoll-e Einfassungen. Die sieben Bilder zeigen die allegorischen Darstellungen der Grammatik, Medicin, Jurisprudenz, Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik. Die 24 Darstellungen bilden mit dem Vorwort und Titelblatt ein abgeschlossenes Ganze, und zwar einen sehr glänzenden Prachtband. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass ein auswärtiger Kunsthändler die Herausgabe von Prachtblättern eines Corvin-Codexes unternimmt, wofür derselbe sich den Dank aller Bibliographen und in erster Reihe unseres Vaterlandes erworben hat.



## DIE UNGARISCHE ROMAN- UND ERZÄHLUNGS- LITERATUR IN DER GEGENWART.

**W**IR haben eine Reihe von Romanen und Erzählungen, sämmtlich aus dem Zeitraum von kaum einem Jahre, vor uns, die eine gewisse Rührigkeit auch auf diesem Felde der literarischen Production bekunden. Neue Kräfte tauchen auf, allerlei Themen, Ideen und Tendenzen werden herangezogen, und wenn der Ausspruch SCHLOSSER's richtig ist, dass man nach den Romanen eines Volkes dessen Geschichte schreiben könnte, — so würden die Bücher, die uns vorliegen, allerdings einige Körnchen zur Geschichte und Charakteristik des ungarischen Volkes *positiv* beitragen, noch mehr aber in dieser Beziehung *negativ* : — durch Lücken im Inhalt und Mängel in der Form das Ihrige hinzuthun. So lebensvoll, kräftig und farbenreich spiegelt sich die Gegenwart und Vergangenheit Ungarns nicht mehr in den Werken unserer Erzähler, wie während der Blüthe des ungarischen Romans, die in erster Reihe durch JÓSIKA, EÖTVÖS, KEMÉNY, und fast bis in die jüngsten Jahre durch JÓKAI repräsentirt, etwa vier Jahrzehnte währte. Diese Blütheperiode hat FERDINAND KÜRNBERGER vor Augen, wenn er hinsichtlich des Romans Ungarn gegen Oesterreich so bedeutend im Vorthelle sieht und (in: «Literarische Herzenssachen») sagt: «Ungarn mit Eötvös und Jókai ausgenommen, — spiegelt sich die grössere österreichische Hälfte in keinem ihrer würdigen Romanspiegel.» — Gegenwärtig ist dieser Spiegel bei uns allerdings getrübt, und in dessen Unebenheiten und dunkeln Lücken das Leben nicht allein matt, sondern häufig auch entstellt und mangelhaft abgespiegelt. Das künstlerische Schwer-

gewicht fällt sogar durchaus nicht in den Roman, sondern in einige kleine Lebensbilder, wie sie sich im engen Rahmen der Novelle darbieten.

Als bemerkenswerthe Erscheinung heben wir vor Allem hervor, dass der historische Roman gegenwärtig nur eine sporadische und in ihren Erfolgen wenig glückliche Pflege findet, — bemerkenswerth, ja auffallend, wenn man den heutigen Stand der ungarischen Geschichtsforschung mit dem vor dreissig, vierzig Jahren zusammen hält. In wie geringfügigem Maasse waren die Quellen ungarischer Culturgeschichte zu der Zeit erschlossen, als JÓSIKA mit seinen ersten historischen Romanen Triumphe feierte, ja noch, als EÖTVÖS in seinem einzigen historischen Roman das Ungarn des XVI. Jahrhunderts schilderte; — wie gross ist dagegen jetzt die Fülle von Briefen, Memoiren, Blättern, Testamenten, Inventarien und anderen derartigen Urkunden, die das intime Leben der Nation in vergangenen Zeiten klar darlegen, welche aber unsere Erzähler noch immer als schätzbares Material — unbeachtet liegen lassen. Dies ist allerdings erklärlich.

JÓSIKA war noch von der mächtigen Strömung getragen, welche die Wiedererweckung des nationalen Lebens zum Ziel hatte, — und von dem genialen Ungestüm der Geister, der den classischen Formenzwang durchbrechend mit dem romantischen Element zu gähren begann; — das selbständige nationale Leben Siebenbürgens vibrirte dort noch in Familientraditionen fort, und der siebenbürgische Dichter, der an diesen Traditionen auch einen persönlichen Antheil hatte, bedurfte fast nur dieser Fäden, um zu der kaum von gestern datirenden Zeit zurückzufinden, wo nationale Fürsten auf einem nationalen Thron, bedeutende Männer und Frauen, aus dem Fleisch und Blut der Nation hervorgegangen, — inmitten eines nationalen bewegten Lebens herrschten oder wütheten, Grossthaten und Schreckensthaten ausübten. Die Sehnsucht der Nation nach ihrer Wiederbelebung konnte da, rückwärts gewendet, in geringer Vergangenheit und in Gebilden der Phantasie das Ziel erblicken, welches sie in der Gegenwart oder mindestens in baldiger Zukunft in Wirklichkeit zu erreichen



strebte. Die Romantik ist eben ein Durchgangsstadium, in welchem der menschliche Geist, trunken von neuen Zielen und Ideen, in der ersten Verwirrung nicht orientirt, zurückblickt anstatt vorwärts, und als rückwärts gewendeter Prophet von der Vergangenheit gefesselt scheint, während er nach der Zukunft hinstrebt. — Und während JÓSIKA von der nationalen Tendenz im Allgemeinen, war EÖRVÖS in seinem Roman: «Magyarország 1514-ben» (deutsch: «Der Bauernkrieg») von der Gleichberechtigungstendenz der Reformperiode getragen. — Diese beiden politischen Ideen aber haben in der Gestalt, in welcher sie in der Epoche 1825—1848 das politische Leben beeinflussten und die poetische Production befruchteten, aufgehört die leitenden Feuer-säulen zu sein. Der Gebirgsbach, der die Niederung erreicht hat und seine Fluthen über die weite Ebene ausbreitet, besitzt die treibende Kraft nicht mehr. So können jene beiden Ideen, da sie nicht mehr leitende Ziele, sondern lebendige Wirklichkeit sind, — auf die weitere Entwicklung des historischen Romans keinen Einfluss mehr ausüben.

Doch auch der historische Roman bedarf der Triebkraft moderner Ideen und Tendenzen, nicht allein fortgeschrittenerer, das Dunkel der Vergangenheit durchdringender Geschichtskennntniss. Nun aber dringt diese Kenntniss bei uns immer mehr in alle Breite und Tiefe der Vergangenheit, und auch an Tendenzen und Ideen fehlt es nicht, die das Leben der Nation stets im Innersten bewegen und in dem grossen Process thätig sind, in welchem der Ungar durch weltgeschichtliche Mächte gedrängt wird, sich einem grösseren Staatskörper organisch einzufügen und durch den Selbsterhaltungstrieb: sich in seiner Eigenart zu erhalten; — während er andererseits auf seinem vaterländischen Grund und Boden sich in seiner Eigenart zu befestigen und zu entwickeln, und die mit ihm *einen* politischen Körper bildenden Nationalitäten — ohne die Gewaltsamkeit solcher älterer Assimilationsprocesse bei anderen Völkern — sich zu assimiliren strebt. Diese Ideen und Tendenzen sind seit Jahrhunderten thätig. Allein stets mehr oder minder Parteibestrebungen dienstbar gemacht, von verschie-

denen Parteistandpunkten aufgefasst, — scheinen sie noch nicht in dem Maasse geklärt, wo sie den Dichter zur poetischen Nachbildung historischer Momente begeistern könnten. Wie die Affecte des Individuums, sind auch Zeitideen in jedem Stadium wirksam genug, um sich im practischen Leben zu manifestiren; allein es muss sich bei ihnen, eben wie bei den Affecten, erst die Katharsis einstellen, wenn sie die Seele einer grossen Dichtung, sei es einer Tragödie oder eines bedeutenden historischen Romans bilden sollen. Der historische Roman, aus rein archäologischem Interesse geschrieben, mag in bestimmten, eng umschriebenen Kreisen als Gewinn betrachtet werden, — zu vollem Werth gedeiht er erst, wenn darin nicht nur ein äusseres Bild der Vergangenheit reproducirt ist, sondern auch geschichtliche Ideen zum Ausdruck gelangen, die in gekläarterer Gestalt heute noch leben und walten, vom Dichter aber in noch gekläarterer Gestalt erfasst werden. In solcher Gestalt aber seien die historischen Ideen nur das Licht, das den Dichter selbst leitet; in seinem Werke, in den Bildern der Vergangenheit dürfen die heutigen klarer erkannten Ideen und Tendenzen in keiner Form zur Geltung gelangen, die mit dem betreffenden vergangenen Zeitraum nicht übereinstimmt; — sie dürfen also da nur als Ahnung, als Gefühl, als Trieb, als unklarer Gedanke, vermengt mit anderen Triebfedern leidenschaftlicher Thatkraft walten. Tendenzen, so wie sie heute von mehr oder minder hohen Standpunkten formulirt werden, in die Vergangenheit hineinragen, das ist ein prosaisches Verfahren und zugleich unhistorisch. Es ist z. B. für den Autor eines ungarischen Zeit- und Sittenbildes, eines historischen Romans eine höchst interessante Aufgabe, jenes Spiel der anziehenden und abstossenden Kräfte, der ineinander verschwimmenden oder sich trennenden Nuancen, der Aufsaugungen und Crystallisirungen zu beobachten und in charakteristischen Gestaltungen wiederzugeben, — das sich dem Auge des Beobachters im Zusammenleben der Nationalitäten darbietet. In manchen Romanen JÓKAI's findet sich ein oder anderer moderner Zug dieses Lebensbildes. Und da in den meisten ungarischen historischen Romanen die Zeitschilderung



nicht über das XVI. Jahrhundert zurückreicht, so haben in denselben die Erscheinungen der hier berührten Art gewöhnlich ebenfalls ein mehr oder minder modernes Gepräge. Neuestens aber ist eine historische Erzählung erschienen, die in das XIV. Jahrhundert zurückgreifend, das damalige Pest, bez. Ofen schildert, und sich also mitten im rohen Kampf der noch unvermittelten Nationalitätselemente, der Deutschen und Magyaren, bewegt. Gleichwohl werden da, nicht vom Dichter, sondern von den handelnden Personen, nationalpatriotische Ideen ausgesprochen, wie sie nur der moderne Patriot sich formulirt. Dies ist ein prosaisches und zugleich dem Geist der Geschichte zuwiderhandelndes Verfahren, wie wir es oben berührt haben.

Die Erzählung, von welcher wir sprechen, ist: «Lajos pap» (Pfaff Ludwig), von KARL VAJKAY (Athenäum 1879). Der Verfasser beginnt mit der Darstellung des alten Pest, dessen Namen sich nicht nur auf den am linken Ufer der Donau gelegenen, sondern auch auf einen Stadttheil am rechten Ufer erstreckte. Der letztere befand sich in der Nähe des heutigen «Blocksberges», welcher daher «Pester Berg» genannt wurde. Die ganze Gegend von da bis Neu-Buda, dem heutigen «Neustift» in Ofen, war bis zur Zeit des Königs Béla IV. unbewohnt. Und so gab es denn auch auf dem Berge, auf welchem heute die Ofner Festung steht, noch keine Ansiedelung. Nachdem aber Pest von den Tartaren verwüstet worden, traf König Béla IV. Massregeln, um die Stadt in Zukunft vor ähnlichen Catastrophen zu sichern und stellte daher den noch unbesiedelten Berg unter die Obhut der Tempelritter, umgab ihn mit Basteien und Thürmen und versetzte den Vorstand der Pester Bürgerschaft vom linken Ufer hierher an das rechte Donauufer. Diese neue befestigte Ansiedelung nannte er «Neupester Bergfestung» und bekleidete sie, um deren Aufblühen zu fördern, sammt der ganzen dazu gehörigen Pester Gemeinde mit neuen Privilegien, in welchen ausdrücklich erklärt wurde, dass die Bürger der Stadt nur der durch sie selbst gewählten Behörde, aus dem Richter und den Rathsherren bestehend, und sonst keinem Andern Gehorsam schuldig seien. Es wurde jedoch

allmählig Gebrauch, Denjenigen zum Richter zu wählen, der in der Königsburg zu Neu-Buda das Amt des Burghauptmannes bekleidete; und das geschah vermuthlich aus dem Grunde, weil die Pester Bürger sich auf diese Art den mächtigen Schutz der Königsburg sichern wollten. So kam es, dass die beiden Gemeinden sich immer mehr aneinander anschmiegen, dermassen, dass die deutschen Bürger von Neu-Buda (das alte Buda war das heutige Altofen) sich auch den Namen der befreundeten Nachbarstadt Pest aneigneten. Sie übersetzten nämlich einfach das slavische Fremdwort *Pest* (sprich: *Pescht*), das ursprünglich einen Ofen bedeutet, und nannten ihre Stadt *Ofen*. Andererseits gewöhnten die Ungarn sich mit der Zeit daran, die Ansiedelung auf dem Neupester befestigten Berge: «Budavár» (Ofner Festung) zu nennen. Doch trotz dieser scheinbaren Verschmelzung behielten die beiden Städte auch fernerhin ihre Sonderstellung, so dass Pest zur Waitzner und Ofen zur Veszprimer Diöcese gehörte.

Und wie der Schauplatz, so werden beim Beginn der Erzählung auch die geschichtlichen Ereignisse in einer vorausgeschickten Erläuterung dargelegt, welche in der erzählten Handlung nachwirken. Es waren dies Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, welche beide ihre Macht auf Ungarn auszudehnen strebten und Parteien im Lande hatten; und die Bestrebungen einer dritten Partei, der nationalen, die von Ungarn jeden fremden Einfluss fernzuhalten trachtete. Aber ausser den politischen Ideen war die Bevölkerung des alten Pest auch noch durch Nationalitätenhader zerklüftet. Insbesondere waren es die Magyaren und Deutschen, die fortwährend miteinander im Streite lagen. Nach langen Unruhen einigten sie sich indess dahin, dass der Stadtrichter abwechselnd aus den Reihen der Magyaren und der Deutschen gewählt werden solle. Die letzteren waren wieder unter sich nicht einig, denn ein Theil von ihnen hielt es mit den Magyaren und zu diesen nationalpatriotischen Deutschen gehörte *Walter*, der, von der magyarischen Partei zum Stadtrichter gewählt, einmal gegen die päpstliche Politik einen kühnen Streich ausführte.



Walter war zu einer Zeit Stadtrichter von Pest, als Papst Nicolaus III. den Bischof von Formiano, Philipp, als Nuntius nach Ungarn schickte, der 1279 in Pest-Ujvár, d. i. in der heutigen Ofner Festung, eine National-Synode abhielt, angeblich um die durch die Ausschweifungen des Königs Ladislaus IV. gefährdete Autorität der Religion und Kirche wieder herzustellen, eigentlich aber zu dem Zwecke, um den hohen Clerus von Ungarn für die Pläne des päpstlichen Hofes zu gewinnen. Die Wachsamkeit des Stadtrichters Walter verhinderte jedoch den Plan. Als er die Tragweite der Intrigue erkannt hatte, trat er der damals so gefürchteten Macht entgegen und machte das Beisammenbleiben der Synode dadurch unmöglich, dass er deren Mitgliedern die Bedingungen des Lebensunterhalts entzog. Er befahl nämlich strenge, dass Niemand es wagen solle, den hohen Geistlichen Lebensmittel zu liefern. Der päpstliche Nuntius und die ungarischen geistlichen Oberhirten waren daher genöthigt, sich, wenn sie nicht Hungers sterben wollten, von Pest und Neuofen zu entfernen. Zur Strafe hiefür wurde die Stadt mit dem Kirchenbann belegt. Und Walter starb eines jähen Todes, wie man sagte, durch Vergiftung. —

Dieser Kirchenbann besteht noch zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte vorgeht, und der Schatten Walter's ragt in dieselbe hinein in Gestalt seines Sohnes Ludwig. — Obgleich ein Geistlicher, und zwar Pfarrer der magyarischen Kirchengemeinde von Pest, ist *«Pfaff Ludwig»*, der Held des nach ihm benannten Romans, ein eifriger Anhänger der Politik seines verstorbenen Vaters. Er geht sogar noch weiter als dieser. Ein erbitterter Feind der päpstlichen Politik, erhebt er sich auch zu neuen kirchlichen Anschauungen und will eine ungarische Kirche gründen. «Rom, du bist das Brutnest unserer Feinde,» ruft er aus. «Wir müssen dich niederwerfen, unser armes Vaterland von deinem Einfluss befreien.» Ja, er will auch neue Satzungen einführen und unter Anderem das Cölibat abschaffen. Denn er, der Held einer romantischen Erzählung, glüht nicht allein von Patriotismus, sondern auch von Liebe. Er hat einmal als junger

Student ein kleines Judenmädchen vor den Verfolgungen böser Buben errettet. Dann wurde er Geistlicher; aber das Bild des kleinen Judenmädchens lebte in seinem Herzen fort. Er reifte zum Manne heran, und Esther, die Tochter des reichen Juden Katsün, zur schönen Jungfrau, und mit ihnen wuchs auch ihre wechselseitige Liebe.

Als Haupt der magyarischen Partei steht der Held einer anderen hervorragenden Gestalt gegenüber, dem von den Deutschen gewählten Stadtrichter *Ladislaus Werner*, und ihre politische Gegnerschaft dehnt sich auch auf ihr Privatleben aus. — Die Walter's und die Werner's, die angesehensten Familien der Pester magyarischen, beziehungsweise der deutschen Partei, bekämpfen sich gegenseitig in ererbter Feindseligkeit. Dennoch liebt der *Deutsche*, Ladislaus Werner, — Helene, die Schwester Ludwigs des Pfaffen; dieser aber, das Haupt der Familie Walter, zwingt seine Schwester ihre Hand einem angesehenen, zur magyarischen Partei gehörenden Bürger, Namens Petermann, zu geben, mit dem sie übrigens sogar noch glücklich wird. Der Familienhader dieser Montecchi's und Capuletti's des alten Pest führt also zu keiner Liebestragödie. Das Opfer einer solchen wird nur Esther, die schöne Jüdin. Wohl aber führt der Familienzweist das tragische Ende der beiden Familienhäupter und Hauptgestalten der Erzählung herbei. — Pfaff Ludwig hat im Namen der «ungarisch christlichen Kirche», die er zu gründen beabsichtigt, nebst dem Papst alle Erzbischöfe und Bischöfe verflucht, die den aus Rom kommenden Befehlen gehorchen, und soll hiefür in einem tiefen trockenen Brunnenschacht bei Wasser und Brod büssen. Doch am Rande dieses Kerkers stehend, ergreift er seinen Gegner, den Stadtrichter Ladislaus Werner, der eben das über ihn gefällte Urtheil verlesen wollte, und stürzt sich mit ihm in die Tiefe, wo sie mitsammen den Tod finden.

In dieser hiermit in flüchtigen Umrissen wiedergegebenen Erzählung sehen wir also als Hauptagens den Widerstreit der Nationalitäten, wie er noch zur Zeit der Handlung (Anfang des XIV. Jahrhunderts) bestand. Doch der Verfasser verwischt, ver-



dunkelt den Charakter dieses Kampfes, indem er ihn durch allzu moderne Anschauungen, die er einzelne Personen aussprechen lässt, erklären will. Er lässt z. B. die magyarisch gesinnte Schwester Ludwig's, Helene, mit dem deutsch fühlenden Stadtrichter Ladislaus Werner, der sie liebt, folgendes Gespräch führen:

«Ist es wahr, dass du dein ungarisches Vaterland nicht liebst, und bereit wärest, es um schnöden Lohn zu verrathen?» — fragte Helene. — «Von dir muss ich auch diese Frage erdulden» — antwortete Ladislaus traurig. «Es ist natürlich, dass du jede verborgene Falte meines Herzens kennen zu lernen wünschst. Du, du allein bist zu dieser Frage berechtigt, für welche ich jeden Andern tödten würde.» — «Ich wusste, dass diese Anschuldigung nicht wahr sein könne,» jauchzte Helene mit ausbrechender Freude; — «bist doch auch du ein Ungar, wie solltest du daher dein ungarisches Vaterland nicht lieben?» — «Ja wohl, Helene, ich bin ein Bürger Ungarns, aber ich bin auch ein Deutscher, sowie auch ihr es seid, du und Ludwig. Eure Ahnen sind ebenfalls aus dem deutschen Reich hieher gekommen,» — Jetzt liess sie seine Hand los. — «Das ist vor langer Zeit geschehen, vor langer, sehr langer Zeit,» bemerkte Helene fest und ernst, — «Der Urahn der Walters ist mit Gisela, der Braut unseres ersten heiligen Königs, aus Baiern in dieses Land gekommen. Vom ganzen Gefolge der Königin wünschte sich Niemand in sein Vaterland zurück. Sie blieben hier und gründeten Szatmár-Németi. Von dort und nicht aus einem fremden Lande sind meine Vorfahren nach Pest gekommen. Die Fäden sind gänzlich abgerissen, welche den vor dreihundert Jahren nach Ungarn gekommenen ersten Walter an sein bairisches Vaterland knüpften. Wir beten keine fremden Götzen an; wir huldigen keinem fremden Gesetz; wir sehnen uns nicht nach einem Vaterland, das wir nicht kennen und welches uns nur als seine Stiefkinder aufnehmen würde. Hier sind wir geboren, hier wollen wir auch leben und sterben. Kannst du das Alles auch von dir sagen?» — «Ich höre deine Stimme, aber ich vernehme die Worte deines Bruders Ludwig» — sprach der junge Mann leise und schwieg dann stille. — «Deine Vorfahren sind erst nach der Verwüstung des Landes durch die Tartaren nach Ungarn gekommen,» fuhr das Mädchen ein wenig eifrig fort. «Es sind noch nicht hundert Jahre her, seit König Béla, bestrebt die verminderte Bevölkerung rasch zu vermehren, Deutsche aus Magdeburg auf dem Neupester Berg ansiedelte, und unter diesen war auch der erste Werner. Man sagt, dass er, der ein vornehmer, schriftgelehrter Mann war, es gewesen sei, der das Magdeburger Gesetz in unserer Stadt einbürgerte, damit die Bevölkerung, die mit ihm gekommen, die heimischen Gepflogenheiten nicht entbehre und sich mit ihren neuen Verhältnissen um so mehr befreunde. Man sagt auch, dass stets die Werners das Meiste dazu gethan haben, dass das fremde Gesetz bei uns Wurzel schlagen

konnte und auch heute noch bei uns herrscht. Mein Verstand begreift es zwar nicht, aber es mag sein, dass in dieser Wirksamkeit deiner Ahnen grosse Weisheit lag. Du aber, Ladislaus, du bist auf ungarischem Boden geboren und aufgewachsen, und Alles, was du hast und bist, verdankst du Ungarn. Was könnte Magdeburg und das deutsche Reich dich angehen? O, entsage deinem fremden Götzen!» — Ladislaus erhob sein Haupt. — «Helene, o meine süsse Helene, wenn du mich von dem Zwiespalt befreien könntest, der mein Herz zerfleischt! Ich würde dich als meinen Genius preisen.» — «Sprich, ich bitte dich!» drang sie in ihn. — «Oft verstehe ich den Zustand meiner Seele selbst nicht,» sagte Ladislaus düster. «Dir, Helene, dir allein bekenne ich mein Geheimniss, das ich bisher vor Jedermann verborgen habe, — vielleicht sogar auch vor mir selbst. Auch ich liebe dieses Land. Treu mit allen Fasern meiner Seele hänge ich daran. Du hast Recht, Helene, hier bin ich geboren und aufgewachsen; diesem Boden verdanke ich mein Alles. Was sind mir die fremden Götzen? Glaube mir, wenn ich unser Vaterland damit glücklich und gross machen könnte, so wäre ich jeden Augenblick bereit mein Leben hinzugeben. Ich wäre nicht der erste Werner, der für sein ungarisches Vaterland geblutet hat. Glaube mir auch, dass ich bereitwillig mich sogleich der Partei deines Bruders anschliessen und, wie er, dem König Wenzel huldigen würde, wenn ich seinen Glauben theilen könnte, dass dessen Wahl die Grösse und das Glück Ungarns sichert. Mein Unglück ist, dass ich diesen Glauben eben nicht theilen kann, mein Unglück, dass ich in diesem erbärmlichen, jetzt schon unsittlichen Knaben nur das schwache Geschöpf sehe, und nicht den starken Arm, nicht den scharfen, erfahrenen Verstand, dessen das durch Parteizwistigkeiten in allen Tiefen aufgewühlte Ungarn in seinem Oberhaupt und Führer bedarf, wenn wir nicht erleben wollen, dass unser Vaterland durch seine eigenen Söhne unrettbar in den Abgrund gestürzt werde.» — «Armer Ladislaus!» seufzte Helene mitleidsvoll. — «Und wenn ich schon so viel gesagt habe,» fuhr Ladislaus eifriger fort, «warum soll ich dir verbergen, dass ich, obgleich ich mich als Ungar fühle und für mein Vaterland schwärme, dennoch nicht vermag die Erinnerung an meinen deutschen Ursprung aus meinem Gedächtniss zu verwischen! Und wie könnte ich das auch? Werde ich nicht auf Schritt und Tritt daran erinnert durch die Verachtung oder im besten Falle durch das Bedauern seitens Derjenigen, die laut verkünden, dass sie die Auserkorenen des ungarischen Volkes seien? Ich vermag es nicht, Verachtung und Bedauern mit Demuth und Lammsgeduld zu ertragen. Ich gebe den Hass mit Wucher Denjenigen zurück, die mich erst dann als Bruder betrachten, wenn sie meines Geldes oder meiner Blutsteuer bedürfen. Ich vermag mir von keinem einzigen Menschen einzubilden, dass er ein höheres Wesen sei als ich. Wer mich verachtet, den verachte ich ebenfalls!» — «O Ladislaus,» sprach Helene erschrocken zu dem völlig Aufgereizten, — «das ist nicht edel gedacht! Aus dir spricht die Erbitterung verletzter Eitelkeit.» —



Der Begriff des ungarischen Patriotismus, mit welchem Helene da ihren Geliebten catechisirt, und der hamletartige Zwiespalt hinsichtlich seiner ungarischen und zugleich deutschen Gesinnung, wie Werner ihn hier ausspricht, — sind viel neueren Datums. Der Anachronismus scheint uns übrigens ein mit Fleiss beabsichtigter. Der Verfasser mag durch den Mund seiner mittelalterlichen Gestalten zu Personen der Gegenwart sprechen wollen. Die damalige Pester Bevölkerung wird ihre Zwietracht wohl nicht als Nationalitätenhader erkannt haben. Nebst der politischen Parteistellung mögen Antagonismus des Bürgerthums und des Adels, Conflict im Broderwerb der deutschen und magyarischen Gewerbetreibenden im Vordergrund gewesen sein. Der Hader der Parteien wäre besser durch die hier berührten Motive dargestellt worden, und dies hätte geschehen können, wenn der Verfasser die Bürgerschaft nicht bloß als Masse, sondern durch einzelne Gestalten von ihrem individuellen häuslichen Arbeitsleben an bis zu ihrer Berührung mit den politischen Fragen der Zeit dargestellt hätte. Die deutschen Bürger sind nicht individualisirt, und nach dieser Seite hin ist das historische Gepräge der Erzählung völlig farblos geblieben. Das öffentliche Leben der alten Stadt Pest hingegen ist durch zahlreiche, insbesondere aus dem alten Othner Stadtrecht geschöpfte Einzelheiten charakterisirt, die jedoch mehr mit archäologischer Gewissenhaftigkeit herbeigezogen, mehr äusserlich angeführt, als mit poetischer Kraft verwerthet und organisch mit der Erzählung verschmolzen sind. Das Schwergewicht des Verdienstes in «Lajos pap» liegt überhaupt auf der geschichtlichen, nicht auf der künstlerischen Seite. In letzterer Hinsicht ist noch zu bemerken, dass diese Erzählung die Form des Romans erheischt hätte. Der Stoff ist zu reich für den engen Rahmen einer der Novelle sich nähernden Erzählung.

Auch von MORIZ JÓKAI liegt ein historischer Roman vor: «Névtelen vár» — «Das namenlose Schloss» — (Athenäum 1878). Das Motiv ist der französischen Geschichte entnommen, der grösste Theil der Handlung aber spielt auf ungarischem Boden. Ein französischer Legitimist rettet eine Tochter Marie Antoinettens,

ein junges Mädchen von zehn eilf Jahren, und flüchtet sich mit ihr nach Ungarn, wo er irgendwo an den Ufern des Neusiedler-Sees ein nicht näher bezeichnetes Schloss ankauft. In diesem «namenlosen Schloss» führt er mit MARIE, dies der Namen der Geretteten, ein einsiedlerisches Leben, fortwährend bemüht, die Princessin den Augen der Welt, besonders den Späheraugen der Pariser Polizei zu entziehen und von seinem Herzen die Liebe zu der aufblühenden Jungfrau abzuwehren. Was an dieser legitimistischen Rettungsgeschichte historisch sei, lassen wir unerörtert. Der Verfasser selbst sagt uns nur so viel, dass er das Motiv dieses Romans aus Werken von FRIEDRICH BÜLAU und J. D. H. TEMME geschöpft habe. — Zum ungarischen historischen Roman wird das Werk JÓKAI's erst gegen den Schluss hin, wo der Retter und Ritter der französischen Princessin, Graf Louis Vavel de Versay, sich in Ungarn längst acclimatisirt hat und einem ungarischen Edelmann so ähnlich geworden ist, wie ein Ei dem andern. Nebenbei bemerkt, bei dem zurückgezogenen, abgeschlossenen Leben, wie dieser Held es Jahre hindurch geführt hat, eine wunderbare Metamorphose. Den historischen Hintergrund aber bildet die letzte ungarische Adelsinsurrection im Jahre 1809 und die Schlacht bei Raab, in welcher der loyale ungarische Adel durch das Feuer der französischen Kanonen in die Flucht geschlagen wurde. — Der nationalisirte französische Graf nimmt an der ungarischen Adelsinsurrection hervorragenden Antheil durch einen grossen Aufwand von Geld und Gut und durch persönliche tapfere Anführung einer von ihm ausgerüsteten Kriegerschaar. Allen Hauptmomenten der Adelsinsurrection und ihrer Kämpfe wendet JÓKAI minutiöse Aufmerksamkeit zu. Er führt eine grosse Anzahl theils gedruckter, theils noch unedirter zeitgenössischer Memorabilien an, die er studirt und excerpirt hat. Nach diesen Quellen schildert er denn alle Bewegungen des Insurrectionsheeres mit einem Aufwand von Details, die für einen Roman zu viel trockenes historisches Material sind; während in der Anführung einzelner Thaten, die mit der erdichteten Handlung in keinerlei innerem Zusammenhang stehen, zu viel *Dichtung* erscheint, wenn



auch die erwähnten Quellen als Belege angeführt werden. So z. B. wenn JÓKAI (oder seine Quelle) von einem der tapferen Insurgenten erzählt: Als ihm die rechte Hand abgehauen wurde, nahm er den Degen in die linke, und als er auch diese im blutigen Kampfe verlor, sprang er vom Pferde, lehnte sich an einen Baumstamm und drohte mit den beiden verstümmelten Armen, während er seinen kämpfenden Cameraden zuschrie, dass sie tapfer ausharren sollen! — Ein ungarischer Geschichtschreiber sagt nach Erwähnung der Catastrophe bei Raab: Das Insurrectionsheer löste sich vollständig auf. Nicht so sehr der Mangel an persönlicher Tapferkeit, wie an Organisation und Führung verursachte diesen Ausgang. — Im Hinblick auf diese Worte erscheint eine Episode in vortheilhaftem Licht, die JÓKAI zwar nur erdichtet hat, die aber das nationale und zeitgeschichtliche Gepräge in dem Maasse an sich trägt, dass sie mehr als alle übrigen Partien des Romans den Anforderungen an die historische Dichtung entspricht. Die Kraft und Tapferkeit, die undisciplinirt und im Krieg unerfahren, bramarbasirt, könnte nicht plastischer und humoristischer dargestellt werden, als in folgender Scene, die wir aus JÓKAI's Roman anführen:

«Wenn aber die Insurrection aus lauter Helden bestand, woher stammt die beschämende Mähr von der schmähhlichen Flucht? Hat sich diese nicht zugetragen? Ist nichts Wahres daran?

Sie hat sich zugetragen. Sie ist vollkommen wahr.

Die Insurgentenschaaren von jenseits der Theiss waren noch auf dem Wege.

Ein Infanterie-Bataillon derselben war schon über Ofen hinaus und marschirte geraden Weges gegen Raab zu.

Die Geschichte nennt dieses Bataillon nicht. Sein Wappen ist, wie in der Reihe der Bildnisse der Dogen von Venedig das des Foscari, mit einem schwarzen Flor umhüllt. Sie sind namenlos geblieben.

Wir beschönigen die Sache nicht. Wir sagen es heraus, dass es ungarische Edelleute vom reinsten Schlag waren. Ihre Waffen waren schlecht, wie die der Uebrigen. Musketen ohne Stein und Schloss, rostige Bayonnete; aber ihre Arme waren so gut wie die der Uebrigen. Die bei Raab gefochten hatten, bewiesen, dass es kein schlechtes Gewehr giebt. Fliegt die Kugel nicht aus dem Rohr, so thut der Kolben seine Schuldigkeit, man braucht nur näher zum Feinde hinzugehen.

Gegen Mittag waren sie bis Bánhida gekommen; der Saum des Wal-

des am Rande des schönen Flüsschens Tata bot sich ihnen nach dem ermüdenden Marsch über das Gebirge als angenehmer Ruheplatz dar, und es war Sommer, wo jeder Strauch Obdach giebt. Dort liessen sie sich nieder und begannen zu schmausen.

Sie hatten auch Zigeuner mit; hätten sie die zu Hause lassen sollen? Und diese spielten ihnen wehmüthig und feurig das Lied: «Miska mit den gelben Tschismen.»

Eine Reihe stattlicher Männer stellte sich in die Lichtung hinaus und begann den Werbertanz; der ungarische Soldat ist nie so ermüdet, dass er nicht bereit wäre zu tanzen, wenn man ihm musicirt.

Dann legten sich die Tänzer, einer nach dem andern, vor dem angezapften Fass und vor dem brodelnden Kessel der Feldküche nieder; nur ein reckenhafter Bursche tanzte allein noch fort. Die um die Schulter geworfene Mente flatterte, der Säbel schlug ihm klappernd an die Kniee.

«Sieh nur, wie der *Samsonschläger* den Staub aufwirbelt!»

Blos diesen einen Namen hörte man. Und auch das war ein Beinamen. So hiess der Geselle wegen seiner ungeheuern Körperkraft. Er erhielt den Namen, als ein Acrobat, ein Ringkämpfer in der Gegend sich aufhielt, der sich als Samson ankündigte, und dem, der ihn im Ringen niederwerfen würde, hundert Gulden zusagte. Unser adeliger Bursche warf den Samson so zu Boden, dass der Besiegte sich dabei ein Bein verrenkte. Und als der geworfene Comödiant ihm das Geld auszahlen wollte, sagte er ihm: Nicht nöthig! ich habe es nur so aus Freundschaft gethan. Von da an war ihm der Namen Samsonschläger geblieben.

«Na, komm doch schon!» riefen ihm die zu, die im brodelnden Kessel fischten, «sonst bleibt für dich nichts übrig!»

«Das wird nicht mein Schaden sein, sondern der Franzosen ihrer; denn ich verspeise heute um zwei Franzosen mehr zum Nachtmahl!»

Und um vor Allem seinen Durst zu löschen, nahm er das Fass mit seinen zwei Händen und trank daraus, wie ein Anderer aus der Flasche.

«Wenn nur unsere Gewehre nicht so schlecht wären,» rief einer der Gevattern ärgerlich.

«Ei, wozu brauche ich ein Gewehr bei den Franzosen! Wenn mein Tabaksbeutel stramm vollgestopft ist, so schlage ich sie mit dem todte.»

«Hast du schon einen Franzosen gesehen?»

«Wie denn nicht? Vor vier Jahren, als das erste «Franzosengeleue» war, brachte man auch zu uns einen Trupp Marode; ich nahm ebenfalls einen bei mir auf. Aber es war eine Fliege von einem Bürschen. Wenn ich nieste, so fiel er auf den Bauch, und als ich ihm zum ersten Mal von unserem Paprikás zu kosten gegeben, wollte er sich die Nase abschneiden; er glaubte Gift gegessen zu haben, das ihm nun in der Nase brenne. Zu so einem Franzosen braucht man kein geladenes Gewehr, den kann man mit einem Stück von unserem gefüllten Kraut todte schlagen. Er lebt von Fröschen und Häringen. Ich will Matz heissen, wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, wie er im Garten Maikäfer gefressen hat.»



«Maikäfer!»

Der Samsonbesieger schwor bei allen Heiligen, dass er die Wahrheit sage.

Die Gesellschaft brach in ungeheures Gelächter aus.

«Und ein solcher Feind, der Maikäfer frisst, wagt es noch hierher zu kommen?»

«Und was immer ich zu ihm sagen mochte, er antwortete auf Alles nur: «Keszkewulewu?» Jetzt können wir wenigstens mit ihm sprechen, wenn wir mit ihm zusammentreffen: «Keszkewulewu?» — Aber singen, singen wir eins! Herbei, Zigeuner! Jetzt lehren wir euch ein Lied! Stellt euch im Kreis herum!»

Und sie sangen das übermüthige Lied:

Schon der Namen Attilas — les — lus,  
Sohn des grossen Bendegus — ges — gus,  
Jagt den Slaven so in Schreck — schrack — schreck,  
Dass er burzelt in den Dreck — drack — dreck!»

«Wie erst der Franzose, der Maikäfer frisst!»

Der Bataillons-Commandant fand es indess an der Zeit weiter zu eilen, und gab den Hauptleuten den Befehl, das Bataillon zusammenzustellen.

Befehl! Dieses Wort kommt in dem alten ungarischen Wörterbuch des Páriz-Pápay nicht vor.

Der Hauptmann trat in den Kreis der Lustigen, zog den Degen und sprach.

«Auf, Bursche! Die Unterhaltung ist aus!»

«Befehl du meinem Hunde! Und auch dem nur, wenn ich es erlaube!» rief der Samsonschläger keck. «Was du dir jetzt einbildest, dass du Hauptmann bist! Kommt aber die Restauration, so kriechst du zum Kreuze und bittest uns flehentlich, dich nicht von deiner Geschworenenstelle abzuwerfen! Komm her, besser ist, du trinkst mit uns!»

Was konnte der Hauptmann thun? Der Samsonschläger war ein berühmter Wahlagitator, mit dem muss man sich verhalten.

«Steck deinen Flederwisch nur wieder in die Scheide!»

«Was? Ein Flederwisch? Das ist die beste Klinge von der Welt; ein Stahl; dass ich damit deinen rostigen Säbel wie einen Fetzen Papier entzweischneide!»

«Meinen Säbel! Probir's!»

Hiermit sprang der Samsonschläger von seinem Platz auf, riss seinen Säbel aus der Scheide und hielt ihn mit der Spitze nach oben; die Muskeln seines furchtbaren Armes zuckten, als ob Schlangen sich übereinander hinwinden würden.

«Schlag' zu!»

Der Hauptmann musste die Ehre seiner Klinge retten. Er führte nach dem emporgehaltenen Säbel einen Hieb; die beiden starken Klingen gaben Funken und die des Samsonschlägers erhielt eine ziemlich grosse

Scharte. Das waren aber keine Degen wie die heutigen, sondern gewaltige, handbreite Schwerter, auf deren Fläche das ganze Vaterunser und das Bildniß der heiligen Jungfrau Platz hatte.

«Nun jetzt lass mich sehen, was dein Flederwisch aushalten kann! Halte ihn empor!» rief der Samsonschläger.

Was konnte der Hauptmann thun. Man würde ihn weidlich ausgelacht haben, wenn er es nicht gewagt hätte, seine Klinge der Probe auszusetzen. So hielt er denn sein Schwert empor.

Der Samsonschläger hieb darnach und vom Degen des Hauptmanns flog ein gutes Stück davon. Jetzt konnte er mit dem verstümmelten Degen commandiren. Indess war das Verhältniss ein umgekehrtes; nicht er commandirte diesen Leuten, sondern sie ihm. Da war nicht «Habt Acht!» das Commando, sondern «Lasst den Becher kreisen!» und «Zum Tanz! zum Tanz!» Der Hauptmann musste trinken und tanzen, wenn er als guter Camerad gelten wollte.

Der Bataillons-Commandant fing an sich zu ärgern. Es waren erst zwanzig, fünfundzwanzig Mann auf dem Sammlungsplatz. Er ging daher selbst, um die ringsumher zerstreuten und sich unterhaltenden Gruppen zusammen zu rufen. Die aber fielen über ihn her, küssten ihn, hoben ihn auf ihre Schultern und schrieten ihm die Ohren voll mit Vivat! — parirten ihm jedoch nicht.

«Erlaube uns nur noch ein Gläschen! Dann lass uns noch ein Bischen tanzen.»

Die lustigen Klänge lockten später aus dem nahen Dorf neugierige junge Weiber herbei. Auch diesen musste man zeigen, wie man jenseits der Theiss tanzt. Inzwischen wurde es Abend, und das war der Abend der Schlacht bei Raab.»

Mit der hier erwähnten Catastrophe eilt auch die erdichtete Handlung ihrem Ende zu. Graf Vavel hat die Princessin Marie für die Zeit seiner Abwesenheit aus dem «namenlosen Schlosse» nach Raab bringen lassen. Sie hat jedoch in Folge der samaritanischen Pflege, die sie einem Kranken gewidmet, die Keime einer tödtlichen Krankheit mitgebracht und stirbt. Graf Vavel aber vermählt sich mit einer Gutsnachbarin, die Niemand anders ist als eine schöne Agentin der Pariser Polizei, ausgesandt, um den Grafen Vavel und die bourbonische Princessin zu suchen. Doch wurde diese politisch-polizeiliche Action durch die zwischen dem Grafen und der reizenden Spionin sich entspinnde Liebe hintertrieben. —

In dem Spiel der Schlaueit, welches der ritterliche Graf und die Polizei in Paris treiben, in dem geheimnissvollen Leben



der Geretteten in Ungarn, in der romantischen Verwendung eines monströsen Wassermenschen, des sogenannten «Hán Istók», welcher zur Zeit der Handlung aus dem Neusiedlersee gefischt worden, und in mancherlei Erfindungen einer uncontrolirten träumerischen Phantasie hat dieser Roman vielerlei Details aufzuweisen, welche zwar nicht künstlerischen Anforderungen, aber dem unverwöhnten Geschmack grösserer Leserkreise entsprechen. Der Roman «Das namenlose Schloss» hat denn auch schon kurz nach seinem Erscheinen eine zweite Auflage erlebt. —

In einer Reihe moderner Sittenromane, der wir uns nun zuwenden, begegnen wir dem ernstlichen Willen, Ideen und Bestrebungen der gegenwärtigen Generation Ungarns zum Ausdruck zu bringen. Ein sehr sinniges und bei entsprechender Kraft in der Ausführung fruchtbares Motiv wählte sich ALOYS DEGRÉ in seinem Roman: «Itthon» — «Daheim» (Budapest, Ferdinand Pfeifer, 1877). — Welche glückliche Idee, einen jungen Mann zum Helden zu wählen, der von seinem Vater, einem nach Amerika geflüchteten Emigranten, dort als Ungar für Ungarn, zugleich aber auch in der in Amerika heimischen Richtung erzogen wurde und nach Ungarn gekommen ist, um in der alten Welt, in der Heimat seines mittlerweile verstorbenen Vaters ein neues Leben zu beginnen. Mögen mehr oder minder ähnliche Motive auch schon in anderen Romanen verwerthet worden sein, in Ungarn entspricht das Sujet den gegebenen Verhältnissen. Mit der zurückkehrenden ungarischen Emigration, die nach 1849 sich nach allen Weltgegenden und so auch nach Amerika zerstreut hatte, — sind viele neue Ideen und Bestrebungen in's Land gekommen, um als Ferment des modernen gesellschaftlichen Lebens in Ungarn zu wirken. Die in den hier berührten Verhältnissen zerstreuten Elemente konnten ganz gut in der Gestalt eines Helden zusammengefasst werden, der einen freien kühnen Blick mit Liebe zum Vaterlande verbindend, durch seine Anschauungen die Zustände desselben in einer neuen Perspektive erscheinen liesse. DEGRÉ, der zur älteren Generation der ungarischen Erzähler gehört, war aber nur findig genug, das Motiv aufzugreifen, hatte

jedoch nicht Kraft genug, den Nutzen, den es birgt, herauszuschlagen. Sein Ingenieur Turkeyv, dies der in Amerika geborene und erzogene Ungar, fällt gleich anfangs aus seiner Rolle. Die «smartness», wie das Wesen der Amerikaner mit all' seinen schlimmen und guten Seiten bezeichnet wird, ist nicht durch ihn, sondern ausser einem vielgereisten Abenteurer durch Leute vertreten, die er im Lande vorfindet. Bald nach seiner Ankunft in Europa hat er beim ungarischen Communications-Ministerium eine Anstellung erhalten, fühlt sich aber durch die Erfahrungen, die er als königlich ungarischer Regierungsbeamter gemacht hat, durch Schwindeleien im Eisenbahnwesen, die er vertuschen und beschönigen helfen soll, dermassen angewidert, dass er es »dahin« nicht mehr aushält und nach Amerika zurückzukehren beschliesst. Bevor er jedoch diesen Entschluss ausführt, will er sich einer Pflicht der Pietät entledigen. Er besucht nämlich, was er eigentlich schon lange vorher hätte thun sollen, den Freund seines Vaters, einen Herrn von Vizaknay, und findet bei diesem noch einen gesunden Punkt mitten in der Corruption und gesellschaftlichen Fäulniss des Landes. Denn Vizaknay ist ein Grundbesitzer in gut rangirten Vermögensverhältnissen; er ist frei von den landläufigen Gebrechen der politischen Fraubaserei und Stellenjägerei; er besitzt eine schöne, seelenvolle, gebildete Tochter, Claudia, die dem amerikanisch-ungarischen Helden sogleich in's Herz springt; und schliesslich hat er ein Gut seines in Amerika verstorbenen Freundes so gut und treu verwaltet, dass es jetzt einen grossen Werth repräsentirt. Dieses Gut übergiebt er nun dem rechtmässigen Erben, unserem Helden. In Folge alles dessen lässt Turkeyv seinen Entschluss fahren, nach Amerika zurückzukehren und bleibt im Lande, gefesselt durch die väterliche Güte des edlen Vizaknay und durch den Zauber, den dessen schöne Tochter auf ihn ausübt. Doch kann er durch deren Hand erst beglückt werden, nachdem ihr Verlobter, ein Reichstagsabgeordneter, gestorben. Bis dahin aber hat er Gelegenheit, von der verehrungswürdigen Familie allerlei Unheil abzuwenden, dem diese durch den lächerlichen, gefährlichen Ehrgeiz einer verwitt-



weten Schwester Vizaknay's und durch die Verschwendungssucht eines Sohnes desselben ausgesetzt ist. In der Schilderung der zweifelhaften, vornehm schillernden, nichtsnutzigen Gesellschaft, welche durch die Schwester Vizaknay's in's Haus gezogen wird, noch mehr in einer grösseren Episode, im Leben und Treiben einer kleinen Stadt, finden sich treffende satirische Züge. Allein die Corruption, wegen deren der Held nach Amerika zurückzukehren beschlossen hatte, wird vom Autor nicht dargestellt, sondern von Turkey nur behauptet. Doch wie glaubwürdig dieser auch zufolge seines Charakters sei, seine Klagen und Bethuerungen reichen nicht hin, dem Roman ein solches Gerippe zu geben, wie man es nach dem ersten Anlauf erwartet: — einen Eisenbahnhandel oder irgend eine ähnliche Affaire, irgend eine bedeutende Angelegenheit, welche der Kampf zwischen den guten und bösen Kräften entbindet, die Triebkraft einer romantischen Handlung bildet. Ueberhaupt wird das Thema des öffentlichen Lebens nur angeschlagen, nicht vor den Augen des Lesers ausgeführt. Das Gegenbild des Helden, ein Herr von Romházy, einer der Mächtigen im Departement für Communications-Angelegenheiten, treibt seine Schwindeleien so zu sagen nur hinter den Coulissen. Was wir von ihm mit eigenen Augen sehen, ist sein Bemühen, sich einer Maitresse zu entledigen, deren er überdrüssig geworden, und die allerlei von ihm weiss. Er wird sie auch glücklich los, aber sie entkommt mit gewissen Papieren, durch welche er compromittirt ist und durch die er gestürzt wird. Alles dies gelangt nur als Nachricht, nicht durch Darstellung zur Kenntniss des Lesers. Turkey wird nicht als Ueberwinder des bösen Princip's, dessen Vorhandensein er so sehr beklagt, sondern als Mittelpunkt der privaten Idylle, in die er sich zurückzieht, zum Helden des Romans. Der Roman soll aber ein Bild des Lebens sein, auf welches der Autor den Blick des Lesers lenkt; — und wie stünde es um eine Gesellschaft, wenn die «Helden», angewidert vom Treiben der Bösen, sich zurückziehen und diesen es überlassen würden in Staat und Gesellschaft allein zu wirthschaften, bis es dem Zufall beliebt, sie unschädlich zu

machen? — Allerdings stehen derartigen ungarischen Tendenzromanen ungleich mehr und grössere Schwierigkeiten entgegen als englischen, französischen, deutschen Autoren, die in ihren Weltstädten einen genug weiten Spielraum haben, um mit den lebenswahren Zügen der erdichteten Handlungen und Personen nicht Anstoss erregen zu müssen. Der ungarische Tendenzroman-Dichter besitzt nur seine «Parität», sein gleiches Recht, hat aber in dem viel begrenzteren Spielraum, der ihm zur Verfügung steht, gefährliche Klippen vor sich. Er wird ängstlich und erlahmt; er behilft sich zum Theil mit einer anonymen oder pseudonymen Provinzstadt, und zersplittert die Handlung oder stört den Fluss derselben. —

Wie DEGRÉ in «Itthon», so sucht auch JOHANN ASBÓTH in seinem Roman: «Álmok álmodója» — «Der Träumer» (Budapest, 1878, Selbstverlag des Verfassers) der sittlichen Entrüstung und dem Schmerz über die Zustände des Vaterlandes Luft zu machen. Doch erfindet er zu diesem Zweck keine Handlung, sondern macht einen einzigen sensitiven Menschen zum Träger seiner Ideen, bei dem Alles, was auf ihn eindringt, sich in Empfindung und Reflexion umsetzt, — einen «Träumer», nicht im ironischen Sinne des Wortes, sondern im Sinn einer poetischen schönen Seele. Wir haben es also mit einer Art Memoiren zu thun, in welchen der Held: «Zoltan Darvady», die Geschichte seines Lebens von der Wiege an erzählend, zum Thema seiner journalistischen Carrière gelangt. Doch wir erhalten von dieser eine zu dürftige Skizze, sonst hätte sich in der betreffenden Partie das Leben Ungarns im letzten Jahrzehnt abspiegeln können. Im Weiteren erfahren wir, dass der «Träumer» ein Opfer der rings um ihn herrschenden Corruption geworden, und voll Gram über die Zustände des Vaterlandes von seiner Laufbahn geschieden und in die Fremde gegangen sei. — Nun sollte man meinen, dass der Held, der immer von grossen Intentionen und Gefühlen spricht (leider ohne sie ausdrücken zu können), in seiner Verzweiflung über das Vaterland entweder freiwillig sterben, oder nach titanischen Seelenkämpfen über die Trümmer seines zerschmetterten



nationalen Ideals hinwegschreitend, zum Weltbürgerthum sich aufschwingen, oder seinen patriotischen Schmerz durch leidenschaftlichen Sinnengenuss zu betäuben suchen werde. Allein anstatt alles dessen folgt vorläufig nur eine Reihe in conventiöner Touristenmanier gehaltener Plaudereien über die Bildergalerien in Venedig, wohin der Held sich mit seinem Schmerz zurückgezogen hat. Aber bald scheint er sich seines Schmerzes zu erinnern und diesen im Sinnengenuss betäuben zu wollen. Doch die Leidenschaft wirft da nur matte Wogen. Das Verhältniss des Helden mit der Sängerin «Mira», die er früher schon in Ungarn als «Irma» kennen gelernt hatte, entbehrt der Poesie, welche der Verfasser in diese Partie offenbar gerne hineinbringen möchte; seine Bemühungen, ein dämonisches Weib zu schildern, sind vergebens. — Dann geräth der Held ohne innern Antrieb, nur in Folge eines äussern Anstosses auf einmal in eine neue Phase seiner Entwicklung. Er eilt nämlich auf die Nachricht, dass seine Mutter erkrankt sei, nach Hause, findet sie todt, und in rasender Verzweiflung hierüber ist er dem Selbstmord nahe, als er in einem Gespräch mit dem Ortsgeistlichen von diesem das Wort vernimmt, dass leben eine Pflicht sei. Und mit dem Vorsatz zu arbeiten, nicht mehr zu klagen, schliesst er seine Aufzeichnungen. Wie er aber diesen schönen Vorsatz ausführt, das ist in keiner Weise angedeutet. Alle die Seelenkämpfe dieses sich selbst in Scene setzenden Helden, der nur den Ehrgeiz, aber nicht im mindesten die Kraft besitzt, sich zu einer Art «Karthäuser» (von Eörvös) emporzuschwingen, sind vergebliche Mühe. Er verneint — ob mit Recht oder Unrecht, darauf brauchen wir nicht einzugehen — den Werth der publicistischen Laufbahn und der politischen Thätigkeit überhaupt, zeigt aber nicht positiv den Weg, welchen begabte, edel angelegte Menschen einzuschlagen hätten. Sie sollen arbeiten. Führt aber die «Arbeit» einer tieferen, reich ausgestatteten Natur, wie dieser «Träumer» gerne sein möchte, sie nicht gerade wieder in das öffentliche Leben, zum Dienst der Gesellschaft und des Staates? —

Von dem fruchtbaren Novellisten ARNOLD VÉRTESI, der sich

in neuerer Zeit auch dem Roman zugewendet, liegen drei Productionen dieser Art vor, in welchen er einzelne Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens in Ungarn, theils aber auch psychologische Probleme zum Vorwurf nimmt. — In: «A nyomoruság iskolája» (Die Schule des Elends) führt er jenes intelligente Proletariat vor, welches im Verfassungsleben nicht so sehr ein Mittel zur Förderung des öffentlichen allgemeinen Wohls, als einen Hebel seines eigenen persönlichen Interesses sieht. Ein der Wirklichkeit abgelassener, im Leben oft wiederkehrender typischer Zug. Der Verfasser zeigt uns seine Repräsentanten dieses Typus, meist junge, zum Theil auch ältere Leute, in einem raucherfüllten Caffeehause, in welchem sie ihre Tage verbringen und warten, dass ihnen die gebratenen Tauben: ein Abgeordnetenmandat oder eine Ernennung im Staatsdienst, in den Mund fliegen. Die jungen Leute sind lauter Genies, Titanen, die Alles besser machen werden, so bald sie an's Ruder kommen, die Verwaltung, die Finanzen, das Theater. Der strahlendste Stern unter ihnen ist *Tátrai Miklós*, Mitarbeiter irgend eines oppositionellen Journals und Abgeordnetencandidat, der, wie seine Bewunderer glauben, ohne Zweifel gewählt werden wird, um sie dann Alle aus den Tiefen des Elends an die glückbesonnte Oberfläche zu bringen. Doch wie so er über die Anderen hervorragt, ist nicht erwiesen. Er ist weder von einem bestimmten Ziel geleitet, noch gähren in ihm Gaben und Kräfte, die ihn zu einem solchen Ziel führen könnten. Er hat es nur der Laune eines reichen Herrn zu verdanken, dass er in einem Wahlbezirk candidirt wurde und muss, weil eben derselbe Herr es so will, vom Schauplatz seiner sanguinischen Hoffnungen wieder abtreten, ohne gewählt zu werden. Dann bekommt er bei einer Sparcasse eine bescheidene Stelle, auf die er zu Gunsten eines Freundes verzichtet, und endlich gelangt er in den Hafen des Glückes als Verfasser eines Drama's, das im Nationaltheater mit ungeheurem Erfolg aufgeführt wird, und als Bräutigam einer lebenswürdigen reichen Erbin. Doch sein poetisches Talent, seine Genialität wird vom Verfasser nur behauptet, nicht thatsächlich entwickelt und dargethan. — Besser, als der



Held selbst, sind zwei andere Gestalten des Romans angelegt: — zunächst ein ehemals reicher, durch Verschwendung und Wucher um sein Vermögen gebrachter Landedelmann, der mit Frau und Kind nach der Hauptstadt gezogen ist, in der festen Zuversicht, von der Regierung ein nährendes Amt zu bekommen, in deren Kreisen er von früheren besseren Zeiten her so viele gute Bekannte hat. Doch all' seine Hoffnungen werden zu Wasser. Die Minister, bei denen er seine Anstellung betreiben möchte, empfangen ihn nicht mehr. Die Summen, die er früher von Bekannten zu leihen bekommen, sind zum Betrag kleiner Almosen herabgesunken, die man ihm aus Mitleid, gepaart mit Missachtung, darreicht. Nichts ist ihm geblieben als der dürftige Ertrag, den seine zarte Tochter erwirbt, indem sie halbe Nächte hindurch näht und stickt, da sie bei Tag das Lehrerinnen-Seminar besucht. Dieser alte Mann ist eine ebenso wahre wie düstere Gestalt, die aber später monströse Dimensionen annimmt. Die Verzweiflung und Verbitterung treibt ihn zu dem Gedanken, den Wucherer zu ermorden, durch welchen er um sein Vermögen gekommen. Mit einem Küchenmesser unter dem Rock, zu arm um die kurze Eisenbahnfahrt zu bezahlen, macht er sich bei Sturm und Frost zu Fuss auf den Weg, von glühendem Hass zu der abenteuerlichen Wanderung angespornt, zu der es ihm sonst an Kraft gebrechen würde, — und an's Ziel gelangt, bricht er todt zusammen, ehe er das entsetzliche Vorhaben ausführen konnte. — Eine andere, aus dem ungarischen Leben gegriffene Gestalt ist der treueste unter allen Freunden und Bewunderern des Helden, *Willi*, der katholischer Geistlicher werden sollte, jedoch als Seminarist aus der Kutte sprang und nun in seiner Armuth mit Bedauern an den Pfarrhof denkt, in welchem er jetzt wahrscheinlich schon sein behäbiges Auskommen haben würde, wenn er bei der Theologie geblieben wäre. Schliesslich gelangt er aber dennoch durch sein heiteres Wesen, seine Anstelligkeit und Arbeitswilligkeit in den Hafen einer bescheidenen Lebensstellung. Leider ist diese Gestalt zu skizzenhaft gehalten; sonst hätte dieser heitere, gutmüthige, findige *Willi* mehr Kern und wäre mit mehr positiven, überzeu-

gend dargelegten Charakterzügen ausgestattet als der Held selbst. — In diesem Roman ist also mancher Ton richtig angeschlagen, aber keiner klingt voll aus. Der Verfasser erzählt mit heissem Athem, mit fliegender Hast, überstürzt, und zuletzt verliert er vollends Halt und Form. Gleichwohl hat die Petöfi-Gesellschaft diese übereilte Arbeit in ihrem Verlag herausgegeben. —

Ein zweifaches psychologisches Problem schwebte dem Verfasser in seinem Roman: «Eltévesztett utak» (Verfehlte Lebenswege) vor Augen. Der Held, ein protestantischer Caplan, tritt anfangs als guter Prediger und eifriger Diener seiner Kirche auf; allein der geistliche Beruf ist für ihn eine verfehlte Carrière, denn er ist der Sohn einer Schauspielerin und eines verlotterten Comödianten, und seine Abkunft wird für ihn zum Fluch. Den Keim dieses Fluches bringt eine Gräfin Bihari zur Reife, die Gemahlin des Gutsherrn, auf dessen Besetzung der Caplan angestellt ist. — Auch diese Gräfin hat ihren Lebensweg verfehlt. Sie ist von bürgerlicher Abkunft und hat ihrem gräflichen Gatten, einem bloß rohen Genüssen zugänglichen Menschen, ihren Reichtum zu verdanken. Sie ist aber nur das Opfer der Eitelkeit ihrer Mutter, nicht ihres eigenen Ehrgeizes; denn sie war noch halb ein Kind, als sie mit dem Grafen verheiratet wurde. Der Kern ihres Wesens, der noch lange nach ihrer Vermählung in ihr geschlummert hat, beginnt erst hervorzutreten, als sie mit dem Helden, dem Caplan Hamvai, in Berührung kommt. Doch was da aus ihr hervorbricht, ist nicht, oder nicht allein ihr Bedürfniss nach Liebe, das an der Seite ihres rohen Gemahls keine Befriedigung finden konnte, — sondern ein verworrener Seelenzustand, der eben sowohl Sehnsucht nach Liebe wie Künstlerdrang genannt werden könnte. Als Schauspielerin oder Opersängerin würde sie sich vielleicht glücklicher fühlen, als im Zwange ihres unfreundlichen Ehelebens. Sie übt auf den armen jungen Geistlichen einen dämonischen Zauber aus, und nebst einigen anderen Umständen, die hierbei mitwirken, ist hauptsächlich sie es, die ihn aus seiner Lebensbahn reisst. Um ihretwillen löst er seine Verlobung mit der Tochter des Pastors, an dessen Seite er gewirkt hat, und



verlässt er seinen Beruf, um Schauspieler zu werden; die Gräfin aber hat nicht den Muth ihm zu folgen, und verzweifelt taumelt er hinaus in verlottertes Schauspielerleben, in welchem er ruhmlos zu Grunde geht. — Wir würden dem Verfasser aus dem Pessimismus, der aus dieser Lösung spricht, keinen Vorwurf machen, — wenn er etwa die These aufstellen und zu vertheidigen unternehmen würde, dass sowohl der geistliche als auch der Künstler-Beruf unter den Verhältnissen, die er als ungarischer Roman-Schriftsteller vor Augen hat, einen bedeutender angelegten Menschen nicht befriedigen könnte. Die These wäre sicherlich falsch und er stellt sie auch nicht ausdrücklich auf, noch vertheidigt er sie. Doch die Anlage des Romans weist auf eine so verzweifelte Anschauung hin, wenn auch die Ausführung uns über das, was der Verfasser eigentlich will, im Unklaren lässt. Er stellt den Helden wohl als guten Prediger, als eifrigen Diener der Kirche hin, allein wir bekommen nur das äussere Thun desselben zu sehen. Wie der junge Caplan sich im Innern zu den grossen Fragen der Religion, der Philosophie und seiner Kirche verhält, über diese, bei einer solchen Gestalt nahe liegenden Umstände erfahren wir nichts; — und als er Schauspieler wird, sehen wir nur die äusseren Veranlassungen, die ihn dazu treiben. Ob in ihm der Drang, das Talent zum Künstlerberuf lebe, bleibt gleichfalls unaufgeheilt. Klar und überzeugend ist nur seine Liebe zu der Gräfin und die dämonische Wirkung dargestellt, welche letztere auf ihn ausübt. Doch bei den hervorgehobenen Mängeln in der Gestalt des Helden ist diese These so zu sagen nur in abstracto ausgeführt. — Gleichwohl lässt sich nicht in Abrede stellen, dass hier ein interessantes Thema wenigstens berührt wird. Auch bekundet sich in der Schilderung des Pastors, an dessen Seite der Held anfangs als Caplan fungirt, sowie in der Darstellung der Gräfin und des Verhältnisses zwischen ihr und dem Caplan ein beachtungswerthes Talent zur Menschenschilderung. —

Der dritte und jüngste Roman VÉRTESI'S: «Fényes házasság» (Eine glänzende Partie) hat wieder einen Repräsentanten des intelligenten Proletariats zum Helden. — «Julius Fodor» tritt

anfangs mit bescheidenen, leicht zu erfüllenden Aspirationen auf. Er sucht und findet eine Hauslehrerstelle im Hause eines reichen Grundbesitzers, bekommt die Schwester seines Zöglings zur Frau und wird durch diese «glänzende Partie» unglücklich. Alles dies geht zwar vor den Augen des Lesers vor, bleibt aber dennoch von Anfang bis Ende eine unglaubliche, weil durch die Darstellung des Helden entweder gar nicht oder äusserst mangelhaft motivirte Thatsache. — Derselbe liebte eine arme Verwandte, die er heiraten will, sobald er eine gesicherte Lebensstellung erlangt hat; seine Ansprüche in dieser Beziehung sind leicht zu erfüllen; er verräth keinen Ehrgeiz; er ist ein hübscher, guter Junge, dessen äussere und innere Vorzüge durchaus im Maasse bescheidener Mittelmässigkeit gehalten sind; der Schwester seines Zöglings gegenüber, deren ganze Beschäftigung in lauter Reitübungen besteht, — verhält er sich scheu und kühl: — da taucht auf einmal in der Familie seines Zöglings in Folge eines albernen Missverständnisses die Vermuthung auf, dass der arme Hauslehrer Julius Fodor nicht das sei, was er scheint, sondern ein Fürst, der die unansehnliche Stellung gesucht und angenommen habe, um Helenen, der stolzen Tochter des Hauses, nahe zu sein. In dieser erglüht nun plötzlich eine heisse Leidenschaft für den vermeintlichen Fürsten, und in einer unbewachten Stunde überrascht sie ihn mit dem Geständniss ihrer Liebe und zieht ihn in den Wirbel ihrer flammenden Gefühle. Jetzt liebt auch er das stolze Fräulein; und obgleich er sie über ihren Irrthum aufklärt und ihr betheuert, dass er nichts Anderes sei als für das er sich ausgegeben, so kann und will sie doch aus Stolz nicht mehr zurücktreten. Sie selbst gesteht ihrem aristocratisch gesinnten Grossvater — ihre Eltern leben nicht mehr — ihre Liebe und so wird Julius Fodor plötzlich der Gatte der vornehmen und reichen Erbin. So lange sie ihre sehr in die Länge gezogenen «Flitterwochen» in Italien verleben, ist das Glück der Beiden ein ungetrübtes. Aber endlich der süsssen Ruhe müde geworden, kehrt Fodor mit seiner Gemahlin in die Heimat zurück und eilt da mit raschen Schritten seinem Verhängniss entgegen. — Er spricht von seinem Ehrgeize, von



seinem Drang Grosses zu leisten, und man bleibt dabei doch über seine Ideenwelt im Unklaren. Er wird Abgeordneter, und wir erfahren nur, dass er sich nicht der conservativen Partei anschliesst, wie der Grossvater seiner Gemahlin es wünschte; wir erhalten aber keine Kenntniss davon, was er eigentlich will und anstrebt.

Dies ist nicht der einzige erdichtete Held, der in dieser Beziehung an Unklarheit leidet. Unsere Roman- und Lustspiel-Dichter stellen ihre Abgeordneten gewöhnlich als freisinnig, als Demokraten hin, im Gegensatz zu den im Roman oder Lustspiel mit ihnen zugleich vorkommenden vornehmen Gestalten, die conservativ und aristocratisch gesinnt sind. Sie thun dabei, als ob sie nicht sähen, dass in Wirklichkeit unsere Parteien vor lauter concreten Specialfragen gar nie dazu gelangen, sich nach grossen Principien zu gruppiren. In dieser Hinsicht zehren die dichterischen Nachbildungen unseres parlamentarischen Lebens noch immer von den Traditionen der vormärzlichen Epoche, in welcher die ungarische Gesellschaft thatsächlich noch in die beiden Lager des vorwärts stürmenden demokratischen Liberalismus und des aristocratischen Conservatismus gespalten war; sie sind aber kein Bild unseres gegenwärtigen constitutionellen Lebens und leiden überdies an Nebelhaftigkeit. Denn die Schlagworte: «liberal» und «conservativ», die ihnen zur Grundlage dienen, haben nur im Vormärz bestimmte Vorstellungen erweckt, sind aber gegenwärtig verwischt, abgegriffen; und so gewinnt man von einem Parteimenschen im Roman oder auf der Bühne, von welchem der Dichter unter den heutigen Verhältnissen behauptet, dass er «liberal» oder «conservativ» sei, — keinen Begriff von auch nur annähernder Klarheit.

Also auch noch unter diesem Gebrechen leidend, das er mit vielen anderen dem politischen Leben entnommenen Gestalten theilt, verliert der Held des Romans: «Eine glänzende Partie» jeden inneren Halt. Er giebt das politische Leben auf, verlässt seine Gemahlin und die glänzenden Kreise, in die ihn das Schicksal geworfen, ernährt sich wie früher kümmerlich durch Abschreiben und Stundengeben und endet im Irrenhause, nach-

dem er die Liebe der verlassenen Geliebten, seiner armen Verwandten, nicht wieder gewinnen konnte. Eine Tragödie ohne tragischen Helden; denn zu einem solchen gebricht es Julius Fodor an Charakter und zielbewusstem Streben. —

In allen drei Romanen zeigt sich der Verfasser von einer bitteren, verzweifelten Stimmung durchdrungen, die stellenweise zu energischem Ausdruck gelangt und auch den Lesern an's Herz greift. Es ist ihm ernst um die socialen Gebrechen zu thun, die er so zu sagen im Dunkeln tappend berührt; doch beherrscht er weder seine Stoffe noch die Form des Romans. Es fehlt VÉRTESI hierzu an Ausdauer. Ein guter Novellist, erliegt er im Roman der Kurzathmigkeit, die in der Novelle nicht fühlbar wird.

Ohne die Absicht, das Leben des Volkes heranzuziehen, den Ideen nachzuspüren, welche den Bewegungen der Gesellschaft, der Nation zum Grunde liegen, und nur von der Lust zu fabuliren allein, sind die Verfasser der in Folgendem erwähnten Romane geleitet:

«*A rab asszony*» (Die Arrestantin), Roman von JÓNAS (Klausenburg, 1878), ist die Criminalgeschichte einer schönen Bäuerin, die in der Meinung, ihren Mann zu tödten, dessen Pflegesohn erschießt, mit welchem sie eben im Begriffe stand, ein vor ihrer Heirat abgebrochenes Liebesverhältniss wieder anzuknüpfen. Der Verfasser bemüht sich den criminalistischen Stoff zu einem Dorfroman auszugestalten, spricht aber auch, wo er selbst erzählt, zu sehr im Volkston, während er andererseits die Volksgestalten mehr äusserlich als durch die Poesie des Volksgemüths charakterisirt. Ein brauchbarer Stoff in dilettantischer Form.

In «*Feltámadás után*» — Nach der Auferstehung — von DESIDER MARGITTAY (Budapest, Ludwig Aigner, 1878) verfällt der Sohn eines reichen Grundbesitzers durch den Genuss giftiger Schwämme in einen todtähnlichen Zustand. Während er aufgebahrt liegt, hört er, ohne ein Lebenszeichen von sich geben zu können, ein Gespräch, durch welches er erfährt, dass die intrigante Haushälterin seines Vaters ihn, der eine Andere liebt, mit ihrer (ausserehelichen) Tochter verheiraten wollte. Er wird in der



Familiengruft beigesetzt, Leichenräuber wollen ihm einen Finger abschneiden, von welchem sie einen Brillantring nicht losbringen können, und da kommt der Scheintodte zu sich. Dann geht er in später Nachtstunde nach Hause, findet seine Geliebte noch wach, und die Beiden erblicken sich mit einer Gemüthsruhe, als ob nichts vorgefallen wäre. Albern, wie diese Probe, ist die ganze Geschichte, die übrigens in allen Details das — ohnmächtige — Streben des Verfassers verräth, sich die Detailschilderung englischer Romanschriftsteller anzueignen.

Ein abenteuerliches Curiosum ist: «Az itéletnap szentjei» (Die Heiligen vom jüngsten Tage), Roman in zwei Bänden von JOHANN KRÁTKY (Budapest, 1879, Commissionsverlag von Ferdinand Tettey & Comp.). Der Held ist ein zum Glauben der wunderlichen Heiligen am Salzsee bekehrter junger Siebenbürger, der im Jahre 1848 aus Amerika in die Heimat zurückkommt, am Revolutionskrieg theilnimmt und nach allerlei unmöglichen, von einer wahnwitzigen Phantasie ausgeheckten Abenteuern mit seiner einzig Geliebten vereinigt wird. Darin liegt also nichts Mormonenhaftes. Dass er ein Mormone sei, verräth der Held jedoch mit Aeusserungen, die er in den ersten Capiteln fallen lässt. Es war dem Verfasser eben nur um einen in ungarischen Romanen noch nicht dagewesenen, recht originellen Helden zu thun, und daher führt er denselben als Mormonen ein, vergisst aber an diese Eigenschaft im ganzen weiteren Verlauf der verrückten Geschichte. —

Einen um so erfreulichen Eindruck macht: «A rossz szomszéd» (Der böse Nachbar), von KARL VADNAY, — eine zuerst in drei Heften der «Budapesti Szemle», dann im Verlag der Franklin-Gesellschaft selbständig erschienene Erzählung. Der «böse Nachbar» ist ein verbitterter Mensch, der die Quelle seiner eigenen Misserfolge in den wohlverdienten Erfolgen seines edlen Nachbarn und Jugendfreundes zu finden glaubte. Nach dem Tode desselben — mit welchem die Erzählung beginnt — überträgt er seinen Hass gegen den «bösen» Nachbar auf dessen Sohn und tritt hindernd der Liebe entgegen, die sich zwischen dem Letzteren und

seiner liebenswürdigen Pflgetochter entspinnt. Der junge Mann, ein talentvoller Maler, geht zu seiner gänzlichen Ausbildung nach Italien, und dann zurückgekehrt rettet er seine Geliebte aus den Händen ihres Pflegevaters, welcher durch seine, vom Hass gegen den «bösen Nachbar» genährte Processwuth in wucherische Schulden gerathen ist und eben im Begriffe stand, das Mädchen zur Heirat mit seinem Gläubiger, einem alten eitlen Gecken, zu zwingen. — Das Schwergewicht dieser Erzählung liegt in der consequenten, mit klarem psychologischen Blick ausgeführten Schilderung des alten verbitterten Mannes, der allein der eigentliche «böse Nachbar» ist, und in welchem durch den Anblick eines Bildes eine poetisch empfundene Wandlung des Gemüthes herbeigeführt wird. Seine bessere Natur kommt endlich zum Durchbruch, und indem er versöhnt aus der Welt scheidet, gelangt auch die Erzählung zu einem versöhnenden, wohlthuenden Abschluss. Sehr verdienstlich ist auch die Darstellung einiger episodischen Gestalten und des kleinstädtischen Lebens in dem Städtchen, welches den Schauplatz der erzählten Vorgänge bildet. Und mit besonderem Lob müssen wir des reinen vornehmen Stils gedenken, in welchem das Ganze geschrieben ist. Für einen »Roman« aber, wie der Verfasser seine Erzählung bezeichnet, ist dieselbe zu sehr auf das eine hervorgehobene psychologische Moment und das episodische Beiwerk auf ein geringes Maass beschränkt. Doch so entsteht eine gute Novelle, und das Wort: «Roman» auf dem Titelblatt ist nicht am Orte.

Im Gebiet der ungarischen Novellen-Literatur begegnen wir auch noch anderen beachtenswerthen, zum Theil sogar ganz vortrefflichen Erscheinungen. In den: «Elbeszélések» (Erzählungen) von JOSEF BODON (Budapest, Brüder Weissmann, 1878) giebt sich zwar ein noch unfertiges, aber unstreitig poetisches Talent kund. In zweien von den vier Erzählungen, die der Verfasser hier bietet, sehen wir einen mit poetischem Natursinn ausgeführten landschaftlichen Hintergrund, arme Pastorsfamilien und Gestalten aus dem Kreise der ländlichen Bevölkerung, — Alles mit lebendathmender Wahrheit dargestellt. Wir könnten zwar «Land und



Leute», die der Verfasser vor Augen haben mag, nicht näher bezeichnen, denn dieser kommt uns dabei nicht durch Nennung von Landschaftsnamen oder Dialectnuancen in der Sprache seiner Volksgestalten zu Hilfe; aber es ist Seele, Charakter in seinen Landschaftsbildern und Volksgestalten. Ein Beweis, dass er irgend eine bestimmte Gegend und das in ihr waltende Leben in sein Gemüth aufgenommen. Hierin liegt die gute Seite der Erzählungen von BODON. Indess ist sein Talent nicht gereift genug. Er vermag seinen Gestalten nur bis zu einem gewissen Punkt der Entwicklung zu folgen. Bei tieferen Wandlungen verlässt ihn die Sicherheit, die Klarheit des Blickes. Auch fehlt seinen Erzählungen noch das feste Gefüge. Zur Probe greifen wir eine der vier Erzählungen: «A köveshegyi lelkész fia» (Der Sohn des Pastors von Köveshegy) heraus. Die Gebirgslandschaft, der Vater des Helden, ein armer alter Seelsorger, die unregelmässige Wirthschaft im Hause eines benachbarten Grundbesitzers, die Scheinbildung der Frau und Tochter desselben, das Studentenleben des Helden und dessen Auftreten, nachdem er an Stelle seines verstorbenen Vaters zum Pastor gewählt worden, — Alles das ist vollkommen durchempfunden und lebensvoll dargestellt. Plötzlich aber ermattet der Verfasser oder er verliert die Geduld, und die Erzählung, die früher in befriedigender Ausführlichkeit hinströmte, verflüchtigt sich gerade dort zu einer schattenhaften Skizze, wo eine bedeutende Wandlung im Gemüth des Helden überzeugend dargestellt werden sollte. Der junge Pastor war nämlich von Kindesbeinen an, wie sein armer, greiser Vater, knickerisch, engherzig, und den grössten Theil der Erzählung hindurch lässt nichts die Wandlung ahnen, die auf den letzten Blättern mit ihm vorgeht. Er hat nämlich als Pastor ein armes, verwaistes Mädchen zu sich genommen, erzieht es und macht es zu seiner Frau. Vorgänge, welche eigentlich die Hauptpartie der Erzählung bilden sollten, eine breite Darstellung erheischen und zu poetischer Vertiefung herausfordern, — während sie hier nur hastig und flüchtig erzählt sind. — Ein anderer Mangel besteht darin, dass der Verfasser auch Personen aus den höheren Ständen

in den Kreis seiner Erzählungen zieht, in deren Charakter er wenig eingedrungen. — BODON muss also entweder sich über die Grenzen seines Talents noch klar werden oder diese erst erweitern. Innerhalb jener Grenzen aber versteht er es, dem landschaftlichen Hintergrunde und den Volksgestalten ein klares poetisches Gepräge zu geben.

In den Geschichten aus dem Alföld, von LUDWIG ABONYI, unter dem Titel: «Itt a szép alföldön» (Hier im schönen Alföld), von der Petöfi-Gesellschaft herausgegeben, — entspricht selbst die werthloseste dem Begriff der Novelle. In jeder derselben sind die Fäden der Handlung aus einem Punkt, aus irgend einem bedeutenden Ereigniss entwickelt, um in einem Punkt wieder zusammenzulaufen. Dies gilt selbst von der Geschichte mit dem unübersetzbaren Titel: «A kenyérkérő himlő», die der Verfasser — in dieser Gestalt — im Interesse des guten Geschmacks lieber hätte unterdrücken sollen. Aber auch da liegt eine gute Idee unter geschmackloser Bearbeitung, wie eine Perle in der Pfütze verborgen. Ein junges Bauernmädchen, von zarterer unscheinbarer Gestalt als die übrigen Mädchen des Dorfes, bleibt unbeachtet von den Burschen, und darüber besorgt, veranlasst die Mutter ihren Mann, gehe es wie es gehe, der Tochter einen Liebhaber zu verschaffen, der selbstverständlich später deren Bräutigam und Mann werden sollte. Der Alte bringt aber einen rohen gefrässigen Gesellen in's Haus, und unter ihren Bemühungen, den lästigen Menschen von sich und dem Hause ihrer Eltern abzuwehren, entwickelt sich das verständige, resolute Wesen des Mädchens, kommt dessen jungfräuliche Schönheit zur Reife und wird ihr Werth von einem vertrauenswürdigen jungen Burschen erkannt. Das Alles wäre gut und schön. Aber dass die Heldin sich durch künstliche Mittel den Anschein eines im Titel der Erzählung genannten ansteckenden Aussatzes giebt, um sich so den lästigen Gesellen vom Halse zu schaffen, das ist widerlich; und dass der zweite, der richtige Freier mit seiner Liebe plötzlich und unvermittelt vorgeführt wird, ist unpoetisch, unkünstlerisch. — In «A néhai meszes tót» ist die Hauptgestalt ein Kalkverkäufer aus



dem slovakischen Oberlande, der mit seinem Wägelchen, begleitet von seiner Tochter, im Alföld herumfährt, um da seine Waare an den Mann zu bringen und zugleich seine Tochter bei einem wackeren niederungarischen Burschen an den Mann bringt. Diese Erzählung hat nebst einigem poetischen noch mehr ethnographischen Werth. — Ein reicheres poetisches Leben erschliesst sich in der Novelle: «Megvan-e már a csizma János?» — János, ein Findling, kehrt nach abgelaufener Militärdienstzeit in das Dorf zurück, in welchem er aufgewachsen ist, und setzt seine Lebenshoffnungen auf eine hübsche junge Wittwe, eine Verwandte seiner einstigen Pflegeeltern. Mit dieser zusammen arbeitet er auf einem Felde und sucht, die Orientirung verlierend, vergebens seine Stiefel, die er des Morgens vor Beginn der Arbeit an einer Stelle des Feldes verborgen hat. Daher der Titel: «Hast du schon deine Stiefel, János?» — die Frage, mit welcher die junge Verwandte ihn neckt. Wie auf dem Felde, so verliert er auch im Leben die Orientirung; und roh und gewalthätig, wie er ist, gelangt er zu keinem der Ziele, die er mit seiner Ehrsucht und seinen unreinen Neigungen zu erreichen strebt. Die junge Wittwe, deren besseres Gefühl er verletzt hat, wirft schliesslich das ganze Gebäude seiner gewalthätigen und listigen Bestrebungen über den Haufen und zwingt ihn das Dorf zu verlassen. — Diese Novelle ist ein bewegtes Lebensbild, bedürfte jedoch zur künstlerischen Abrundung entweder einer entschieden tragischen oder eines unschwer herbeizuführenden entschieden versöhnenden Ausganges. — Von grossem poetischen Werth ist: «Az öreg Füttyü karácsonya» (Die Weihnacht des alten Füttyü). Der Zigeuner Füttyü ist ein alter vergrämter Geiger. Trotz bitterer Armuth lässt er sich durch keine verlockenden Anerbietungen bewegen, eine gewisse schöne Melodie zu spielen, die man vor Jahren oft von ihm gehört hat. Er hat die Weise von einem «Betyár», von dem gutmüthigen, verwegenen Burschen «Keskeny Pista» gelernt und diesem in lustigen Nächten oft vorgespielt. Damals musste er diesem wiederholt versprechen, ihm dieselbe Weise auch noch in seiner letzten Stunde vorzuspielen, wenn er — der Betyár — einmal an den Galgen kommen sollte.

Doch der Zigeuner hatte nicht das Herz, seinen jungen Freund in dessen letzter Stunde zu sehen und seitdem kann er es nicht mehr über sich bringen, das Lied desselben zu spielen. Die Weise des Keskeny Pista ist begraben, verschollen. Aber an einem Weihnachtsabend gelangt der alte Geiger zur Entdeckung eines grossen Missverständnisses. Nicht sein nur in geringem Maasse strafbrauer Freund Keskeny Pista, sondern ein Raubmörder, der sich denselben gefürchteten Namen angeeignet hat, ist gehenkt worden. Sein Freund lebt und er spielt ihm in der Weihnacht das lange unterdrückte Lied und hundert andere Weisen auf. Diese Novelle mit der grotesken Gestalt des alten vergrämten, wieder auflebenden Zigeuners ist ein herrliches Product humoristischer Dichtung und nur das unnöthige grauenhafte Ende eben dieses Zigeuners ist verfehlt. — Vollkommen abgerundet ist die Novelle: «*Bodri*», in welcher ein Hund mit der vollendetsten Kunst seelenvoller Thierschilderung zum Mittelpunkt und Hebel einer festgeschlossenen humoristischen Geschichte gemacht ist. «*Bodri*» — so heisst der Hund — verhilft seinem Besitzer, einem verliebten Bauernknecht zum Wiederauffinden zweier Ochsen, die ihm gestohlen worden, zur Entdeckung schlimmer Abwege, auf die sein Herr gerathen und schliesslich zur Verbindung mit seiner Geliebten. Das Alles ist mit so gesundem Humor, mit solcher Sicherheit in der Charakteristik der Personen und mit so viel Natursinn in der Thier- und Landschaftsschilderung ausgeführt, — dass man sich vom Hauch echter, aus den Tiefen des Volksgemüths strömender Poesie angeweht fühlt.

Anlässlich dieser guten Dorfgeschichten sei es uns gestattet daran zu erinnern, dass in den ähnliche Stoffe behandelnden Producten der ungarischen Literatur oft zu sehr auf Sprache, auf Sitten und Gebräuche der Volksgestalten und zu wenig auf das innere Leben derselben Gewicht gelegt wird. Die Gestalten in unseren Volksstücken und Dorfgeschichten sind nur zu häufig mehr Typen als Individuen. Schon Eötvös scheint auf einen starren Zug dieser Art hinzudeuten, indem er in einer seiner kleinen, Stoffe aus dem ungarischen Volksleben behandelnden Erzäh-



lungen die Bemerkung einflicht, dass mit den Veränderungen, welche die Puszta durch neue Strassen und Ausdehnung der Bodencultur erfährt, in den Anschauungen der Pusztabewohner, der gewöhnlich in einer stereotypen Manier behandelten Schaf-, Rinder- und Rosshirten, merkliche Wandlungen vor sich gehen. — In der That macht die Literatur, die das ungarische Volk sich selbst schafft, sichtlichere Fortschritte, als die Literatur, deren Gegenstand es ist. In den ungarischen Volksliedern klingen die grossen und kleinen Veränderungen im Leben der Nation, politische Vorgänge, und selbst bis in die tieferen Volksschichten dringenden neuen Moden und neuen fremden Melodien häufig deutlicher nach, als in Dorfgeschichten und Volksstücken. Doch im Gegensatz zu der lange stereotyp gebliebenen Manier dieser Dichtungen sehen wir in den Volksstücken von EDUARD TÓTH und FRANZ CSEPRFGHY (dessen «Piros bugyelláris» — die rothe Brieftasche — neuestens im Volkstheater mit verdientem glänzenden Erfolg gegeben wurde), und in den hier hervorgehobenen Novellen eine tiefere Auffassung und künstlerisch fortgeschrittenere Darstellung des ungarischen Volkslebens.

Da befindet sich der Dichter eben auf einem leichter zu überschauenden Felde als im Roman. In der Dorfgeschichte hat er es nur mit Gestalten eines Stammes und einer Sprache, mit den Leiden und Freuden beschränkter Alltäglichkeit zu thun und braucht höchstens für einen und den andern Ton sein Ohr offen zu halten, der sich aus dem Brausen und Lärmen des grossen öffentlichen Lebens in seine kleine Welt verliert. — Die ungarischen Romandichter hingegen befinden sich heute in einer wichtigen Beziehung unter ungünstigeren Verhältnissen, als in der Blüthezeit des ungarischen Romans. Das gesammte Leben der Nation war in der bewegten Periode vor der Revolution, wie auch zur Zeit der stillen aber intensiven Reaction gegen die Unterdrückung von gewissen einheitlichen Gefühlen getragen, die Alle und Jeden, und um so mehr die Dichter erwärmten. Daher war die Phantasie empfänglicher für grosse Conceptionen, die Gestaltungskraft reichte besser aus zu grossen, das Leben und Streben

der Nation widerspiegelnden Bildern, wie sie vom Roman erheischt werden. Jetzt — es bedarf keines umständlichen Hinweises auf die grossen politischen Fragen der Zeit, um dies des Näheren darzulegen — wird auch die ungarische Nation vom selbst auferlegten Zwang diplomatischer Vorsicht, kühler Ueberlegung beherrscht. Die Ideen, die früher das ganze Leben der Nation erwärmten, sind vom Forum der Oeffentlichkeit verschwunden und bilden nicht mehr das gemeinsame Centralfeuer, an dem die Phantasie der Einzelnen sich entzünden konnte. Die Tapferen der Jahre 1848 und 1849 sind zu alt, um noch als Modelle zu Romanhelden dienen zu können. Der Meteorglanz, der vom 1867er Ausgleich ausstrahlte und einige Jahre hindurch leuchtete, ist zu einem schwachen Schimmer herabgesunken, die Begeisterung für die türkischen Helden und «Brüder» ist durch das weltgeschichtliche Verhängniss abgekühlt worden und diplomatischen Bedenken gewichen. So ist das national-politische Leben jetzt keine Feuer säule, die den Romandichtern voranleuchten würde. Darum — abgesehen von der unzureichenden Kraft der betreffenden Autoren — das unsichere, mark- und blutlose Wesen der politischen Gestalten in den oben vorgeführten Romanen; — darum weiss der amerikanisch-ungarische Held in DEGRÉ's «Itthon» zuletzt nichts Besseres zu thun, als sich auf seine Besitzung zurückzuziehen und da seinen Kohl zu bauen; darum vermag ASBÓTH's «Träumer» nicht anzugeben, in welcher Art er seinen Entschluss, ein edles, thätiges Leben zu beginnen, ausführen werde; — darum verkommt der Held in VÉRTESI's: «Glänzende Partie», trotzdem seinem Ehrgeiz alle Wege geebnet sind. — Eine Nation nährt ihre Dichter nicht allein mit den Hellern, die sie der Literatur zuwendet, sondern auch mit den Ideen, die in ihr leben, mit den Idealen, die sie zu verwirklichen strebt; und nur in grossen bewegten Epochen strömt *dieser* kastalische Quell in so ergiebiger Fluth, dass Jeder dazu gelangen kann, daraus Begeisterung zu trinken. Heute müsste der ungarische Romandichter die Ideen, die im Leben der Nation walten und seine Phantasie befruchten sollten, mit stiller, ausdauernder Arbeit unter der Ober-



fläche des öffentlichen Lebens aufsuchen. Bei Betrachtung der aus Ungarn hervorgegangenen Künstler, Industriellen, Gelehrten, wissenschaftlichen Reisenden, bei genauer Beobachtung und Kenntniss ihrer Bestrebungen und Erfolge würden sich Anregungen genug zu neuen Stoffen und Helden ergeben. Der ungarische Roman würde dadurch — die nöthige Begabung und das erforderliche Studium der betreffenden Lebenskreise und ihrer Grundlagen vorausgesetzt — vertieft werden, und ohne den nationalen Charakter zu verlieren, einen erweiterten Horizont gewinnen.

Dr. ADOLF DUX.

## DIE FEIERLICHE ERÖFFNUNG DES JOSEFI II. ERBSTOLLENS IN SCHEMNITZ.

Die altherwürdige Haupt-Bergstadt Ungarns, Schemnitz, wurde am 5. September 1878 um 3 Uhr Nachmittags durch Pöllerschüsse überrascht, welche in der Bevölkerung Freudengefühle erweckten. Jeder wusste, dass dieses Zeichen das langersehnte Resultat der Beendigung des tiefsten Erbstollens bekundete, ein Resultat, welches einerseits den Triumph der bergmännischen Technik, anderntheils ein neues Aufleben des Bergbaues bedeutet.

Der Josefi II. Erbstollen wurde vor nunmehr beinahe 100 Jahren begonnen; sein Betrieb knüpft sich an eine Centennial-Geschichte des Bergbaues im allgemeinen und insbesondere des Bergbaues in Ungarn. Je nach dem Standpunkte der bergmännischen Technik und der Finanzen ist der Betrieb langsamer oder energischer gewesen; seine Geschichte ist zugleich auch eine lebendige Darstellung der Fortschritte der Technik überhaupt. Mit seiner Vollendung ist der längste mir bekannte unterirdische Tunnel hergestellt worden, denn seine Länge beträgt über zwei geographische Meilen = 16,538 Meter; die Kosten seiner Herstellung belaufen sich auf 4.599,000 Gulden ö. W.

Es ist natürlich, dass ein so riesiges Unternehmen mit einer Feierlichkeit in die Welt eingeführt wird, bei welcher die näheren Umstände seiner Geschichte und Gebahrung einem grösseren Kreise von Fachgenossen oder Interessenten gewissermassen amtlich mitgetheilt werden, worauf zugleich auch das Werk selbst besichtigt werden kann.

Für die feierliche Eröffnung sind Einladungen für den 20., 21. und 22. October (1878) ergangen nicht nur an die verschiedenen Montan-Körperschaften des Landes, sondern auch an mehrere Fach-Institute der benachbarten Länder, an die betreffenden Ministerien und einige wissenschaftliche Gesellschaften. Gefertigter war einer der Repräsentanten der k. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Budapest und erstattete an seine



Absender einen Bericht, welcher hiermit auch dem ausländischen Leserkreise zugänglich gemacht wird.

Der erste Tag war zur Besichtigung der Bergacademie bestimmt, was zugleich Gelegenheit bot, von den Angekommenen Kenntniss zu erlangen. Die einzelnen Institute wurden besucht und im allgemeinen die Ueberzeugung gewonnen, dass seitdem die Berg- und Forstacademie unter die Leitung des k. ungarischen Ministeriums gestellt ist, die Interessen dieser Anstalt sehr gefördert worden sind. Die wissenschaftlichen Kräfte und die Einrichtungen der Institute liefern hiervon ein sprechendes Zeugniss. Am meisten fesselte das chemisch-physikalische Laboratorium, die mechanische Werkstätte und das Institut für Eisenhüttenkunde. Professor Scheneck hielt, in Folge der Aufforderung der Gäste, einen improvisirten Vortrag über die von ihm und seinem Collegen Professor Farbaky gemachte Erfindung eines Hydrürgas-Apparates, welcher sich automatisch sehr gut regulirt, und Ausgezeichnetes leistet für Beleuchtung und Heizung von Laboratorien und solchen Orten, wo keine Gasbeleuchtung eingeführt ist. Jetzt ist zwar in Schemnitz das Gas seit einem Jahre auch in das chemische Laboratorium eingeführt; die Hydrürgasflamme ist jedoch nicht abgeschafft worden, unter Anderem auch aus dem Grunde, weil durch dieselbe die Platingefässe nicht im Geringsten angegriffen werden. In der mechanischen Werkstätte wird ein Gasmotor je nach Belieben durch Hydrürgas oder Steinkohlengas gespeist. Diese ausgezeichnete Erfindung fand auch schon im chemischen Laboratorium der landwirthschaftlichen Anstalt von Keszthely, sowie in einer Landapotheke Anwendung und verdient vollständig die höchste Beachtung in solchen Unterrichtsanstalten, wo man Chemie vorträgt, ohne Gas zu haben.\* Schemnitz ist kein Centralpunkt und es hat keine industriellen Unternehmer, um einer solchen Erfindung den verdienten Eingang zu verschaffen, sonst hätte man diese sinnreich construirten Apparate an vielen Orten, wo man die Unthätigkeit mit dem Mangel an Gas entschuldigt haben will, schon eingeführt.

In dem Institute für Eisenhüttenkunde, welche jetzt sehr zweckmässig von der Probirkunde der übrigen Metalle getrennt ist, zeigte uns Professor Kerpely die ganz neue Einrichtung von Modellen, ferner eine schöne Sammlung von Eisenproducten, sowie die Resultate einiger von ihm durchgeführten und zum Theil auch jenseits der Grenze des Landes den Fachgenossen bekannten Arbeiten.

\* Der Apparat für 10–15 Flammen kostet in Schemnitz 150 fl.; hierzu der Ventilator von Stumpe in Wien 75 fl. Für 30–40 Flammen 240 fl., Ventilator 100 fl. Für 40–100 Flammen 300 fl., Ventilator 120 fl. Es ist bedeutend billiger als Gas.

Man bemerkt überhaupt den regen Verkehr zwischen den wissenschaftlich denkenden Practikern und den Systematikern, an welche von den Ersteren oft solche Fragen gestellt werden, deren Lösung Studium verlangt, dessen Resultate aber für die Praxis nicht minder wie für die Wissenschaft nutzbringend sind. Schemnitz hat zwei wissenschaftliche Gesellschaften: eine geologische und eine naturwissenschaftliche, ferner eine berg- und hüttenmännische Fachzeitung.

Der zweite Tag (21. October) war der eigentliche Tag für die feierliche Eröffnung. Der Durchschlag ist zum Lobe des Herrn Julius Gretzmacher, Markscheiders zu Windschacht, glänzend gelungen; man liess aber die Wand stehen; dieselbe sollte heute erst gänzlich entfernt werden. Die Gäste begaben sich in einer ansehnlichen Wagenreihe von Schemnitz nach Hodritsch, um dort auf die Sohle des gefeierten Erbstollens hinabzusteigen, und dann östlich gegen den Feldort sich zu begeben, nach dessen Entfernung die Befahrung des Josefi II. Erbstollens bis Schemnitz fortgesetzt werden sollte.

Das Schemnitzer Thal wird von dem Hodritscher durch das hohe Rückengebirge des Paradeis-Tanat- (Trachyt)Gebirges getrennt, von welchem Schemnitz östlich, Hodritsch westlich liegt. Dieser Bergrücken bildet die Wasserscheide und ist zugleich das wichtigste Gebirge für Schemnitz. Der Weg führte uns von der schon hochliegenden Stadt allmählig zum Rothenbrunnen, wo man die Höhe des niedrigsten Passes erreicht und von wo aus der Weg sehr steil durch viele Serpentine im herrlichen Tannenwald in das viel tiefer gelegene Hodritscher Thal führt. Der Lill-Schacht war zum Versammlungsort bestimmt; die Gäste wurden hier in einem speciell hiezu errichteten Laubzelt empfangen. Hier wurde ein montanistisches Dejeuner eingenommen und die Gäste fanden auch anderweitige Beschäftigung. Ein Theil wurde bereits im Lillschachte auf sogenannten «Schalen», aus Eisen gemachten Plattenformen mit dachförmiger Decke aus Eisenblech, hinabgelassen. Da die Tiefe in diesen Schacht 200 Meter beträgt, so erforderte dies Hinabfördern von mehr als 100 Personen etwa zwei Stunden, da auf einmal nur 4—5 Personen Platz hatten. Die jüngeren Leute begaben sich zum benachbarten Zipser Schacht, um dort hinabgelassen zu werden, während einige von der Schemnitzer Seite gegen den Feldort vorrückten.

Eine instructive Beschäftigung fand ein Theil der Gäste in der Besichtigung der ansehnlichen Sammlung in den Amtslocalitäten des Herrn Schichtenmeisters Ludwig v. Cseh, der hier auch die Arbeiten am Josefi II. Erbstollen leitet. Derselbe hat nicht nur die Gesteine des Erbstollens, vom Leopoldi-Schacht angefangen bis zum Feldorte, gesammelt, sondern auch die zu Tage auf der



Oberfläche vorkommenden in einer Weise zusammengestellt, dass man im Interesse der Wissenschaft dem unermüdlichen Eifer dieses Mannes Dank sagen muss. Die von ihm angelegte Sammlung dient dem Geologen und Bergmanne zu trefflicher Orientirung. Will man von der Umgebung des Hodritscher Thales Kenntniss erlangen, so thut man wohl, vorher die meisterhaft formatisirten und sorgfältig gemusterten Exemplare dieser Sammlung anzusehen, und sich erst dann speciell in das Studium der complicirten Verhältnisse einzulassen. Es ist sehr zu bedauern, dass die Alten an das Sammeln von Gesteinen nicht dachten; jetzt ist es viel schwerer, das Versäumte nachzuholen, weil bedeutende Strecken vermauert sind; was jedoch noch heute möglich ist, wird gethan, und so hoffen wir in einigen Jahren, während der Dauer der Nacharbeiten, in den Besitz der Gesteine des ganzen Erbstollens zu gelangen.

Auf der Sohle des Josefi II. Erbstollens angelangt, wurde die über 2000 Meter lange Strecke bis in die Nähe des zu sprengenden Feldortes auf einer bergmännischen Pferde-Eisenbahn zurückgelegt, was in dem Maasse transportweise erfolgte, als die Gäste im Lill-Schachte herabkamen. Unwillkürlich fiel uns der Unterschied zwischen einer Eisenbahn für den Weltverkehr und diesem embryonalen Zustande ein, der aber der imposanten Ausführung zum Ausgangspunkte diente. Der Bergmann war der Erfinder von Holz- und Eisenbahnen, lange bevor dieselben oberirdisch in Anwendung kamen. Die ganze lange Strecke war festlich beleuchtet durch Lichter, welche an den beiden Ulmen befestigt waren und in den geraden Räumen mitunter eine hübsche Perspective bildeten. Das Gestein vom Lill-Schacht bis über den Zipser Schacht ist der sogenannte Syenit, der hier meistens sehr fest und frisch aussieht, mitunter aber Sprünge aufweist, wo Wasser hereinsickert und zuweilen auch sichtbar Erze führt. In dem letzten Drittel der befahrenen Strecke wechselte das Gestein; eine Zeit lang ist der Charakter sehr wenig ausgeprägt, es stellen sich Schiefer ein, welche aber gegen den Feldort wieder durch lange anhaltenden Trachyt-Grünstein abgelöst werden, der bedeutend mehr Erz führt als die bisher angetroffenen Bildungen.

Man schritt endlich zur Ladung der schon vorhandenen Löcher. Etwa 18 Dynamit-Schüsse sind mittelst eines electrischen Funkens auf einmal losgegangen, was die in gehörige Entfernung gestellten Gäste durch den erschütternden Knall und das Auslösen sämmtlicher Flammen erfuhren. Es dauerte eine Weile, bis Solche, die eben im Besitze von Streichhölzchen waren, einige Grubenlampen anzündeten, und dann trachtete Jeder zum letzten Feldort des nun offenen Josefi II. Erbstollens zu gelangen, und von dem in kleine Trümmer zerfallenen Gestein ein Andenken

mitzunehmen. Die Stelle von dieser letzten Trennungswand war etwa 50 Meter weiter östlich von dem Rücken des Tanatberges. Auf der Sohle des Erbstollens sahen wir von Zeit zu Zeit markscheiderische Tafeln, worauf die Distanzen aufgeschrieben waren. Eine der interessantesten schien mir diejenige zu sein, welche unter dem genannten Bergrücken mit folgenden Angaben aufgehängt war:

Höhe des «Nadkamen»-Sattels des Tanatberges

über dem Meere 890.<sup>691</sup> M.

» der Sohle des Josefi II. Erbstollens » » » 222.<sup>004</sup> M.

Entfernung dieses Punktes von dem Mundloche des

Erbstollens 12,976.<sup>400</sup> M.

Lange hielten wir uns nicht auf, denn der Aufenthalt in dem dichten und sauren Dynamitrauch war nichts weniger als angenehm. Das Gestein des Tanatberges auf dem Horizonte des Erbstollens ist Trachyt-Grünstein, namentlich der Augit-Anorthit-Trachyt, der auch die Kuppe des Tanatberges, aber fast schwarz (normal) bildet.

Nach und nach kamen wir zu den östlich gelegenen Schächten; zunächst der höchst gelegene Amalien-Schacht (Tiefe 2840 M.), dann der Andreas- und endlich der Sigismundi-Schacht ganz in der Nähe der Stadt. Bei den beiden letzteren wurden die Gäste auf eisernen Schalen hinaufgeführt, um sich in den Schachthaus-Räumlichkeiten des Sigismundi zu versammeln, wo um 5 Uhr officiële Vorträge und später ein Festessen stattfinden sollten.

Den ersten Vortrag hielt Herr Ober-Bergverwalter F. Platzer. Er hob die Vortheile hervor, welche das vollendete Werk für die Hebung der Bergindustrie mit sich bringt, insbesondere dass dieselbe nunmehr von der kostspieligen, jährlich mehr als 100,000 Gulden verschlingenden Wasserhebung befreit ist. In den letzten Jahren wurde das ganze disponible Geld und die Arbeitskraft zur Vollendung des Erbstollens verwendet, während jetzt die Erzeugung von Erzen die Aufgabe werden kann. Er schilderte ferner die Geschichte und Entwicklung des Unternehmens. Der bedeutendste Erbstollen vor dem jetzt beendeten, der bis heute zur Ableitung des Wassers aus den meisten Bergbau-Unternehmungen diene, ist der Franz-Erbstollen, der 1765 beendet war; in der auf seine Beendigung folgenden Periode war der Segen so bedeutend, dass die Einkünfte das Präliminare stets übertrafen, und so entstand unter dem Hofkammer-Präsidium des Grafen Kolowrat 1780 der Gedanke, für die Sicherung der Zukunft des Schemnitzer Bergbaues ein Werk in grösserem Maassstab zu unternehmen. Nach und nach wurde der Plan eines noch tiefer liegenden Erbstollens, als die bis jetzt bestehenden, ausgearbeitet und angenommen, und im Jahre 1782 am 19. März die Arbeit am linken



Granufer, etwas nördlich von dem Dorfe Woznitz, in Gegenwart des Oberst-Kammergrafen Graf J. Colloredo, des Bergmeisters von Königsberg J. Lill, des Bergverwalters von Windschacht S. Schneider und des Bergschaffers J. Lenz mit kirchlicher Feierlichkeit begonnen und nach dem regierenden Kaiser Josef «Josefi II. Erbstollen» benannt. Seit der Zeit hat man an diesem Werke fast unausgesetzt, aber mit wechselnder Energie gearbeitet.

Nach dem ursprünglichen, vom Markscheider Siegl ausgearbeiteten Plane sollte das Werk in 30 Jahren mit einem Kostenaufwande von 1.215,000 Gulde beendet werden. Der Meter war somit im Durchschnitt mit 87 fl. 86 kr. präliminirt. In der That hat die Meterlänge in den ersten elf Jahren 89 fl. 69 kr. gekostet; mithin war der Voranschlag ganz richtig. Am Ende des vorigen Jahrhunderts aber haben sich die Verhältnisse total verändert; nicht nur der Werth des Geldes ist geringer, sondern auch die Löhne und sämtliche Preise bedeutend höher geworden, und in Folge dessen ist durch 33 Jahre sehr wenig, nicht mehr als jährlich 61.4 Meter ausgearbeitet worden, der Meter zu 371 fl. 52 kr.

Im Jahre 1826 wurde abermals grössere Energie entwickelt. Hofrath Reichetzer und Kammergraf Baron Révay haben sich der Angelegenheit des Erbstollens angenommen, und es sind durch neun Jahre jährlich 321.4 Meter beendet worden, der Meter zu 260 fl. 40 kr.

Von 1835 bis 1852, also in 18 Jahren, ist abermals weniger geschehen; es sind jährlich nur 72.3 Meter, der Meter zu 313 fl. 45 kr. ausgearbeitet worden.

Allein nach und nach ist das Gefühl der Nothwendigkeit des Werkes rege geworden. Was anfangs Vorsorge war, hat sich jetzt, nachdem man von Jahr zu Jahr mehr in die Tiefe gelangte, zur Lebensfrage des Bergbaues gestaltet, denn ein Bau nach dem andern wurde ausgeträkelt, und war das Unternehmen nicht im Stande die Kosten der Hebungsvorrichtungen zu ertragen. So stellte man lieber den Bergbau ein. Der Leiter des Schemnitzer Bergbaues, Ministerialrath Russegger, ein Mann von Energie, Einsicht und auf grossen Reisen gesammelter Erfahrung, nahm sich der Angelegenheit warm an, so dass man in zwölf Jahren um jährlich 293.2 Meter fortgeschritten ist, zu 237 fl. 63 kr. per Meter. Nach Russegger folgten fünf Jahre, wo jährlich nur 141.1 Meter gemacht wurden.

Die ungarische Regierung, welche die Wichtigkeit des Erbstollens sehr wohl einsah, hat denselben bedeutend gefördert, indem sie zur Vollendung desselben von der Legislative eine jährliche ausserordentliche Subvention von 100,000 fl. erwirkte. Dies war schon aus dem Grunde sehr nothwendig, weil auf der Schemnitzer Seite nur bei Anwendung von starken Wasserhebungs-Dampfmaschinen gearbeitet werden konnte. Im Jahre 1874 waren

noch 2326.8 Meter durchzuschlagen, wozu elf Jahre nöthig gewesen wären, wenn man nach der herkömmlichen Weise gearbeitet hätte. Man hat jedoch die Bohrmaschinen glücklich angewendet und so das riesige Werk in  $3\frac{1}{2}$  Jahren vollbracht. Wäre stets in dieser Weise gearbeitet worden, so hätte man den ganzen Erbstollen in 27 Jahren beenden können.

Der zweite Vortrag, gehalten durch Herrn S. Richter, Schichtenmeister vom Franz-Josef-Schacht, schilderte die Geschichte, die Technik und den Vortheil der Anwendung der Bohrmaschinen mit werthvollen ziffermässigen Daten. Das Bohren mit Maschinen ist eine Erfindung der Neuzeit. Im grösseren Maassstabe wurde es zuerst bei dem Tunnel des Mont-Cenis mit solchem Erfolge angewendet, dass die Resultate die technische Welt in Staunen setzten. Im Jahre 1872 folgte die Anwendung bei dem noch längeren Tunnel durch den St. Gotthard in der Schweiz. Im Juli 1878 hat man in den Vereinigten Staaten den «Sutro»-Erbstollen, mit welchem man den berühmten Silbergang «Comstock» erreichte, ebenfalls mit Bohrmaschinen beendet.

Die Länge des Eisenbahn-Tunnels d. Mont-Cenis beträgt	12,233.5 M.
» » » » » des St. Gotthard »	14,920 M.
» » » Sutro-Erbstollens in Newada »	6,147 M.
» » » Josefi II. Erbstollens in Schemnitz »	16,538.5 M.

In den Tabellen machte der Vortragende ersichtlich, dass das Bohren mit Handarbeit selbst im günstigsten Falle kaum die Hälfte dessen was eine Bohrmaschine verrichtet, zu leisten vermag. In einer zweiten Tabelle wies er den täglichen Fortschritt bei den Tunnels vom Mont-Cenis, St. Gotthard und des Josefi II. Erbstollens aus. Es wurden Bohrmaschinen nach verschiedenen Systemen angewendet, am meisten schien das System «Sachs» zu entsprechen. Die Stative mussten aber den Localverhältnissen entsprechend in Schemnitz neu construirt werden. Die Maschinen sind theils in dem ärarischen Eisenwerke von Rhonitz, theils in der Nähe von Schemnitz, in der Maschinenfabrik von Kachelmann in Eisenbach (Vichnye), erzeugt worden. Es ist aus dem Vortrage numerisch ersichtlich, dass die durch die einheimischen Kräfte erzielten Resultate sehr befriedigend ausfielen. Der Unterschied in dem Betriebe eines Eisenbahn-Tunnels, der doch immer mit der Tagsohle in Verbindung steht, und eines tiefen Erbstollens, wo man mit der Luftführung, Wasserentfernung und dem für die Arbeit disponiblen geringeren Raum zu kämpfen hat, ist bedeutend, und es gehörte keine geringe Ausdauer dazu, um die importirten Maschinen gehörig zu handhaben und an ihre Stelle neuere, den Localverhältnissen besser entsprechende zu substituiren, in welcher Beziehung die Herren Richter, Péch, Broszman, Platzer und Kachelmann sehr Verdienstliches geleistet haben.



Die beiden mit Beifall aufgenommenen Vorträge wurden unter den Anwesenden auch im Druck vertheilt. Hierauf sprach der Repräsentant des Ministeriums, Baron v. SPLÉNYI, dem Director des Schemnitzer Montan-Districts Herrn A. Péch und Allen, deren harmonisches Zusammenwirken den überraschend schnellen Abschluss des Werkes ermöglichte, seinen Dank für ihre erspriessliche Thätigkeit aus. Nun folgte in denselben Localitäten des Schachthauses das Festessen, bei welchem Herr A. Pech einzelne Toaste ausbrachte auf Alle, welche an der Leitung der Arbeiten überhaupt Theil nahmen. Das ward eine lebendige Schilderung der ganzen Gebahrung, welche ein klares Bild gab, wie unter der anregenden Leitung eines hervorragenden Fachmannes jeder Einzelne in seiner Wirkungssphäre zum Gedeihen des Unternehmens sich verdient zu machen wusste.

Nun steht das Werk von beinahe einem Jahrhundert vor uns da. Seine Conception wäre heutzutage, bei den Mitteln, über welche die Technik jetzt verfügt, nichts Ausserordentliches; vor 100 Jahren konnte aber den Plan kein alltäglicher Geist entwerfen.

Der Josefi II. Erbstollen ist insbesondere aus drei Gesichtspunkten wichtig:

*Erstens* leistet er aussergewöhnliche Dienste für die Geologie von Schemnitz. Die geologisch-bergmännische Literatur dieser Gegend ist noch älter als der Erbstollen, aber deshalb kann man nicht behaupten, dass das Studium der geologischen Verhältnisse zum Abschluss gebracht worden wäre. Die Bildungen sind zu mannigfach, und die Umstände, unter welchen die Gesteine vorkommen, zu complicirt; hierzu kommt noch die Schwierigkeit des Studiums auf der Oberfläche, verursacht durch die Vegetation und die mitunter mächtige Dammerde, welche die Gesteine verbirgt, so dass Aufschlüsse nur sporadisch zu Gebote stehen. Der Josefi II. Erbstollen giebt einen continuirlichen Durchschnitt von über zwei geographische Meilen, in welchen die verschiedenen Gesteine, ihre Uebergänge und Contactstellen vor unseren Augen stehen. Ein solcher Aufschluss wäre für die Wissenschaft wichtig überall, aber um so mehr in Schemnitz, wo derselbe sich auf eine säculäre Literatur bezieht und mit einem grossartigen Bergbaue im Zusammenhange steht. Die Einsicht in den geologischen Bau in solcher Tiefe, verglichen mit den Resultaten über Tag, befähigt uns jetzt schon den sicheren Schluss zu ziehen, dass die Gesteine unten und oben nicht immer dieselben sind. In der Tiefe findet man zuweilen secundäre Sedimentgesteine im Zusammenhange mit metamorphischen Gebilden, die oben durch die Lavaergüsse der jüngeren Eruptionen bedeckt sind. Die in der Tiefe gewonnenen Daten werden wesentlich zur Vervollständigung unserer Auffassung der interessanten geologischen Verhältnisse dieser Gegend beitragen.

Das *zweite* Moment der Wichtigkeit des Josefi II. Erbstollens bezieht sich auf die Gegenwart. Mit der Anlegung von Erbstollen hat man sich seit dem Urbeginn des Bergbaues beschäftigt. Die zwei mächtigen Feinde des Bergmannes, die schlechten Wetter und das zusitzende Wasser, können in den meisten Fällen durch Anlegung von tiefen Stollen, Erbstollen genannt, beseitigt werden, wodurch die Erzmittel zugänglicher gemacht und ein geregelter Bau eingeleitet werden kann. In der ersteren Zeit drang der Bergmann in verticaler Richtung noch nicht weit in's Gebirge und so sind auch die ersten Erbstollen den damaligen Verhältnissen entsprechend hoch angelegt worden. Der Bergbau machte aber Fortschritte; man kam nach und nach in den Gängen unter das Niveau des Erbstollens, die Wasser mussten mit Maschinen auf die Sohle des Erbstollens gehoben werden, was in der ersten Zeit noch ging, mit der Zunahme der Tiefe aber unerschwingliche Kosten verursachte. Man schritt zur Anlegung eines tiefer liegenden, einen grösseren Rayon beherrschenden Erbstollens, dessen Dienste ebenfalls nur für eine bestimmte Zeit dauerten, dann folgte ein dritter u. s. w. In der näheren Umgebung von Schemnitz giebt es zehn solcher Erbstollen, von welchen etwa sieben unbekannten Alters sind. Bei vielen ist zu ersehen, dass sie vor der Anwendung des Schiesspulvers mit Schlegel und Eisen bearbeitet worden sind. Bei dem achten, dem Bieber-Erbstollen ist die Jahreszahl 1400 sichtbar. Den neunten bildet der Dreifaltigkeits-Erbstollen; begonnen 1549, beendet 1671, nur mit Schlegel und Eisen bearbeitet. Der zehnte ist der Franz-Erbstollen, begonnen 1494, beendet 1637; allein er wurde fortgesetzt 1747 bis 1765 und war für die Entwässerung des Bergbaues von Schemnitz der wichtigste Erbstollen. Seit dem dritten Decennium fühlte man jedoch seine Unzulänglichkeit, und weil man die Wasserleitungskosten mittelst Maschinen nicht bestreiten konnte, sind viele Gruben ausgetränkt und die Arbeit ganz eingestellt worden. Der eilfte Erbstollen ist der nun beendigte; derselbe liegt etwa 200 Meter tiefer als der Franz-Erbstollen, kann demnach in einem bedeutend grösseren Umfange das Wasser ableiten, und so ist zu hoffen, dass der Bergbau wiederum schwunghaft betrieben werden kann. Das für Wassersäulenmaschinen verwendete Aufschlagwasser kann nun aus den künstlichen Teichen besser für den Betrieb der Pochwerke benutzt werden, welche früher wegen Wassermangel oft genöthigt waren die Arbeit einzustellen.

Die Epoche des fabelhaften Reichthums, von welchem die Tradition spricht, ist für Schemnitz schon vorüber; eine solche Epoche pflegt nach dem Zeugniß der Geschichte der Montan-Gegenden nur einmal und zwar am Beginne vorzukommen. Der Natur war es durch Jahrtausende möglich, auf der Oberfläche die



Edelmetalle in concentrirtem Grade darzubieten, während in der Tiefe die Factoren hierzu nicht vorhanden sind. Die Gänge in der Tiefe sind, was den Erzgehalt anbelangt, gemässiger, aber constant, so dass man auf viele Jahre einen ergiebigen und anhaltenden Bergbau erwarten darf.

Es ist endlich *drittens* das erkämpfte Resultat auch aus dem Grunde wichtig, weil für die Zwecke der Montan-Industrie ein neues Mittel: das Bohren mit Maschinen, als eingeführt und eingebürgert betrachtet werden kann. Die Einführung von Schiessmaterial eröffnete für das Bergwesen eine neue Aera; ganz dasselbe kann auch von dem Bohren mit Maschinen gesagt werden. Man wird sich nun zur Ausführung von Erbstollen und überhaupt zum Arbeiten in taubem Gestein eher entschliessen, und so können successive um Schemnitz herum die vielen Grubenbauten von dem Wasser, welches die Erze unzugänglich macht, befreit und die aufgelassenen Arbeiten fortgesetzt werden. Die bei der feierlichen Eröffnung anwesenden Repräsentanten der übrigen Bergstädte haben in dem Erfolg einen Hoffungsstrahl auch für sich selbst erblickt, und treffend ist bei dem gemeinschaftlichen Diner am 22. October von Seite der Bergstadt Kremnitz ein Toast ausgebracht worden auf das baldige Wiedersehen dieser Gesellschaft bei einer ähnlichen Feierlichkeit, zu welcher der Ferdinand-Erbstollen von Kremnitz Veranlassung und Stoff geben soll. Derselbe ist in der That berufen, auch den Kremnitzer Bergbau in ein neues Leben zu rufen. Nicht nur der Plan ist fertig, sondern auch Gebäude sind schon aufgeführt worden; das Mundloch am rechten Ufer der Gran, etwas westlich von Szt.-Kereszt (Heiligen-Kreuz), sowie das daneben stehende Gebäude sind aber ganz verwahrlost. Dieser Erbstollen ist bei weitem nicht so lang wie der Schemnitzer, auch ist das Lehrgeld für die Handhabung der Bohrmaschinen schon bezahlt worden, folglich dürfte sich auch der Kostenpunkt weit günstiger stellen.

Auch eine Denkmünze ist geprägt worden, welche in Schemnitz bei der Bergamtschassa in Silber oder Bronze zu haben ist. Auf der einen Seite ist das Brustbild Sr. Majestät, auf der anderen die Aufschrift «II. József nevü altárna Selmeczen» (Josefi II. Erbstollen zu Schemnitz), in der Mitte das Jahr des Beginnes und der Beendigung (1782—1878).

Glück auf! einem Unternehmen, welches den Erwerb von so vielen Tausenden Menschen sichert.

DR. JOSEF SZABÓ.

## LITERATUR.

### Ungarische Sprachdenkmäler.

Das eigentliche Leben der Sprache besteht in der unaufhörlichen Veränderung und Entwicklung, im unausgesetzten Verlust und Ersatz von Formen und Ideen. Des Sprachforschers schönste und lohnendste Arbeit ist es, jenen psychischen Momenten nachzugehen, die den Sinn eines Wortes oder einer Construction erweitern oder beschränken oder in eine Metapher verwandeln, und so nach und nach eine der interessantesten Biographien aufzuhellen: die Biographie der Sprache, und zugleich die des menschlichen Gedankens und der nationalen Sinnesart. Diese Geschichte der Sprache ist nirgends niedergeschrieben; eigentlich muss es der Forscher errathen, dass z. B. die Urindogermanen ihre Töchter mit dem Worte *dhughatar* als «Melkerinnen» bezeichneten; dass das ungarische Wort *kezdet* (Anfang) ursprünglich ein «Gehen» das «Eingehen» in eine Arbeit, *initium* (*inire*), bedeutet hat; dass *kone*, der finnische Name des Werkzeugs und der Maschine, dem Stamme des ungarischen *gond* (Sorge) und *gondolat* (Gedanke) entsprossen ist, also eigentlich etwas Erdachtes, Erfundenes bedeutet, ebenso wie der englische und der portugiesische Name der Maschine, *engine* und *ingehin*, nichts Anderes ist, als das lat. *ingenium*.

Indessen verfügen wir über mehrere Quellen, in denen uns einzelne Stufen, Phasen aus dem Leben der Wörter und Satzformen erhalten sind, und zwar entweder Altes und Neues neben einander: das sind die *Mundarten* und die *verwandten Sprachen*, oder in geschichtlicher Reihenfolge: das sind die *Sprachdenkmäler*. In unzählbaren Fällen liesse uns all unser Wissen im Stich, fänden wir nicht eine ältere Form oder eine unsprünghchere Bedeutung des Wortes oder eine ältere und durchsichtigere Wendung der Satzform in den Dialecten, in den Schwestersprachen, oder in den ältern Denkmälern der Sprache. Wir sind gewohnt, die in den letztern aufbewahrten Daten *die Geschichte der Sprache* und die Disciplin, die sich mit ihnen befasst, die historische Grammatik zu nennen. Doch sind die Daten streng genommen bloß einzelne übrig-



gebliebene Steine, aus denen wir uns selbst die Geschichte der Sprache reconstruiren müssen, und eigentlich ist alle Sprachwissenschaft historisch, weil sie eben die stufenmässige Entwicklung des sprachlichen Organismus zu erschliessen strebt.

Hier interessirt uns besonders die letztere Art sprachwissenschaftlicher Quellen: die *Sprachdenkmäler*. Je weiter die ersten Denkmäler einer Sprache zurückreichen, desto älter pflegt man die Sprache selbst zu nennen, desto länger ist ihre Geschichte. Wenn wir die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachten, und besonders wenn wir an die mehrere Jahrtausende alte Geschichte der indogermanischen Sprachen, an die Vedas und die Homerischen Gedichte denken: so haben unsere Sprachen, die ugrischen Sprachen, keine lange Geschichte. Zum grossen Theil sind sie erst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts bekannt, und wenn wir von zwei ältern syrjänischen Inschriften absehen, kann nur bei der finnischen, ehstnischen und ungarischen Sprache von einer *Sprachgeschichte* die Rede sein. Indessen begegnen wir im ältesten finnischen Buche (in Agricolas Abcbuch 1542) und in dem ältesten vorhandenen ehstnischen Buch (Stahls Hand- und Hausbuch für das Fürstenthumb Ehsten in Liffland, welches in deutscher und ehstnischer Sprache Luthers kleinen Katechismus, Gebete und Psalmen enthält, 1630 und 1638) einer von der heutigen unbedeutend abweichenden Sprache, so dass eigentlich blos unsere Sprache, das Ungarische, solche Denkmäler aufzuweisen hat, die von der heute gesprochenen Sprache in bedeutenderen Punkten verschiedene Züge trägt.

Aus dem I. und II. Jahrhundert des ungarischen Christenthums (XI. u. XII. Jahrh.) besitzen wir kein zusammenhängendes Schriftstück; im besten Falle ans Ende des XII. Jahrhunderts, jedoch wahrscheinlicher (aus dem Charakter der Schrift zu urtheilen) ins XIII., ist das sogenannte *Halotti Beszéd* („Leichensermon“) anzusetzen; und das sogen. *Königsberger Fragment* ist möglicher Weise ebenfalls im XIII. Jahrhundert geschrieben, da seine Sprache um wenigens jünger ist, als die des *Halotti Beszéd*. Dagegen haben wir schon von der Zeit unseres ersten heiligen Königes angefangen zahlreiche lateinische Urkunden: königliche Lehnbriefe, Testamente, Gebietsbeschreibungen, Verträge, Rechnungen u. s. w., in denen zerstreut viele ungarische Nomina propria und appellativa in ihren älteren Formen enthalten sind. Sehr häufig kommen in diesen Urkunden Ausdrücke vor, wie die folgenden: «ad salicem metam antiquam *Hatarfuz* vocatam», «introitus fagorum *bik-zadu*» (heute *bükk-szád*), «*Videre*» (heute *Viz-ere*; wir haben noch heute in einer Mundart das Adj. *vides* anstatt des jüngern *vizes*), «ad quamdam venam *Vizer* nuncupatam, quae exit de *Feketetow*» (*Fekete-tó*), «vadit ad lapidem *jegyku* dictum, qui pro signo mete», «fluvius *zuchugo*»

(*zuhogó*), «porcus triennis qui vulgo *artan* dicitur» u. s. w. Leider sind unsere bisher edirten Urkunden nicht durchgängig pünktlich und verlässlich mitgetheilt, so dass auch jene Sammlung mit grosser Vorsicht zu benützen ist, in welcher Joh. Jerney die ungarischen Wörter der bis 1850 edirten Urkunden in alphabetischer Ordnung zusammengestellt hat (*Magyar Nyelvkincsek Árpádok korszakából*: Ungarische Sprachschätze aus dem Zeitalter der Árpáden. I. Pest, 1854). Vollkommen verlässlich sind von den bisher erschienenen bloss die in den Jahrgängen 1876—8 des *Magyar Nyelvőr* gesammelten »Wörter aus Urkunden«, mitgetheilt von Friedrich Pesty und Julius Nagy. — Zu erwähnen ist hier noch das sogenannte *Register von Várad*, ein Protocoll über stattgehabte Gottesurtheile im XIII. Jahrhundert, und das Geschichtswerk des Notars König Bela's; in beiden finden sich viele Wörter in uralter Form (z. B. im R. v. V. *Tanálchu*, das heutige *tanács*; beim Not. *almu*, *zerelmu*, später *álm*, *szerelm*, heute *álom*, *szerelem*).

Die zusammenhängenden Sprachdenkmäler sind beinahe ausschliesslich religiösen Inhalts. So gleich das älteste, *Halotti Beszéd*, welches eine Seite des Pray-Codex einnimmt (gegenwärtig im Besitze des ung. Nat.-Museums; der übrige Inhalt ist lateinisch, und besteht aus einem Missale, einem Kalender, Gesängen u. s. w.) und 274 Wörter enthält. Einen von der heutigen Sprache gänzlich verschiedenen Habitus verleihen ihm die durchgängig um eine Stufe geschlosseneren Vocale (*nopun*: napon, *pur*: por, *igg*: egy), der heute fehlende *χ*-Laut (*choltat*: holtát, *mulchotia*: mulhatja), die Erhaltung einiger heute geschwundenen Laute (*urdung*: ördög, *kinzotvriatvol* kinzattjától, *ozchuz*: ahhoz), und einige ursprünglichere, vollere Declinations- und Conjugationsformen (*wimaggomuc*: imádjunk, *isemucut*: ösünek; *feledéve*: feledé; *uruzagbele*: országba, *halálnec*: halálnak u. a.). Pray war der erste, der daraus einige Zeilen veröffentlichte (1770); den ganzen ersten Absatz nahm Sajnovics in seine Demonstratio auf; der vollständige Text erschien zuerst in Josef Kollers *Historia Episcopatus Quinque ecclesiensis* 1782. Eingehend beschäftigte sich mit dem Denkmale erst der wackere Nicolaus Révai, unser erster Forscher auf sprachhistorischem Gebiet. Der 1803 erschienene erste [einzige] Band seiner *Antiquitates Litteraturae Hungaricae* enthält bloss die eingehende, auch durch Vergleichung anderer Handschriften und Schriftsteller gestützte, und noch dem heutigen Sprachforscher Genuss und Lehre bietende Erklärung des HB. Mit diesem Commentar wurde Révai nicht bloss bei uns, sondern auch für die allgemeine Geschichte der Wissenschaft der erste Begründer sprachhistorischer Forschung und Methode. — Sechshundsechzig Jahre nachher erschien wieder ein interessantes Buch über unser erstes Denkmal, diesmal von einem finnischen Sprachforscher, dem früh verstorbenen Oscar Blomstedt,



in finnischer Sprache verfasst; *Halotti Beszéd, ynnä sen johdosta vertailevia tutkimuksia Unkarin, Suomen ja Lapin kielissä*, Helsingf. 1869 (d. h. HB., zugleich daran anknüpfende vergleichende Untersuchungen auf dem Gebiete der ungarischen, finnischen und lappischen Sprache); der Titel zeigt, welchen Zweck die Schrift verfolgt. Einzelne Beiträge zur Erklärung unseres HB. lieferten Döbrentey, Mátyás, Hunfalvy und Budenz.

Unser zweites zusammenhängendes Manuscript, das *Königsberger Fragment*, ist erst seit 1864 bekannt, wurde in der Universitätsbibliothek zu Königsberg auf der innern Seite eines Codexeinbandes aus dem XIV. Jahrhundert entdeckt, und ist bisher blos in Toldy's literarhistorischem Lesebuch edirt. Es enthält eine Betrachtung über die Unbeflecktheit der h. Jungfrau, und besteht aus 70 Wörtern, die in ihrer Form von der Sprache des HB. wenig verschieden sind (z. B. *ozut*: azt, *hug*: hogy, *kezdetuitul*: kezdetétöl; aber im Gegensatz zu *mulchotia* und *halalnec* begegnet uns hier schon *tudhotiuc* und *leannac*).

Im XIV. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des XV. regierten Könige fremden Stammes; aus dieser Zeit sind blos einige unbedeutende Kleinigkeiten erhalten. Erst seit dem ruhmvollen Zeitalter des ungarischen Matthias treten ungarische Sprachdenkmäler in grösserer Anzahl auf. Unter denen des XV. und XVI. Jahrhunderts sind die wichtigsten: der *Wiener Codex*, der *Münchener Codex*, der *Ehrenfeld-Codex* und der *Érdy-Codex*.

Der *Wiener Codex* befindet sich in der Wiener Hofbibliothek und ist seit dem Ende des letzten Jahrhunderts bekannt. Révai studierte ihn lange und eingehend, copierte ihn dreimal, und hatte die Absicht, ihn im zweiten Bande seiner *Antiquitates* zu veröffentlichen. Toldy nannte den Codex *Révai-Codex* «zum Andenken an Nicolaus Révai, den ruhmvollen Begründer der ungarischen historischen Sprachforschung». Es ist dies der Theil einer Bibelübersetzung (Esther und die kleinen Profeten enthaltend), die zwischen 1436 und 1439 von zwei nach der Moldau geflüchteten Hussitenpriestern angefertigt worden ist. Einen andern Theil derselben Bibelübersetzung, die vier Evangelien, enthält der in seiner Sprache mit dem Wiener Codex übereinstimmende *Münchener Codex*, gegenwärtig im Besitze der Münchner Hofbibliothek. Er ist seit 1834 bekannt und wurde, wie die letzten Zeilen besagen, «vollendet durch Georg Némethi in der moldauischen Stadt Tatros im Jahre des Herrn 1466».\*

Der *Ehrenfeld-Codex* ist das Eigenthum eines Wiener Arztes, von dem er seinen Namen führt. Er enthält eine ausführliche Le-

\* Vgl. über diese beiden Handschriften den II. Band dieser «Literarischen Berichte», S. 375, wo Paul Hunfalvy die Sprache derselben zur Lösung der Frage über das Alter der Rumänen in Ungarn herbeizieht.

gende des h. Franciscus. Sein Alter lässt sich nicht genau bestimmen, doch ist seine Sprache in manchen Punkten noch archaischer, als die der beiden vorhergehenden Codices (z. B. *yombalol*, *nyluala*, was in jenen *iobol*, *nilua* heissen würde). Von G. Szarvas besitzen wir eine eingehende Studie über die Sprache der Franciscus-Legende im ersten Bande des *M. Nyelvör*.

Der *Érdy-Codex*, im National-Museum aufbewahrt, ist der grösste unserer Codices, und enthält Episteln, Evangelien und Legenden, all dies nach den Predigten des Temesvárer Mönches Pelbart bearbeitet. Die Sprache dieses Codex ist sehr lehrreich; besonders interessant ist die Bezeichnung langer Vocale, häufig in Sylben, die sonst bloß mit kurzem Vocal vorkommen (*kezdee*: kezde, *lelkee*: lelke, *teeneköd*: te neked, *leelkewnk*: lelkünk, *kykkeel*: kikkel u. a.). Seinem Alter nach ist indess dieser Codex einer der jüngsten, denn er wurde erst in den Jahren 1526 und 1527 geschrieben.

Werfen wir nun einen Blick auf die bedeutendern Ausgaben unserer Sprachdenkmäler.

Schon im Jahre 1838 begann die Academie die Herausgabe der *Régi Magyar Nyelvműlékek* (Alte Ung. Sprachdenkmäler) in schöner Ausstattung (Quartformat), mit Facsimile's u. dgl. Sie wurden von Gabriel Döbrentey redigirt und sind grösstentheils mit umfassenden Einleitungen und Special-Wörterbüchern versehen. Der I. Band (1838. CIV + 26 + L + 280 S.) enthält das *Halotti Beszéd* im Facsimile, mit den äusserst sorgfältigen Untersuchungen des Redacteurs über das Alter und den Dialect dieses Sermons; sodann den *Wiener Codex*, ebenfalls mit einer Einleitung Döbrentey's, die eine Untersuchung über die Urheber dieser Bibelübersetzung und eine Charakteristik ihrer Sprache enthält, woran sich dann ein Wörterbuch anschliesst. — Der II. Band (1840. XXVIII + 73 + XLII + 404 S.) zerfällt ebenfalls in zwei Theile. Der erste enthält das Gebetbuch der Frau Benigna Magyar, *Czech-Codex* genannt, aus dem Jahre 1513. Der Inhalt besteht aus Gebeten und Psalmen, darunter der Hymnus des h. Bernhard. Vorangestellt ist eine Einleitung des Redacteurs über die Geschichte und Sprache des Codex, und Anmerkungen und Wörterbuch von J. Czech, dem Entdecker und Herausgeber desselben. Im zweiten Theile dieses Bandes sind bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts reichende *Schriften verschiedenen Inhalts* mitgetheilt, mit zahlreichen Facsimile's, Erklärungen und Anmerkungen. — Der III. Band (1842. LX + 366 + 10 + VIII + 152 S.) enthält den *Münchener Codex*, mit einem Wörterbuch und einer eingehenden Sprachstudie von Paul Jászay, und wieder *vermischte Schriftstücke* mit Döbrentey's Anmerkungen. — Der IV. Band (1846. XXII + 100 + CXXVI S.) enthält den *Guary-Codex* und den *Winkler-Codex* mit Einleitung und Wörterbüchern; der Inhalt des erstern besteht aus religiösen



Lehren und Betrachtungen, der des zweiten aus einem Kalender, Gebeten und evangelischen Erzählungen. — Mit dem IV. Bande wurde das Erscheinen der Sprachdenkmäler unterbrochen. Nach Döbrentey wurde Toldy mit der Redaction betraut; es wurde zwar der *Jordanszky-Codex* (einige Bücher aus dem alten Testament und das ganze neue Testament aus den Jahren 1516 und 1519) gedruckt, jedoch lag dieser Jahrzehnte hindurch unbenützt in dem Keller der Academie, und wird erst jetzt mit einer Einleitung von Georg Volf erscheinen.

In den fünfziger Jahren gab Franz Toldy nach und nach verschiedene religiöse Sprachdenkmäler heraus, meist mit Unterstützung einzelner katholischer Prälaten. Zuerst gab er im Jahre 1855 die in Versen verfasste *Catharinen-Legende* heraus, aus dem in der Bibliothek der Academie aufbewahrten Neuhäusler Codex, mit den prosaischen Catharinenlegenden aus dem Debreziner und dem Erdy-Codex und einer kurzen Lebensgeschichte der h. Catharina aus den Predigten Nicolaus Telegdy's. — Im selben Jahre erschien seine *«Immaculata in sieben alten Predigten, aus verschiedenen Codices, mit sprachlichen Anmerkungen»*. — Im folgenden Jahre gab er eine Sammlung alter ungarischer *Passionsgeschichten* heraus, mit sprachlichen Anmerkungen und alten Zeichnungen. — 1858 plante er die Herausgabe einer grössern Legendensammlung, doch erschien blos ein V. Band, der den ersten, legendarischen Theil des grossen *Debreziner-Codex* enthält: das *Debreziner Legendenbuch sammt der Christinenlegende*, mit einem Wörterbuche. — Endlich gab er noch 1857 den in der Budapester Universitätsbibliothek befindlichen sogenannten *Palatins-Codex* (*Nádor-C.*) heraus in zierlichem Druck, auf Kosten der Universität. — Toldy's Ausgaben haben für den Linguisten einen grossen Mangel: er befolgte mit ihnen grösstentheils auch andere Zwecke; er substituirte daher der ursprünglichen Schreibweise der Codices gewöhnlich die heutige (der einzige Nádor-Codex bildet eine Ausnahme), wobei er wiederholt entschieden falsche Lesarten giebt, was bei der Benützung seiner Ausgaben fortwährend vor Augen gehalten werden muss.

Unter den geschriebenen Sprachdenkmälern gebührt noch eine hervorragende Stelle der ungarischen Briefsammlung *Magyar Levelestár* (zur Förderung der Kenntniss ungarischer Sitten und Sprache herausgegeben von der historischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften. I. Band: 400 ungarische Briefe aus dem XVI. Jahrhundert. 1504—1560. Mitgetheilt von August Szalay; mit 9 lithogr. Tafeln 1861), in der wir einen treuen Spiegel der gesprochenen Volkssprache des XVI. Jahrhunderts besitzen.

Die in einzelnen Codices zerstreuten Ueberreste alter Poesie sind gesammelt im 1877 erschienenen I. Bande des *Corpus Poe-*

*tarum*. \* Mehr als zwei Fünftheile des Bandes nehmen die ausgezeichneten Anmerkungen Aron Szilády's ein, deren sprachgeschichtlicher Theil mit bewundernswerthem Gedächtniss und seltenem Fleiss zusammengestellt ist.

Seit einigen Jahren herrscht bei uns auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft und der verwandten Disciplinen reges Leben. Es entstand eine Philologische Gesellschaft, es wurde eine allgemeine philologische Zeitschrift ins Leben gerufen, auf der Universität zu Budapest wurde ein besonderer Lehrstuhl errichtet für ungarische Sprachwissenschaft, die bisher mit der ungarischen Literaturgeschichte verbunden war, und endlich ist eben jetzt eine Gesellschaft für ungarische Sprache, die Révai-Gesellschaft, im Entstehen begriffen, die voraussichtlich in den weitesten Kreisen Mitwirkung und Unterstützung finden wird. Diese Bewegung nahm im Jahre 1872 ihren Anfang, denn in diesem Jahre wurde an der Universität Budapest eine Lehrkanzel für vergleichende altaische Sprachwissenschaft errichtet, und zum Professor dieser Wissenschaft kein geringerer als Josef Budenz ernannt, der eben damals sein Ungarisch-Ugrisches Vergleichendes Wörterbuch herauszugeben begann, welches das grundlegende Werk für alle weitere Forschung auf diesem Gebiete geworden ist; und im selben Jahre wurde von unserer Academie neben der ältern Zeitschrift für *«Sprachwissenschaftliche Mittheilungen»* (*Nyelvtudományi Közlemények*) und neben der Serie der *Sprachwissenschaftlichen und Aesthetischen Abhandlungen* der *«Ungarische Sprachwart» Magyar Nyelvőr* ins Leben gerufen, der in erster Reihe zur Bekämpfung der in der Literatur überhand genommenen Soloecismen und Barbarismen bestimmt war, jedoch unter der vorzüglichen Leitung seines Redacteurs Gabriel Szarvas bald zu einem Brennpunkte für alle ungarischen sprachwissenschaftlichen Bestrebungen geworden ist. Und nun wurde sowohl auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung, als auch auf dem der Sprachreinigung die Nothwendigkeit immer fühlbarer, auch die historisch belegbare Entwicklung unserer Sprache zu kennen und wieder auf der von Révai so ruhmvoll betretenen Bahn fortzuschreiten, nachdem sie ein halbes Jahrhundert hindurch unsern Blicken durch «wissenschaftliche» Luftschlösser entzogen war, deren Erbauer nicht von dem Drange nach Wahrheit und Wissenschaft beseelt waren, sondern im Dienste einer missverstandenen Phrase gestanden hatten, jener Phrase, die dem nationalen Stolze mit sprachlicher «Selbstständigkeit» und «Ursprünglichkeit» schmeichelte. Die Luftschlösser

\* S. die Anzeige desselben (von Gustav Heinrich) im II. Bande dieser *«Literarischen Berichte»*, S. 463—468.



sind nun abgerissen und über die Trümmer derselben führt nun wieder die mühselige, doch reichlich lohnende Bahn positiver Forschung.

Das erwähnte Bedürfniss der historischen Sprachkunde ward der Ausgangspunkt zweier grosser Unternehmungen.

Im Jahre 1873 vereinigten sich die in Budapest sesshaften Linguisten und Literaturhistoriker zum Zwecke der Materialiensammlung für ein *sprachgeschichtliches Wörterbuch*, und zu ihnen gesellten sich sofort Mitarbeiter aus allen Theilen des Landes. Ein halbes Jahr später hatte sich schon die Academie der Sache angenommen, die Arbeit ging raschen Schrittes vorwärts, und jetzt, nach Ablauf von fünf Jahren, ist das gesammte Material auf Zetteln bearbeitet und bereits alphabetisch geordnet, so dass wir nun bald an die Redaction des Wörterbuches gehen können. Das gesammelte Material enthält den Wörschatz sämmtlicher handschriftlicher Denkmäler und der ältern gedruckten Literatur ungefähr bis zum letzten Jahrzehent des XVIII. Jahrhunderts, wo die bewusste Sprachentwicklung, die bei uns eine grosse Rolle spielte, ihren Anfang nahm.

Das zweite Unternehmen ist die in einer Sammlung vereinigte, leicht zugängliche und vollkommen verlässliche Herausgabe der wichtigern *schriftlichen Sprachdenkmäler*. Der Plan ging von Josef Budenz, Gabriel Szarvas und Georg Volf aus; bald hatte ihn die sprachwissenschaftliche Commission der Academie sich angeeignet, und seit 1873 wird er mit der grössten Energie und mit glänzendem Erfolge seiner Verwirklichung zugeführt. Der Titel der Sammlung lautet: *Nyelvemléktár (Sprachdenkmälersammlung). Alte ungarische Codices und Drucke. Redigirt von J. BUDENZ, G. SZARVAS und A. SZILÁDY. Herausgegeben von der sprachwiss. Commission der ung. Academie der Wissenschaften*. Die erschienenen Bände enthalten blos Codices. Bisher sind *sechs Bände* erschienen und der siebente befindet sich unter der Presse. Der dritte Band wurde durch L. Komáromy und P. Király edirt, die Herausgabe aller übrigen Bände besorgte Georg Volf, der sich mit bewundernswerther Ausdauer und mit unübertrefflicher Genauigkeit und Sorgfalt dieser Arbeit unterzog, für die er verdienter Massen zum corresp. Mitglieder der Academie erwählt worden ist.

Werfen wir einen Blick auf den Inhalt der einzelnen Bände.

Die ersten drei Bände erschienen zu gleicher Zeit 1874. — Der erste Band enthält die zweite Ausgabe des *Wiener* und des *Münchener Codex*, mit genauer Collation der zu diesem Behufe hiehergesandten Originale.

Im zweiten Bande erschienen acht Codices zum ersten Mal\*.

\* Der Winkler-Codex war zwar längst gedruckt (in den Alten Ung. Sprachd.), erschien aber nie im Handel.

Sie sind durch verwandten Inhalt vereint, da sie durchgehends aus Gebeten und frommen Betrachtungen bestehen. Es sind dies: der *Weszprémi-C.*, *Peer-C.*, *Winkler-C.*, *Sándor-C.*, *Gyöngyöser C.*, *Thewrewk-C.*, *Kriza-C.*, *Bod-C.* Das Alter ist blos von dreien dieser CC. bekannt; der Winkler-C. stammt aus dem Jahre 1506, der Thewrewk-C. aus 1531, und der Kriza-C. aus 1532.

Der dritte Band enthält den *Tyrnauer C.*, das *Leben des h. Dominik* und den *Virginia-C.* Der erste und der letzte dieser Codices bestehen aus frommen Betrachtungen; der mittlere erzählt ausser dem Leben und den Wunderthaten des h. Dominik auch «das Leben mehrerer seligen Patres aus dem Predigerorden». Der erste wurde 1513 und 1512, der zweite 1517, der dritte wahrscheinlich ebenfalls zu Beginn des XVI. Jahrh. geschrieben.

Der vierte und fünfte Band erschienen 1876 und enthalten blos den *Érdy-C.*, der nicht blos bezüglich seiner Sprache einer der interessantesten ist, sondern sich auch an Grösse mit allen dreizehn frühern Handschriften messen kann. Inhalt und Alter dieses C. haben wir oben erwähnt.

Der sechste Band ist unlängst erschienen (obwohl das Titelblatt 1877 besagt) und bietet die folgenden CC. in erster Ausgabe: den *Tihanyer C.*, den *Kazinczy-C.* und den *Horvát-C.* Den Inhalt aller drei bilden Predigten, zum Theil auch Legenden. Der erste wurde 1530—1532, der zweite 1526. 1527 und 1541, der dritte 1522 geschrieben.

Der im Erscheinen begriffene siebente Band wird den wichtigen *Ehrenfeld-Codex* enthalten, dessen wir oben schon Erwähnung gethan, und ausserdem noch folgende CC.: *Simor-C.*, *Cornides-C.*, das *Leben der h. Christine*, *Vitkovics-C.* und *Lányi-C.*

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass auch dieses rühmenswürdige Unternehmen im Vereine mit andern neuern Erscheinungen verwandter Richtung dem Studium und der Pflege unserer nationalen Sprache einen erfreulichen Aufschwung verleihen wird, einem Studium, das für uns eines der wichtigsten, vielleicht sogar von allen das wichtigste ist.

DR. SIGMUND SIMONYI.

**Monumenta Comitalia Regni Transylvaniae. Erdélyi országgyűlési Emlékek.** (*Siebenbürger Landtagsacten*). Im Auftrage der historischen Commission der ungarischen Academie mit geschichtlichen Einleitungen herausgegeben von ALEXANDER SZILÁGYI, ordentl. Mitglieder der Academie. I—IV. Band (Jahre 1540—1601). Budapest 1875—78.

Nachdem die ungarische Academie die Herausgabe der ungarischen Reichstagsacten beschlossen, stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, auch die Landtagsacten Siebenbürgens «in der Epoche als es sich unter



eigenen Fürsten eines eigenthümlichen staatlichen Lebens erfreute», der historischen Forschung in grösserem Maasse zugänglich zu machen. ALEXANDER SZILÁGYI, hochverdient als Forscher der siebenbürgischen Landesgeschichte, übernahm das Werk, das eine willkommene Ergänzung der in dieser Zeitschrift besprochenen «Ungarischen Reichstagsacten» von WILHELM FRANKÓI bietet, und sich diesem gross angelegten Unternehmen würdig zur Seite stellt.

Ist das XVI. Jahrhundert im Allgemeinen die Periode des ersten grossen Aufschwunges, der den ungarischen Volksgeist in allen Tiefen aufrüttelte, so sind alle Bewegungen dieser wichtigen und interessanten Zeit in Siebenbürgen concentrirt. Die ihnen innewohnende Macht zeigt sich innerhalb der kleinlichen Verhältnisse des Landes um so mehr in allen ihren Aeusserungen und Phasen. Die beratenden Versammlungen: der Senat und die Landtage und ihre Geschichte bilden eine wichtige, für die Kenntniss der innern und Culturverhältnisse wohl die wichtigste Seite des Bildes, welches uns die an Einzelheiten beinahe beispiellos reiche Geschichte dieses Jahrhunderts aufrollt. In Ungarn besteht neben der Macht der Reichsversammlungen, die in ihrem innersten Wesen fremde unb widersprechende Hauspolitik des Königs. In Siebenbürgen herrscht die ständische Verfassung in einem Maasse, wie dies sonst nur in Polen der Fall war.

Bei dem regen particularistischen Heimatsgeföhle, das die Siebenbürger aller Nationalitäten von jeher auszeichnet, ist es selbstverständlich, dass die Geschichte ihrer Landtage, auch abgesehen von ihrer gesetzlichen Wirksamkeit, in allen Kreisen lebhaft gepflegt wurde. Fürst Bethlen liess zuerst 1619 die Beschlüsse der Landtage sammeln und herausgeben. Die «Approbata Constitutio» des Fürsten Georg Rákóczi II. blieb in wichtigen Theilen bis ans Ende des XVIII. Jahrhunderts gültig. GEORG JEREMIAS HANER, Superintendent der siebenbürger Sachsen, stellte um 1765 die Gesetzartikel in einem umfangreichen, aber oft lückenhaften Werke zusammen. Das Gubernium von Siebenbürgen verfügte im Jahre 1770 die Sammlung der Actenstücke; Einzelne, in erster Linie Baron Samuel Bruckenthal erwarben besondere reiche Collectionen. Die Geschichte dieser Landtage bearbeiteten schon früher Graf JOSEF KEMÉNY und JOSEF TRAU SCH. Nachdem der Herausgeber des gegenwärtigen Werkes die in Betracht kommenden Archive des In- und Auslandes durchforscht, finden sich nur für den Zeitraum 1540—1556 (I. Band) grössere Lücken vor. — Es ist nicht zu erwarten, dass Wesentliches zu dieser Sammlung hinzukommen werde, da die meisten fehlenden Stücke wahrscheinlich bei der grossen Verwüstung des Karlsburger Archives durch die Tartaren im Jahre 1658 zu Grunde gegangen sind.

Der Ausgangspunkt des Werkes ist das Todesjahr des Königs Johann (Zápolya), 1540, als Siebenbürgen seine Selbständigkeit im Gegensatz zu den Türken und dem Habsburg'schen König von Ungarn geltend zu machen begann, und sich dieses Gefühl des besonderen staatlichen Lebens auf den Landtagen auszuprägen anfang, die früher (1526—1540) nur Par-

teiversammlungen der beiden grossen um das Königthum streitenden Richtungen waren. Die Geschichte der inneren Verhältnisse des Landes in diesem Zeitraume handelt insbesondere von der neuen Organisation des Landes, das durch die äussern Verhältnisse gezwungen wurde, sich selbständig von dem Mutterlande zu gestalten, und dem nie aufgegebenen Bestreben, die Errungenschaften der Cultur nie, auch in den kritischsten Momenten nicht zu gefährden. Die äussere Geschichte stellt die verschiedenen, stets wiederholten Versuche dar, sich mit beiden mächtigen Nachbarn, dem König von Ungarn und der Hohen Pforte auseinanderzusetzen. Ihre ganze Entwicklung und die mannigfache Verwebung dieser inneren und äusseren politischen Interessen, zu denen noch das allgemein europäische Interesse der Reformation und des Kampfes gegen Habsburg kam, tritt in erster Reihe in den Landtagen hervor. Sowie SZILÁGYI schon früher in seiner «Geschichte Siebenbürgens»\* die Ereignisse dieser Epoche lebensvoll dargestellt hat, sind auch seine jetzigen Einleitungen voll der werthvollsten historischen Informationen, nicht blos Auszüge der Acten, sondern zugleich für ihre Ergänzung und Kritik wichtige Zuthaten bietend. Sie bieten mehr als sie versprechen: so zu sagen eine actenmässige Darstellung der wichtigsten Momente der auswärtigen Politik des Landes, besonders für die Epoche Sigismund Báthori's. Dennoch können sie ihrer ganzen Anzahl nach nur Bruchstücke der einzelnen Entwicklungen liefern. Wir wollen uns bestreben, auf Grund des ganzen Werkes die Ausgangspunkte der Entwicklung in diesem Zeitraume kurz darzustellen.

Nach dem Tode des Königs Johann sollte sein Reich, auf Grund des Friedens von Grosswardein, an den Gegenkönig Ferdinand I. fallen. Der Landtag von Schässburg vom 29. Aug. 1540 erkannte dies Recht voll an. Wir sehen aber zugleich, wie der Woiwode Majláth, der Abstammung nach ein Walache, Alles anbietet, um zwischen der Pforte und Ungarn zu einer selbständigen Herrschaft zu gelangen. Es war der türkische Gesandte, der diesen Plan durch seine Gefangennahme am 20. Juli 1541 vereitelte. Einem grösseren Geiste war es vorbehalten, die Bedingungen der Selbständigkeit des Landes zu erkennen und dies Ziel zu erreichen.

Unter König Johann, den ja seine Feinde stets nur den «Weyda» nannten, war Siebenbürgen zwar wichtig, da es ihm treuer blieb, als sein stets schwankender Anhang im Reiche, konnte aber dennoch nicht als Centrum seiner Regierung gelten. Anfangs war die allgemeine Meinung im Lande gegen seine Gemalin und Nachfolgerin Isabella gerichtet, von der man glaubte, sie werde ihren Sitz nach dem Falle Ofens im Lande nehmen, und dadurch die Macht des nach Unabhängigkeit strebenden Adels brechen. Man wollte sie gar nicht ins Land lassen. Dies zwang wieder die Königinwitwe, Ferdinand für sich zu gewinnen, damit sie wenigstens eine Entschädigung erhalte. Unter diesen Umständen erwachte in der Seele Georg Martinuzzi's, «des Mönches von Siebenbürgen», der Gedanke, in Sie-

\* Erdélyország története. I. Bd. 1861. Seite 270—450.



benbürgen auf national-ungarischer Grundlage einen Staat zu organisiren, und diesen als Schranke zwischen dem Sultan und dem Römischen König aufzurichten. Alles war gegen ihn, aber er wusste den Sultan für sich einzunehmen; geschützt von dessen Namen erschien er in der Versammlung.\* Für den Schutz sollte an die Pforte ein Jahrestribut von 10.000 Goldgulden abgeführt werden, «wenn auch kein Heller im Lande bleibt». Einen Monat später konnte er nach hartem Widerstand der Stände seine Pläne durchführen.

Die Versammlung in Torda (Thorenburg), die er für den 29. März 1542 einberief, war eigentlich der Punkt, von dem die ganze Organisirung der öffentlichen Gewalten in Siebenbürgen während der Selbständigkeit des Landes seinen Ausgang nahm. Wir finden alle Factoren der späteren Entwicklung im Grossen und Ganzen schon fertig vor.

Martinuzzi wollte anfangs den Titel eines königlichen Statthalters führen, er begnügte sich aber auf den Rath des Bischofs Statileo mit dem bescheidenern eines Schatzmeisters. Es war ihm um das Wesen der Macht, nicht um ihren Schein zu thun. Er vereinigte alle Fäden der Regierung in seiner Hand. Ihm wurden die Steuern bewilligt, deren Erhebung im ganzen Jahrhundert auf demselben Fusse — ein Gulden, weniger einen Denar von jeder Porte — blieb. Die Hauptsache war, dem Adel seinen Einfluss auf die Landesgeschäfte zu lassen, ohne dass die Adelherrschaft in Oligarchie ausarte, und seine Ansprüche auf Selbstregierung mit der drohenden Wucht des türkischen Einflusses und dem daraus sich ergebenden Bedürfnisse der Einheit und Centralisation zu vereinen. Auch die Königin, als deren Stellvertreter er wirkte, musste rücksichtsvoll behandelt werden.

Die Behörde, in deren Händen die Entscheidung der grossen Angelegenheiten lag, war der Senat, an Macht und Wirkungskreis dem polnischen Senate und den schwedischen Reichsräthen im XVIII. Jahrhundert vergleichbar. Die drei Bestandtheile des Landes waren im Senate zu gleichen Theilen vertreten. Sieben Mitglieder wählten die Ungarn, je einen aus einem Comitatus, sieben die Sachsen und sieben die Székler. Der 22te Senator vertrat das Capitel von Weissenburg. «Durch die Gnade Gottes kamen die drei Nationen überein, den Frieden in ihrer Mitte zu erhalten, die Reichsangelegenheiten in Frieden, mit gleichem Rathe und in Eintracht zu erledigen, und dem Herrn Statthalter zu gehorchen, gemäss der Freiheit und Gewohnheit des Reiches». \*\* Durch ihre Uebereinkunft, ihre Kräfte über Aufruf des Statthalters bei Strafe der Confiscation aufzubieten, war auch die militärische Einheit des Landes gewahrt.

Diese Dreieinigkeits der Nation ist es, welche das Staatsleben der kleinen Wojwodschaft so eigenthümlich und vielseitig gestaltete. Im Centrum, im Norden und Westen der starke, ungebrochene Adel ungarischer

\* In Székely-(Maros-)Vásárhely 20. Januar 1542.

\*\* Artikel zu Thorenburg, 4. I. 84.

Nation mit seinen Hintersassen und den nur schwer in ein politisches Leben sich einfügenden, halb nomadischen Wallachen, die kriegerische Bauernschaft der Székler, einer ostfränkischen Mark zur Zeit Carls des Grossen vergleichbar; die industriellen, wehrhaften, reichen Städte der Sachsen — das waren Gegensätze, wie sie selten zu einträchtigem Wirken auf so geringer Fläche zusammentraten. In ihrer Vereinigung zeigte sich die Macht der staatenbildenden Idee, als deren Vertreter jetzt Martinuzzi auftrat.

Die Regierung ruhte in den Händen einiger grossen Familien, wenn nicht eine Hand von der Wucht Martinuzzi's, Stefan Báthory's oder die Tyrannie Sigmund Báthory's jeden Widerstand beugte.

Gerade die unentwickelten Zustände und die Kleinheit des Landes verursachten die Entwicklung einer kräftigen Aristocratie, deren Mitglieder eifersüchtig die Gleichheit unter sich wahrten. Die Fürstenfamilien des Landes, die Zápola, Báthori, Rákóczi stammten aus Ungarn; die Siebenbürger Bethlen und Apafi waren von der Pforte octroiirt. Es war beinahe wie in den mittelalterlichen italienischen Republiken, deren Verfassung forderte, dass der Podestà ein Fremder sein müsse. Nichtsdestoweniger herrschte in den Reihen des Adels, denen sich der sogenannte erste Stand der Székler (primipili) und einige sächsische Patricierfamilien anschlossen, ein sehr reger politischer Ehrgeiz, dessen Aeusserungen das Land stets zerrütteten, wenn nicht die fürstliche Macht sie niederhielt. — Es fehlte vor Allem der grosse Regulator des ungarischen öffentlichen Lebens, das Comitatus, welches die grosse Masse mittlerer und kleiner freier Grundbesitzer gegen die Ausschreitungen der mächtigen Magnatenfamilien vereinigte. Das ganze Staatsleben erhielt auf diese Weise einen turbulenten Ausdruck in den Reichstagen; es herrschte auf denselben viel mehr der Factionsgeist und die persönlichen Interessen vor, als im ungarischen, wo schon die Grösse der mitwirkenden Factoren die Anwendung kleinlicher Mittel beinahe unmöglich machte. Im Allgemeinen zeigen die politischen Zustände eine grössere Verwandtschaft mit den polnischen als mit den ungarischen Verhältnissen. Erst nach den grossen Hinrichtungen Sigmund Báthori's (1594) trat eine Zeitlang ein Zurücktreten des adeligen Familieneinflusses ein. Auch das schärfere Hervortreten einer türkischen und einer Habsburgischen Faction seit dieser Zeit trug zur Nivellirung der kleineren, mehr persönlichen Schattirungen bei.

Die acht ungarischen Comitatus, welche dem Frieden von Grosswardein gemäss bei Zápola blieben, standen diesen neuen Anordnungen anfangs fremd, beinahe feindlich gegenüber. Auf ihrer ersten gemeinschaftlichen Versammlung in Grosswardein beschlossen sie den Anschluss an Ferdinand und verweigerten dem Statthalter die Steuer. Sie wollten zum Königreich gehören. Auch an dem regen nationalen Gefühle des Mönches und der Siebenbürger Herren dürfen wir nicht zweifeln; die Sachsen waren überdies durch den deutschen König angezogen. Dem allgemeinen Wunsche, den Frieden von Grosswardein zu vollstrecken, stand nur ein Mo-



ment entgegen, das aber mächtig genug war, Alles scheitern zu machen. Auch später stand in erster Linie die Türkengefahr dem allgemeinen Wunsche der Vereinigung mit Ungarn entgegen. Die verschiedensten Aeusserungen aus dem ganzen Zeitraume lassen nicht daran zweifeln, dass die Siebenbürger neben den Vortheilen auch die Gefahren ihrer Stellung hassten, und sich der Türkenherrschaft als dem kleineren Uebel unterwarfen, nicht aus Neigung, sondern aus Noth. Ferdinand hatte nicht Macht genug, das entfernte Land vor den Türken zu schützen. So lange noch Hoffnung hiezu war, hielt Martinuzzi bei ihm aus, aber das schmachvolle Ende des nach grossen Vorbereitungen unter der Führung des Churfürsten Joachim von Brandenburg vereinigten deutschen Reichsheeres bewies auf's Neue, dass Ungarn, auch im Bunde mit Deutschland, nicht stark genug sei, dem Sultan gegenüber das Feld zu halten. Offen war in türkischer Gewalt, die osmanische Grenze schnitt von Tag zu Tag tiefer in das Fleisch des Reiches. Das Land sah keine andere Rettung, ausser dem Scharfsinne des Mönches. Die Versammlung in Torda (20. December 1542) erneute die Union der drei Nationen und gab alle Macht in die Hände des Statthalters. Es war der erste Versuch, ganz unabhängig zu sein, sowohl von der Habsburgischen Dynastie, als dem nationalen Hause Zápolya. Einige Wochen später sagten sich die ungarischen Comitate von Zápolyas Witwe los und schwuren Ferdinand Treue. \* Nur im Jahre 1544 gelang es, die Theilversammlung in Debreczin zur Zahlung der Türkensteuer zu vermögen. Es war keine Einheit vorhanden. Martinuzzi wollte sie schaffen. Für den Reichstag von Thorenburg (1. August 1544) berief er auch die ungarischen Comitate. Sie bestätigten ihn als Schatzmeister und Oberrichter, machten ihn aber der Königin Isabella verantwortlich. Die Hauptsache jedoch war, dass der neunte Punkt der Beschlüsse für jedes Jahr die Abhaltung einer gemeinen Versammlung der ungarischen und siebenbürgischen Stände ausschrieb, wodurch die Einheit des Staates und der Regierung gesichert wurde. (I. 190.) Von einer durchgreifenden Einheit in Beziehung auf Verwaltung, Finanzen, Heer, kann die Rede nicht sein; im Gegentheil, die historischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Theile wurden streng gewahrt, ebenso wie in Siebenbürgen selbst, im Rahmen der Union, die alten Rechte der drei Nationen. So betrug die „*dica*“ (Grundsteuer) der einzelnen Porte (Hufe, mansus entsprechend) in Siebenbürgen, wie oben erwähnt, 99 Denar, in den ungarischen Theilen (Partium) einen ganzen Gulden (100 Denar). Die Politik im Grossen ward von den Umständen bestimmt, keine persönlichen Meinungen konnten sie ändern. In den Anschauungen blieb Alles wie es früher war. Ungarn galt noch immer als das natürliche Haupt des Landes. Aber es zeigte sich auch ein reges Gefühl der staatlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Wie wichtig musste dies bei den Ungarn und Székeln sein, wenn ein *sächsischer* Geschichtschreiber, ein Mann des Stammes, der sich doch am meisten zur Habsburgischen Dynastie neigte, bei

\* 1543. 6. Januar in Grosswardein. I. 107.

der Nachricht, dass Sigmund Báthori, jedenfalls der schlechteste Fürst dieser Epoche, zurückkommen wolle, ausrief: quod ut verum sit faxit Deus clementissimus, ut a Germanorum capacitate liberemur. \* Einem besondern Fürsten aus dem kaiserlichen Hause hätten sie sich mit Freuden unterworfen. Das Land sah mit Stolz auf seine Selbständigkeit, die ihm nicht nur innere Ruhe, sondern auch äusseres Ansehen verschaffte. In diese Zeit fällt das Eindringen ungarischen Einflusses in die unteren Donauländer. Man betrachtete Siebenbürgen als Kernpunkt einer künftigen christlichen Donau-Conföderation. An den Wojwodenhöfen in Jasí und Trgovist war die ungarische Sprache die diplomatische, \*\* selbst der Tatarenkhan erinnerte sich, dass er scythischer Abkunft sei, wie die Ungarn, und mit ihnen Freundschaft halten müsse.

So waren die Grundlagen der Entwicklung des neuen Staatswesens beschaffen. Der Reichstag war ein treuer Ausdruck dieser verschiedenen Elemente; sein verfassungsmässiges Recht, die Steuern und den Heeresdienst auszuschreiben, kam während der ganzen Zeit der Selbständigkeit des Fürstenthumes gar nicht in Frage; auf so starker Basis ruhte seine Nothwendigkeit. Wir können die Fülle der in diesem Zeitraume verhandelten Geschäfte nicht einmal erwähnen, und beschränken uns darauf, Einiges über seine Zusammensetzung, seine Geschäftsordnung und Entwicklung aus dem reichen Schatze der Daten, die Szilágyi's Werk bietet, beizubringen.

So paradox es auch scheinen mag: trotz des verfassungsmässig so hohen Wirkungskreises der Landtage, konnten sie nicht entfernt die Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen, wie sie die ungarischen Reichstage als Vertreter des nationalen Geistes besaßen. In Ungarn gab es zwar den Palatin als Vermittler zwischen Volk und Thron, aber sein Rath konnte nicht als politischer Körper gelten; nur die königliche Partei war darin vertreten. In Siebenbürgen war dagegen der Senat so zu sagen die Quintessenz der drei Nationen; alle grossen Interessen, sowohl die öffentlichen als die persönlichen, waren in ihm repräsentirt. Der Reichstag that in den meisten Fällen nichts, als nach Anhörung der fürstlichen Vorschläge und einiger Reden, die Steuer zu bewilligen oder den Heeresdienst je nach dem Bedürfnisse auszuschreiben. Daraus erklärt sich auch die kurze Zeitdauer der Versammlungen, die sich in den meisten Fällen innerhalb einer Woche auflösten. \*\*\*

Nach altem Rechte war es die Pflicht eines jeden Adligen, auf den Landtagen zu erscheinen. Es war noch die alte bewaffnete Berathung der Freien. Das Heer konnte sich als Landtag constituiren, wie es noch 1600 in Grid Vidombak und Láczfalva geschah (IV. 395—400). Dass es als Pflicht, als Last galt, in den Versammlungen zu erscheinen, ebenso wie im XV. Jahrhundert in Castilien, sehen wir besonders in einem Beschlusse

\* Trausch' Kronik. Vgl. IV. 50.

\*\* Siehe die Briefe Michaels und seiner Bojaren. IV. 304—307.

\*\*\* Die Versammlung in Klausenburg 1560. 11. November beendigte ihre Arbeiten an einem Tage. S. II. 136.



der Versammlung in Sebesvár (1598. oct. 31., nov. 1.), der dem Fürsten dafür Dank zollt, dass er gesonnen sei, für längere Zeit keinen Landtag einzuberufen \* Nur die sächsischen Städte sandten gewählte Deputirte. Um aber dem unbequemen Zusammenströmen einer so grossen Menge auszuweichen, hielten die Fürsten nur selten allgemeine Landtage ab. Nur in besonders wichtigen Fällen geschah dies noch. So berief Stefan Báthory 1571 einen allgemeinen Landtag, \*\* um sich der Beistimmung des Landes zu den gegen den Kaiser und seine Schützlinge zu ergreifenden Massregeln zu versichern. So wieder 1575, um den Aufstand des Békes und seiner Anhänger gesetzlich zu bestrafen, «da er es auch anders gekonnt hätte»\*\*\* Fürst Christof Báthory hielt 1578 einen allgemeinen Landtag in Klausenburg ab, um über die wichtigsten religiösen, finanziellen und gerichtlichen Institutionen ins Reine zu kommen. † Auch die Bestimmung der Erbfolge für Sigismund Báthory ging auf allgemeinen Landtagen vor sich. †† Selbst dieser eigenmächtige Fürst hielt es für nöthig, das ganze Land einzuberufen, als er entschieden für den König Rudolf gegen den Sultan Partei nehmen wollte, und ausserordentlicher Steuern und Heeresstellungen bedurfte. †††

Es bestand gar keine Regel für den Ort, an dem die Versammlungen abgehalten wurden. Marosvásárhely, Klausenburg, Weissenburg und Torda beherbergten die meisten. Nur die Regenten während der Unmündigkeit Sigmund Báthory's hielten sich stets an Weissenburg. Sobald einer unter ihnen, Giezy, zur grössten Macht gelangte, bestimmte er den Versammlungsort sofort freier. Man wollte nicht immer eine Stadt mit der Einquartirung der Stände belästigen. § Nur die grossen sächsischen Communen, Herrmannstadt und Kronstadt, waren von dieser Last verschont.

Der Unterschied zwischen den generalen und partialen Versammlungen war kein verfassungsmässiger, doch machte er sich fühlbar, indem die partiale Versammlung vom 2. Februar 1569 sich für incompetent erklärte, über die Heerespflicht der Adeligen, die nur eine Feuerstelle besitzen, zu entscheiden, da der Fürst zu diesem Zwecke einen allgemeinen Tag berufen müsste (II. 353).

Besonders die Székler hielten am Rechte des Erscheinens eines jeden Freien bei den Landtagen fest. Zur Fürstenwahl im Jahre 1571 war eine

\* IV. 243. Dass deine Hoheit uns nach unserer gegenwärtigen Heimreise gnädig von der Convocation zu einer neuen Versammlung verschonen will, werden wir Deiner Hoheit, als unserm gnädigen Herrn, vergelten.

\*\* Nach Klausenburg 19. November II. 412.

\*\*\* Klausenburg, 25. Juli. II. 444.

† III. 17. Der Landtag erledigte die zahlreichen und wichtigen Aufgaben in neun Tagen (27. April—5. Mai).

†† III. 38. In Klausenburg 1. Mai 1581.

††† III. 303 und 310. In Weissenburg 2. Februar 1594 und in Thorenburg, 12. Mai 1597.

§ Neun Reichstage von 1581 20. Sept. in Weissenburg. Im Sept. 1585 wieder in Thorenburg.

partiale Versammlung nach Weissenburg anberaumt. Die Székler beschloßen, bewaffnet nach ihren drei Ständen zu erscheinen.\* Damals gelang es noch dem überlegenen Einflusse Stefan Báthory's, sie zum Rückzuge in ihr Lager nach Tövis zu vermögen.

Die Art der *Vertretung* der einzelnen Comitate und Städte war bei den verschiedenen Versammlungen nicht dieselbe. Nach Art. 19 der Versammlung von Enyed 1560 (10—15. März) sollte der Fürst die Mitglieder der vornehmeren Familien besonders zu den partiellen Versammlungen laden.\*\* Ein derartiger Landtag konnte nur als erweiterter Senat betrachtet werden. Zu dem Reichstage von Thorenburg 1566, 10. März, gebot Fürst Johann Sigismund von jedem Comitате vier hervorragende Männer abzuschieken, damit die Kosten erspart würden.\*\*\* Zu dem ersten Landtage nach dem Tode Johann Sigismunds (1571, 27. Mai) schrieben die Testamentsherrn aus Furcht vor den Székleren einen partiellen Landtag aus (s. oben). An diesem sollten aus jedem siebenbürgischen und ungarischen Comitате und jedem székler Stuhle je zehn Vornehme gewählt werden, von den sächsischen Stühlen und Städten je sechs, die Königsrichter inbegriffen (II. 385). Die Ausgebliebenen wurden durch das öfters erneute Gesetz vom 29. November 1543 zu 50 fl. Strafe verurtheilt. I. 119.

Es ist selbstverständlich, dass die Landtage die verschiedensten Angelegenheiten verhandelten. Nur vom Landtage vom Jan. 1600, den der Woywode Michael einberief, finden wir die Nachricht, dass er nichts gethan.† Sie bekümmerten sich auch nicht viel um die strenge Begrenzung des staatlichen Wirkungskreises, noch um die Unterscheidung von Gesetz und Verordnung. Heute wenden sie ihre Aufmerksamkeit einem Gegenstande zu, der durch Verordnungen oder Statuten der Municipien erledigt werden konnte; morgen erheben sie sich in hohe Regionen, wo die ewigen Interessen der Gewissensfreiheit erwogen werden, und die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche Form und Regel gewinnen; heute berathschlagen sie über ein polizeiliches Placat, morgen stellen sie Normen über die wichtigsten Theile der Verwaltung auf, oder stürzen sie.†† Es ist für uns unmöglich, auch nur die wesentlichsten Punkte über die religiösen, volkswirtschaftlichen, diplomatischen und juridischen Verhältnisse hervorzuheben. Wir hoffen, der Herausgeber wird sie in seinem Werke über die Geschichte Siebenbürgens, welches wir von ihm erwarten, in die rechte Beleuchtung stellen.

Nur eins hervorzuheben sei noch getattet: das Bewusstsein ihrer

\* 21. Mai. II. 393.

\*\* II. 177. Conclusum est ut primores vel proceres dominorum regnicolarum de maioribus familiis, ad comitia partialia in futurum celebranda, specialiter per literas Maiestatis sue convocentur interesseque debeant.

\*\*\* II. 297. Quatuor praestantes viros, ut sumptibus parceretur.

† IV. 352. Nihil aliud fuit actum quam libitum et pecunia exhibita.

†† B. Sigmund Kemény *Erdély Közeletéből* (Aus dem öffentlichen Leben Siebenbürgens. Studien) Bd. II. 13.



Wichtigkeit, das diese Versammlungen erfüllte, und die Consequenz, mit der sie ihr höchstes Recht, das der Steuerverweigerung, ausübten. «Es war immer das Recht dieses Landes, seine Herrscher frei, ohne Beschränkung zu wählen, die ohne die Bestimmung des Landes nichts Dauerndes vollführen konnten, während die Stände das Recht hatten, die Institutionen zu ändern».\* Der Tag zu Klausenburg (1553, 6. Januar) stellte König Ferdinand vor, dass die Stände auch ohne sein Einberufungsschreiben das Recht haben sollen, gegen unruhige Herren zu beschliessen (I. 375). Der Landtag von Klausenburg (1550, 2. Februar) beschloss, keine Steuer zu bezahlen (ausgenommen die Türkensteuer), so lange das Einverständniss zwischen den Herren nicht zu Stande gekommen sei (I. 256). Auf dem Tage in Thorenburg (1552, 22. Mai) verweigerten die Sachsen und Székler dem Statthalter Castaldo, dem Mörder des Martinuzzi, die Steuer (I. 361).

Im Allgemeinen geht ein kühner, scharfer, entschiedener Zug durch diese alterthümlichen, oft naiven Actenstücke. Es waren Ausflüsse des Geistes, der in der damaligen gedankenbewegten Epoche stets auf der äussersten Linken der neuen europäischen Ideen sich befand. «Jenseits der siebenbürgischen Verhältnisse stand in politischer Beziehung blos noch die polnische Anarchie; in religiöser Beziehung die phantastischen Versuche der Secten».

Wir müssen uns begnügen, in diesen Zeilen den werthvollen Inhalt der vorliegenden gehaltvollen Bände blos angedeutet zu haben, und empfehlen das Werk wiederholt Allen, die sich mit der europäischen Geschichte befassen. Die Einleitungen haben, abgesehen von ihrem Inhalt, überdies den Vorzug, leicht anziehend und detaillirt geschrieben zu sein.

Dr. H. MARCZALI.

\* Vorstellung in der Versammlung zu Megyes, 14. Dezember 1588 (nicht 1589 wie im Texte steht). III. 85.

## SITZUNGSBERICHTE.\*

### I. NATURWISSENSCHAFTEN.

Bericht von Dr. J. FRÖHLICH.

Wir beschränken uns bei dieser Gelegenheit nur auf die kurze Mittheilung der in den verschiedenen wissenschaftlichen Vereinen während des letzten Quartals 1878 gehaltenen Vorträge und beabsichtigen, die während dieser Zeit ausserhalb derselben stattgefundenen wissenschaftlichen Bestrebungen im nächsten Hefte zu besprechen.

Auf dem Gebiete der Zoologie finden wir einen interessanten Vortrag von O. HERMANN, *über eine eigenthümliche Fortbewegungsart der Spinnen*, mitgetheilt in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 18. Dec. 1878. Bekanntlich sind die Spinnen im Stande, durch Verlängerung oder Verkürzung des Fadens, an dem sie hängen, verticale Bewegungen auszuführen; dieselben benützen jedoch ausserdem den jeweilig herrschenden Wind mit grosser Geschicklichkeit, um sich durch denselben, in Verbindung mit einer angemessenen Verlängerung oder Verkürzung des Fadens, in geeignete pendelartige Schwingungen zu versetzen. Ist die Schwingung weit genug, um die Spinne zu dem gewünschten Punkte zu tragen, so fasst sie dort festen Fuss und setzt ihre Bewegung auf diese Weise fort.

In derselben Sitzung zeigte Prof. PASZLAWSZKY sechs verschiedene Exemplare der kürzlich nach Europa gebrachten *Telescop-Fische* vor, welche Herr A. v. Semsey in Paris angeschafft und dem Vortragenden zur weiteren Pflege und Züchtung überlassen hat.

In der Academiesitzung am 16. Nov. 1878 las V. BORBÁS eine botanische Abhandlung über die *Astrantia semiculae*. Bisher war nur ein Exemplar dieser Pflanze bekannt, welches Portenschlag gefunden hatte. Als der Vortragende im Jahre 1875 Dalmatien bereiste, fand er in der Gegend von Morte Santo mehrere Astrantien, jedoch war keine derselben dem Wiener Exemplare ähnlich, so dass Borbás dieselben als neue Pflanze beschrieb und als solche der ung. Academie vorzeigte. Im Sommer 1878

\* Den Bericht über die Arbeiten auf dem Felde der Philologie und Geschichte müssen wir Raummangels wegen für das nächste Heft zurücklegen.  
Die Red.



machte ihn der croatische Botaniker Vukotinovics darauf aufmerksam, dass auch die südslavische Academie (in Agram) demnächst eine *Astrantia* beschreiben würde, welche sowohl vom Wiener Exemplar, als auch von den Exemplaren des Vortragenden verschieden wäre. Die erwähnte Beschreibung erschien; als jedoch Borbás die Agramer Original-Exemplare zur Einsicht bekam, stellte es sich heraus, dass dieselben von seinen Exemplaren durchaus nicht verschieden waren. Er erbat sich auch dann das Wiener, als *Unicum* sorgfältig gehütete Exemplar, welches sich als eine verkommene Species der *Astrantia major* entpuppte, an welcher weder Blätter, noch Wurzeln vollkommen ausgebildet waren. Wir haben es hier somit nicht mit einer neuen, sondern mit einer schon lange bekannten Pflanzengattung zu thun.

Unter den Arbeiten auf dem Gebiete der Mineralogie und Geologie erwähnen wir an erster Stelle die Beschreibung der von Herrn ANDREAS v. SEMSEY in Paris aquirirten und dem Nationalmuseum gespendeten sehr werthvollen Mineraliensammlung, über welche Prof. Krenner in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 20. Nov. 1878. berichtete.

Der werthvollste Bestandtheil dieser Sammlung ist unstreitig ein wunderbar schöner Diamanterystall, dessen grösste Axe 16 mm. lang ist; derselbe ruht noch zum Theil in seinem dunklen Muttergestein, hat die Form eines Octaëders, welcher jedoch auch Flächenelemente von Triakis- und Hexakisoctaëder enthält; er ist von seltener Reinheit und vollkommen durchsichtig, ohne Sprünge und von hellgelblicher Farbe. Der Fundort dieses grössten aller in den europäischen Museen enthaltenen Diamante ist das Capgebiet, in der Mine de Beers, New-Rushe.

Sein Werth beträgt 2800 Fres. Was dieses Exemplar noch werthvoller macht, ist die feine crystallene Haut, welche es stellenweise bedeckt. Die mineralische Beschaffenheit dieser zerbrechlichen, leicht abschälbaren Haut ist noch unbekannt; der Vortragende beabsichtigt dieselbe baldigst zu untersuchen.

Ausser diesem erhielt das National-Museum noch drei Exemplare des sogenannten schwarzen Diamanten, oder, wie er auch häufig genannt wird, Carbonates. Es ist dies ein merkwürdiges Mineral; es besteht aus dunkelgrauer oder kohlschwarzer, glanzloser, rauhfächiger, haselnussgrosser Masse, deren Härte gleich derjenigen des Diamantes ist und hauptsächlich reine Kohle enthält. Der Carbonat dient im gepulverten Zustande zum Poliren von Edelsteinen, sogar des Diamanten, sonst wird er als Grabstichel benutzt, ja in letzter Zeit verfertigt man aus demselben vorzügliche Gesteinbohrer; mit solchen hat man z. B. auch einen grossen Theil des Mont-Cenis-Tunnels gebohrt. Sein Hauptvorzug besteht jedoch darin, dass er sich nicht so leicht spaltet, wie der crystallisirte Diamant, welcher sich bekanntlich in der Richtung der Octaëder-Flächen spaltet; ferner gestattet auch seine rauhe Oberfläche eine festere Fassung als jener. Dieser werthvolle Arbeits-Diamant wurde erst in den fünfziger Jahren in Europa bekannt und seitdem steigt sein Preis fortwährend. Nach der Untersuchung von Descloiseaux sind es entweder Aggregate von kleinen, dunkeln Octaëdern,

oder compacte Massen, welche auch unter dem Microscope als solche erscheinen, und dies ist der häufigste Fall; andere hingegen sind sehr porös.

Der Carbonat kommt in La Chapada in Brasilien, 360 Kilometer von Bahia vor, und zwar in einem eigenthümlichen Sande, worin schwarzer Turmalin, röthliche Zirkonerze, graue Staurolithe, Rutile vorkommen. Dieser Umstand und die Spuren von Gold, welche Descloiseaux im Carbonat fand, scheint zu der Folgerung zu berechtigen, dass das Muttergestein dieses cokeartigen Diamanten in älteren Krystallbildungen zu suchen sei.

Beachtenswerth sind ferner die vorzüglichen Topas-Crystalle, und zwar sowohl die wasserhellen aus Murszinks, als die bläulichen aus Alabaskha in Sibirien. Die wasserhelle Modification, deren Substanz aus Thonerde, Kieselsäure und Fluor besteht, wird zur Fälschung des Diamanten benützt, während die grünliche, welche auf grünem Rauchtopase ruht, sehr beliebte Edelsteine abgiebt.

Dieser, den Quarz an Härte übertreffende Edelstein lässt sich nach der Richtung der Endfläche vorzüglich spalten und in jedem, solcherweise abgespaltenen Blättchen sind die symmetrisch gelegenen optischen Axen sichtbar. Diese weissen sibirischen Topascrystalle werden durch Reiben electrisch und zwar in solchem Maasse, dass eine einfache Reibung mit dem Finger genügt, um einen solchen Crystall zu befähigen, kleine Metallstücke an sich zu ziehen. Auch ist dies Mineral thermoelectrisch, und zwar terminal-polar, in der Richtung der Hauptaxe, während die brasilianischen Exemplare bekanntlich central-polar sind in der Richtung der Nebenaxen.

In der Sammlung befinden sich auch zwei Exemplare jenes seltenen Mineralen, welches man nach seinem ersten Fundorte Atakama, in Amerika, Atakamit nannte. Von diesem Fundorte kamen nur kleine Crystalle; grössere, scharf ausgeprägte Krystalle finden sich in der Mine Burra-Burra bei Adelaide; von dort kamen in letzter Zeit so vollkommene Krystalle nach Europa, dass es gelang, dieses Mineral auch in formaler Beziehung zu untersuchen, was an den amerikanischen Exemplaren unmöglich war. Seine chemische Zusammensetzung ist schon seit längerer Zeit bekannt; er ist eine Verbindung des Kupferchlorid mit Kupferhydroxyd.

Ein wahres Prachtexemplar eines spanischen, almadener Zinnobers aus den B. Rothschild'schen Minen fesselt unsere Aufmerksamkeit. Die Crystalle übersteigen an Grösze 1 mm. Bekanntlich zeigt dieses Mineral die sogenannte Circular-Polarisation, jedoch 16mal stärker als Quarz, ja in Zwillings-Crystallen sind auch die Airy'schen Spiralen sichtbar. Da nun diese Zinnober-Crystalle ein für optische Zwecke sehr werthvolles Materiale liefern, so sind grössere Krystalle gegenwärtig nicht erhältlich. Ein anderer Zinnober, dessen Crystalle dreiseitige, scharlachrothe Säulen bilden, stammt aus Dington Mine, Lake Co, Californien. Sein schwarzes Muttergestein ist Metazinnabarit, dessen Staub nicht roth, sondern schwarz ist, und welcher nur eine amorphe Modification des einfachen Quecksilbersulphides bildet. Der ihm verwandte, schwarze Quadalcazarit aus Mexico, welcher eigentlich ein selenhaltiges Gemenge des Quecksilbersulphides mit dem Zinkoxyde ist,



befindet sich schon seit längerer Zeit im Besitze des National-Museums und wurde seinerzeit von Dr. Szenger gespendet.

Bemerkenswerth ist ein grüner Granat, welchen Nordenskiöld in Sibirien entdeckte. Gleich grünen, runden Körnern sehen wir ihn in einem serpentinartigen Gestein eingesprengt. Im Naturzustande ist er nicht auffallend; aber geschliffen erglänzt er im prächtigsten Roth, Rlau und Gelb, gerade als ob er grüner Diamant wäre. Die Russen nennen diesen seltenen und wirklich schönen Edelstein Diamantoid und schätzen ihn sehr hoch. Die chemische Untersuchung ergab, dass er Kalkeisengranat, und zwar typischer Melanit ist; in Bezug auf seine Zusammensetzung nähert er sich dem zermatter und dem alaaer grünen Granaten. Sein Fundort ist Poldnewaja am Bobrowka-Fluss im Sysserker Gebiete, Sibirien.

In der Sammlung befindet sich ferner ein vorzügliches Exemplar jenes berühmten rubinrothen Silber-Arsensulphides, des Proustits, welcher in Chancarcillo in Chile vorkommt. Die Crystallgruppe besteht aus durchsichtigen, vollkommenen Crystallen, deren einer durch seine besondere Grösse auffällt.

Auch drei eigenthümliche Exemplare Goldes sind hervorzuheben: das eine, aus Neu-Granada, bildet faserige Gewebe, welche von dem ähnlichen Golde aus Vöröspatak kaum zu unterscheiden sind; die beiden anderen stammen aus Berezowsk in Sibirien. In einem derselben befindet sich eine dunkelfarbige Quarzader; bei dem zweiten ist ein Granitkrystall in drei aufeinander senkrechte Richtungen von dünnen Goldblättchen durchzogen, welche Richtungen eben beim Bleisulphid-Hexaëder den Spaltungsrichtungen entsprechen. Letzteres Exemplar, welches Meunier's Ansicht über die Ausscheidung des Goldes zu unterstützen scheint, gehört zu den grössten Seltenheiten.

Die seltenen Silbererze aus Copiapoi in Chili sind durch Exemplare von Brom-Jodsilber und Chlor-Jodsilber vertreten.

Ein Prachtexemplar gediegenen Silbers aus Kongsberg in Norwegen, mit faseriger Structur und ein ähnliches aus Freiburg gehört mit zur Sammlung.

Noch haben wir den Polybasit aus Mexico zu erwähnen, ferner edle und Feueropale aus Mexico, aus der Hacienda de l'Esperanza bei Quintero, ebenso die schönen grünen, erst kürzlich entdeckten Amazonensteine, welche als triklinödrische Kali-Feldspathe unter dem Namen Miroclin in die Wissenschaft eingeführt wurden. Dahin gehören noch die Phosphoritmassen von der ostindischen Insel Curaçao, welche wegen ihres reichen Phosphorgehaltes zu öconomischen Zwecken verwendet werden.

Unter den pseudomorphen Gesteinen sind besonders hervorzuheben der Cerussit nach Baryt aus Commern, ein sehr seltenes Exemplar; Quarz nach Baryt und Phosphorite nach Gyps; letzterer stammt ebenfalls aus Curaçao.

In derselben Sitzung berichtete Prof. SZABÓ über die feierliche *Eröffnung des Josef-Erbstollens in Schemnitz*, welcher der Vortragende in Ge-

meinschaft mit Dr. Hidegh als Vertreter der ung. naturwissenschaftlichen Gesellschaft beigewohnt. Den Vortrag enthält dieses Heft, oben S.

Derselbe Gelehrte berichtete in der Sitzung der geologischen Gesellschaft am 6. Nov. 1878 über den in Paris während der letzten Ausstellung *stattgefundenen internationalen Congress*. Nach Erwähnung der Geschichte und des vorgesteckten Zieles, sowie des Inhaltes der einzelnen Sitzungen bespricht Prof. SZABÓ die Beschlüsse des Congresses. Demnach soll der nächste internationale geologische Congress im Jahre 1881 zu Bologna zusammentreten; im Interesse der Gleichförmigkeit der geologischen Colorirung wurde eine Commission zusammengesetzt, aus den Repräsentanten der an dem Congress theilnehmenden Staaten; von Seite Ungarns wurde Max Ritter von Hantken gewählt. Eine ähnliche Commission bezüglich der Gleichförmigkeit der geologischen Nomenclatur constituirte sich, dessen Ungarn repräsentirendes Mitglied der Vortragende wurde. Jedes dieser Commissions-Mitglieder hat mit Vermittlung der geologischen Gesellschaft eine Local-Commission zu bilden, welche die Resultate ihrer Bestrebungen dem nächsten internationalen geologischen Congress einzusenden hat. Nachdem Vortragender den diesbezüglichen Antrag gestellt, constituirte sich in der nächsten Sitzung dieser Gesellschaft die Local-Commission.

In der Sitzung derselben Gesellschaft am 6. Nov. 1878 las J. Stürzenbaum eine Abhandlung von LIVIUS MADERSPACH: *Beiträge zur Bestimmung des geologischen Alters der Schichten des Tetöcske und Nyerges-Berges* (im Gömörer Comitát). Maderspach folgert aus den Versteinerungs-Exemplaren, welche von diesem Gebirge herrühren, dass die Gesteine desselben nicht zur Steinkohlen-Periode gehören, wie man früher annahm, sondern zur unteren Trias.

In derselben Sitzung las A. SCHMIDT über *die Wolhyne aus Mursaj* (Beregher Comitát). Dieselben treten am genannten Orte in den dort sehr verbreiteten Alaunsteinen auf, in dessen Höhlungen man sie in Gestalt von grauen, gewöhnlich mit unvollkommenen Flächen behafteten Crystallen antrifft. Vortragender hat 16 solcher Crystallgestalten untersucht und theilt dieselben in kubische und prismatische Formen ein.

Derselbe Verfasser machte in der nächsten Sitzung dieser Gesellschaft Mittheilungen über *die crystallographischen Elemente des Pseudobrookits*. SCHMIDT erwähnt, dass die Beschreibung dieses neuen Minerals von Dr. A. KOCH in den Mittheilungen der ung. Academie erschien, berichtet jedoch die dort vorkommenden falschen Rechnungen und constatirt die crystallographischen Elemente des Pseudobrookit mit grösserer Genauigkeit.

In derselben Sitzung las J. BERNÁTH über *die Mineralwässer Ungarns* Vortragender kritisirt das von der ung. Regierung gegen Ende der letzten Pariser Weltausstellung veranlasste Büchlein: «Les eaux minerales de Hongrie» und weist darin zahlreiche Fehler nach. Da wir ohnehin von diesem Verfasser in einem der nächsten Hefte einen grösseren Artikel über diesen Gegenstand bringen werden, mag an dieser Stelle die Erwähnung jenes Vortrages genügen.



Unmittelbar darauf berichtete M. STAUB über die *fossile Pflanzengattung Plumeria austriaca*. Die Gattung war schon von Ettinghausen aufgestellt worden, jedoch von demselben weder beschrieben noch abgebildet. Diese fossile Gattung findet sich in der untersten Stufe der Neogenegebilde vor. Prof. BALOGH las in der Academie-Sitzung am 21. Oct. 1878 die Abhandlung des Klausenburger Professors A. KOCH: *Ueber die geognostischen und orographischen Verhältnisse des Syenitstockes bei Ditro*. In dieser Arbeit werden nach Aufzählung der bisherigen Literatur über diesen Gegenstand, die im genannten Syenitstocke vorkommenden Minerale beschrieben; es sind dies: Orthoklas, Plagioklas, Eläolith, Cancrinit, Sodalith, Amphibol, Biotit, Muscovit, Chlorit, Quarz, Granat, Serpentin, Titanit, Zirkon, Magnetit, Titaneisen, Pistazit, Pyrit, Calcit, Apatit, Orthit. Hierauf folgt die Beschreibung der in diesem Gebirgsstocke gesammelten Gesteine und die Eigenthümlichkeiten ihres Vorkommens; schliesslich allgemeine Folgerungen über die muthmassliche Entstehung des Gebirges und die geognostischen und orographischen Verhältnisse des Syenitstockes.

Vor Kurzem veröffentlichten die französischen Geologen Edmund Hebert und Munier Chalmas in den Comptes rendus der französischen Academie ihre: «Recherches sur les terrains tertiaires de l'Europe», in welchen sie die Resultate ihrer in Ungarn und Italien gemachten Studien über die alttertiären Bildungen in diesen Ländern behandeln. M. von Hantken hat die beiden französischen Gelehrten bei ihrer Bereisung des ungarischen Gebietes begleitet und ihnen die Erreichung ihres Zweckes dadurch erleichtert, dass er sie in der Umgebung von Ofen, in der Graner Gegend und im Bakony an alle jene Stellen führte, wo die Lagerungsverhältnisse der einzelnen Schichtengruppen klar aufgeschlossen sind und organische Reste reichlicher vorkommen. Die beiden Herren konnten daher in der verhältnissmässig kurzen Zeit von 14 Tagen klare Einsicht in die Zusammensetzung der alttertiären Gebilde dieser Gegenden gewinnen. Hantken machte nun in der Academie-Sitzung am 16. Dec. 1878 Mittheilungen über den auf Ungarn bezüglichen Theil der eben erwähnten Publication und constatirte, dass die französischen Geologen die vollkommene Genauigkeit der Abtheilungen anerkennen, in welcher er die alttertiären Gebilde der betreffenden Gegenden getheilt hatte.

Die Besprechung der Untersuchungen auf dem Felde der Chemie beginnen wir mit Prof. B. LENGYEL's wichtiger Inaugural-Dissertation *über das Spectrum der Gasmenge*, gelesen in der Academie-Sitzung am 21. Oct. 1878, deren kurzen Inhalt wir in Folgendem zusammenfassen:

Allgemein verbreitet ist gegenwärtig die Ansicht, dass selbst einfache Gase unter verschiedenen Umständen verschiedene Spectren besitzen können. Aendert man den Druck, unter dem das Gas sich befindet, oder die Intensität des durch dasselbe geleiteten electrischen Stromes, so erhält man die sogenannte Spectra erster, zweiter und dritter Ordnung. In Bezug auf Hydrogen hatte Verfasser schon bewiesen, dass dessen sogenanntes Spectrum zweiter Ordnung dem Kohlenwasserstoff angehört, welches im Hydrogen

nie fehlt. Hat man nun in einem Falle unwiderleglich constatirt, dass das zweite Spectrum von den im Gase enthaltenen unreinen Bestandtheilen herrührt, so kann man, wenn auch nicht immer, so doch in vielen Fällen mit grosser Wahrscheinlichkeit voraussetzen, dass die Spectren zweiter und dritter Ordnung von ähnlichen Bestandtheilen herrühren, welche überhaupt nie gänzlich von den Gasen zu entfernen sind, und welche unter dem Einflusse des electrischen Stromes zum Glühen gebracht werden.

Die Untersuchung der Frage von diesem Standpunkte aus begann zuerst mit der Bestimmung der Spectra einiger Gasgemenge von genau bekannter Beschaffenheit. Es wurde Hydrogen, Oxygen und Nitrogen gewählt weil dieselben verhältnissmässig am leichtesten in reinem Zustande darstellbar sind. Der Apparat war so eingerichtet, dass man während der Beobachtung die Zusammensetzung des Gemenges beliebig ändern konnte, und war ausserdem mit einer Geissler'schen Quecksilber-Luftpumpe verbunden, um den Druck beliebig ändern zu können. Der Spectral-Apparat war von gewöhnlicher Form und Einrichtung.

Die Beobachtung ergab nun folgende Resultate:

Bei einem Gemenge von Oxygen und Hydrogen ist unter grösserem Drucke nur das Spectrum des Hydrogens sichtbar, und zwar selbst dann noch, wenn das Gemenge aus 10% Wasserstoff und 90% Sauerstoff besteht. Vom Spectrum des Oxygens erscheint zuerst die rothe Linie, und zwar schon unter um so grösserem Drucke, je grösser die relative Menge desselben im Gasgemenge ist. Ist dieselbe sehr gering, dann entsteht wahrscheinlich überhaupt kein Spectrum des Oxygens.

Ähnliche Gemenge von Hydrogen und Nitrogen ergeben dasselbe Resultat. Unter grösserem Drucke erscheint auch hier das Spectrum des Hydrogens zuerst. Das Spectrum des Nitrogens erscheint langsam, nach und nach bei Verminderung des Druckes und zwar in Bezug auf die Farben in umgekehrter Reihenfolge wie das des Oxygens. Es erscheinen nämlich zuerst die violetten Streifen, mit abnehmendem Drucke folgen die blauen, grünen, orangefarbigen und schliesslich die rothen. Das Spectrum des Nitrogens in verschiedenen Gemengen erscheint jedoch schon bei bedeutend höherem Druck als das des Oxygens, verschwindet aber durch successive Abnahme des Druckes auch schneller als dieses.

Schliesslich zeigt es sich bei der Untersuchung der aus Nitrogen und Oxygen bestehenden Gemenge, wie dies nach den vorherigen Resultaten zu erwarten war, dass bei hohem Drucke zuerst das Spectrum des Nitrogens sichtbar wird, und dann, nach successiver Abnahme des Druckes, das des Oxygens.

Diese Ergebnisse folgten aus einer grossen Anzahl von Beobachtungen an verschiedensten Gemengen.

Es ist hier noch zu bemerken, dass die sogenannten Spectren zweiter und dritter Ordnung, welche immer unter ganz ähnlichen Umständen entstehen, in vielen Fällen thatsächlich von den in den untersuchten Gasen enthaltenen fremden Bestandtheilen herrühren.



Von grosser Wichtigkeit für die Spectralanalyse ist jedoch der Umstand, dass im Spectrum des Gemenges zweier Gase die vollständigen Spectra beider Gase *nur ausnahmsweise auftreten*, ja, dass in den häufigsten Fällen *das Spectrum eines der Gase gänzlich oder theilweise fehlt*, wenn die relative Menge dieses Gases im Gemenge gering ist.

In der Academie-Sitzung am 18. Nov. 1878 las Prof. Nendtvich die Abhandlung des Prof. KERPELY in Schemnitz *über die Kennzeichen des Stahles*. Es ist eigenthümlich, dass untrügliche Kennzeichen dieses so überaus wichtigen Metalles bis jetzt nicht bekannt sind. KERPELY schlägt nun vor, den Stahl in glühendes Blei zu bringen und denselben so lange darin zu belassen, bis er den Process des Blauanlaufens durchgemacht. Zerbricht man nun den so präparirten Stahl, dann zeigt die Bruchfläche je nach der Feinheit des Stahles verschiedene Eigenschaften, welch' letztere man zur Erkennung des Feinheitsgrades des Stahles verwerthen kann.

Unter dem Titel «Kleinere Mittheilungen» besprach Prof. WARTHA in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 16. Oct. 1878 zwei technisch-gewerbliche Neuigkeiten.

1. *Eine neue Copiermethode*. In letzter Zeit kam ein besonders präparirtes Papier in Handel, welches die mit Anilin-Tinte geschriebene Schrift so kräftig aufnimmt, dass man davon, gleichwie von einem Negativ, 25—30 Abdrücke fertigen kann. Vortragender untersuchte nun dies Papier und fand dasselbe mit einer dünnen Gelatinschicht überzogen. Schreibt man auf gutem Schreibpapier mit concentrirter Anilintinte und legt man die getrocknete Schrift auf ein befeuchtetes Gelatinpapier und bringt das Ganze in eine gewöhnliche Copier-Presse, so erhält man ein sehr scharfes Exemplar eines Negativ-Bildes, von welchem man Abdrücke auf jedes Papier anfertigen kann.

2. Wartha zeigt ein in Zürich erschienenenes kleines Täfelchen vor, welches zur *Entwicklung und Hebung des Farbensinnes durch Anschauung* dient. Auf demselben sind zwölf Farben des Spectrums in verschiedenen Schattirungen; dabei ist ein erläuternder Text, welcher die Auffindung dieser Schattirungen erleichtert. Die von GRETH erfundene Grethochromie ermöglicht die billige und sichere Herstellung dieser, die Farbentöne darstellenden Tafel; letztere wird auch von GRETH verlegt und den Schulen empfohlen.

Eine bemerkenswerthe Arbeit aus dem Gebiete der Physiologie lieferte Dr. A. RÓZSAHEGYI: *Untersuchungen über die Wirkung der Jodpräparate auf das menschliche Herz*. Reines Jod veranlasst das Herz zu rapiden Zusammenziehungen, wodurch der Arteriendruck des Blutes steigt. Kleine Dosen von Jodkali, in das Venenblut gebracht, erhöhen nur vorübergehend die Herzthätigkeit, vermindern sie jedoch im Vereine mit dem Blutdrucke und vermehren die Höhe der Blutwelle. Die Ursache der anfänglichen Erregung ist die Ueberreizung der Herzmuskel; die darnach eintretende Abnahme folgt aus dem erhöhten Reiz der Vaguskörner, welcher auch die Verstärkung der Blutwelle hervorruft.

Im Verlaufe seiner Untersuchungen gelang es RÓZSAHEGYI, die tödtliche Wirkung grosser Dosen von Jodkali durch vorheriges Durchschneiden des nervus planetarius zu verhindern.

Wird Jodkali in die gemeinschaftliche Kopfarterie gespritzt, so hat es geringere Wirkung und erzeugt anfänglich eine Verminderung der Herzthätigkeit und des Arteriendruckes, später jedoch eine Steigerung derselben. Die anfängliche Zunahme der Herzthätigkeit fehlt in diesem Falle, da die erste Einwirkung das Herz nicht berührt.

Die Wirkung des Jodnatriums ist im Allgemeinen geringer; spritzt man es in Venenblut, so folgt bei kleinen Dosen eine schwache Verminderung, bei grösseren Dosen jedoch eine Erhöhung der Schnelligkeit und Energie der Herzbewegung und des Arteriendruckes. In die gemeinschaftliche Kopfarterie gespritzt, ruft es energischere Wirkungen hervor als im Falle, wo man es ins Venenblut gebracht; bringt man dann noch kleine Dosen ins Venenblut, so haben dieselben die Wirkung von grossen Dosen; grosse Dosen hingegen steigern den Arteriendruck ganz ausserordentlich, und erzeugen zugleich eine bedeutende Verminderung der Herzthätigkeit.

In der Academie-Sitzung am 16. Dec. 1878 las Prof. BALOGH die Arbeit Dr. C. LAUFENAUER's: *Beiträge zur Structur des Hirngewebes*; ferner Prof. DARYS in der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 20. Nov. 1878 über die *Resultate der mit verschiedenen Weizensorten angestellten Anbauversuche*. Sobald diese Arbeiten uns im Drucke vorliegen, werden wir dieselben ausführlicher besprechen.

Die im verflossenen Jahre von CAILLETET angestellten *Versuche über die Liquefaction der Gase* wiederholte Prof. A. SCHULLER mit einem Cailletet'schen Apparate in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 18. Dec. 1878 und zwar mit vorzüglichem Erfolge.

Prof. C. SZILY legte in der Academie-Sitzung am 16. Dec. 1878 eine Arbeit des Klausenburger Professors A. ABT vor: über *die mechanische Wirkung des durch eine Flüssigkeit oder durch die Luft schlagenden electrischen Funkens und über ein eigenthümliches Spectrum des Funkens*. Auch auf diese Arbeit werden wir zurückkommen.

In der Academie-Sitzung am 16. Dec. 1878 las Prof. J. HORVÁTH seine Inaugural-Dissertation über *Messungen der Wassergeschwindigkeiten im J. 1876*, welche Vortragender unter gütiger Mitwirkung der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft in mehreren Querschnitten des Budapester Theiles der Donau ausgeführt.

Als Mess-Instrument diente hauptsächlich der von Amsler verbesserte Woltman'sche hydrometrische Flügel, jedoch mit der Modificirung, dass jede hundertste Umdrehung des Flügels, und jede halbe Secunde des Chronometers durch das Oeffnen des von einer Daniell'schen Batterie erzeugten electrischen Stromes, an einem Chronographen automatisch registrirt wurden.

Die Coëfficienten der Apparate wurden, unter Anwendung des electrischen Stromes mehrmals und für verschiedene Geschwindigkeiten be-



stimmt; so z. B. im abgesperrtem Soroksärer Donauarm mit Hilfe eines Dampfers, im Hafen zu Altöfen und im Kaiserbade mittelst Fortbewegung durch Drehscheiben. Es ergab sich, dass die Formel  $v = \alpha + \beta n$  den Zusammenhang zwischen der Wassergeschwindigkeit  $v$  und der Anzahl der Umlrehungen  $n$ , beide bezogen auf die Secunde, mit genügender Genauigkeit darstellt; dabei sind  $\alpha$  und  $\beta$  die durch Versuche bestimmten Constanten.

Zum speciellen Gegenstand seiner Dissertation wählte er den Querschnitt der Donau, dessen Ebene die Mitte des am linken Ufer liegenden sogenannten Thonet-Hofes durchschneidet; zwanzig Versuchsstationen wurden längs desselben errichtet und die Wassergeschwindigkeiten für eine grosse Anzahl von Punkten auf jeder dieser zwanzig Verticalen gemessen, und mittelst der Methode der kleinsten Quadrate behandelt. Es zeigte sich nun, dass die so erhaltenen Resultate sich am besten einer Parabel mit horizontaler Axe anschmiegen, während die von Hagen in Vorschlag gebrachte Parabel mit verticaler Axe nur in seltenen Fällen mit den Versuchen genügend übereinstimmte.

Die Tiefe der horizontalen Axe der Parabel in Bezug auf den Wasserspiegel war nicht constant, sondern variirte von 1 bis 3 Zehntel der ganzen Tiefe unter und über der Oberfläche.

Es ergab sich ferner, dass man ein für practische Zwecke genügend genaues Resultat erhält, wenn man die Hypothese acceptirt, wonach die horizontale Axe in der Oberfläche liegt; dadurch wird auch die Berechnung viel einfacher, indem die für diesen speciellen Fall berechneten Daten des abgeflossenen Wasserquantums kaum um ein Percent von den Daten des allgemeinen Falles differiren.

Den folgenden Berechnungen legte daher der Vortragende die erwähnte einfache Parabel zu Grunde und fand, dass die Oberflächen-Geschwindigkeiten des Wassers durch eine Parabel ausgedrückt werden können, die von der Entfernung vom Ufer abhängt; dass die Parameter der verschiedenen, zu den einzelnen Stationen gehörigen Parabeln Functionen der Entfernung vom Ufer und der Tiefe des Flussbettes an dieser Stelle sind, und dass somit schliesslich die mittleren Geschwindigkeiten der letzterwähnten Parabeln ebenfalls auf einer Parabel liegen, die der Oberflächen-Geschwindigkeitsparabel ähnlich ist.

Das Ergebniss seiner Berechnungen für das erwähnte Stromprofil ist:

Wasserstand . . . . .	7.12 m.	6.31 m.
Maximal-Oberflächengeschwindigkeit . . . . .	2.889 m.	2.456 m.
Mittlere Flussgeschwindigkeit . . . . .	2.144	2.047
Benetzter Umfang . . . . .	412.86	411.24
Fläche des Querschnittes . . . . .	4141.64 □m.	3821.69 □m.
Während einer Secunde abfliessendes		

Wasserquantum . . . . .	8880 ☒	7823 ☒
-------------------------	--------	--------

Da die Formel von Gangillet und Kutter seinen Rechnungsergebnissen am besten entsprach, wandte er dieselbe auf seine Versuche an und fand den Gleitungs-Coëfficienten für das Donau-Ufer gleich 0.02391.

Vortragender erwähnt ferner seine Geschwindigkeits-Messungen mit Schwimmkörpern im J. 1877, wobei ebenfalls electriche Registrirung der Beobachtungen in Anwendung kam.

Schliesslich spricht Vortragender den Herren St. v. Medgyaszay, Director und C. Marchetti, Inspector der Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft, ferner Herrn S. Braun, Ingenieur, und St. Spur, stud. techn. seinen Dank aus für die gütige Unterstützung resp. Hilfe, mit welcher dieselben seine Arbeiten förderten.

## II. KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Bericht von Dr. A. Dux.

In den Sitzungen der Kisfaludy-Gesellschaft vom September bis December 1878 wurden nebst Original-Gedichten und Uebersetzungen verschiedener Art auch zwei Abhandlungen gelesen, die in die Gebiete der Aesthetik und der Literaturgeschichte fallen. In der ersteren, vorgelegt durch den Secretär der Gesellschaft, Prof. August Greguss, erörtert Dr. JULIUS PASTERNER *das Wesen der künstlerischen, resp. nichtkünstlerischen Nachahmung*, um auf dieser Grundlage die Vorzüge des Kupferstiches vor dem Oeldruck darzulegen. Der Zweck dieser Abhandlung aber war, die Interessen des Albums der Landes-Bildergalerie, welches der Landesverein für bildende Künste herausgibt, gegen die Oeldruckbilder in Schutz zu nehmen, mit welchem das Publicum in Ungarn überschwemmt wird. Der Verfasser hebt den künstlerischen, selbständigen Werth guter Kupferstiche, in welchen Meisterwerke der Malerei nachgeahmt sind, im Vergleich mit den auf mechanischem Wege angefertigten, des Kunstwerthes entbehrenden Oeldruckbildern hervor, und motivirt das Verdammungsurtheil, das er über die letzteren fällt, ausser den ästhetischen Gründen auch mit folgenden Angaben: «Unseres Wissens giebt es ausser Wien und Deutschland keine oleographischen Fabriken; ferner wissen wir, dass die Wiener Fabriken mindestens viermal so viel Oeldruckbilder fabriciren, als alle Fabriken Deutschlands zusammen. — Der Oeldruck ist eine Specialität der Wiener Industrie und dessen Erzeugnisse bilden einen namhaften Export-Artikel nach dem Orient, wo der Geschmack ein zweifelhafter ist. Budapest ist überschwemmt mit Oeldruckbildern. In Frankreich und Italien kennt man den Oeldruck kaum dem Namen nach, in den Niederlanden und in England ist derselbe gleichfalls eine grosse Seltenheit, in Deutschland ist er bereits zu finden, und nach dem Osten hin wird er immer häufiger. In der geographischen Verbreitung des Oeldrucks ist dessen Todesurtheil begründet. Die Franzosen, Belgier, Italiener wollen nichts davon wissen. Diese Thatsache ist schon allein Beweis genug, dass das Fabrikat, mit welchem Wien unser Vaterland beglückt und für welches es von uns Hunderttausende bekommt, keinerlei künstlerischen Werth besitzt. — Das beklagenswerth gute Geschäft der Wiener Fabriken ist um so weniger motivirt, weil das Vervielfältigungs-Unternehmen unseres Vereins für bildende Künste anstatt der Oeldrucke



um viel billigeren Preis wirkliche Kunstwerke giebt. Doch wer würde es glauben, dass sich in Ungarn Leute gefunden haben, welche dem Verein die herrlichsten Stiche mit dem Bedenken zurückschicken, man möge ihnen dafür Oeldrucke senden! Doch trotz der ungünstigen Umstände geben wir die Hoffnung nicht auf, dass das «Landes-Bildergalerie-Album» sich beim grossen Publicum Bahn brechen und auf die Verbreitung der Kunst und des Kunstgeschmacks in unserem Vaterlande einen entscheidenden Einfluss ausüben werde.»

WILHELM GYÖRY, der im Kreise der Gesellschaft bei früheren Gelegenheiten wiederholt über die spanischen Romanzen gesprochen hat, nahm in seinem Vortrag am 27. November die *spanischen Volksmärchen, Sprichwörter und Räthsel* zum Gegenstande. Er folgte hierbei der von Fernan Caballero herausgegebenen Sammlung: «Cuentos, oraciones, adivinas y refranes populares e infantiles» und theilte viele dieser Proben der spanischen Volkspoesie in guten ungarischen Nachbildungen mit, die alle mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen wurden. Am Schluss richtete er einen Appell an die Damen, welche in den Sitzungen der Kisfaludy-Gesellschaft einen grossen Theil der Zuhörerschaft zu bilden pflegen, sie mögen zur Fortsetzung der bereits bestehenden ähnlichen ungarischen Sammlungen das Ihrige beitragen, und was sie an Märchen, Kinderräthseln u. dgl. hören, dem «Magyar Nyelvör» (Ungarischer Sprachwart) einsenden.

---

## KLEINERE MITTHEILUNGEN.

— **Das Grab des Alexander Csoma de Kőrös.** Vor einigen Jahren hat unser in Ostindien lebender Landsmann Theodor Duka in der ungarischen Wochenschrift «Vasárnapi Ujság» (Sonntagszeitung) einen möglichst erschöpfenden Bericht über die Reisen und die Thätigkeit des Alexander Csoma de Kőrös mitgetheilt. Jetzt schildert derselbe daselbst den Endpunkt der Reisen und Forschungen des genannten Gelehrten, den Kirchhof von Darziling und den Grabstein, unter welchem er ruht. Nachdem im I. Bande unserer «Literarischen Berichte» (S. 94—97) in dem Artikel Paul Hunfalvy's «Die ungarische Sprachwissenschaft» die wissenschaftliche Reise und Thätigkeit des Alexander Csoma de Kőrös eine eingehendere Würdigung erfahren, entnehmen wir dem Berichte Theodor Duka's über dessen Ruhestatt die folgende Darstellung:

Von Calcutta aufbrechend machen wir nach zehnstündiger Fahrt auf der ostindischen Eisenbahn auf der Station Shahibganj Halt und erreichen von hier, den Ganga (Ganges) überschreitend, in ungefähr 300 engl. Meilen Entfernung die Station *Darziling* im nordöstlichsten Winkel des indobritischen Territoriums, in die Grenze des chinesischen Reiches eingekeilt, 7000 Fuss über dem Meeresspiegel, bereits in der äusseren Kette des Himalaya, gleichsam auf dessen erster Stufe. Nördlich davon erhebt sich die Riesenkette der Himalaya-Hochalpen, deren Grossartigkeit anzustauen wohl, aber gebührend zu schildern bisher noch nicht gelungen ist, und deren höchste Spitze (nach den neuesten Angaben), der *Kincsin*, sich 28,178 Fuss über den Meeresspiegel erhebt.

Von Darziling ist Kincsin ungefähr  $8\frac{1}{2}$  geographische Meilen entfernt und die Spitze des Gebirges erhebt sich in der Mitte der von ewigem Schnee und Gletschereis weiss-schimmernden Kette über ihre rechts und links sich anreihenden zwölf Mitspitzen, von welchen keine unter 20,000 Fuss hoch ist, während sich sieben darunter über 22,000 Fuss Höhe erheben.

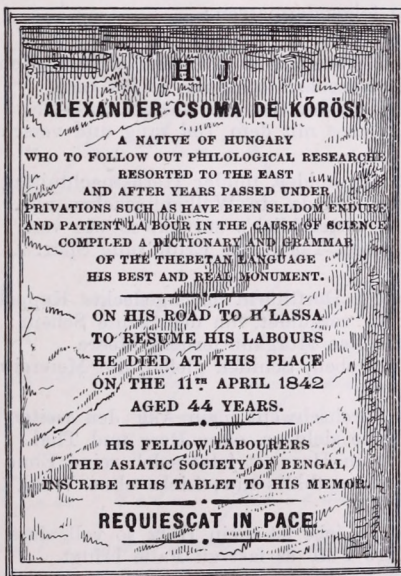
Diese Kette bildet die Grenze zwischen Sikkim und Tübet. Der Herrscher von Sikkim gebietet auch über einen Theil von Tübet, jedoch unter sinesischer Oberhoheit, da ganz Tübet ein sinesisches Lehensland ist. Rechts von Kincsin befindet sich der Csola-Pass, auf dem Wege nach *L'Hassa*, der Hauptstadt von Tübet, dem Sitze des Dalai-Lama, dem Ziele



der unerfüllten Sehnsucht Alexander Csoma's, den der Tod auf der Reise dorthin ereilte. Er hatte nämlich gehofft, in den nördlichen Mongolenbezirken des sinesischen Reiches, unter den Mandschuren, die Spuren der Urheimat der Magyaren zu finden.

Die Station Darziling besteht zum Theile aus von Europäern bewohnten Häusern, welche gleichsam in die Seite der sich stufenförmig erhebenden Hügel hineingebaut sind. Vor 30—40 Jahren war hier noch grösstentheils Urwald. Die noch vorhandenen und jetzt den Kirchhof überschattenden Bäume sind nur geringe Reste jenes Urwaldes, meist Magnolien- und Rhododendron-Arten, Kastanien und Eichen.

In dem von breiten Mauern umgebenen Kirchhofe erhebt sich über die umstehenden zierlichen Grabsteine eine graulichweisse sechsadrige Steinsäule mit folgender Inschrift:



Unter diesem Stein ruht das vaterlandliebende Herz Alexander Csoma's de Kőrös — ferne vom Vaterlande.

— **Alexander Petőfi's Handschrift.** Auf Seite 187 theilen wir aus dem glänzend ausgestatteten ersten Hefte des KOSZORÚ (d. h. Kranz), der neuen Monatsschrift der Petőfi-Gesellschaft, ein Facsimile der Handschrift des genialen Dichters mit.\* Die Blätter, denen sie entnommen ist,

\* Die Tafel ist Eigenthum der Petőfi-Gesellschaft, welche dieselbe anfertigen liess und uns mit grösster Liebenswürdigkeit zur Veröffentlichung

gehören einer der ersten Gedichtsammlungen Petöfi's (*Szerelem gyöngyei* d. h. Liebesperlen) an und stammen aus dem Jahre 1845. Dieselben sind nicht nur als Reliquien Petöfi's von Werth, sondern gewähren auch dadurch grosses Interesse, weil sie mit ihren vielfachen Correcturen einen lehrreichen Einblick gestatten in die Werkstatt des grossen Dichters.

Das Facsimile weist die doppelte Gestalt der zweiten Hälfte (Strophe 4—6) eines Gedichtes von sechs Strophen auf, das im Original mit dem Verse beginnt: *Elnémúlt a fergeteg süvöltő*. Während der erste Entwurf dieser Strophen vielfache Correcturen aufweist und schliesslich vom Dichter ganz beseitigt wurde, hat derselbe die zweite (heutige) Gestalt derselben Strophen ohne die geringste Veränderung oder Verbesserung niedergeschrieben und in dieser Form in seine Werke aufgenommen.

In seiner jetzigen Gestalt — in der Gesamtausgabe von Petöfi's Gedichten — lautet das Lied in ERNST LINDNER's für diese Hefte verfertigter Uebersetzung folgendermassen:

1. Stumm geworden ist der schrillaufheul'nden  
Sturmesharfe schaurig wildes Lied.  
Ruhig liegt der Gau, so wie ein Antlitz,  
Welches mit dem Tod rang und verschied.
2. Welch ein holder, milder Herbstnachmittag!  
Hie und da ein Wolkenflöckchen nur.  
Vom Gewitter blieb's zurück, so wie von  
Trüben Tagen der Erinner'ng Spur.
3. Rings der Dorfthürm' blechgedeckte Kuppeln  
Sind vergüldet von der Sonne Schein;  
Auf der Fee Morgane fernem Meere  
Schweben, Schiffen gleich, die Meierei'n.
4. Rings durchschweift mein Aug' den weiten Sehkreis;  
Eb'ne sieht es, ohne Berg und Thal.  
Auch mein Herz ist jetzt solch reine Ebne . . .  
Lieb' enthält's nur, Liebe ohne Wahl.
5. Von der Liebe ist mein Herz so voll, dass  
Ihre Füll' es fast zu Falle bringt.  
Einem Baume gleich' ich, dessen Ast schon  
Unter seiner Früchte Fülle sinkt.
6. So voll Liebe, ist mein Herz ein Humpen,  
Der den Rand zu überrinnen droht . . .  
Theurer Wein! . . . und wenn die Maid ihn weggiesst?  
's wäre Schad . . . trink' lieber *du* ihn, Tod!

Derselbe Uebersetzer hat im Folgenden auch den Versuch gemacht,

in den «Literarischen Berichten» übergab. Wir sagen ihr hiefür auch an dieser Stelle öffentlich unseren besten Dank. D. Red.



Áttekint a végtelen római,  
És tekintek mult időmön át,  
S újra érzem mult időmet minden  
Örömet és minden bánatát.

Minem olyan tele  
~~Minem olyan tele~~ érzéssel,  
Csak alig, hogy elhiselhetem.  
Érzelmem közt a legrejtőbb és  
A legédesebb a szeretem.

Minem  
~~Minem~~ így, megtelve érzéssel,  
Egy pohár, a mely szordultig áll;  
Mig hi nem fut: bárd csak kiírtat  
Akar a hyang, akár a halál!

Áttekintek a nagy láthatáron,  
Rómatág az, völgy- és hegytelen  
Minem is most így végtelen róma...  
Minem benne más, csak szeretem.

Minem olyan tele szeretettel,  
Hogy kesztőt csaknem elcsik.  
Ugy vagyok, mint a fa, melynek ága  
Alig bírja: dúl gyümölcsseit.

Minem így, megtelve szeretettel,  
Egy pohár, a mely szordultig áll...  
Drága bor!... s ha a hyang porba önti?  
Kár lesz... inkább idő hi, te, halál.

die 4., 5. und 6. Strophe dieses Gedichtes nach der vom Dichter verworfenen ersten Gestalt des Liedes (vgl. das Facsimile) wiederzugeben.

4. Mit dem Aug' durchflieg' die Fläch' ohn' End' ich,  
Mit dem Geist meine Vergangenheit,  
Und ich fühl' meiner Vergangenheit all  
Glück auf's Neu', auf's Neue all ihr Leid.
5. Von Gefühlen ist mein Herz so voll, dass  
Kaum mir Kraft, es zu ertragen, blieb.  
Unter all meinen Gefühlen ist das  
Bitterste und süsseste die Lieb'.
6. So, Gefühls voll, ist mein Herz ein Humpen,  
Der den Rand zu überrinnen droht.  
Leerte ihn doch, eh' er überläuft, das  
Mädchen, oder leerte ihn der Tod!

Auch aus der Uebersetzung geht hervor, wie wesentlich der Dichter die zweite Hälfte seines Liedes verbessert hat. Petöfi erscheint der neueren Generation leicht (ähnlich wie Heine in Deutschland) als ein Genie, dem auch das Höchste spielend gelang und der seine packenden Lieder ohne Mühe, ohne Studium, ohne künstlerisches Bewusstsein auf's Papier warf. Bezüglich Heine's ist diese Mythe längst beseitigt; das Studium von Petöfi's Handschriften wird auch an dem Beispiele des genialen ungarischen Lyrikers die alte Wahrheit erhärtet finden, dass auch das grösste Genie des Studiums und des Fleisses nicht entrathen kann.



## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften, herausgegeben von PAUL GYULAI. VI. Jahrgang. 1878.)

36. Heft (November-December): WILHELM GYÖRY, Romanzen über den Fall Granada's; LADISLAUS LOSONCZY jun., Ceremonielle Regierung (V.), nach Herbert Spencer aus dem Englischen; Graf ANTON SZÉCSEN, Historische Studien (III.); MORIZ SZENTKIRÁLYI, Elsass, Ungarn und Bosnien; J. H., Die Hauptvolkstämmen der Russen und die nationale Politik der russischen Regierung; ANTON CSENGERY, Deák's Friedensmission bei Windischgrätz; *Gedichte* (J. Arany, Epilog; Aus E. Madách's Nachlass. I—III.); *Theater-Revue* (Gregor Csiky's neuere Bühnenstücke, besprochen von P. Gyulai). Ein ungarisches Conversations-Lexicon von Gustav Heinrich.

37. Heft (Januar-Februar): SAMUEL ORLAY, Beiträge zu Petöfi's Biographie; JULIUS KAUTZ, Zur allgemeinen Charakteristik der englischen Verfassung; ALEX. IMRE, Walt Whitman, ein neuer amerikanischer Dichter; LEO BEÖTHY, August Comte's socialwissenschaftliche Ansichten (I.); KARL SZÁSZ, Aus Dante's Divina Commedia (I. Die beiden ersten Gesänge der Hölle in's Ungarische übersetzt); Aus FRANZ TOLDY's hinterlassenen Schriften: JOSEF SZABÓ, die Eröffnung des Josef II.-Erbstollens zu Schemnitz; FRIEDRICH RIEDL, Alphons Daudet; ZOLTÁN BEÖTHY, Der Vagabund. Eine Charakterskizze; *Gedichte* (Himmelblaues Auge von Karl Szász; Herbstabend von Paul Gyulai; Spanische Volksräthsel, 1—10. Von W. Györy); Die ungarische Musik und die Zigeuner. Nach Alex. Bertha von Stefan Bartalus; SIGMUND SIMONYI, Ungarische Sprachdenkmäler. *Literarischer Anzeiger*.

**Nyelvtudományi Közlemények.** (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, herausgegeben durch die linguistische Commission der ungarischen Academie, redigirt von PAUL HUNFALVY. XIV. Band, 1878.)

3. Heft: IGNAZ GOLDZIHNER, Zur Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Arabern; PAUL HUNFALVY, Die rumänische Sprache, II; Dr. KARL HEINRICH, Die griechischen Fremdwörter in der syrischen Sprache.

**Mathematikai és természettudományi Közlemények.** (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen, mit Rücksicht auf die vaterländischen Verhältnisse. Herausgegeben von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von JOSEF SZABÓ. Budapest, 1878. XV. Band.)

Nr. 12—16: JOHANN MOLNÁR, «Aesculap», chemische Analyse des neuen Ofner Bitterwassers; OTTO LUDMAN, Auszug aus der topographischen

Beschreibung des Trachytgebirges Vihorlet; Dr. JOSEF SZABÓ, Zur Ergänzung des Verzeichnisses der Mineralien von Moravicza; JOSEF BERNÁTH. Die Fundorte der ungarländischen Mineralwässer; LUDWIG SIMKOVICS, Meine Reise im Banat und Hunyader Comitát im Jahre 1874.

**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VII. Band. 1878.

10. Heft (October): ANTON EDELSPACHER, Dereglye; SIGMUND SIMONYI, Nominal gebrauchte Verbalformen; GABRIEL SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache (X.); JOHANN SZALONTAI, Bemerkungen zu Band VII Heft VI des «Nyelvőr»; PAUL KIRÁLY, Die ungarische Sprache im Anzeiger des diesjährigen September-Octoberheftes der «Budapesti Szemle»; FERDINAND KÖNYE, Der Dialect der Örség (V.); EDUARD MARGALIT, Lateinisch-ungarische Sprichwörter; BÉLA UJVÁRY, Antwort auf die Band VII S. 323 des «Nyelvőr» gestellten Fragen; Volkssprachliche Ueberlieferungen.

11. Heft (November): SIGMUND SIMONYI, Eine besondere Gebrauchsweise des rückbezüglichen Zeitwortes; ANT. EDELSPACHER, Orbonás; GABRIEL SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache (XI.); LUDWIG FILOWSKY, Die naturhistorische Nomenclatur; ALEXANDER BAKSAY, Évad-ivad; HEINRICH MARCZALI, Bemerkungen auf Paul Király's Bemerkungen; JULIUS NAGY, Sprachgeschichtliche Daten; ungarische Wörter aus alten Urkunden; Volkssprachüberlieferungen.

12. Heft (December): SIGMUND SIMONYI, Lange und kurze Consonanten; EMIL THEWREWK, -lag, -leg, -lan, -len; GABRIEL SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache (XII.); IGNAZ HALÁSZ, Das Suffix -ár, -ér; ALEXANDER BAKSAY, Évad-ivad; STEFAN TEMESVÁRI, Antworten; Inhalt; Sachregister; Wortregister.

**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von Dr. EMÉR. HFNZLMANN und BARON ALB. NYÁRY.) XII. Band. 1878.

8. Heft (October): Dr. JOSEF HAMPEL, Prähistorische Funde aus Ungarn in ausländischen Sammlungen; EMÉR. HFNZLMANN, Reisenotizen; WOLFGANG DEÁK, Das Siegel der Sommereiner Knopfstrickerzunft; *Archäologische Literatur* (Die Culturentwicklung in Ungarn von 889—1849 von X. Archäologische Abhandlungen in den Jahrbüchern der südslavischen Academie von IVAN BOYNYCHICH); *Feuilleton* (Kleinere Notizen zur Geschichte der Malmaer Numismatik, Heraldik. Vaterländische Anstalten und Funde. Ausland. Archäologische Bibliothek.)

9. Heft (November): Dr. JOSEF HAMPEL, Prähistorische Funde aus Ungarn in ausländischen Sammlungen; EMÉR. HFNZLMANN, Reisenotizen; VICTOR MYSKOVSKY, Ueber die Wappen im Donjon des Schlosses Szaláncz; B. SZIKINCZEI, Archäologische Literatur. *Feuilleton* (Kleinere Notizen zur Kunstgeschichte, Numismatik, Heraldik u. s. w. wie Heft 8).

10. Heft (December): Dr. KARL PULSZKY, Alterthümersammlungen auf der Pariser Weltausstellung; Dr. JOSEF HAMPEL, Prähistorische Funde aus Ungarn in ausländischen Sammlungen; IVAN BOYNYCHICH, Das Siegel des Banus Tvartko II.; ADORJÁN, Archäologische Literatur. *Feuilleton* Kleine kunstarthäologische Notizen. Vaterländische wissenschaftliche Anstalten und Vereine. Ausland. Bibliographie).



**Nemzetgazdasági Szemle.** (National-öconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der national-öconomischen und statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von ANDREAS GYÖRGY. Budapest, 1878. II. Jahrgang.)

3. Heft (Juli-September): F. B. WEISZ, Die Schulsparcassen in Ungarn; MICHAEL DÉKÁNY, Ueber die Entwicklung unserer Wasserangelegenheiten, insbesondere der Theissregulirung und des Ueberschwemmungsschutzes (I.); JOHANN GALGÓCZY, Die Zukunftsstrassen des orientalischen Welthandels; LUDWIG MÁNDY, Rückblick auf die Verhandlungen des Pariser Münzcongresses; LADISLAUS KORIZMICS, Ungarns volkswirtschaftliche Stellung unseren südöstlichen Nachbarn gegenüber; Baron ALEXANDER VÉCSEY, Die Zukunft des Goldes in L. Bamberger's Beleuchtung; *Vermischte Notizen. Bibliographie.*

4. Heft (October-December): KARL KELETI, Ueber die allgemeine Wehrpflicht; Baron ALEXANDER VÉCSEY, Die Zukunft des Goldes in L. Bamberger's Beleuchtung (Schluss-Artikel); Graf JULIUS SZAPÁRY, Staats-Budget-Studien; KOLOMAN KENESSEY, Das Institut der Cultur-Ingenieure im Auslande und dessen Einbürgerung in unserem Vaterlande; MICHAEL DÉKÁNY, Ueber die Entwicklung unserer Wasserangelegenheiten, insbesondere der Theissregulirung und des Ueberschwemmungsschutzes; JOSEF KÖRÖSI, Bemerkungen zur Sterblichkeits-Statistik. — Die öffentlichen Conferenzen der national-öconomischen und statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften; Miscellen; Neue Bücher.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XII. Jahrgang. 1878.

8. Heft (October): ARNOLD IPOLYI, Das Studium der kunsthistorischen Denkmäler Ungarns; Dr. LUDWIG THALLÓCZY, Bericht der kriegsgeschichtlichen Commission der «Ungarischen historischen Gesellschaft»; BÉLA MAJLÁTH, Pankraz Szentmiklósi. Lebensbild aus dem XV. Jahrhundert; Commissionsbericht über die Ergebnisse der Archivforschungen (gelegentlich des Abauj-Kaschauer Ausfluges der «Ungarischen historischen Gesellschaft»); ALEXANDER SZILÁGYI, Der Abauj-Kaschauer Ausflug der «Ungarischen historischen Gesellschaft».

9. Heft (November): ÁRPÁD KÁROLYI, Beitrag zur Geschichte des Friedens von Grosswardein in den Jahren 1536—38; *Historische Literatur* (Pesty, Geschichte des Severiner Banats angez. von Th. Ortway; Die Gründungsurkunde der Martinsberger Abtei von L. Fejérpataky, angez. von J. P.). *Verschiedenes* (Die alte grosse Kirche in Debreczin von Vinz. Bunyitay). *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft; Ungarische Academie der Wissenschaften; Provincial-Vereine; Historische Abhandlungen in Schulprogrammen; Literaturrevue; Vermischte Notizen).

10. Heft (December): MICHAEL ZSILINSZKY, Der Anfang der ungarischen nationalen Geschichtschreibung, die Chronik des Stefan Székely; ÁRPÁD KÁROLYI, Beitrag zur Geschichte des Friedens von Grosswardein (III.); *Historische Literatur* (Pesty, Geschichte des Severiner Comitats, angez. von Theod. Ortway, III.); *Verschiedenes* (K. Thaly, Nachtrag zur Genealogie der Familie Bercsényi; W. Deák, Neuere Daten zur Geschichte der Familie Wesselényi; Adorján, Zur Biographie des Geschichtschreibers Johann Sámoki). *Feuilleton* (Vereinsnachrichten. J. M. Kovachich †. Literaturrevue. Vermischte Notizen. Bibliographie).

**Magyar Könyvszemle.** (Ungarische Bücher-Revue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Redigirt von Dr. WILHELM FRANKÓI.) III. Jahrgang. 1878.

6. Heft (November-December): WILHELM FRANKÓI, In Bücherdeckeln entdeckte alte ungarische Drucke aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert; WILHELM FRANKÓI, Karl Szabó's «Alte ungarische Bibliothek»; KARL SZABÓ, Ungarische bibliographische Beiträge; JOHANN CSONTOSI, Der Corvina-Codex zu Parma; Dr. JOHANN KRCSMÁRIK, Eine tschagataische Handschrift in der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Vermischte Mittheilungen. Die ungarische Literatur im Jahre 1878 (V.), zusammengestellt von Theodor Tipray.

**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUDWIG ABAFI.) V. Band. 1878.

5. Heft (December): ALEXIUS JAKAB, Zur Biographie Michael Szentiváni's; EDUARD MOLLER, Johann Arany's Ballade «Tetemre-hívás» (Bahrgericht); LUDWIG ABAFI, Graf Gedeon Ráday sen. und Gregor Edes; LADISLAUS KÖRÖSI, Berzsényi's Leben; ALEXANDER PASZLAWSZKY, Anton Szirmay, der «poëta laureatus»; LUDWIG ABAFI, Michael Tompa's Briefe an Gabriel Kazinczy; ANDREAS HOFFER, Michael Fazekas' Brief an Gerson Fodor; ÁRPÁD HELLEBRANDT, Des Grafen Josef Dezsewffy Epistel an den Grafen Teleki; KOLOMAN THALY, Zur Biographie Gabriel Pesty's. Literarhistorisches Repertorium von Josef Szinnyei. Kleinere Mittheilungen.

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOS. PASZLAWSZKY.) X. Band. 1878.

10. Heft (October): MICHAEL DÉRER, Der Josef II.-Erbstollen in Schemnitz; J. P. Ueber behaarte Menschen. Kleinere Mittheilungen. Vereinsangelegenheiten.

11. Heft (November); SAMUEL RÓTH, Die Porácser Höhle im Zipser Comitate; Dr. JOSEF BÁNÓCZI, Ueber die wissenschaftliche Methode (nach Muir Pattison). Kleinere Mittheilungen. Vereinsangelegenheiten.

12. Heft (December): Dr. SAMUEL ROTH, Die Porácser Höhle im Zipser Comitat (Schluss); Dr. JOSEF BÁNÓCZI, Ueber die wissenschaftliche Methode (nach Muir Pattison, Schluss); Nekrolog der 1877 gestorbenen Naturforscher. Kleinere Mittheilungen. Vereinsangelegenheiten.

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

5. Heft (Nr. 9, 10, September-October): *Abhandlungen*: Dr. BÉLA INKEY, Ueber ungarische Dolerite; Dr. THEODOR POSEVITZ, Bemerkungen über den Dobschauer «Grünstein»; Dr. ANTON KOCH, Petrographische Untersuchung des Gesteines des Zápszonyer Berges im Beregher Comitate. *Literatur* (Die Basaltgesteine des südlichen Bakony; Verzeichniss neuer Mineralien [Fortsetzung]; Die Trachyte der Vlegyásza; der Ursprung der Inseln). *Vermischte Notizen*.



**Műegyetemi Lapok.** (Polytechnische Blätter. Monatsschrift aus dem Bereiche der Mathematik, Natur- und technischen Wissenschaften. Redigirt und herausgegeben von EUGEN HUNYADI, JULIUS KÖNIG, STEFAN KRUSPÉR, KOLOMAN SZILY, JOSEF STOCZEK und VINCENZ WARTHA, Professoren am Polytechnikum.) III. Band. 1878.

5. und 6. Heft (Mai-Juni): Dr. GUSTAV RICK, Die historische Entwicklung der Lehre von den chemischen Werthen bis 1875; Dr. MORIZ RÉTHY, Beweis des verallgemeinerten Boltzmann-Clausius'schen Lehrsatzes mit Erweiterung seiner Gültigkeitssphäre; Dr. VINCENZ WARTHA, Die Anwendung der Bariumsalze bei der Sodafabrikation.

7. Heft (September): Dr. ISIDOR FRÖHLICH, Ein neuer Lehrsatz in der Diffractionstheorie und dessen Anwendung; Dr. FLORIAN WOHLRAB, Geschichte der Erfindung der Decimalbrüche. *Literatur* (Professor Dr. Sigmund Günther: Die Anfänge und Entwicklungsstadien des Coordinatenprincipes, angez. von J. H.; Abhandlungen über darstellende Geometrie in unseren Mittelschulen, angez. von Johann Suppan).

8. Heft (October): AUGUST SCHOLTZ, Einige Thesen über die vollständige Form des Hexagrammum mysticum; Dr. WILHELM HANKÓ, Eine neue Modification der Simpson'schen Nitrogen-Bestimmungsmethode; V. W., Die Versilberung des Glases. *Literatur* (K. Sz., Die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Gauss und Bolyai; Karl Klekler, Die Methoden der darstellenden Geometrie, angez. von W. Suppan; Wilh. Weber, Electrodynamische Maassbestimmungen, angez. von J. K.).

9. und 10. Heft (November-December): Dr. RICHARD ULBRICHT, Beiträge zur Methode der Wein-Analyse; SALAMON SILBERSTEIN, Ueber die Convergenz unendlicher Reihen. *Literatur* (Dr. Benno Erdmann, Die Axiome der Geometrie, angez. von August Heller). Gelöste Aufgaben.

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

(Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.)

BACHER VILMOS. A babyloniai amórák agádája. Adalék az agáda történetéhez és a babyloniai talmudba való bevezetéshez. — BACHER WILHELM. Die Agada der babylonischen Amora. Beitrag zur Geschichte der Agada und zur Einleitung in den babylonischen Talmud. (Budapest. Ludwig Aigner. gr. 8°. XVI, 142 S. Preis 1 fl. 50 kr.)

BAKOS GÁBOR. A közigazgatás jog tudománya. Elméleti és gyakorlati kézikönyv tisztviselők, ügyvédek, bizottsági tagok számára I. kötet. 1 rész. — BAKOS GABRIEL. Die Wissenschaft des Verwaltungsrechtes. Theoretisches und practisches Handbuch für Beamte, Advocaten, Ausschussmitglieder. I. Band. 1. Theil. (Budapest. Im Verlage des Verfassers. 8°. 91 S. Preis eines Bandes 5 fl.)

BALLAGI KÁROLY és KIRÁLY PÁL. A magyar birodalom leírása, különös tekintettel az 1876. XXXIII. törv. cikke. (Külön lenyomat, Egyetemes Földrajzunk III ik kötetéből.) — BALLAGI KARL UND KIRÁLY PAUL. Beschreibung des ungarischen Reiches mit besonderer Rücksicht auf den XXXIII. Gesetzartikel vom Jahre 1876. (Separat-Abdruck aus dem III. Bande ihrer «Allgemeinen Erdbeschreibung». Budapest. Athenaeum. 8°. 370, 48 S. Preis 3 fl.)

BALOGH KÁLMÁN. Lázás bántalmak egyik okbeli tényezőjéről. (Érték. a természettud. köréből. VIII. köt. 15. sz.) — BALOGH KOLOMAN. Ueber einen causalen Factor fieberischer Anfälle. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Bd. 15. Heft. Budapest. Academie. 8°. 33 S. Preis 20 kr.)

BÁNÓCZI JÓZSEF: Révai Miklós élete és munkái. A m. t. Akadémia által a Fraknoi-Horváth díjjal jutalmazott pályamű. — BÁNÓCZI JOSEF. Nicolaus Révay's Leben und Werke. Von der ung. Akademie der Wissenschaften mit dem Fraknoi-Horvát-Preise gekröntes Werk. (Budapest. 1879. Academie 8° 4, 415 S. Preis ungeb. 3 fl., in engl. Leinw. 3 fl. 40 kr.)

BEDŐ ALBERT. A magyar királyi államerdők gazdasági és kereskedelmi leírása. A m. kir. pénzügyminister megbízásából. — BEDŐ ALBERT. Oeconomische und commerciale Beschreibung der kön. ung. Staatsforste. Im Auftrage des kön. ung. Finanzministers. (Budapest. Verlag des k. ung. Finanzministeriums. gr. 8°. 204 S. mit einer Landkarte.)

BORBÁS VINCE. Floristikai közlemények a m. t. akadémia által támogatott botanikai kutatásaimból. (Mathematikai és természettudományi közlemények. XV. kötet. 9 sz.) — BORBÁS VINCE. Floristische Mittheilungen aus meinen durch die ung. Academie unterstützten botanischen Forschungen. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XV. Band. 9. Heft. Budapest. Academie. 8°. 265—372. S. Preis 60 kr.)

CODEx Diplomaticus Comitum Zichy. A Zichi és Vásónkeői Gróf Zichy-család id. ágának Okmánytára. Néhai gr. Zichy Károly áldozatkész-



ségéből közli a Magyar Történelmi Társulat. 4 kötet. Szerkesztik Nagy Imre, Nagy Iván és Vég hely Dezső. — URKUNDENSAMMLUNG des ältern Zweiges der gräflich Zichy'schen Familie von Zich und Vásonkeő. In Folge der Opferwilligkeit des weil. Grafen Karl Zichy mitgetheilt durch die ung. histor. Gesellschaft. 4. Band. Redigirt von Emerich Nagy, Johann Nagy und Desiderius Vég hely. (Budapest. Druck von Alexander Kocsi. gr. 8°. 645 S. Preis 4 fl.)

CSENGERY ANTAL: Az Akadémiák, különösen a magyar tudományos Akadémia. — CSENGERY ANTON. Die Academien, insoderheit die ungarische Academie der Wissenschaften. (Budapest. Academie, 8°. 33 S. Preis 30 kr.)

FRANKÓI VILMOS. A magyar országgyűlések története. V. kötet (1565—1576). — FRANKÓI WILHELM. Geschichte der ungarischen Reichstage. V. Band. (1565—1576). (Budapest. Academie. 8°. 144 S.)

FRANKÓI VILMOS. Két hét olaszországi könyv- és levéltárakban. 1878. Májusban. — FRANKÓI WILHELM. Zwei Wochen in italienischen Bibliotheken und Archiven, im Mai 1878. (Budapest. Verfasser. 8°. 35 S.)

GALGÓCZY KÁROLY: Az alföldi aszályosság legvalószínűbb okai és hatásának természetszerű mérséklése. (Mathematikai és természettudományi közlemények. XV. kötet. 10. sz.) — GALGÓCZY KARL. Die wahrscheinlichsten Ursachen der Dürre des Alföld und die naturgemässe Mässigung ihrer Wirkung. (Mathematisch und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XV. Bd. 10. Heft. Budapest. Academie. 8°. 373—391. S. Preis 10 kr.)

GESELL SÁNDOR. A vörös-vágás dubniki m. kir. opálbányák földtani viszonyai Sárosmegyében. 4 táblával. (Mathematikai és természettudományi közlemények. XV. köt. 7. sz.) — GESELL ALEXANDER. Die geologischen Verhältnisse der kön. ung. Vörösvágás-Dubniker Opalgruben im Sároser Comitate. Mit 4 Tafeln. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XV. Band. 7. Heft. Budapest. Academie. 8°. 213—222. S. Preis 30 kr.)

GYULAI PÁL. Vörösmarty életrajza. 2. kiadás. V. arcképével. — GYULAI PAUL. Vörösmarty's Biographie. 2. Auflage. Mit V. Portrait. (Budapest. 1878. Franklin-Verein. 8°. 311 S. Preis 2 fl.)

HALÁSZ IGNÁC: Kármán József. Irodalomtörténeti tanulmány. — HALÁSZ IGNAZ. Josef Kármán. Eine literarhistorische Studie. (Budapest. Eggenberger. kl. 8°. 64 S. Preis 50 kr.)

HEINRICH GUSZTÁV. Bánk-bán a német költészetben. — HEINRICH GUSTAV. Bánk-bán in der deutschen Poesie. (Budapest. 1879. Franklin-Verein. 8°. 136 S. Preis 1 fl.)

HELYESÍRÁS, A magyar, elvei és szabályai. — GRUNDSÄTZE und Regeln der ungarischen Orthographie. (Budapest. 1879. Academie. 8°. 30 S. Preis 10 kr.)

HERCZEGH MIHÁLY: Magyar családi és öröklési jog. 2-ik, a munka első kiadása óta keletkezett idevonatkozó törvényekkel s a m. k. Curia, illetőleg a hétszemélyes tábla és legfőbb ítélő-szék családi és örökjogi döntvényeivel bőv. kiadás. — HERCZEGH MICHAEL. Ungarisches Familien- und Erbrecht. Zweite, mit den seit der ersten Auflage des Werkes entstandenen hierauf bezüglichen Gesetzen und den Familien- und erbrechtlichen Entscheidungen der k. ung. Curie, resp. der Septemviral-Tafel und des obersten Gerichtshofes vermehrte Auflage. (Budapest. Eggenberger. kl. 8° IV, 320, 87 S. Preis 2 fl. 50 kr.)

JENDRÁSSIK JENŐ. Dolgozatok a k. m. tud. egyetem élettani intézetéből. Érték. a természettudom. köréből. VIII. köt. 14. sz. — JENDRÁSSIK EUGEN. Arbeiten aus dem physiologischen Institut der kön. ung. Universität. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Band. 14. Heft. Budapest. Academie. 8°. 80 S. Preis 50 kr.)

JOÓB LAJOS: A vasuti politika alapelve. — JOÓB LUDWIG. Das Princip der Eisenbahn-Politik. (Budapest. Selbstverlag. 8°. 95 S.)

II. KÁKAI ARANYOS: Gróf Andrássy Gyula. Politikai élet és jellemrajz.

— KÁKAI AUREL II. Graf Julius Andrássy. Ein politisches Lebens- und Charakterbild. (Budapest Athenaeum. 8°. 223 S. Preis 2 fl.)

KÁROLYI ÁRPÁD. Adalék a nagy-váradi béke s az 1536—1538. évek történetéhez. — KÁROLYI ÁRPÁD. Beitrag zur Geschichte des Grosswardeiner Friedens und der Jahre 1536—1538. (Budapest. 1879. Athenaeum. 8°. 231 S.)

KONKOLY MIKLÓS: A napfoltok és a nap felületének kinézése 1877-ben. (Értekezések a matematikai tudományok köréből. VI. kötet. 9. sz.) —

KONKOLY NICOLAUS. Die Sonnenflecken und das Aussehen der Sonnenoberfläche im Jahre 1877. (Abhandlungen aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 9. Heft. Budapest. Academie. gr. 8°. 36 S. Preis 20 kr.)

KONKOLY MIKLÓS: Hulló csillagok megfigyelése a magyar korona területén 1877-ik évben. III. (Értekezések a matematikai tudományok köréből. VI. kötet. 8. sz.) — KONKOLY NICOLAUS. Beobachtung von Sternschnuppen auf dem Gebiete der ungarischen Krone im Jahre 1877. III. Theil. (Abhandlungen aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VI. Band. 8. Heft. Budapest. Academie. gr. 8°. 9 S. Preis 10 kr.)

LANDAU GUSZTÁV és WALTHER ÁGOST. Az európai fontosabb helyi érdekű vasutak leírása egy javaslattal a magyarországi helyi érdekű vasutak építésénél és üzeménél követendő elvekre nézve. (A Közlek.- és közmunkügyi m. kir. miniszterium kiadmányai. 13. f.) — LANDAU GUSTAV und WALTHER AUGUST. Beschreibung der schmalspurigen Eisenbahnen von wichtigerem Local Interesse, mit einem Vorschlage bezüglich der beim Bau und Betrieb der ungarischen Eisenbahnen von localem Interesse zu befolgenden Grundsätzen. (Ausgaben des kön. ung. Communications- und öffentlichen Arbeitministeriums. Budapest. Ministerium. 8°. 262 S.)

MOCsÁRY SÁNDOR: Adatok Zólyom és Liptó megyék faunájához. (Mathematikai és természettudományi Közlemények. XV. kötet. 8. sz. — MOCsÁRY ALEXANDER. Beiträge zur Fauna des Sohler und Liptauer Comitates. (Mathematische und naturwissenschaftliche Mittheilungen. XV. Band. 8. Heft. Academie. 8°. 224—263. S. Preis 30 kr.)

PULSZKY KÁROLY. Az országos képtár kiválóbb művei. I. — PULSZKY KARL. Die ausgezeichneteren Werke der Landes-Bildergallerie. I. (Budapest. Eggenberger. 4°. 64 S.)

SCHWARZ GYULA. Államintézményeink és a kor igényei. V. füz. — SCHWARZ JULIUS. Unsere Staatseinrichtungen und die Anforderungen der Zeit. V. Heft. (Budapest. Pester Buchdruckerei-Actiengesellschaft. gr. 8°. 389—503. S.)

SZABÓ KÁROLY. Régi magyar könyvtár. Az 1531—1711. megjelent magyar nyomtatványok könyvészeti kézikönyve. — SZABÓ KARL. Alte ungarische Bibliothek. Bibliographisches Handbuch der von 1531—1711 erschienenen ungarischen Drucke. (Budapest. 1879. Academie. 8°. XIV, 751 S. Preis 4 fl.)

SZELESS JÓZSEF. A statistika tört. fejlődése és jelen állása. — SZELESS JOSEPH. Die geschichtliche Entwicklung und der gegenwärtige Stand der Statistik. (Kecskemét. Ladislaus Tóth's Druckerei. 8°. 123 S.)

VAJDAFY BÉLA. A zeneelmélet elemei. Az zenedék alsó oszt. használatára. — VAJDAFY BÉLA. Elemente der Theorie der Musik. Zum Gebrauch der untern Classen der Musikschulen. (Budapest. 1879. Eggenberger. 8°. 22 S. Preis eines Heftes sammt Noten 1 fl. 20 kr.)

VARGYAS ENDRE. Magyar szabadságharcz története 1848—1849-ben. II. kiadás 1. 2. füzet. 150 képpel. — VARGYAS ANDREAS. Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes 1848—1849. II. Auflage. 1—2. Heft Mit 150 Abbildungen. (Budapest. 1879. Mehner. 4°. 1—48 S. Preis einer Lieferung 20 kr.)



## CSEERHALOM.

(Epische Dichtung von MICHAEL VÖRÖSMARTY. Im Versmaass des Originals  
übersetzt von G. STIER in Zerbst.)

Schweigsam wandelt im Düster der Vorzeit Geist über dich hin,  
Cserhalom ! nimmer bedarf er des Denkmals erzene Säule ;  
Denkmal bist du ja selbst, Sieghügel, mit deinem Gefilde.  
Aus sich selbst hat dich die Natur, die gewalt'ge, geboren,  
dass in vergessenen Staub, wie das Werk ohnmächtiger Menschen,  
dir nicht stürze die Höh', nein daure, so lange noch Menschen  
leben, vom herrlichen Ruhm kriegliebender Ahnen zu zeugen.

Árpáds Land — wol litt es so viel, da *Salamon* Fürst war,  
ohne zu wanken jedoch ; unerschüttert stand es in Mannskraft  
Helden-erfüllt ; vor allem, wenn Eintracht diese vereinte,  
ward es ein Friedhof stets für Gräber der feindlichen Heere.  
Gleichwie oben gezinkt zwei felsige Wächter der Lande,  
die im Westen, im Osten zum Meer schau'n — während der Tag hier  
glänzet, umhüllt dort düsteren Flors die Spuren die Nacht schon —  
müd' in den Abgrund fährt zwischen ihnen der zackige Blitzstrahl,  
nicht erschüttert er sie, nicht dringet er ein in die Felsen.  
Also vermocht' auch nicht der Gefahren gewaltiger Donner  
Árpáds Land zu erschüttern, noch diesseits Mitten erlahmt' er.

*Anmerkung des Uebersetzers.* Der Uebersetzer ist zu der hier mitgetheilten Uebertragung erst durch die in dieser Zeitschrift II, S. 85 ff. besprochene PACHLER'sche angeregt worden. So sehr diese das Lob der Treue verdient : die von PACHLER ausgesprochenen metrischen Grundsätze theilt Schreiber dieses nur in einigen Stücken. Die prächtigen ungarischen Verse schienen ihm auch im Deutschen strenger gebaute Hexameter zu verdienen. Inwieweit ihm dies gelungen, ohne in der Treue PACHLER nachzustehen, möge der Leser entscheiden. — Was zum sachlichen Verständniss nothwendig ist, dürfte von Dr. HEINRICH in dem oben citirten Aufsätze bereits gesagt sein. Cserhalom (lies : Tschérhalom) bedeutet wörtlich so viel als Eich-Hügel.

König Salamon zog damals an der Spitze der Schaaren schön wie des Mittags Palme voran; gleich Himmelsgesandten zogen des Béla Söhne mit ihm, zwei fürstliche Kämpen: *Geisa* der weis' und *László* der schreckliche Streitaxtschwinger. Nüchterne Klugheit hielt mit der Kraft und Muthe vereinigt damals Wacht, sie hemmten die Tage des jähen Verderbens. Schwankend bleibet der Schlachten Verlauf: auf Sajó und Mohács blicken noch heut in Thränen der Ungarn Söhne; doch wer wol lauscht nicht gerne dem Kampf, den László's Rechte gekämpft hat? *Cserhalom*! du, dein Gipfel bezeugt solch' herrliche Siege.

Fürst der Kumanen, *Ozúl*, wohin eilst du im Zorn mit dem Heer dein? Schau dein Banner, es flattert in Nordwinds Wehen zurücke, dreimal wendet, zurück dich schnelle zu reissen, das Schlachtross. Schaust du der Puszta Geier nicht hoch über dir in der Höhe fliegen mit heiserem Schrei? Dein Fleisch zu verzehren erschien er, dein Heer diene zum Schmause den rings umflatternden Jungen! Schau wie sie jagen — sie ahnen es nicht — zum Tode gekommen. Wie in die Hürde der Wolf einbricht, wild wüthet, und weithin schonungslos hinwürgt in dem zitternden Haufen, doch endlich flieht, da der wachsamen Hunde Geheul sein wartet, der Schäfer naht, ein schrecklicher Rächer mit sicher geschwungener Forke: also in mörderischer Lust vordrangen sie. Hinter dem Heer blieb Nyirland wüst, ja es stöhnten der Theiss fruchtbare Gestade unter der Hufe Gestampf, Blut spülte von ihnen der Strom ab. So auch schaute Bihar die Verheerung, nimmer zu wenden: schrecklich färbte der Tod den kämpfenden Männern das Antlitz; über sie jammerten laut, von der Söhne — der Landesgenossen Blute beströmt, in bitterem Schmerz hinsterbende Greise. Wimmert da nicht in zerwühletem Bett ein verlassener Säugling? Siehe die Mutter, die junge — sie schleppte zum Lager der wilde Krieger des stolzen Ozuls am Strick; Jünglinge wie Jungfrau'n trieb man hinweg, in Banden geeint, doch Banden des Zwanges. Kam auch *Ernyei* dort, der greise, dem alles geraubt war, nur eins nicht, so wähnt' er: *Etelka*, die lieblich gelockte. «Tochter *Etelka*», so ruft er — das Echo tönet allein ihm. «Hätt' ich sie selbst dem Grabe vertraut, dann wüsst' ich: im finstern «Abgrund ruht sie; und wenn sie der Donau wirbelnde Welle «rauschend hinabschlang, wüsst' ich: im Grunde der gelblichen Flut jagt «gierig der Jungfrau Leiche der Fische gefrässiges Heer nach. «Hätt' ich welken gesehen der lieblich lächelnden Tochter «Jugend im Siechbett, Zweifel nicht drückte mich; stille wie Hiob



«segnet' ich Gott und trüg's. Nun schau' ich — worauf? nun red' ich —  
 «spöttisch erwidert das Echo nur. Schon trocknet der Thränquell  
 «mir; ich frag', ob ein gütiger Gott noch lebet dem alten  
 «Ernyei, ob vom Himmel ein Arm nur zornig herab blitzt,  
 «der mit flammiger Schrift meine Schuld schrieb, jetzo mich drum strafft.»

Also klagte der Greis, und wieder mit zitternden Händen  
 schnallt' er die klirrende Waffe sich um. Zum Kampf zu entflammen  
 Bélas herrliche Söhn' und den König, eilet' er traurig  
 fort, und traurig erscholl ihm nach die verödete Halle.

Ueber die Höh' hin ruht wie Unglückswolken Ozuls Volk,  
 unter dem Zelt er selbst, auf blumigen Teppich gelagert,  
 ihm zu den Füßen noch feiert der Kolben, zu Häupten das Schlachthorn,  
 auf der gefesteten Lanze der Kalpag; aber gegürtet  
 hängt zur Seite das Schwert, dess Scheide die schreckliche Hand fasst.  
 Wild umtanzet, umheult, umjubelt den Fürsten die Kriegsschaar,  
 führet den Raub ihm vor; von der Selavin weinendem Antlitz  
 redet der Sang, von der Schlacht, von Ozul, dem gewaltigen Sieger.  
 Böngérs Sohn nur nahet ihm nicht, der gewaltige *Árboez*;  
 er nur säumt, die Gefangne der anderen Jubel zu einen.  
 Gleichwie der Adler die Brut im bauchigen Horste bewachend  
 steht, sich nicht zu entfernen getraut, ob Hunger ihn plage:  
 also stand er im Zelte die Brust von Freude geschwellt still,  
 doch von Sorge zugleich; neben ihm wie die Statue still stand  
 — ach mit andern Gefühlen — *Etelka* die bräunlich gelockte;  
 schaute die Strass' entlang, ob nicht Staubwolken erregte  
 László's Heer, nicht komme der Vater, das schneeige Banner  
 hoch in der Hand. Doch still war's dort, nur Cserhalom hallte  
 laut vom Jubel, und rings vom Jubel ertönte der Nachhall.  
 Noch kam László nicht, noch wehete wappengeziert kein  
 Banner in Ernyei's Hand; doch es kamen die Krieger, die jungen,  
 Árboez laut zu begrüßen, und standen, die Maid zu betrachten.  
*Ködör* nahte zuerst mit den Braunglanzaugen, und sprach so:  
 «Herrlich der Schwan, wenn er stille, genaht von entlegener Heimat,  
 «sich zum Spiegel des Sees, den er noch nicht kannte, herablässt.  
 «Leichthin schwebt er und theilet die Flut; ja es steigen hernieder  
 «Mond und Sterne zu ihm mit silbernem Strahle zu spielen.  
 «Böngérs Sohn, o wie bist du beglückt! die du raubtest, die Jungfrau —  
 «blendender ist sie, schöner denn blendenden Schwanes Gefieder.  
 «Schad', dass sie Thränen vergiesst; du eile die Thränen zu trocknen,  
 «Árboez, denn sie versengen dem trauernden Mädchen das Antlitz.»

Düster erwiderte Böngérs Sohn, der gewaltige Árboez:

«Rede mir nicht so, Kődör, entferne dich; nimmer ertragen  
 «mag ich den Scherz, wenn nicht mich das eigne Gemüth dazu antreibt.»

Jener entfernte sich gleich, doch es kamen die wilden Gesellen  
 nun statt seiner zu Hauf, und es sprach mit Lachen der Eine:

«Árbocz, lass doch wie es geziemt sich stellen die Selavin;

«siehe, sie wendet sich ab — vor uns verhüllt sie das Antlitz.

«Schlank ja und doch so voll, so bezaubernd ist die Gestalt ihr,

«Wellenbewegungen gleich, wohin sie sich wendet. Befehl ihr,

«koste mich jegliches Wort auch zehn Goldstücke, zu reden;

«anseh'n soll sie mich — dein sei drum mein trefflicher Bogen!»

Kam wieder Einer und schaute die Maid, und sprach: «O wie närrisch,

«Árbocz, dass du nicht jubelst! Im Schatten der bräunlichen Locken

«lass mich ein wenig ruh'n; ich gelobe dir lauter zu jubeln

«als wenn um Perlen ich hundert der See'n heut hätte geplündert.»

Kam ein Dritter und sprach also: «O schwatzet so viel nicht!

«selber verdien' ich mir's, ihr zierliche Worte zu sagen.

«Recht dran hat sie gethan, ihre Füßchen nicht auch zu verhüllen;

«wie vom Schaume der Welle so scheinen sie beide gebildet;

«wenn mit der Lippe sie nur ich rühren gedurft — o wie glücklich!

«Möge mir Árbocz nur ihre Fussspur nimmer verwehren,

«denn sie lässt sie vielleicht in dem reinlichen Sande zurück hier;

«ich dann zeichne sie mir alsbald in den blinkenden Schild ein,

«trag' als Kämpfer sie fort in alle die Theile der Erde,

«irgend ein Mädchen zu suchen, dess Fussspur unserer gleich sei.»

Kühn vor Allen jedoch war *Dember*, des *Czika* Erzeugter.

Krauses Gelock umhüllte die Schulter ihm blond, und die Wangen  
 blüheten; stattlich und hoch von Wuchs, durchbohrenden Blickes,  
 stürmisch das Herz, entflammt für Alles, was herrlich und hehr ist.

Der stürmt' eilig heran und schaute dem Mädchen in's Antlitz,  
 staunt' und sprach, da die Lippe das Wort nun wiedergefunden.

«Árbocz, sieh, es strafet der Himmel dich, den du beraubt hast,

«oder die Jungfrau selbst entführte dem Himmel die Schönheit

«und nun büsst sie dahier. Kein Weib hat solche geboren,

«kein Weib hat sie gesäugt; von himmlischen Düften genährt ward

«oben sie, nie hat Sturm sie berührt; im Thau gebadet

«hat sie das Frühroth, doch da die Wangen ihr schöner erblühten,

«nur aus neidischer Scham so purpurn wurde das Frühroth.

«Schau ihr Auge doch an, ist irdisch es etwa? ja setzt' ich

«jetzt inmitten der Sonne der Mittnacht schwärzesten Punkt wohl,

«könnt' er vielleicht noch gleichen dem Glanze des offenen Aug's hier.

«Árbocz, sprich, und ich bete vom Himmel herunter das Frühroth,



«bete die Sonn' um sie, und was sonst strahlet am Himmel —

«um *sie* lass' ich dir Alles dahier : sie ist Sonne allein mir.»

Sprachs, doch tieferer Schmerz nur drückte der trauernden Jungfrau, schwerere Sorge das Herz. In der Scheide gelockert das Schwert trat Árbocz zwischen sie hin und sprach aufbrausend im Zorne :

«Seid ihr noch mehr ? was wollet ihr denn mit dem vielen Geschwätze ?

«Stört' ich euer Vergnügen etwa, dass ihr über mich herfallt

«mit so vielem Gered' und dem Ohr nicht Ruhe vergönnt mehr ?

«Hebt euch weg ! Zeit ist's jetzt sicherlich, euch zu entfernen.

«Ja stört etwa noch einer hinfort mit spielendem Wort mich,

«dem wär's besser, er wär' stumm — blind von der Mutter geboren,

«denn blind mach' ich ihn gleich und stumm in selber Minute.»

Also sprach er, und sie vor'm Zornigen nahmen den Rückzug — Dember allein droht noch mit dem Schwert. Kaum dass er geendet, nahet Ozul, der stolze ; das Mädchen erschaut' er und sprach so :

«Ha, im Zelte verweilt Árbocz nicht ohne Begründung,

«hüten das Kleinod muss er ja hier. So vernimm was Ozul sagt :

«Gieb du die Jungfrau mir ; Zeje geb' ich, die Tochter, dafür dir,

«Sängerin ist sie und schön wie die leuchtenden Sterne des Himmels,

«zart wie des Morgens Thau ; noch umschlang ihr Arm einen Mann nie.

«Fünf Schlachthengste verleih' ich dazu, schnell, jugendlich, kräftig,

«Sattel und Decken darauf mit Golde geziert ; ja verlangst du

«sonst noch etwas um sie — dein Feldherr würd' es gewähren.»

Schnell entgegnete Böngérs Sohn, der gewaltige Árbocz :

«Ehre gebührt dir, Ozul, siegreicher ; ich sage dir Dank drum,

«dass du Zeje, das eigene Kind, mir bietest, dem letzten

«unter den Helden im Streit. Und dennoch vergieb : von dem Mädchen

«lassen kann Árbocz nicht ; sein Herz ist an sie gebunden.

«Was du da sonst noch nennest, es wär' hochfürstliche Gabe.

«Dennoch, wären sie Söhne des Winds selbst, alle die Renner,

«lägen die strahlendsten Decken darauf auch, aus des gestirnten

«Himmels Mitte geschnitten : es wär' mir nimmer begehrlieh

«gegen die Jungfrau hier. Doch, findest im Kampfe du feig mich

«führe getrost sie in's Haus, mich spanne dagegen als Gaul an.»

Árbocz endete so ; von dem Feldherrn wurde die Antwort :

«Árbocz, bist du auch allzu stolz, ich hasse dich drum nicht.

«Warten will ich, wie im Kampfe du dich zeigst ; doch zeigst du dich feige :

«treff' ich dich schwer, zur Gattin erhält mein Bube die Jungfrau.»

«Nimmer», erwidert ihm Árbocz drauf und schlug an die Waffe

drohend, der Ingrimmit färbte mit Blute das schreckliche Aug' ihm.

Aber Ozul nun wandte sich um, ihm folgten die Seinen.

So vergnügten sie sich, da das Volk schon überall aufstand,  
 da schon Ernye's Horn ringsum durchhallte die Gaue.  
*Salamon* rauschte heran mit dem Königsheere, mit ihm kam  
*Geisa*; *László* kam, der gewaltige; Rache zu üben,  
 brachen sie auf zu den Fluren Bihars, die die Feinde verödet.  
 Ruhiger war *Árbocz*, da er Niemand sah, der ihn kränkte;  
 warf ein leichtes Gewand und ein Leunfell über den Schild hin,  
 trocknete freundlich die Thränen der Maid und lud sie zum Sitz dort;  
 sass selbst nieder zum niedlichen Fuss, mit Worten zu trösten.  
 Da erst öffnete jetzo das Mädchen die rosigen Lippen,  
 sprach, und den lieblichen Ton trug ihm wie spielend die Luft zu:  
 «Held, stark war wol und mild der Erzeuger dir, gütig die Mutter,  
 «die dich am Purpur-Abend dereinst zur Freude geboren.  
 «Nie hast du mich gekränkt, noch littst du, dass Andre mich kränkten;  
 «linder erscheinet der Knechtschaft Pein, da Güte du mir zeigst.  
 «Unablässig, so oft ich zu Gott mein Flehen erhebe  
 «knieend, schliess' ich dich auch in mein herzinnig Gebet ein;  
 «dass, wohin immer du ziehst, dein Schwert auf blutigem Schlachtfeld  
 «Jeder empfinde so scharf, dein Tod dir lange noch fern sei.  
 «Hier nur nahe du nie; stör' eher die säugende Löwin  
 «auf und des Mittags Drachen zumal, als der dreifachen Berghöh'  
 «Fürsten und Herrn, und die Völker, der fruchtbar'n Hunnia Söhne.  
 «Rufet der Herr — sie erheben sich all', sie erhebt sich, die Jugend;  
 «nimmer des Schlachtrufs fürchtet die liebende Braut zu gedenken.  
 «Keinerlei Macht giebst, die sie mit Macht nicht wieder bezwänge;  
 «keinerlei Sturm, sicher zuvor thut's ihnen der unsre.  
 «Selber der fürstliche Held, der gewaltige Streitaxtschwinger,  
 «*László* allein schon müsse sich siegreich mit der Gesamtschaar.  
 «*Árbocz*, glaub's, o ich weiss es, dem Tode geweiht ist Ozul's Volk;  
 «nahet der Tod dir dann, o so möchtest du wol mich verfluchen,  
 «dass ich, obschon ich's wusste, dir nicht von solcher Gefahr sprach.  
 «Darum sag' ich: o geh, o fliehe, so weit du entflieh'n kannst.  
 «Denn wenn Cserhalom nicht dich verschlingt sammt eurer Schaar, kommt  
 «*Salamon's* schreckliches Heer, in den Staub euch nieder zu treten.  
 «Komm denn, führe mich hin zu des Vaters Halle; vielleicht steht  
 «dort er, traurig um mich sein Haupt, das ergraute, zerrauend.  
 «Komm, o und sieh dann, nahen wir ihm, wie er weinenden Dank sagt,  
 «weinenden Dank sagt, dass du das Kind ihm wieder zurück brachtest.  
 «Was du zu tragen vermagst, zur Lösung wird er gewähren;  
 «reich dann kehrest du heim; und machen die Haufen der Leichen  
 «straucheln im Wege das Ross dir, und fliegen die Raben gemästet



«schwer nur oben daher, — dann bebst du und fragest die Nacht wol  
 „welch' Volk ist da gelagert?“ und Niemand wird dir erwidern.  
 «Schaust dann Ozul, ihm scheint der Mond in's blutige Antlitz.  
 «O dann segnest du wol in Ehren die Tochter des Greises,  
 «wirst vom Trauergefilde des Volks voll Kummer dahin ziehn.»

Nicht von der Selavin Mund liebt Árbocz solches zu hören,  
 in das empörte Gemüth doch drängte zurücke den Zorn er,  
 suchte der Jungfrau Blick und sprach, ihr also erwidern:

\*Redest du doch von Träumen, Etelka, du schönheitsvolle!  
 «Weisst du denn nicht, dass nimmer ein Wort mag schrecken die Krieger?  
 «Männer bedarf's und mordendes Schwert; doch drohetest du mir,  
 «o wie schmeichelt es mir! Wol möchte die Rose sich trüben,  
 «doch sie vermag das nicht; ihr wärmet den Busen der Frühschein,  
 «zittert im Blatte der Thau, frisch weht vom Thal sie der Wind an —  
 «heiterer nur noch wird sie und lächelnder immer die Knospe.  
 «So auch möchtest die Stirne du wol in Wolken verhüllen,  
 «aber sie klärt sich nur; gern zögst du die bräunlichen Brauen  
 «finster in Falten zusammen — sie zieh'n sich gleich von einander,  
 «wie vor Mittagssonne der Iris-Bogen zurückweicht.  
 «Düster erschienest du gern, doch lächelnd hütet das Antlitz  
 «Anmuth dir, nur schöner, je mehr zu verbergen befiessen.  
 «Höre denn Árbocz an, und wisse wozu er entschlossen.  
 «Nimmer erreicht uns jetzo die Schaar mehr deiner Gefährten;  
 «fröhlich in kühlem Gemach dort sitzen sie, lauschen dem Kriegslied,  
 «Mancher gedenkt im Weine des Freund's, weiss nicht, dass er ihm da  
 «bringet den Todespokal; denn er fiel schon, dessen er dachte!  
 «Wir indess — wir stürmen davon; und nahen sie, deine  
 «Kämpfen, dann noch: dann mögen den rückwärtspeifenden Nachtwest  
 «dreist sie bekämpfen, den Schatten, der in schwarzbräunlicher Däm-  
 rung  
 «hinhuscht und vor ihnen, ein Riesengespenst, sich emporreckt.  
 «Uns nicht treffen sie mehr hier an, ja sie danken es uns noch,  
 «dass durch unsere Pfeile sie nicht auch jämmerlich fielen.  
 «Dich nun führet' ich weg zu des Ostmeers herrlichstem Eiland,  
 «wo liedreicher die Nachtigall ist, wo reicher der Hain grünt,  
 «lieblicher wehet der Wind, selbst schöner der Himmel erstrahlet,  
 «Früchte von edlerer Art und Geschmack an dem Aste sich röthen.  
 «Kaum ein Vogel gelangte von hier hin; müde herab stürzt  
 «selber der Aar, im Fluge dahin, ihn schlänge der Abgrund.  
 «Menschen ist auch mühselig der Pfad, der hundertste zwingt es.  
 «Komme denn László selbst, der gewaltige Streitaxtschwinger,

«den du genannt, auch alle die sämtlichen Landesgefährten :  
 «allen zum Unheil ists, ja sie nähren des Meeres Hyänen.  
 «Sieht ihn etwa der Hai versinken in blinkender Wehre,  
 «stürzt er auf ihn zu, und den menschenverzehrenden Rachen  
 «öffnet er grimmig erfreut und nähert der weichen Gestalt ihn.  
 «Klagst du vielleicht dann, ist es umsonst ; dann magst du mit Spröde  
 «nimmer die Kraft mir rauben ; du wirfst dich jetzt an die Brust mir  
 «besser und reichst dein Herz zur Freude dem bittenden Jüngling.  
 «Schau, mein Glück — nicht will ich umsonst von dir es erhalten ;  
 «was du ersehnt nur etwa, du kannst von mir es erhalten :  
 «bei dir steht's, ob Selavin — ob Gattin werden des Árbocz.»  
 Also sprach er in List, dass Etelka vergesse der Heimat,  
 er nur ihre Gedanken erfüll' als einzige Liebe.

O des Thoren ! Im Feld schon blinket es erzen, es hob sich  
 Staub, schon sprengten heran mit wehender Fahne die Kämpen.  
 «Auf, ihr Krieger !» erscholl's vom Munde des stolzen *Ozul* nun,  
 «Auf, ihr Krieger !» erscholls ihm nach auf Cserhalom üb'rall.  
 Heulend in rasselnder Wehr erhob sich das Heer der Kumanen.  
 Plötzlich erbebt Árbocz, voll Staunens blicket er um sich.  
 Wie vom Schlummer geweckt von dem erderschütternden Donner,  
 sprang er empor ; fort waren die schönen, die lieblichen Bilder,  
 Träum' und andere Sorge, nicht um die beneidete Liebe —  
 finstere Sorg' erfüllte sofort das pochende Herz ihm.  
 Siehe das Schlachtross brachte, den Speer, ihm hastig der Knappe,  
 schnell von dem Sitz aufsprang im Schrecken die liebliche Jungfrau,  
 nimmer die Freude verhehlt sie, die Freud' entlocket ihr Thränen.  
 Aber es nahm für Gram ihr Weinen der eilende *Árbocz*,  
 hob im Stolze das Haupt ; in der Glut kampflustigen Sinnes  
 sprach er rauheren Ton's, nicht mehr mit der frühern Sanftmuth :  
 «Magst nur weinen, sie eilen zum Tod hin, die du da schautest.  
 «Weine, doch jetzt zum letzten ; in Freuden erwarte danach mich.»  
 Sprachs und schwang sich hinauf und sprengte davon zu den Andern.

Von zwei Seiten erschallet das Horn und klirren die Waffen,  
 und nach wildem Erklirren erbraust in Lüften der Sturmwind,  
 durcheinander gemengt trägt pfeifend er weiter die Töne.  
 Droben *Ozul* blitzgleich — wie der Brauhengst unter ihm hinjagt !  
 Hin zu den Reih'n, er ordnet sie rasch, noch schlummernde Wuth weckt  
 er mit dem Fluch, und die wilden Gedanken des Mord's — auf einmal  
 all' der Jubel verstummt. Auf Cserhalom wogt es und rauscht es,  
 blitzt wie ein eiserner Kranz heerschreckenden Männern in Händen.  
 Sie nur steht wie ein Blümchen im Kreis der Zerstörer, Etelka ;



zagender Jubel — er wechselt im Geist mit trauriger Hoffnung.  
 Kein Durchblick — denn es stehn vor ihr rings Reihen der Krieger;  
 nieder sie kniet und fleht um Gnade den Herren der Himmel.  
 Soll sie zu Grund gehn? nimmer erhört ihr Flehen? zertreten  
 ihr jungfräulicher Leib von der Schlachtlust wilden Gesellen?  
 Hört in der schrecklichen Qual, ihr Himmel, sie! Ach um der Väter  
 Land laut fleht sie, ihr gabt's — ein Mensch darfs nimmer verderben.

Ha, was brauset da unten heran? Welch' Volk naht stürmend?  
 Männer — sie wurden zu Eisen, die Speere zu starrendem Urwald,  
 und kein Schlachtross trägt sie — gespenstige fliegende Drachen.  
 Gleich als zögen mit sich sie das ganze gewalt'ge Gefild, so  
 regt sich's, sendet den Staub als Kläger empor zu den Himmeln.  
 Sieh, da sind sie, es fällt wie Nebel der Staub: ja gewalt'ger  
 stehn als Eisen die Männer, und schrecklicher blitzen als Urwald  
 alle die Speere hervor; wie der Mund schäumt, nimmer gezähmt noch,  
 all' den Rossen der Schlacht! wie grüssen von unten sie wiehernd  
 die dort oben, und spitzen entgegengerichtete Ohren!  
 Schaut: wer trägt an der Spitze das fleckige Fell des erlegten  
 Panthers golden bespangt? Wer lasset die Federn des Reiher  
 zwischen den schimmernden Perlen gefestigt wehen am Kalpag?  
 Aarkühn blickt er dahin, wo Ozuls Heer schlachtenbereit steht —  
 Jüngling noch, doch bräunet die Lippe sich schon von der Mannheit  
 edelem Flaum, mit der Schönheit blüht Kraft ihm in dem Antlitz  
 innig geeint; doch nahet er schon mit Würde, das Herz hebt  
 schon manch' grosser Gedanke — so sprengt an der Spitze des Heers er.  
 Wer doch wär's als wol der *Gebieten* der dreifachen Berghöh'?  
 Er ist's; kraftvoll spornt er den Fuchs, dess Rücken den Held trägt,  
 dass er die Füss' erhebe so stolz, kaum rühre den Boden.  
 Einst vom Vater dem Sturm und der Tieflandstute geboren,  
 lief es im Pusztagebiet mit den luftigen Winden im Wettstreit —  
 nun trugs schlachtengewohnt im Maule das Eisengebiss stolz.  
 Bis zu dem Himmel hinauf wol flög' es in dunkelgeballter  
 Wolke, so leicht und schnell — seinen Sitz nicht liesse der König,  
 dess Geist Grenzen nicht kennt, da er nur dem Erhabenen nachjagt.  
 Wenige Schrittt' ihm nach sprengt *Ernyei*, Greis, aber Held noch —  
 Ernyei, den ruhmreich noch nennen die späten Geschlechter,  
 schlachtenbereit, doch schmerzet der Kampf ihn mit den Verwandten,  
 trauererfüllt als Vater, doch freuet der Seinen Vereinung.  
 Also zieht er in festem Vertrau'n zur Seite dem König.  
 Neben dem weisen, dem würdigen Greis wie herrlich der Jüngling!  
 Ach, nur nimmt Rath dieser so leicht von dem hitzigen Sinn an,

leicht vom Schlechteren an! Sonst tröffe von Blut Mogyoród nicht,  
 wehte die Luft vom Todtengebein her über die Flur nicht.  
 Doch wohin irrt mein Geist? O schweigt, schmerzvolle Gefühle!  
 Siegen gelernt hat die Schaar, die ich annah'n seh', ja ich sehe  
 Weszprims, Tolnas verwegene Schaar, von Zala die Blüthe,  
 die von dem Donaustrand seh' ich aufstehn, jene von Weissburg  
 — Weissburg, damals stolz nur Inlandsfürsten gehorchend —  
 schau' ich mit **hoch** in die Luft erhobenen Speeren; es folgen  
 jene von Nyitra sodann. **Ernst** zieht an der Spitze der Führer  
 selbst ohn' Prunk und Schimmer, doch schimmern die Waffen im Glanz  
 ihm.

Gottes Entscheidungen stellt er die Macht **heim**; fest im Entschlusse,  
 doch mit klugen Gedanken — zum Kampf so führt er die Seinen.  
 Ehr' ihn, Ungar, und neige das Haupt, vernimmst du den Namen:  
*Geisa*, der ältere Sohn des siegruhmprägenden Béla,  
 ging in den Tod selbst gern, wenn er nur Sieg schaffte dem Volke.  
 Nun von dem blutigen Strande der Theiss, Erzkolben in Händen,  
 kommen die Völker, vom öden Bihar; vom Nacken herab schwebt  
 flatternd im Winde der Pelz, stumm flammt im Blicke die Rache:  
 die von Cserhalom sucht ein Jeder mit funkelndem Auge.  
 Was doch zögerst du, Lied, auch *László* im Kreise zu nennen?  
 Schaue den fürstlichen Kämpen, den göttlichen Mann, schau *László*  
 sprengen daher mit dem braunen, dem transsilvanischen Streithengst:  
 irdisches nimmer begeistert den Held; im lauterer Herzen  
 lebt der allmächtige Gott und des Volks weitreichender Ruhm ihm;  
 wie in der Schlacht so leiten die beiden in ruhiger Zeit ihn.  
 Nicht wie der Blitz, auch nicht wie die Windsbraut geht in die Schlacht er,  
 vielmehr so wie (führ' er herab) der Gebieter des Himmels,  
 führ' er herab mit menschlicher Wehr zu bekämpfen die Bösen.  
 Sieh in dem Antlitz strahlet des Geists vollkommene Hoheit,  
 aber gewinnender noch mit der Anmuth kräftiger Jugend.  
 Nicht scheint seine Gestalt nur um zu vergehen geschaffen;  
 sehnig, erhaben und schön: es umgiebt zween zottiger Leu'n Fell  
 Schultern und Brust ihm, vorn aneinander mit mächtigem Goldhaft  
 sind sie gefügt; Pomeranias Held sein blinkender Schild zeigt,  
 wie er von Bélas Händen dahin sinkt sterbendes Hauptes.  
 Vor ihm schauest du Béla mit mächtig erhobener Lanze;  
 um ihn seufzt, sein harret des Königs liebliche Tochter,  
 strecket die Hand schon hin, in der Hand schon streckt sie den Kranz hin.  
 Ueber den Kalpag hängt aschfarben der Sammet beschattend;  
 schwer am Stiefel eklirr'n, dem befranzten, die mächtigen Sporen



und in der Rechten geschwungen erblitzt die gewaltige Streitaxt. Ihn nun schauet Ozul und das Volk auf Cserhalom; bebend stutzt es und fragt: «Wer mag's doch sein, der gewaltige Kriegsheld, der mit der sehnigen Schulter so hoch ob allen hervorragt?» Wie von dem Meergott, steigt er empor, die gewaltige Brust sich zeigt, da er hinschaut über die Flut: so bis zu der Schulter schaute man László ragen empor aus alle den andern Schaaren; und warf er den Blick rings um, übersah er sie sämmtlich. Ihm nachfolgten mit vielfacher Wehr drei kräftige Knapen: Pfeil' im Köcher gedrängt und den Bogen ihm brachte der Eine, aber den erzenen Kolben, die Angriffsspeere der Andere; endlich Kelendi — er trägt allein die gewichtige Lanze. Einst hochragend das wipflige Haupt, stand auf dem Gebirg sie, Vögeln ein luftiges Haus, die da nisteten, jetzt toddrohend füget der Stahlspitz blinkend sich an das behauene Ende. Mühevoll schwenkt mit gedoppelter Hand — noch kaum — sie Kelendi, doch mit der Hälfte der Kraft schwingt leicht sie der Bélaentsprossne. Sehet ein Sohn Alt-Ungarns das! Frohlocket, ihr Enkel, nun von Schlachten zu hören, die László's heldiger Arm schlug.

Treten die Führer zusammen, die drei; voll deutlichen Unmuths stehen die Schaaren im Lauf. Nicht anders beruhigt die Flut sich dort am Strande des Meers — zu verheimlichen sucht sie den Sturm noch. Oben dahin fliegt Schimmer, doch innen empfinden die Schwimmer heftige Glut, sie tauchen hinab zum schlammigen Perlgrund. Steuerst du weise den Kahn, so umgehst du den Schimmer von weitem, eilst mit flüchtigem Segel hinein zur schützenden Bucht hin. Sieh da erhebt sich's brausend; es wirbeln die Wogen, die wilden, schwarz von drunten herauf; berghoch und daneben in finstre Tiefen erklafft das Meer, mit Geheule die flossigen Kinder rufts, und kämpft mit entsetzlichem Ansturm gegen den Himmel. Ruh'n nicht lässt es da unten des Abgrunds grause Bewohner, zwischen dem berstenden Schaum erheben die Köpfe sie bebend — sieh da umzieht sich finster der Himmel, es flüchtet der Tagglanz. So nur hatten sich jene beruhigt: auf den Gesichtern lag der verhohlene Zorn den Helden, der tödtenden Macht Zug. Horch die Drommete! mit einmal bricht der verhaltene Mord los. Hügel herab halb sprengte Ozul erst: prasselndem Guss gleich rasseln'd fliegen vom Bogen der zwei schlachtschlagenden Völker Pfeile daher, schwer legte der Schatten sich über den Freiraum. Schrecken erregt, nicht Schaden, der Kampf; vor stäubende Füße fielen sie matt, wie verloren, dahin; von schwirrender Sehne

sandte dem stolzen Ozul nur *Lászlo* tödtenden Pfeil zu.

Flimmernd flog er daher : in die Brust schwer traf er das Schlachtross, dass es zugleich mit Ozul laut stöhnend stürzte zu Boden, kaum noch hält er sich selbst, dass er nicht zu der Ebne hinabrollt, stösst in den Boden den Speer mit der weithin greifenden Spitze.

Siehe die Seinen erschau'n's, hin eilen sie voller Entsetzen.

Da ruft *Salamon* laut «zum Gipfel!» vom Kampfe gelangweilt,

«jetzo hieher, wer Held ist, er folge zum Gipfel dem König!»

Wer wol bliebe zurück? «Wir begraben ihn», rufen die Kämpfer,

«wer nicht gehet mit uns» — wie der Wind geht's *Salamons* Spur nach.

*Ernyei* nur ruft : «Eilen wir nicht zu verderben, o König,

«ebneren Weg giebt's noch, zu jäh wär' dieser da vor uns —»

«Nur für Furchtsame jäh, für den Fürst nicht dreifacher Berghöh',»

also erwidert er, auf zu der Höh' auf fliegendem Renner

sprenget der junge, der feurige Fürst, kaum folget das Volk ihm.

Jetzt stürmt auch der *Kumane* daher. Wol Hunderte fliegen

Speere daher, es krachen vom Speere getroffen die Schilde.

*Salamon* selber erbebt im Sattel, es fallen die Seinen.

Aber umsonst; drum zaget er nicht, er setzt den Kampf fort.

Schon zum Schwertkampf kommt es, des Ungarköniges Schwert blitzt

allen voran, in des Jünglings Faust. Viel möchten entkommen,

könnten sie nur sich wenden : so fallen sie knirschend in Wunden,

unter dem Rosshuf wälzen die Leiber sich, böse zertreten.

*Árbocz* naht, von Liebe wie Zorn zum Kampfe getrieben,

seinem gewichtigen Arm sinkt Bere in Staub, sinkt *Szondi*

hin mit dem Ross, kaum wird er geschützt vorm grässlichen Tode,

da zahlreich der Genoss sich hineindrängt, ihn zu entrafen.

Schon auf *Salamon* schleudert den Speer *Árbocz*; die Entfernten

beben im Schreck, die es sehn : doch *Ernyei* dringet, der Greis, vor

schnell, und schirmt des Königes Herz vor tödtender Lanze.

Jetzt erregt zu Fusse der Kampf sich; sieh mit dem Mordstahl

wendet sich *Salamon* rings und suchet den Feind, der ihn angriff,

welcher mit *Ernyei* schon im Gefecht; mit dem Stumpfe der Lanze

stösst er dem edelen Greise vergeltende Wunden in's Antlitz.

Dorthin stürmet der König, und ihm nach stürmen die Seinen

rasch zum Kampf mit dem Feinde; der eiserne Arm der Kumanen

leidet es nicht; lang wird zu der Höhe der kürzere Weg doch.

Lieber vermeidet darum ihn *Geisa*; die Leute zu schonen

wählt er den längeren sicheren Weg zum Gipfel; gepanzert

rücken in Viereckform die gewaltigen Schaaren gedrängt nach —

nichts, das sie hemmt, dass sie nicht wegschleuderten. Allen voran sprengt



Opos, der Held, kaum fähig den Ingrim noch zu bezähmen.  
 Stürmen, ja fliegen möcht' er, doch nimmer den Führer verlassen.  
 Weithin weiche dem Mann, weithin, fremdländischer Krieger!  
 Gnade gewährt Niemandem die Stärke, die ihn zum Gefecht trägt,  
 nimmer dem Arme des Helden entrann ein lebender Feind noch.

Schnellen Galopps sprengt jetzo ein Trupp entgegen dem Viereck —  
*Geisa* der weise bezwingt sie mit Macht, ob langsam, und rückt vor.  
 Opos der Held — schon ist er bedeckt vom Blut der Erschlagenen,  
*László* behauptet die Mitte: so ist mit den Seinen *Ozul* schon  
 rings umzingelt. Es greifen mit dreifach erkrachendem Schlachtlärm  
 heftig die Heere sich an, die beiden. Wie heulet des Siegers  
 Ingrim schrecklichen Laut, wie schallt des Erliegenden Wehruf!  
 Horch wie die Wehr klirrt, bricht! wie der Schild dröhnt, schmettert des  
 Horns Erz!

und schon mangelt die Luft, zu erfassen den sämtlichen Schlachtlärm  
 unter der Schaar'n Mordschritt ächzt Cserhalom. Hufe von Eisen  
 stampfen des Abhangs Seite, der Staub — gern wirbelte hoch er,  
 nun mit dem Blute gepaart überzieht er die zierlichen Gräser.  
 Blitzgleich flieget *Ozul* am Hügel hin; nimmer an einem  
 Ort, an hundert wohl empfindet das feindliche Heer ihn:  
 hier — dort — blinkt in der Hand sein Schwert; wo nur sie herannah'n,  
 wirft er die Krieger zurück zu der Seinen erneuter Ermuth'ung.  
 Gleichwie verwirrend der Wind jagt über die Spitzen des Schilfrohrs —  
 so mit dem Speer, mit dem Schwert rührt, regt sich der Held; mit dem  
 Kolben

schmettert die Feind' er nieder. Wohin er gehe, der Schlachtlärm  
 geht mit ihm, da wüthet zumeist der erbitterte Kampf stets.

Langsam nur rückt *Salamon* vor. Weit unten an Berges  
 Fuss kämpft *Geisa*, doch *László* naht mit gefährlicher Heersmacht,  
 und nicht setzen die Krieger es durch, zu verlegen den Weg ihm.  
 Leichter gewaffnete kamen zuerst. Hoch Lanzen erhoben  
 trifft *László* mit den Seinen den Feind; mit einander im Speerkampf  
 fallen sie, wild anstürmt ihr Führer, der stattliche *Cserge* —  
 hoch wie die Tann' auf waldiger Höh' ragt Banner und Held vor.  
 Zweimal schwingt er die Lanze, zu dritt erst trifft er den Erzschild  
*László's*, dass er gewaltig erdröhnt; der aber — heraus reisst  
 schnell er den Speer und schleudert im Sturm auf *Cserge* zurück ihn.  
 Hin in den Tod fällt *Cserge* sofort; sein eigenes Eisen  
 spaltet das Stirnbein ihm, dass er schwer zur Seite herabsinkt:  
 traurig, den Sattel des Reiters beraubt, entfliehet das Schlachtross.  
*Béla's* herrlicher Sohn dringt weiter, im anderen Trupp nun

wüthet er, jaget und würgt : wie toben der mordenden Streitaxt  
Bahn nach alle die Krieger — in Eil' entflieh'n die Kumanen.  
Sieh da im schwärzlichen Eisengewand ein anderer Führer  
sprengt mit dem Ross auf László heran, der gemessene *Kobut*,  
schon als Kämpfer ergraut, nicht schnell mit dem Geist, doch im Arm lebt  
nicht ihm schwächere Kraft. Wie klirret am Leibe der Harnisch  
fürchterlich ihm ; aufbäumt sich Lászlós Renner, indess ihn  
Kobut schon am Buge bedrängt mit der Spitze des Speeres.  
Fehlet er ihn ? nein ; wieder jedoch bäumt László's Renner  
hoch sich und fern entfliehet der Speer leer. Ohne zu säumen  
wendet das Ross nun Kobut, um László's Zorn zu entgehen.  
László spornet das seinige nun, zum tödtlichen Hiebe  
hebt er der Streitaxt Wucht, doch Kobut ist nicht zu erreichen.  
Fernher stürzt er und giebt dem Rosse die drängenden Sporen,  
hochher zückt er den Speer, dass er treffe den Fürsten in's Antlitz.  
Beiseit wirft der Alles, und mit der geöffneten Linken  
greift er die Lanze, die blanke, zu sich her Kobut zu ziehen ;  
doch mit der Rechten zugleich schwingt er die gewaltige Streitaxt  
ihm auf's Haupt, dass sie schartig wird, ja splittert am Erzhelm  
grösserentheils. Kobut taumelt jedoch, beim zweiten der Streiche  
stürzt er rasselnd, mit Blute die graulichen Locken beflissen.  
Béla's Sohn erschaut' es und sprach so : «Seht, wie der Greis stritt  
kühn für seine Gefährten, und liegt nun über den Leichen.  
«Schont ihn, Söhne Bihars ; euer Fuss nicht trete den Todten,  
«nicht mehr kämpfet er je — der Bestattung harret im Staub er.»  
Sprach's, und die Jünglinge mieden den Leib mit Füßen zu treten,  
er doch schleuderte fort die zersprungne, geschartete Streitaxt,  
siehe Kelendi naht mit der mächtigen Lanze. Die dritte  
Truppe verfolgt nun László. Es flieh'n voll Angst die Kumanen  
vor ihm, doch mit den Andern im Nahkampf mengen sie kühn sich.  
Wiederum naht ein Führer, des Czika gewalt'ger Sprosse,  
*Dember* der Stürmer, doch László nicht entgegen, dem Volk nur,  
unter den Söhnen Bihars bahnt Pfade mit blutigem Stahl er.  
Ihm tritt László entgegen, die Wege der Flucht abschneidend.  
Dember vernimmt des Kampfes Getös ; nicht wendet er rückwärts,  
vorwärts nur, kataraktgleich drängt er die Streiter des Thales.  
Nicht inmitten zu stürzen der Alles verheerenden Schaaren  
zaget er — László nur den Erschrecklichen meidet und flieht er ;  
László's Speer zu entgeh'n bricht Bahn er inmitten der Tapfern.  
Aber umsonst — dort naht er. Es färbt Todblässe des Jünglings  
Wange : noch nie, doch heute zuerst im Leben erbebt er —



sieh, wie das Haupt, Aarfeder und Kalpag bebt, da er umdreht. Schrecklich nahet indess ihm László schon mit der Lanze und sein stürmisches Nahn durchschneidet die zitternden Lüfte. Laut ruft Dember den Trupp der Kumanen; sofort in Bereitschaft setzt er sich, weckt mit dem Zorne den kaum erloschenen Stolz auf, und schon hebt er zum Wurfe den Speer. Mit dem Schilde jedoch fängt voller Geschick den geworfenen Speer Fürst László in Eil' auf, furchtbar hebt er zugleich empor die ersausende Lanze, stösst in den Nacken den Feind, stürzt Dember herunter; der Arme sinkt mit dem Rosse zugleich sechs Klafter hinab in den Thalgrund. László's Ross auch wankt, da der Held so kräftigen Stoss führt — siehe, zusammengebrochen verhaucht es in Aechzen die Seele. — Siehe, wie schön, noch jung, auf Mittagshöhe der Baum steht sonnenbeschienen, es schmeicheln dem Laube die säuselnden Lüfte; zartere Blümchen verstecken sich froh im thauigen Schatten Kühlung suchend am Stamm — da plötzlich erhebt sich ein Sturmwind, reisst in wirbelndem Kampf ihn heulend heraus mit der Wurzel. Sieh, da ersterben in Glut und Sonne die knospenden Blümlein, trau'rvoll schweiget der Süd nun zwischen erdorreten Blättern. So erstrahltest du schön, o Dember, in stattlicher Höh' auch — nun von dem mächtigen Stosse des Stärkeren liegst du getroffen, drückst verstümmelt das Feld, das du zu verheeren gekommen; bald als Gäste begrüßen die Würmer des blutigen Staub's dich.

Wieder ein Ross zäumt László indess; es meidet des Helden Arm, den Schrecken des Heer's, die geschlagene Schaar. Schon wendet *Ortos* sich zu der Flucht, von den Führern der vierte; der Zukunft trauet er nicht. Umsonst, nicht weiss er dem Speer zu entrinne, der in den Rücken sich bohrt, in den Leib tief dringt mit der Spitze. Wäre noch Einer so kühn, der den Arm auf László erhöbe? Sagt, wo ihr seid, die die Sonne des Mittags sah mit dem Raub froh zieh'n und drüber ihr Auge verbarg? wohin seid ihr, o kühne Recken? mit Béla's Sohn wer wagt's um die Ehre zu kämpfen? Keiner — die Flucht nur bleibt, Muthlosen der Hoffnungen letzte. Noch zwar kämpfet *Ozul* und es fällt sein Arm die Gefährten László's. Siehe, Zavartag fällt, in's Auge getroffen, Kaba mit ihm, und Dombi, der Spross des gewaltigen Kurzán. *Kálló* kam und den Kolben, den kettengenieteten, schwang er hurtig im Wirbel herum mit der Hand, weit flog er und traf schwer schnell todbringenden Knauf einschlagend der Flihenden Rücken. Jetzo erschaut' er *Ozul*, los liess er die rasselde Kette — fürchterlich nahte dem Haupte des Helden der treffende Kolben.

Aber Ozul, entgehend dem Schlag durch hurtige Wendung, traf in die Brust ihn, spaltet das Herz auch diesem. Sofort wankt Kálló, während der Kolben, geschnellt von der eigenen Hand, ihm rings mit der Kett' umwindet den Hals. Da stösset Ozul ihn vollends herab. Für euch, o ihr heilige Lande der Ahnen, fand er den Tod; nicht klagend, dem Feind droh'nd fiel in den Staub er.

Solches erschauten die Flüchtigen nun: mit Heulen Ozul zu rannten sie, der mit blitzendem Aug' voll Zornes sie anfuhr: «Seht, wie thürm' ich von Leichen den Wall! wohin fliehet ihr dennoch? «Nur um's Leben? wolan: vor mir hier findet ihr Leben. «Sicherlich stirbt wer flieht — in der Flucht erreicht der Tod ihn.» Sprach es und ihm nachfolgten die Kämpfer erneuten Muthes. Neu entbrannte der Kampf; die Verzweiflung schreckte den Sieger selber, so stark er war. Wie in höllischer Abgrundstiefe, wo wildheulend einander die Satanssöhne verfolgen: also scholl um Ozul dort Toben im Kreise der Kämpfer. Ihn nun schaute der fürstliche Held; nicht wich er ihm aus, sprang mitten hinein mit erhobenem Schwert, keckhöhnenden Rufes: «Mächtiger Feldherr, komm doch heran, sei's dich zu ergeben!» Siehe da kommt, im Herzen der Seinigen Grimm all' bergend, stolzen Gefühles *Ozul*. Wie das Haar aufsträubend ein Bergleu stürzt er an *László* heran: in der Hand zerschlägt er den Schild ihm, wieder zurück schlägt der, todbringender Kraft aneinander klirren die Schwerter anjetzt, weithin mit den schrecklichen Tönen füllen die Luft sie, bangend erbebt am Haupte der Kalpag Beiden, und finster erfüllet das Antlitz Schatten des Todes. Ja wenn ein Sterblicher je *László* zu bezwingen vermochte, war es *Ozul*. Nur Siege gewohnt traf ihn in die linke Schulter Ozuls Hieb, dass zu der Brust gleich blutiger Strom quoll. Schon auch rüstet zum Hiebe sich *László's* Arm; doch *Ozul* sieht's, weicht ihm aus, und zugleich zur Seite das blitzende Schwert mehr wendend, richtet er sich zu neuem erbitterten Angriff. Der nicht wartet darauf, rasch tritt er entgegen: «O Feind, nicht freue dich je mein Blut; dein Haupt dafür opfer' ich Ungarn.» Sprach's, und weit übertreffend Ozuls Kraft, führt er den Stoss mit dreimal stärkerer Wucht auf's braune gewaltige Haupt ihm. Nicht in des Sturmwind's Faust mag kräftiger treffen ein Schlachtschwert; mitten entzwei bis hinab zur Brust zerspaltet das Haupt es, dass mit den Hälften zu Boden der mächtige Körper Ozuls sank, hässlichem Staub nun gleich, den er einst im Stolze betreten.



Seine Gefährten erschau'n's — nie sahen sie fürder ihn kämpfen,  
bittern Schmerz im Herzen umringen die Leiche sie fallend.

Cserhaloms steilere Höh' — schon war sie im Kampfe gewonnen ;  
schon zum Gipfel hinauf drang *Salamon* blutübergossen,  
schwingend in kräftiger Hand ein erobertes leuchtendes Banner.  
Das was er kühn vollbringt, dran erkennst du des Landes Gebieter,  
nichts sonst kündet den König an ihm, zersplissen ist alles.  
Hier auch flieh'n die Kumanen, und dort an der anderen Halde  
steht mit der weit ausschwärmenden Schaar schon Geisa, wo Opos'  
todaustheilender Kolben herab auf jegliches Haupt fährt.  
Jetzo wohin ? wo hinaus ? kein Weg, kein Hort — wie im Rücken  
Tod, so Tod vor ihm, ja geweiht dem Tode die Nachbarn !  
*Árbocz* auch, da in's Ohr das gewaltige Schlachtengetümmel  
ihm nun drang, flog Ernyeis Zorn, im Arm die Gefangne.  
Wie die Gefahr ihn hatte gewandelt ! nicht wie zuvor lauselt  
Worten er mehr, nicht lächelte mehr von Liebe das Antlitz.  
Missgunst zeigt es, im Herzen die Furcht, zu verlieren das Kleinod.  
Niemand kehrte sich mehr an der Jungfrau flehendes Auge ;  
zitternd im Aufschrei flog sie dahin auf schäumendem Renner,  
wild zerwühlet der Sturm ihr Haar, die Gewande der Sturm ihr,  
und um die bebende Brust spannt *Árbocz* eiserner Arm sich.

*László* schaute vom Gipfel — er stand, sich Wunden verbindend,  
neben dem Ross — da flog *Árbocz* mit der Jungfrau Qualen  
ihm vorbei. Wild blickt' er ihn an, vollendete rasch der  
Wunde Verband, sass auf. Schon hörte den tönenden Hufschlag  
hinter sich *Árbocz* fliehend : « Ha, sollt' ich *Etelka* verlieren ? ! »  
« dennoch des Schicksals Neid meinem Arm nicht lassen das Mädchen ? ! »  
Sprach's und blickte zurück : schon sieht er den Dränger in halber  
Speerwurfsweite von keinem gehemmt blitzähnlich herannah'n.  
Einmal noch anspornt' er das Pferd, voll bittern Gefühles  
drückt' er die Maid an sich und bereitet zum äussersten Kampf sich.  
Näher und näher erdröhnet der Lärm. Schon über dem Haupt schwebt  
*László's* Schwert. Aber *Árbocz* schlägt rechtzeitig dagegen,  
und von dem Haupt abwehret das Eisen den tödtlichen Schlag noch.  
Jetzo des Arm's Nachlassen empfindet das Mädchen, zu Boden  
springt es behende herab. Das erschaut mit grimmigen Blicken  
*Árbocz*, kämpft wie ein Leu, da der Jäger das Lager im Wald ihm  
aufspürt. Sieh, da erblickt wie die tödtende Flamme, das gute  
Schwert in der Hand ihm, nahet der Brust des erhabenen *László*.  
Ja als wollt' er das Lager sich dort auf ewig errichten,  
drum nur müht er sich ab ; ihn lockt's in die Tiefe zu dringen,

ganz zu entreissen das Herz mit schneidiger Waffe gelüstets,  
welches der Jungfrau (meint er) gehört, wenn er selber gefallen.  
Wuth mehr zeigt sein Kampf als Wirkungen: eisengepanzert  
starret die Burg, die er stürmt, antwortend in dröhnendem Klirren.  
Nicht jetzt, jetzt nicht ruhet der Arm des gewaltigen Helden,  
den er bekämpft; von Wunden bedeckt, die der Sieger ihm austheilt,  
sinket er endlich matt vom Sattel, dem wankenden Haus gleich,  
und mit dem Odem entflieh'n ihm herzumstrickende Wünsche.

Auf dem ermüdeten Ross hält ihm gegenüber der Sieger  
fest, schnell springt er herab auf blutigen Rasen. Zu Füßen  
stürzt ihm dankend die Maid, vom Jubel erquellen die Lippen.  
Gnädig jedoch vom Boden erhebet die Zitternde László.  
Da von dem Arme des Helden gestützt erschaut sie den Leichnam  
Árbocz'; edelen Sinn's den Gefallenen klagt sie und ruft so:  
«O wenn ich etwas jetzt, Dankschuldnerin dir, noch erfleh'n darf:  
«schenke den Leichnam mir, dass ein Grab ich schaufle dem Todten.  
«Mild stets war er gesinnt; mit den schmeichelnden Worten der Liebe  
«beuget' er mir das Knie, ein Slave mir statt des Gebieters.  
«Strafbar war er vielleicht, dass er keck als Räuber gekommen —  
«nun, er hat es gebüsst; an dem Ufer des murmelnden Bach's dort  
«senk' ich ihn ein und kröne das Grab mit wimpliger Lanze.  
«Thautensprossene Rosen, am Bach erblühete Blumen  
«wind' ich zum Strauss, dem Grabe zum Schmuck. Da mögen sie welken,  
«wie er so wehmuthsvoll in der Jünglingsblüthe dahin starb.»  
Sprach's; es vernahm es der Fürst, und also erwidert' er scherzend:  
«Doch was möchte dem Sieger Etelka bestimmen zu Lohne?  
«wird kein Blümchen sie ihm auf Cserhalom pflücken und winden,  
«dem, auch wenn es gewelket, ein schöneres ferner entsprosse?»  
Schön, wie er's selbst nicht wusste, betrog mit dem Worte das Herz er.  
Auf zu ihm blickte die Maid und erschreckt schlug nieder das Aug' sie.  
Schon sank wieder zur Lippe das Wort, die Gedanken erstarben  
ihr im Geist, es erglüht' in Scham das erröthende Antlitz.  
Aber indess noch immer der Siegheld harrte der Antwort  
lächelnden Blicks, da sprach weichzitternden Tones sie also:  
«Erst, mein Fürst, wol ziemt's, dem Gefallnen die Ehrenbestattung  
«weih'n nach Sitt' und Kränze der Trauer von welken Gezweigen.  
«Doch mit lebendigem Dank im Gemüthe den Lebenden ehr' ich;  
«Siegers Nam' ist lieblicher Klang, will knieend genannt sein.»  
László sah sie erröthen, er sprach kein scherzendes Wort mehr.  
Gleichwie liebliche Klänge von Glockengetön, so drangen  
ihm in's Ohr, in's Herze zugleich der erbebenden Jungfrau



zartere Worte ; jedoch bald rissen die hehren Gedanken aus dem ringenden Sinn der Empfindung leichtere Herrschaft. Nicht mehr wagt er in's Auge, das schöne, zu schau'n mit dem Auge, siegesumkränzt erhob, da der Lärm aushallte, das Haupt er rings umschauend, doch liess er die Flüchtigen nimmer verfolgen. Wortlos sanft nun führt' er zurück zum Vater Etelka, und die gewappneten Arme des Greises umschlangen die Tochter. Alle die Sorge, die ihn noch drückte, vom Herzen verbannt' er und den verdüsterten Blick sprach er zu dem Himmel erhebend : «Wie manch' klagendes Wort rief gegen dich, Himmel, die Zunge : «Hast du gestraft mich ? nein ; mit Leide, mit Freude gesegnet, «nun nach all' dem Leide zu reineren Freuden erwach' ich ! «Nimmer ein einsam' Alter erleb' ich, dich ja gewann ich «wieder, und süß durchtönt dein Lied die verwüstete Halle.»

Wonn' auf Wonne — wie brachst du herein ! Jünglinge wie Jungfrau'n stürzten ein wiedergewonnener Raub in die Arme der Ihren ; — Thränen der Freude — sie netzen in Fülle die Wange der Helden. Still ist der Schlachtlärm nun. Kühl schlummern in schreckender Ruhe alle die stürmenden Helden — es weckt kein Lüftchen sie wieder.

Und nun schreiten sie her, drei Sieger in stummem Triumphe, kommen bei ihnen zusammen. Sie schau'n sich stauenden Blick's an ; vordem hatte der Streit sie ja weit von einander gehalten — breit zwischen ihnen erstreckte der Pfad vordem sich des Todes. Schreckliche Zeichen geprägt von des Krieg's Hand trugen sie alle. Endlich jetzo vereint, mit dem Volke die Kniee gebeuget, tönten empor sie dem Herrn triumphirender Lippe das Danklied. —

Sie auch, welche der Tod so vervielfacht nimmer ermüdet, nimmer der Kriegssturm zwang — sie erlagen der Allesbezwing'rin Zeit ; ja verweht ist nun jed' Stäubchen der Asche der Helden. Aber der Berg selbst steht und das blutentsprossene Gras kränzt nach so viel Jahrhunderten noch mit Ruhme den Gipfel. Möchte, so oft ein Sohn Ungarns hier weilet, der Ahnen stets er denken ; er singe mit uns, noch freieren Geistes : *Cserhalom !* du, dein Gipfel ist Zeuge der herrlichen Siege !

---

Durch jede Buchhandlung zu beziehen :

*Historische und linguistische Publicationen.*

**Monumenta Hungariae historica :**

M. Pf.

Series I. Diplomataria. Tom. 1—15. 17—25.

« II. Scriptores. Tom. 1—29. 32.

« III. 1. Monumenta comitalia Hungariae. Tom. 1—5.

« III. 2. « « Transilv. Tom. 1—4.

« IV. 1. Acta externa; reges stirpis Andegav. Tom. 1—3.

« IV. 2. « « Mathias a Hunyad. Tom. 1—4.

Zusammen 70 tomi in 71 voll. 8 maj. Pest 1857—1878. Broch. wie neu. *Soweit erschienen.*

Der bei weitem grösste Theil dieser wichtigen, noch wenig bekannten Publicationen der ungarischen Academie ist in lateinischer Sprache.

Preis der ganzen Sammlung statt 340 M. :

230 —



Einzeln zu folgenden Preisen:

**Series I. Diplomataria.** Tomus I—IV. Documenta Hung. historiam illustrantia (1441—1652) e tabulario regio Bruxellensi edid. Mich. Hörváth. 4 voll. 8 maj. Pest 1857—59.

15 —

490 latein., deutsche, span. u. franz. Actenstücke.

— Tomus V. Documenta (annorum 1521—1717) e tabulariis et bibliothecis Londinensibus edid. E. Simonyi. 8. Pest 1859.

4 —

60 latein. u. engl. Actenstücke.

— Tomus VI—XIII. XVII. XVIII. XX. XXII. Codex diplomaticus Arpa ianus continuatus (a. 890—1301). Edid. Gust. Wenzel. Complet 12 voll. 8. maj. Pest 1860—74.

50 —

Mehrere Tausend latein. Actenstücke. Ein unentbehrliches Supplement zu dem grossen Codex diplom. von G. Fejér.

— Tomus XIV. XV. Diplomatarium Alvincianum (1685—88). Edid. Alex. Szilágyi. 2 voll. 8 maj. Pest 1870.

8 —

Ungarische u. latein. Documente.

— Tomus XIX. Codex epistolaris Petri Pázmány Cardin. Edid. G. Frankl. Vol. I. (1605—25.) 8 maj. Pest 1873.

6 —

381 lat. Briefe.

— Tomus XXI. Actenstücke zur. Gesch. des Bündnisses des Fürsten Georg I. Rákóczi von Siebenbürgen mit den Franzosen u. den Schweden im 30jähr. Kriege. Herausgeg. von Alex. Szilágyi. gr. 8. Pest 1874. 491 Seiten.

4 —

232 lat., deutsche oder französ. Briefe. (Titel u. Vorrede ungarisch.)

— Tomus XXIII. Okmánytár II. Rákóczi György (Urkundenbuch des Fürsten Georg II. Rákóczi von Siebenbürgen (1648—60). gr. 8. Pest 1874. 740 Seiten.

6 —

380 ungarische u. latein. Briefe etc.

— Tomus XXIV. A két Rákóczi György fejedelem családí levelezése. Szerkeszti Szilágyi Sándor. gr. 8. Pest 1875. 644 Seiten u. Facsim.

8 —

Gegen 700 ungarische Briefe etc. a. d. J. 1632—60.

— Tomus XXV. Nic. Oláh codex epistolaris ab a. 1526—30. Edid. Arn. Ipolyi. 8 maj. Pest 1876. XL, 639 Seiten.

6 —

Ausschliesslich lateinische Briefe, nur Titel u. Vorrede ungarisch. Enthält auch den gelehrten Briefwechsel des N. O. mit Erasmus u. vielen anderen Gelehrten Deutschlands, der Niederlande etc.

**Series II. Scriptores.** Tomus I. Georgii Sirmiensis (capellani Ludovici II. et Joannis regum Hung.) memorabilia sui temporis (1484—1543). E cod. Vienn. edid. G. Wenzel. 8 maj. Pest 1857.

4 —

Nur Titel u. Vorrede ungarisch, der Text lat.

— Tomus 2—6. 8. 10. 19. 20. 25. 26. 32. cont. Antonii Verancii (archiepiscopi Strigon., locumtenentis regii et ad Portam Ottom. legati) opera et epistolae 1538—73. Edid. Lad. Szalay et Gust. Wenzel. Complet : 12 voll. 8 maj. Pest 1857—75.

50 —

Fast ausschliesslich in lat. Sprache. Bd. III—V. enthalten die Gesandtschaftsberichte aus Constantinopel, Bd. VI—XI. den ausgedehnten Briefwechsel, Bd. XII. ein Register.



# DIE DENKMÄLER DER KELTENHERRSCHAFT IN UNGARN.

VON FRANZ VON PULSZKY,

Generalintendant der Museen und Bibliotheken des Landes, Classen-Präsident der ungarischen Academie der Wissenschaften u. s. w. \*

SEITDEM die Denkmäler der prähistorischen Zeiten die Aufmerksamkeit der Gelehrten erregt haben, ja die Gebildeten überhaupt interessiren, sind sehr viele alte Denkmäler in Museen und Sammlungen zusammengestellt, in zahlreichen Büchern beschrieben und durch Abbildungen bekannt gemacht worden, die früher ganz unbeachtet geblieben waren. Die Dänen und Schweden waren auf diesem Gebiete die Bahnbrecher; die Engländer, Franzosen und Deutschen wurden ihre Nachfolger; schliesslich folgten auch die Italiener, welche, umgeben von den herrlichen Ueberresten der classischen Zeit, die rohen Denkmäler einer ungebildeten Epoche nur spät des Studiums werth hielten. Die prähistorischen Funde erregen gegenwärtig überall allgemeines Interesse, und das wissenschaftliche Material hat sich auch auf diesem Felde so massenhaft angehäuft, dass bereits an die Classification gegangen werden konnte, um in die Masse der Denkmäler einige Ordnung zu bringen. Dies ist bisher mit Bezug auf die Steinzeit bereits grösstentheils geschehen und es ist eine allgemeine Uebereinstimmung der Forscher darüber erzielt worden, welche Denkmäler die älteren, welche die jüngeren seien, und in welcher Weise die wechselnden

\* Gelesen in der ungarischen Academie der Wissenschaften; übersetzt aus den «Archaeologiai közlemények» (Arohäologische Mittheilungen).

Typen aufeinander folgen. Die Schweden und Dänen haben die Classification auch mit Bezug auf die Denkmäler der Bronze-Zeit versucht, dieselbe hat indessen nicht so allgemeine Annahme gefunden, wie diejenige der Denkmäler der Stein-Zeit, ja die schwedischen und dänischen Gelehrten geben selbst zu, dass diese Classification nur auf die in ihren eigenen Ländern gefundenen Bronzeobjecte anwendbar sei, wo die Continuität der Entwicklung von keiner Einwanderung verschiedener Völker und keiner Eroberung des Landes durch fremde Racen unterbrochen worden ist. In Frankreich, Deutschland, Italien und Ungarn hat die Bevölkerung häufig gewechselt, verschiedene Nationalitäten haben einander innerhalb ihrer Grenzen abgelöst; deshalb ist es schwer, die Masse der übrig gebliebenen Denkmäler zu classificiren und ihre relative Chronologie festzustellen. Hier hat daher die Kritik gegenwärtig die Aufgabe, durch Vergleichung der verschiedenen Funde dasjenige zu erkennen, was mit Sicherheit oder mindestens mit Wahrscheinlichkeit einer bestimmten Zeit oder Nation angehört, damit die Zahl der unbestimmbaren Denkmäler sich mindere. In solcher Absicht habe ich auf den nachfolgenden Blättern den Versuch gemacht, jene Funde zu bestimmen, welche Denkmäler der keltischen Cultur in unserem Vaterlande sind, damit durch die Abscheidung dieser von den Denkmälern der älteren Bronze-Zeit auch der Typus dieser letzteren leichter bestimmbar werde.

Die Römer sind mit unserem Vaterlande unter Augustus bekannt worden; sie haben acht Jahre vor Christo Pannonien erobert, dasselbe als Provinz ihrem Weltreiche angegliedert und in die Bewegungen des antiken Culturlebens hineingezogen. Nach den angenommenen Begriffen nimmt die historische Zeit Ungarns damals ihren Anfang, denn von diesem Zeitpunkte anfangen dienen nicht allein die classischen Autoren der Römer, sondern auch zahlreiche Inschriften, Trümmer von Bauwerken, Münzen, Waffen, Statuetten und Hausrath aller Art als so verlässliche Urkunden, dass der Geschichtschreiber aus ihnen das Bild der damaligen Zeiten mit Sicherheit zu reconstruiren im Stande ist. Alles dasjenige aber, was der römischen Eroberung



zeitlich vorangeht oder räumlich ausserhalb ihres Bereiches fällt, ist in prähistorisches Dunkel gehüllt. Die alten Schriftsteller thun nur zufällig der Namen jener Barbarenstämme Erwähnung, welche unser Vaterland bewohnten, denn der Römer kümmert sich wenig um seinen wilden Nachbar, um dessen Culturzustand, Geschichte und Sprache, und würdigt ihn seiner Aufmerksamkeit erst dann, wenn er mit ihm kämpfen muss, wenn derselbe die römische Grenze überschreitet, die römischen Ansiedelungen angreift und die Herren der Welt zur Kriegführung und Eroberung zwingt. So verhält es sich auch mit den Ureinwohnern unseres Vaterlandes; Livius, Polybius, Strabo, Tacitus, Trogus Pompejus thun ihrer nur zufällig Erwähnung. Aber wo die Schriftsteller schweigen, beginnen die Denkmäler zu reden und fordern die Aufmerksamkeit der Alterthums- und Sprachforscher heraus, deren Aufgabe es ist, die Sprache der urzeitlichen Reste zu verstehen, das Dunkel der Urgeschichte mit der Leuchte der Wissenschaft aufzuhellen und die vorgeschichtlichen Zeiten für die Geschichte zu erobern.

Als die Römer unmittelbar vor Christi Geburt in Pannonien (dem jetzigen Districte «jenseits der Donau» und Croatien) eindrangen, fanden sie daselbst nicht uncivilisirte Barbaren, ohne festes Obdach lebende Jäger oder unter Zelten lebende Nomaden, sondern eine Bevölkerung, welche in Städten wohnte und dieselben durch Befestigungen gegen feindliche Angriffe zu schützen verstand. Dies vermag der Sprachforscher leicht aus den Namen der römischen Colonien zu beweisen, von denen nur der geringste Theil ein Erzeugniss der römischen Sprache ist, die überwiegende Mehrzahl vielmehr barbarischen Ursprung und fremden Klang hat, zum Beweise dessen, dass diese Ansiedelungen bereits vor der römischen Eroberung bestanden und ihre Namen nicht erst von den Römern erhalten haben. Der Name von einigen derselben ist unzweifelhaft keltisch, so z. B. von Singidunum, dem heutigen Belgrad, Carrodunum, im oberen Croatien, und Noviodunum, jetzt Izakesa an der unteren Donau. Bei diesen beweist das Suffix *dunum* den keltischen Ursprung. Dieses Suffix kommt, wie wir wissen, in zahlreichen alten Städtenamen Frankreichs vor; so

z. B. in den Namen Lugudunum, Virodunum, Uxellodunum, Augustodunum, Eborodunum = Lyon, Verdun, Yvelles, Autun, Yverdun u. a. m. Taurunum, das heutige Semlin, hat seinen Namen von den Tauriskern, einem keltischen Stamme erhalten, welcher sich nach dem Zeugnisse der römischen Autoren westlich von der Ausmündung der Save in die Donau bis nach Steiermark und Oberösterreich erstreckt hat und zugleich an die Tauriner in den Alpen erinnert, welche das jetzige Turin, bei den Römern Augusta Taurinorum, gegründet haben. Alisca, das heutige Szegszárd, gemahnt an Alesia, die Metropole der Gallier Frankreichs; Cornacum, dessen Lage unweit der Donau in der Bácska nicht genau bestimmt werden kann, und Carnuntum, jetzt Petronell, oberhalb Pressburg an der Donau, mögen ihre Namen von den keltischen Karnern erhalten haben, deren Andenken in den Ländernamen Krain und Kärnthen bis heute fortlebt. Plinius erwähnt übrigens auch eine cornacutische Völkerschaft; in Frankreich aber haben wir Gornacum, das heutige Gournay, und Carnac, das berühmte keltische Heiligthum der Bretagne. Bregetio, das heutige Ó-Szöny, ist wieder ein keltisches Wort, welches keineswegs mit dem slavischen *breg*, noch mit dem deutschen *Berg* zusammenhängt, sondern vielmehr mit dem keltischen Worte *briga*, welches eine Befestigung bedeutet, in Beziehung gebracht werden darf. Bononia, bei den mittelalterlichen Magyaren Bodon, heute Widdin, an der bulgarischen Donau, trägt den Namen der italienischen Bononia, heute Bologna, der ehemaligen Hauptstadt der keltischen Boier. Scarabantia, das heutige Oedenburg, ist schon seinem Klange nach keltisch.

Den Spuren der Sprachforschung folgend dürfen wir daher behaupten, dass das mittlere Becken der Donau vor der römischen Eroberung von Kelten bewohnt gewesen sei, von jenem gewaltigen Volksstamm, dessen damaliger Hauptsitz das heutige Frankreich gewesen ist, welcher ganz England bevölkert hat und noch heute die irische Insel bewohnt, welcher in der Römerzeit, sich an den Berglehnen der Alpen hindehnend, den Süden Deutschlands und den ganzen Lauf der Donau inne gehabt hat. Dieser auch an



Menschenzahl gewaltige Volksstamm ist Jahrhunderte hindurch der gefürchtetste Feind der Römer gewesen, aber schliesslich überwunden mit dem Römerthum verschmolzen und von dessen centralisirendem, organisatorischem Geiste durchdrungen, der Hauptbestandtheil der neuzeitlichen französischen Nation geworden. Uebrigens behauptet nicht bloß die Sprachwissenschaft, sondern auch die römischen Autoren bezeugen es, dass die Kelten, dies hochwichtige Volk des Alterthums, mehrere Jahrhunderte hindurch unser Vaterland besessen haben. Titus Livius (Buch V, Cap. 34) erzählt, dass zur Zeit des Tarquinius Priscus, also nach Livius' Chronologie um 590 vor Chr., das Volk der Bituriger in Gallien sich dergestalt an Zahl vermehrt habe, dass der König Ambigat zwei Schwärme jungen Volkes unter der Anführung seiner Neffen Bellovesus und Sigovesus aus seinem Reiche hinaus sandte. Der Flug der Vögel wurde der Wegweiser der auswandernden Völker und geleitete Bellovesus nach Italien, Sigovesus aber am Oberlauf des Rheines in die hercynischen Wälder. Die Völker desselben drangen nach Trogus Pompejus bis zum illyrischen Meerbusen vor, schlugen die Barbaren, denen sie unterwegs begegneten, nieder und siedelten sich schliesslich in Pannonien an. (Justinus XXXV. 4.) Amadée Thierry, der berühmte Geschichtschreiber der Gallier, bemerkt unter Berufung auf die Classiker, dass das Wandervolk des Sigovesus der Stock jener zahlreichen und mächtigen Stämme geworden sei, welche im Laufe der Zeiten das rechte Donauufer und die östliche Alpenkette bevölkert haben. (Histoire des Gaulois I. 145.) Und in der That stossen wir in der Schweiz, in Süd-Deutschland, insbesondere im heutigen Baiern und Böhmen, allenthalben auf keltische Bewohner,\* deren vornehmster Stamm die

\* *Caesar B. G. 24.* Ac fuit antea tempus cum Germanos Galli virtute superarent, ultro bella inferrent, propter hominum multitudinem, agrique inopiam trans Rhenum colonias mitterent. Itaque ea, quae fertilissima Germaniae sunt, loca circa Hercynias silvas Volcae Tectosages occuparunt atque ibi consederunt.

*Tacitus Germania 28.* Validiores olim Galliarum res fuisse summa auctorum Divus Julius tradit, eoque credibile est etiam Gallos in Germaniam transgressos. Quantum enim omnis vitabat, quominus, ut quaque

Boier gewesen. Diese haben ihren Namen den Ländern Boiuvaria und Boiemum gegeben, von welchem noch Tacitus sagt: *Manet adhuc Boiemi nomen, significatque loci veterem memoriam, quamvis mutatis cultoribus.* (*Germania, cap. 28.*)

Die Urgeschichte der Kelten hat bei den neueren deutschen und französischen Geschichtsforschern vielfache Meinungsverschiedenheiten zu Tage gefördert. Insbesondere gehen die Ansichten derselben bezüglich der Kelten Italiens und der Donaugegenden stark auseinander. Darin stimmen zwar Alle überein, dass die Erzählung des Livius nichts Anderes als eine Sage über den Ursprung und die Verwandtschaft der Kelten Italiens und der Donauländer sei, wie sie sich auch bei anderen Völkern vorfindet (wie z. B. bei uns die Hunor- und Mogor-Sage von der Verwandtschaft der Hunnen und Magyaren); — aber die Grossmeister der historischen Kritik in Deutschland, NIEBUHR, ZEUSS, JACOB GRIMM und MOMMSEN, gestehen dieser Sage gar keine geschichtliche Bedeutsamkeit zu, sie halten dieselbe für eine Erdichtung später Zeiten, ja sie stellen die vorgeschichtliche Einwanderung der Kelten in Italien geradezu in Abrede. Sie verweisen auf Livius selbst, nach dessen Worten die Mannen des Brennus, welche vom Po herabkommend die Städte der Etrusker überfielen, ja 391 Rom selbst einnahmen, neue Ankömmlinge gewesen seien, auf welche weder im Frieden noch im Kriege Vertrauen gesetzt werden konnte. Der römische Autor erwähnt wiederholt «*gentem invisitatam*», «*formas hominum invisitas*» und «*novus genus armorum*», ein nie vorher gesehenes Volk, nie vorher gesehene Menschengestalten und eine unbekannte Waffengattung. Nach der Ansicht der deutschen Geschichtsforscher fällt also die Einwanderung der Kelten in Italien mit dem Kriegszuge des Brennus am Ende des IV. Jahrhunderts v. Chr. zusammen und darf nicht an das Ende des VI. Jahrhunderts v. Chr. zurückverlegt werden. HENRI MARTIN dagegen und in neuester

gens evaluerat, occuparet permutaretque sedes promiscuas adhuc et nulla regnorum potentia divisas. Igitur inter Herecyniam silvam, Rhenumque et Moenum amnes, Helvetii, ulteriora Boii, gallica utraque gens tenuere.



Zeit BERTRAND (*Archéologie Celtique Gauloise*, 432) halten an der historischen Grundlage in der Sage des Livius fest, ja sie erkennen sogar die Wahrscheinlichkeit seiner Zeitrechnung an und statuiren einen Unterschied zwischen den Kelten und den Galliern. Die ersteren sind nach ihnen ein schwarzhaariges brachykephales Volk, welches, aus Asien einwandernd, sich über das ganze nördliche und westliche Europa ausbreitete. Ein Theil dieser Kelten hätte seine Wohnsitze an der Donau gewählt und den Namen der Galater angenommen. Die Nachkommen dieser brachykephalen Kelten leben bis heute in Irland, Wales, Auvergne und Savoyen. Nach ihnen kamen die braunhaarigen dolichocephalen Gallier nach Europa. Sie besiegten in Frankreich die stammverwandten Kelten und siedelten sich daselbst, sowie auch in der Schweiz und in Oberitalien an. Auf diese bezieht sich die Bellovesus-Sage, von ihnen werden die Insubern in Italien, diese alten Nachbarn der Etrusker, hergeleitet. BERTRAND erkennt blos in den Galliern des Brennus neue Ankömmlinge; nach ihm sind diese in der That «neue Menschen», denn sie sind Galater aus dem Donaulande, wirkliche Kelten, welche von den eisalpinischen Insubern zur Hilfe nach Italien hereingerufen wurden. Diese «Ankömmlinge» — so spricht der gelehrte Franzose — «diese schrecklichen Angreifer, welche in der Seele der Römer einen unauslöschlichen Schrecken hervorriefen, waren nicht Gallier, sondern Galater, die Galater der Donau- und Karpatenländer, *οἱ Γαισάται Γαλάται, οἱ Βοῖοι καλον- μένοι Γαλάται*, wie Polybius sich ausdrückt.» Diese Galater, mögen sie nun als Söldner auf den Ruf der Insubrer nach Italien gekommen und entweder aus eigenem Antrieb oder auf Anreiz eines missvergnügten etruskischen Häuptlings in die Halbinsel hinabgedrungen sein, haben in der That neue Waffengattungen, eine besondere Taktik und einen eigenen Typus gehabt, abweichend von demjenigen der italischen Kelten, *τῶν κατὰ τὴν Ἰταλίαν Κελτῶν* (Polyb. II. 13).

Wir halten es für überflüssig, uns in das Meritum dieser Controverse einzulassen. So viel steht fest, dass die historische Zeit der Gallier in Italien mit dem Kriegszuge des Brennus, in

unserem Vaterlande mit der Herrschaft des Macedonierkönigs Philipp ihren Anfang nimmt. Möglicherweise, ja ganz gewiss existiren auch keltische Denkmäler früherer Zeit, sowohl im Po- als im Donau-Thale, aber wir sind nicht im Stande die Chronologie derselben auch nur beiläufig zu bestimmen. In den historischen Zeiten indessen stehen uns für die Geschichte der Gallier des Po-Thales vollständigere Daten zu Gebote, als für diejenige der Galater des Donau-Thales, da sich seit der Einnahme Roms im Jahre 391 v. Chr. der Kampf zwischen den Römern und isalpinischen Galliern beinahe ununterbrochen zwei Jahrhunderte hindurch fortzieht, bis schliesslich Scipio Nasica auch die Boier, den tapfersten aller Keltenstämme, dessen Hauptstadt eine Zeit lang das den Etruskern abgerungene Felsina gewesen, dem sie den Namen Bononia (Bologna) gaben, in einer entscheidenden Schlacht 191 v. Chr. besiegt und dem Senat, wahrscheinlich mit der auch die Schlachtenbulletins unserer Zeit charakterisirenden Uebertreibung melden kann: dass vom alten Erbfeinde kein einziger waffenfähiger Mann am Leben geblieben sei und das Volk der Boier nur mehr aus Greisen und Kindern bestehe. Er wies dem römischen Volke bei seinem festlichen Einzuge 1400 gewundene Halsketten (torquis) von Gold als Beute vor, ausserdem 295 Pfund Gold und eine unermessliche Menge von Silber. Strabo (V. p. 213) aber widerlegt in gewisser Beziehung den officiellen Bericht des römischen Feldherrn, indem er erzählt, dass der Rest der besiegten Boier ausgezogen sei und sich an der Donau in der Nähe der Taurisker angesiedelt habe. Und wir finden die Boier in der That dort um den Neusiedler See herum bis zum Jahre 40 v. Chr., wo sie von den Geten besiegt und — wenn den Worten der Geschichtschreiber Glauben beigegeben werden darf — vollständig vertilgt wurden. So viel ist gewiss, dass die Römer dreissig Jahre später das Land derselben nur unter dem Namen der verlassenen Boiersitze, Deserta Boiorum, kennen und besetzen.

Demgemäss haben die Kelten, oder wie Polybius sie nennt, die Galater, mindestens vierthalb Jahrhunderte lang einen grossen



Theil des heutigen Ungarlandes bewohnt. Sie haben dabei den Zusammenhang mit dem italischen Keltenstamme aufrecht erhalten, ja vielleicht auch mit ihren Stammverwandten in Frankreich, denn nach einer dunkeln Andeutung soll im Jahre 281 v. Chr. aus Tolosa (Toulouse) ein neuer Keltenschwarm nach den herzynischen Wäldern an die Donau ausgezogen sein. Hier können wir jedenfalls, und zwar auf historischen Grundlagen, zweierlei Kelten unterscheiden: diejenigen, welche mit der älteren, der Sage nach von Sigovesus geführten Einwanderung aus Gallien gekommen sind oder vielmehr sich ursprünglich gelegentlich der Einwanderung aus Asien hier angesiedelt und es verschmäht haben, ihren Stammgenossen bis an den atlantischen Ocean zu folgen, und die späteren aus Italien gekommenen Boier, welche sich in der Umgegend des Neusiedler Sees niedergelassen haben. Jene sind, bald im Frieden, bald im Kriege, mit griechischer Cultur in Berührung gekommen; diese haben aus Italien die Keime der römisch-etruskischen Cultur mit sich gebracht. Dessenungeachtet ist der Charakter beider derselbe; die verschiedenartigen äusserlichen Einflüsse haben in dieser Zeit den nationalen Typus nicht verändert. Die Kelten dulden an der Donau ebenso wenig, wie am Po, an der Rhone und an der Loire ein centrales Königthum; eben darum bilden sie keinen grossen Staat, zerfallen überall in unabhängige Stämme, von denen ein jeder einem besonderen Führer oder Häuptling untersteht; Polybius nennt auch diese Häuptlinge Könige. Nur zum Angriffskriege wissen sie sich zu vereinigen und unterstellen sich für die Dauer desselben einem gemeinschaftlichen Anführer, der den Titel «Brennus» führt. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir auch bei den Galatern oder Kelten des Donau-Thales viele Stämme antreffen: Tectosagen, Tolisto-boier, Taurisker, Skordisker, Karner, Ambisonter u. s. w., insbesondere aber Boier. Es ist überraschend, dass wir diesem Namen in der Gegend des heutigen Bordeaux und an den Ufern des Po ebenso begegnen, wie im Baierlande und zwischen den böhmischen Bergen, überall als demjenigen eines hervorragenden kriegerischen Stammes des Keltenvolkes, und eben deshalb werden wir es

natürlich finden, wenn die Boier der Po-Gegend, sobald sie ausser Stande sind ihr italisches Vaterland zu beschützen, es vorziehen zu ihren Stammverwandten im Donaulande zu wandern, als mit dem römischen Volke zu verschmelzen, wie es die Insubrer gethan haben.

Es ist allezeit ein Hauptcharakterzug der Kelten gewesen, dass sie innerhalb ihrer eigenen Grenzen nie genug Raum fanden und sich darum gerne in den Sold fremder Staaten und Könige begaben. Die cisalpinischen Gallier verdingen sich an Dionysius nach Syrakus und begleiten Hannibal sogar bis nach Carthago, wo sie indessen bald die Träger der Hauptrollen, bald auch die Opfer der grossen geschichtlichen Söldnerempörung werden. Auch unsere Galater waren durch ihre Wanderlust ausgezeichnet, sie hingen nicht fest an ihrem Geburtslande, und ebenso wie sie sich in alten Zeiten, von Gallien ausgehend, einestheils über das Po-Thal, anderentheils über das Donau-Thal, von der Schweiz bis zum eisernen Thor ausgebreitet haben, ebenso waren sie auch ausser Stande ruhig in ihrer neuen Heimat zu verharren. Eine Zeit lang zwar breiteten sie sich blos im Donau-Thale aus. Sie standen in Handelsverkehr mit den Griechen, insbesondere mit den Macedoniern. Sie führten deren Handelsmünze, die thasische Tetradrachme, nicht nur als Geld bei sich ein, sondern bildeten dieselbe auch oft in barbarischer Weise nach; ja auch wenn sie die Münzen anderer griechischer Städte nachbildeten, thaten sie dies nur mit den Münzen solcher Städte, welche ihr Geld nach dem macedonischen Münzfusse prägten. Unter diesen waren die Münzen des Macedonierkönigs Philipp II., des Vaters Alexander des Grossen, die beliebtesten, woraus ersichtlich ist, dass unsere Kelten mit dem macedonischen Staate den meisten Verkehr hatten. Als Alexander der Grosse im Beginne seiner Regierung auf seinem Kriegszuge gegen die Triballer an die untere Donau kam und die anwohnenden Völkerschaften in seinen Interessenkreis zu ziehen bestrebt war, erschienen auch die Kelten in seinem Lager. Der König, welcher es stets liebte, den Zauber seiner Oberhoheit durch fürstliche Pracht aufrecht zu erhalten, lud sie an seine Tafel, wo



er sie mit dem ganzen Pompe des Königthums verblüffen zu können hoffte. Sie zeigten sich jedoch über gar nichts erstaunt, weder über sein Gold noch über seine Phalanx, und als er sie endlich fragte, wovor denn ihr Volk erschrecken würde, erwiderten sie ihm: blos davor, wenn der Himmel einstürzen würde, dass sie aber trotzdem die Freundschaft eines so grossen Königs, wie ihr gegenwärtiger Wirth sei, zu schätzen verstünden. Darauf wandte sich der König zu seinen Hofleuten und bemerkte, dass diese Kelten doch ein grossstuerisches Volk seien.

Die Galater traten zwar nicht in den Sold Alexanders des Grossen, nach seinem Tode aber nahmen viele von ihnen bei den Diadochen Dienste; namentlich im Heere des Pyrrhus waren ihrer viele, die dann mit demselben bei der misslungenen Ueberumpelung von Argos zu Grunde gingen. Nachdem sie die Beziehungen und wechselseitigen Befehdungen der griechischen Könige kennen und deren Schwäche geringschätzen gelernt hatten, überfielen die Galater endlich im Jahre 281 v. Chr. die Balkan-Halbinsel und gelangten durch Macedonien mordend und plündernd bis hinunter zur Landenge von Korinth. Im Jahre 279 v. Chr. wollten sie das Schatzhaus des delphischen Orakelheiligthums ausrauben, aber der heldenmüthige Widerstand der Bewohner und ein fürchterlicher nächtlicher Gewittersturm scheuchte sie vom Tempel Apollons zurück; der Gott vertheidigte, wie die Griechen erzählten, im Bunde mit seinen Schwestern Artemis und Athene sein Heiligthum selbst. Ein Meisterwerk der antiken Bildhauerkunst, der belvederische Apollo, hat diesen Sieg Apollons und die Niederlage der Galater verewigt. Im folgenden Jahre (278 v. Chr.) gelangten sie, ihre Richtung verändernd, an den Bosporus, setzten über die Meerenge und überflutheten Vorder-Asien; aber Antiochus, der König von Syrien, schlug sie (277) und nahm im Gefühle der Bedeutsamkeit seines Sieges den Namen Soter, Erretter, an. Die Galater bedrängten indessen trotz ihrer Niederlage noch sechsunddreissig Jahre lang die Könige Asiens, während sie mit den demokratischen Städten Freundschaft pflogen, bis sie endlich Attalus im Jahre 241 v. Chr. in einer Entschei-

zungsschlacht auf's Haupt schlug und in die phrygischen Gebirge trieb, wo sie einen geordneten Staat gründeten.

Daraus, dass der Apostel Paulus seinen Brief an die Galater in griechischer Sprache geschrieben hat, erhellt, dass dieselben Griechisch verstanden und sprachen; aber nach dem Zeugnisse des heiligen Hieronymus haben sie auch noch zu seiner Zeit, im vierten Jahrhunderte nach Christus, an ihrer alten keltischen Sprache festgehalten.

Trotzdem dass ein grosser Theil der die Donaugegenden bewohnenden Kelten seine Kraft in derlei Abenteuern versplitterte, trafen die aus Italien in unser Vaterland übersiedelnden Boier auch 191 v. Chr. hier noch viele und mächtige Stammverwandte an, denn die Skordisker schlugen noch 114. v. Chr. den C. Portius Cato und vernichteten sein Heer im heutigen Serbien. Aber die Römer machten bekanntermassen jede ihrer Niederlagen immer wieder mit neuen Siegen wett und vier Jahre später, 110 v. Chr., wandte sich in der That das Kriegsglück; M. Minucius besiegte die Skordisker und dehnte die Marken des Römerreiches bis an die Donau aus. Dies brachte indessen in dem Verhältnisse zwischen Römer und Kelten keine Veränderung zuwege; die Kelten blieben noch immer die Nachbarn der Römer, vom Atlantischen Ocean und den Pyrenäen angefangen die Alpen entlang bis an die untere Donau, ja bis in die phrygischen Berge hinab. Diese allgemeine Ausbreitung der Kelten lässt einestheils den welthistorischen Charakter der gallischen Eroberungen Caesars erkennen, anderentheils erklärt sie die allgemeine Verbreitung gewisser Waffen und Ornamentformen in den prähistorischen Zeiten, denn Kelten bewohnten Irland, Schottland und England, Kelten bewohnten Frankreich, Helvetien und eine Zeit lang das ganze Po-Thal, Kelten bewohnten Baiern, Böhmen und Ungarn, Kelten bewohnten Galatien auf der Hochebene Vorderasiens. Es ist wahr, dass dieses Volk nie unter einem einzigen Fürsten gestanden, nie einen grossen geeinigten Staat geschaffen hat, sondern immer und überall in zahlreiche Stämme zerfallen gewesen ist, welche sich bisweilen gegenseitig befehdeten; diese Stämme



standen aber dennoch in Handelsverkehr miteinander, sie waren sich ihrer Stammesverwandtschaft wohl bewusst und ihr Charakter blieb in der ganzen Breite Europa's immer derselbe. Ihre Cultur unterschied sich nur insoweit, als sie an der Donau und in der Nachbarschaft der griechischen Pflanzstadt Massilia (Marseille) mehr mit Griechen, in Oberitalien anfangs mit Etruskern, später mit Römern in Verkehr standen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn der Typus der in den alten Gräbern Ungarns, Süddeutschlands, der Schweiz, Italiens, Frankreichs, Englands und Irlands gefundenen Waffen, Fibeln und Schmuckgegenstände sehr oft identisch ist und nur selten besondere Formen aufweist, welche zwar die Verwandtschaft des Volkes beurkunden, aber dessenungeachtet auch von provincieller Selbständigkeit Zeugnis ablegen. Alle diese Uebereinstimmungen und Unterschiede verdienen eine eindringendere Untersuchung.

Unter den in unserem Vaterlande gefundenen Denkmälern des Keltenvolkes kommen am häufigsten die *Münzen* vor. Dieselben können in drei Gruppen eingetheilt werden. In die erste Gruppe gehören jene Silbermünzen, welche auf ihrer Vorderseite bloß eine elliptische Protuberanz, auf ihrer Kehrseite aber nur einige Punkte zeigen. Ihr Gewicht schwankt zwischen 10.05 und 11.75; die kleineren Exemplare bilden das Viertheil der grösseren mit einem Gewichte von 2.26, 2.65, ja selbst 3.07. Solche wurden zu Lapujtő im Neograder Comitate ausgegraben; einige erhielt das Museum aus der Benko'schen Sammlung in Rimaszombat, wohin sie wahrscheinlich ebenfalls aus der Nachbarschaft gelangt waren. Ibres einfachen Gepräges wegen halte ich diese für die ältesten und ursprünglichsten unter den keltischen Münzen, um so mehr, da Münzen ähnlicher Prägung auch in Frankreich vorkommen, so z. B. im Museum zu Rouen. Zahlreicher sind die silbernen Tetradrachmen, welche die zweite Gruppe bilden. Sie stimmen im Gewichte vollständig mit den macedonischen Philippeern überein und sind grösstentheils Nachahmungen der Silbermünzen Philipps II., mit dem bärtigen Zeuskopf auf der Hauptseite und dem Reiter auf der Rückseite. Auf einigen von

ihnen ist auch die griechische Inschrift *ΦΙΛΙΠΠΟΥ* oder wenigstens die ersten Buchstaben des Namens genug treu nachgeahmt, was die Vermuthung nahe legt, dass diese Münzen noch zu Lebzeiten des Königs (359—336 v. Chr.) geprägt worden seien. Es ist eine den Numismatikern wohl bekannte Thatsache, dass die Philippeer, welche aus dem in den Silberbergwerken der Insel Thasos gewonnenen Silber geprägt wurden, in Europa allgemeine Ausbreitung gefunden haben, die Münzen Alexanders des Grossen dagegen vorzugsweise nur in Asien in Umlauf geblieben sind. Demzufolge sind die Philippeer und die Nachahmungen derselben oder wenigstens der nach dem macedonischen Geldfusse geprägten Münzen überall zu finden, wohin sich der griechische Handel durch die Vermittelung des keltischen Volkes erstreckt hat. Die Beliebtheit dieser Münzsorte hat lange über die Regierungszeit dieses Königs hinaus gedauert. Auch bei uns ist die Nachahmung der Philippeer während der Regierungszeit Alexanders des Grossen mit immer barbarischerer Prägung fortgeübt worden, ja hier sind nicht die Geldmünzen des grossen Königs nach denen seines Vaters in Umlauf gekommen, sondern die Nachahmungen der Münzen seines Nachfolgers Philippus Arideus bis 317 v. Chr., der unbärtige Apollokopf und die Reiterfigur. Diese sind noch roher als die Nachahmungen der ersten Philippeer, stimmen jedoch im Gewicht mit ihnen überein. Die vollständige Unleserlichkeit der nachgeahmten Inschrift macht es unzweifelhaft, dass die Kelten der Donaugegend nicht lesen konnten, das Wesen der griechischen Buchstaben nicht erkannten, dieselben sogar für Zierrat hielten und blos als solchen immer roher nachahmten, — wahrscheinlich nicht einmal nach griechischen Originalen, denn das unbeschreiblich Barbarische der Zeichnung lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass eine schlechte Nachahmung immer schlechter nachgeahmt worden sei. Die bei dem Funde von Kudzsir in Siebenbürgen vorgefundenen Münzen sind die anstössigsten Musterstücke der Rohheit; sie stimmen zwar mit den Philippeern im Gewicht überein, aber die nachgeahmte Medusa der Stadt Larissa lässt keine menschlichen Gesichtszüge mehr



erkennen und das auf der Kehrseite befindliche Pferd vermag nur derjenige als solches zu erkennen, der die ursprünglich hübsch gravirten Pferde der keltischen Münzen in immer stärker entstellter Gestalt durch viele Exemplare hindurch verfolgt hat. Aus alle dem geht hervor, dass die Kelten der Donaugegend in der Blüthezeit des macedonischen Königthums um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. das Eisen bereits gekannt haben, weil zum Graviren des Münzstempels der eiserne Grabstichel erforderlich ist, und ebenso das Silber, welches vor der Eisenzeit nirgends zum Vorschein kommt, folglich auch den Bergbau, die chemische Scheidung des Silbers von anderen Metallen und die Kunstgriffe des Stempelschneidens, und dass sie einen so ausgedehnten Binnenhandel gehabt haben, dass für denselben die aus dem Auslande eingeführten Münzen nicht ausreichten und die Prägung von Münzen im eigenen Lande nothwendig wurde. Dass dies von einer höheren Stufe der Civilisation Zeugniß giebt, werden wir gerne glauben, wenn wir uns erinnern, dass die Germanen bis zu Karl dem Grossen keine eigenen Geldmünzen gehabt haben, ebenso wenig die Hunnen Attila's; ja selbst die Avaren haben kein Geld geprägt, ebenso wenig die Slaven bis zum elften Jahrhundert, wiewohl alle diese Völker Grenznachbarn der Römer und der byzantinischen Griechen gewesen sind. Die Cultur der Kelten ist ihnen allen um ein Jahrtausend vorausgeeilt, wiewohl auch sie selbst sich nicht so hoch erhoben hat, um die griechischen Buchstaben als solche zu kennen und sie consequent für Zierrat angesehen hat.

Die dritte Gruppe der auf ungarischem Boden gefundenen Münzen stammt jedenfalls aus späterer Zeit und ist wahrscheinlich eine Hinterlassenschaft der aus Italien hierher gewanderten Boier, die sich, wie wir erwähnt, am Neusiedler See angesiedelt haben. In der Nachbarschaft desselben wurden 1846 bei Pressburg 44 Silbermünzen mit den Namen der Häuptlinge Biatec, Cobrovomarus und Nonnus, und 1855 bei Ungarisch-Altenburg auf dem Gebiete des Ortes Jarendorf 101 Silbermünzen, die meisten mit dem Namen Biatec und Nonnos, aber einzelne auch

mit den Namen Cobrovomarus (welcher auch Sobisomarus gelesen wurde), Bussumarus, Evojurix und Lavomarus gefunden.\*

Ein Theil dieser beiden Funde kam in das ungarische National-Museum, ein anderer in das Wiener Antiken-Cabinet, wo ausser diesen noch keltische Münzen mit den Namen Devi, Suicca und Coisa vorkommen. Herr KUPIDO (Egger, Wiener Numismatische Monatshefte II. 98—106) hat aus dem Gewicht dieser Münzen ihre Chronologie bestimmen wollen, nach dem unanfechtbaren numismatischen Grundsätze, dass die leichteren Münzen immer einer späteren Zeit angehören als die schwereren. Seine Zeitbestimmung dürfte indessen vor einer strengeren Kritik kaum Stich halten, da uns von mehreren Häuptlingen nur sehr wenige Münzenexemplare erhalten geblieben sind, diejenigen Münzen aber, welche in zahlreicheren Exemplaren gefunden werden, sehr starke Gewichtsunterschiede zeigen. So schwankt unter den keltischen Münzen des ungarischen National-Museums das Gewicht der 27 Biatec-Münzen zwischen 16.80 und 17.50, der grösste Theil derselben wiegt 17.20—30; das Gewicht der 26 Nonnos-Münzen variirt zwischen 16.86 und 17.59, ihre grosse Mehrzahl wiegt wieder 17.20—30; unter den drei Evojurix-Münzen wiegen zwei 16.80, eine 17.11, der Cobrovomarus 16.80, der Lavomarus 17.00 (vgl. MOMMSEN, Röm. Münzwesen, 688 und 695). Bei einer derartigen Variabilität des Gewichtes der häufiger vorkommenden Münzen und bei der geringen Exemplarzahl der übrigen wäre es wohl voreilig, lediglich auf das so sehr variable Gewicht dieser Münzen eine Chronologie derselben gründen zu wollen.

Zu dieser Gruppe gehören noch die hauptsächlich in Steiermark gefundenen Münzen mit der Aufschrift Adnamati, Ecceo, Nemet und Atta, sowie auch die in Baiern und Ungarn, insbesondere aber in Böhmen vorkommenden sogenannten Regenbogenschlüsselchen aus Gold, welche nach dem Volksglauben an der Stelle gefunden werden, wo der Regenbogen die Erde berührt.

\* Seidl, *Beiträge* V, 65. Den Namen Lavomarus haben Seidl und Rómer Jantomarus, Duchálais ebenso unrichtig Lanorvarus gelesen.



STREBER, der Custos des Münchener Münzen-Cabinets, hat dieselben im Jahre 1860 beschrieben. Ihre concave Fläche zeigt ein muschelähnliches Gepräge, auf ihrer convexen Hauptfläche aber sehen wir häufig einen Stern, bisweilen den Namen Biatec. Sie sind nach MOMMSEN insgesamt dem vierten Theile der goldenen Philippeer gleich. Bei diesen Münzen kennzeichnen nicht allein die römischen Buchstaben ihren Ursprung aus genug später Zeit; die Prägung der Silbermünzen des Cobrovomarus ist eine entschiedene Nachahmung der Silberdenare des T. Carisius, welcher zwischen 45 und 41 v. Chr. zur Zeit Julius Caesar's seinen Namen auf die römischen Münzen geprägt hat; diese Münzen sind daher zeitgenössische Zeugen der durch die Geten herbeigeführten Catastrophe der Boier.

Die Kelten kommen indessen in unserem Vaterlande auch noch nach dieser Zeit vor. Sie wurden hier von den Römern angetroffen, als diese Pannonien eroberten und in eine römische Provinz umgestalteten. Dies wird durch die Denkmäler, insbesondere durch die Münzenfunde unzweifelhaft dargethan. Im Jahre 1796 wurden zu Bia 600 Denare ausgegraben, von welchen 80 mit den Namen Ravis und Rausci bezeichnet, die übrigen aber römische Familienmünzen (nebst einigen Kaiserexemplaren von Augustus und Tiberius und einer von Caligula) waren. Die Aufschrift ist durch die Numismatiker einstimmig dem Stamme der Eravisker oder Aravisker zugeschrieben worden, welche nach der Angabe römischer Schriftsteller jenseits der Donau sesshaft waren; die keltische Nationalität derselben scheint eine 1855 bei Alsó-Szt.-Iván im Albenser Comitате gefundene Inschrift zu beweisen, welche lautet: Bato Trantonis fi(lius) Araviscus Ann(or)um L h(ic) s(itus) e(st) et Firmus h. s. e. Mogitmarus T. m. p. (Titulum merito posuit). Der Name dieses Letzteren ist unzweifelhaft keltisch; in Duna-Pentele aber, also in der Nachbarschaft, kommt auf einer römischen Inschrift der keltische Name Brogimara vor. Der Szt.-Ivaner Fund erinnert uns daran, dass der heldenmüthige Heerführer der Pannonier gegen die Römer, welchen Tiberius und Drusus erst nach siebenjährigen Kämpfen zu besiegen ver-

mochten, ebenfalls den Namen Bato geführt habe, also vermuthlich ebenfalls ein Kelte vom Stamme der Aravisker gewesen sei. Nebenbei bemerken wir, dass auf der Gemma Augustalis des Wiener Antiken-Cabinets die Gestalt des Helden verewigt ist. Er kauert darauf gefesselt unter dem sich über ihm erhebenden Siegeszeichen, mit Hosen angethan, wie die Stämme der Gallia braccata; am Halse des zweiten pannonischen Gefangenen aber sehen wir in der That die keltische torquis.

Sonach haben vor der römischen Eroberung und unmittelbar nach derselben in unserem Vaterlande Kelten gewohnt, aber nicht mehr unter griechischem Einflusse, sondern durch die römische Cultur so weit umgewandelt, dass sie die römischen Buchstaben kannten, die römische Sprache verstanden und redeten, und solcherweise mit dem Römerthum ebenso leicht verschmolzen, wie ihre transpadanischen und transalpinischen Stammgenossen. Die Cultur aller dieser ist natürlicherweise diejenige der Eisenzeit.

Die Eisendenkmäler sind lange Zeit hindurch der Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher und Sammler entgangen. Die vom Rost zerfressenen, ihrer ursprünglichen Gestalt verlustig gegangenen Objecte wurden bei den Ausgrabungen in der Regel weggeworfen und erhielten selbst dort, wo dies nicht geschah, keinen Platz in den mit Vergoldung und Malereien geschmückten Museen. Auch gegenwärtig suchen wir die Bewaffnung der römischen Legionäre ganz vergebens in den prachtvollen Sammlungen Italiens oder im Louvre und der Ermitage, oder selbst in den berühmten Waffensammlungen des Turiner Schlosses, im Wiener Arsenal, im Dresdener Zwinger, im Kremlin zu Moskau und im Tower von London. Noch vor zwanzig Jahren haben wir das Parazonium, das Pilum, den Helm und Schild der römischen Krieger nur aus Reliefs gekannt, nicht aus Originalexemplaren; ja die Sammler haben die Eisendenkmäler des Alterthums sogar bis auf den heutigen Tag nicht würdigen gelernt. Als in unseren Tagen der Epirote Karapannos aus den Trümmern des Palastes Diokletians in Nikomedien einen grossen Triumphwagen ausgrub, liess er die zum aufgefundenen Eisengestelle gehörigen



verrosteten, missgestalteten Stücke absägen und wegwerfen und lediglich die Bronzeverzierungen zusammenlesen und im Trocadero aufstellen, wo die Gelehrten sein Vorgehen lebhaft bedauerten, weil eben aus den erhaltenen Eisenstücken die wirkliche Construction des Wagens hätte erkannt werden können. Die Werthschätzung des Eisens hat erst Wurzel gefasst, seit die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher sich auch auf die Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit erstreckt; und die Museen von Kopenhagen, Stockholm und Dublin haben auch die uralten Eisengegenstände der Aufmerksamkeit gewürdigt. Seitdem aber die Pfahlbauten- und Terramare-Ueberreste Gegenstände der wissenschaftlichen Forschung geworden sind, haben sämtliche Museen ihre Säle dem rostigen Eisen geöffnet. Die so lange dauernde Geringschätzung dieses letzteren hat insbesondere die Erkenntniss und das Studium der späteren keltischen Cultur verhindert, welche sich hauptsächlich in eisernen Geräthen, Werkzeugen und Waffen documentirt.

Wenn wir die Industrie-Erzeugnisse der Kelten studiren wollen, müssen wir dieselben natürlich hauptsächlich in jenen Ländern suchen, in welchen der Keltenstamm unvermischt mit anderen Stämmen gehaust hat, also vor Allem in Irland, England, Frankreich und der Schweiz, erst in zweiter Linie in Oberitalien, im südlichen und östlichen Deutschland und den Lauf der Donau entlang. Da aber, wie wir bereits erwähnt haben, die grossen Museen an Eisengegenständen sehr arm sind, hat der Fund von La Tène in der Schweiz am Neuchateler See ein ungewöhnliches Interesse erregt. Der schweizerische Oberst Schwab stiess hier auf eine bedeutsame eisenzeitliche Pfahlbau-Ansiedelung, sammelte mit Sorgfalt und Vorsicht die sämtlichen Eisengegenstände, selbst den allgeringsten nicht ausser Acht lassend, und stellte den ganzen Fund in seinem Hause auf. KELLER, der gründliche und bedächtige Commentator der Pfahlbauten, publicirte diesen Fund im zweiten Theile der berühmten Berichte des Züricher Vereins für Alterthumsforschung, wagte es jedoch nicht, in Betreff der Nationalität desselben eine bestimmte Meinung auszusprechen,

ja er sagt von den Ornamenten desselben, dass sie nicht den Charakter der keltischen Zierraten tragen. Man darf dies einem Gelehrten nicht übel nehmen, welcher damals weder die keltischen Gegenstände der Londoner Sammlungen, noch die *Horae feriales* betitelte Prachtausgabe derselben von KEMBLE und FRANCKs kannte, in welcher die Verfasser ein besonderes Augenmerk den keltischen Ornamenten zuwenden, welche in der That mit den in der Schweiz gefundenen identisch sind. Die dänischen, schwedischen, französischen und englischen Alterthumsforscher haben den keltischen Ursprung und damit auch die hervorragende Bedeutsamkeit der in La Tène an's Tageslicht geförderten Eisengegenstände sofort erkannt; dieselben haben HILDEBRAND, dem Custos des Stockholmer Museums, als Ausgangspunkt gedient, als er seine in der schwedischen Zeitschrift für Alterthumsforschung erschienene Abhandlung über die Gewandnadeln schrieb und insbesondere den Charakter und die Verbreitung des keltischen Typus gründlich studirte.\*

Durch solche Untersuchungen der Alterthumsforscher wurde alsbald klar ersichtlich, dass dieselben Typen, welche in La Tène die Eisenfibeln charakterisiren, auch in Bronze vorkommen. So in den italienischen Terramares im Po-Thale, insbesondere in Marzobotto, Villanuova, bei der Bolognaer Certosa, in dem umfangreichen Hallstädter Friedhöfe in Oesterreich, und häufig in alten Gräbern Englands, Frankreichs, Ungarns. Dieselben repräsentiren insgesamt jene Uebergangsepoche, in welcher das Eisen die Bronze zu verdrängen beginnt. Die aus beiden Metallgattungen verfertigten Geräthe wurden häufig miteinander vermischt angetroffen, häufig bald das eine, bald das andere Metall ausschliesslich in solchen Gräbern vorgefunden, aber der keltische Typus ist in beiden unverkennbar und dient als Beweis dafür, dass diesseits der Alpen, der Pyrenäen und des Balkans die Kelten jenes Volk gewesen sind, welches, nachdem es lange in der

\* Dr. Hans H. Hildebrand, *Studier. Jämförande fornforskning. Bidrag till Spännets Historia. Stockholm, 1872.*

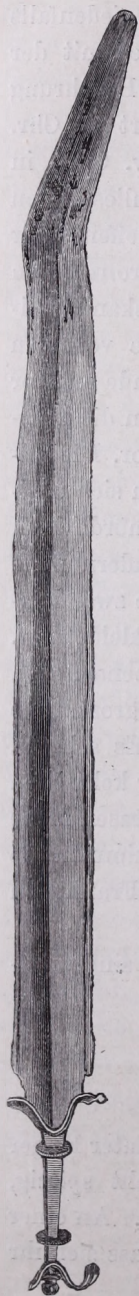


Bronzezeit gelebt, endlich in die Eisenzeit übergang, jedenfalls nach der Besiedelung des Po- und Donau-Thales, als es mit der etruskischen, römischen und griechischen Cultur in Berührung kam, also keinesfalls *vor* dem sechsten Jahrhundert v. Chr. und ebenso wenig *nach* dem vierten Jahrhundert v. Chr., in welchem wir bei ihnen zahlreiche Zeichen der ausschliesslichen Eisenzeit, insbesondere die Silbermünzen, häufig antreffen. Wir müssen übrigens bemerken, dass sich die keltischen Bronzetyphen von den älteren Bronzetyphen in Ungarn und auf der skandinavischen Halbinsel stark unterscheiden. Auf die letztere verirrt sich nur selten und vereinzelt einige keltische Gegenstände aus der Uebergangszeit; in Norddeutschland dagegen kommen die keltischen und nordischen Formen miteinander vermischt vor. Die keltischen Waffen und Schmuckgegenstände unterscheiden sich übrigens in ihren Formen nicht allein von denjenigen der nördlichen, an Bildung hinter ihnen zurückstehenden Völker, sondern auch vom etruskischen und römischen Stil, welcher auf sie zwar Einfluss geübt, sie aber doch nicht ihrer Originalität entkleidet hat. Die Hauptstadt der Boier, Bononia, war mit Etrurien benachbart, ja sie hatte ursprünglich den Etruskern angehört, und grossartige Funde bezeugen ihre Industrie in der Keltenzeit. Es scheint, dass Bononia eine der bedeutsamsten Pflegstätten der keltischen Metallindustrie gewesen sei. Diese Funde zeigen indessen keine Aehnlichkeit mit der etruskischen Kunst, dagegen stimmen sie mit den keltischen Funden in der Schweiz, in Ungarn, Frankreich und England überein.

Die namhafteren ursprünglichen keltischen Typen sind ungefähr die folgenden:

### I. *Das keltische Schwert.*

Wir wissen aus Polybius, dass das Schwert der Galater länger als dasjenige der römischen Legionen, und, weil nicht spitzig, mehr zum Hieb als zum Stich geeignet gewesen ist. An einer anderen Stelle bemerkt derselbe Geschichtschreiber, dass sich ihr



Schwertklinge aus Szob.

Schwert leicht verkrümmt habe, so dass sie dasselbe auch während der Schlacht, mit dem Fusse darauf tretend, wieder gerade richteten, was nur so viel bedeuten kann, dass es nicht gut gestählt gewesen sei. Diese Bemerkungen passen vollkommen auf die Schwerter, welche den Charakter der in La Tène gefundenen an sich tragen und nunmehr in vielen Museen und Sammlungen gesehen werden können. Im ungarischen National-Museum befinden sich vier vollständig erhaltene Exemplare, und während das in Ménfő gefundene römische Parazonium nebst Griff 0.58, seine Klinge aber 0.43 lang ist, misst die Länge des in Szob am Eipelufer gefundenen Keltenschwertes mit Griff 0.86, seine Klinge 0.718, die Länge des Bácskaer Schwertes nebst Griff 1.02, seine Klinge 0.84, die Länge des Piliner 0.845 und 0.71, diejenige des unweit Aszód gefundenen 0.86 und 0.65. Sowohl bei den in La Tène als auch bei den in Frankreich und Ungarn ausgegrabenen Exemplaren endigt das Schwert nicht in eine Spitze, sondern in ein Halbrund, was bei einer schlecht gestählten Waffe ganz natürlich ist. Eben deshalb ist sie auch nicht für den Stich gemacht, bei welchem sie, auf den Schild oder Panzer stossend, sich leichter hätte krümmen müssen als beim Hieb. Dass die Kelten



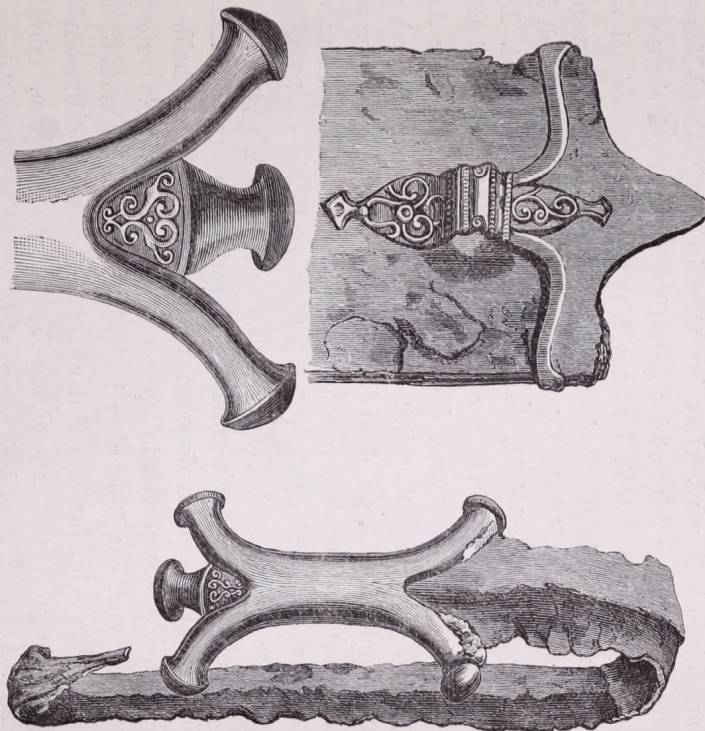
Schwertscheide.





Detail der Szober Schwertscheide.

Griff des Szendrői Dolches.



Dolch von Szendrő.



Detail der Szober Schwertscheide.

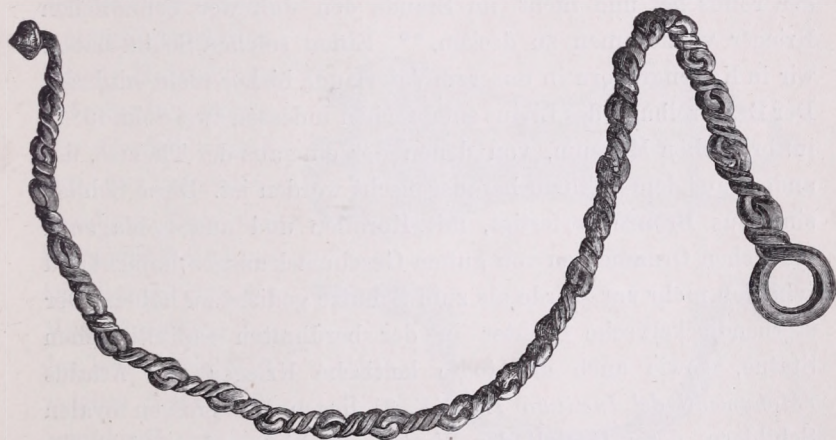
aber ihre Schwerter in der That nicht aus Stahl verfertigt, sondern aus Eisen geschmiedet haben, dafür legt die Form, in welcher wir solche Schwerter häufig in den Grabhügeln entdecken, Zeugniß ab. Sie sind nämlich beinahe immer zusammengebogen, damit sie Niemand ferner gebrauchen könne, gleichwie nach der feudalen Sitte bei der Bestattung des letzten männlichen Sprossen einer Familie sein Wappenschild zertrümmert neben den Sarg hingestellt wird. Das im ungarischen National-Museum deponirte Piliner Schwert des Baron EUGEN NYÁRI — ebenso das Bácskaer — war einmal, der Szendröer Dolch sogar zweimal umgebogen, ja auch das Szober Schwert ist gekrümmt, allesammt in einer Weise, wie sie bei einem Stahlschwert unmöglich ist, weil der Stahl eher bricht, als sich für die Dauer krümmt. Dies hat bereits FRANKS in seiner *Horae ferales* betitelten Publication bemerkt. RÔMER vermag, die Worte des Polybius ausser Acht lassend, diese eigenthümliche Zusammenbiegung nur durch die Annahme zu erklären, dass die Schwerter im Feuer gewesen und in glühendem Zustande zusammengebogen worden seien. Es muss noch bemerkt werden, dass das keltische Schwert am häufigsten in seiner eisernen Scheide steckend aufgefunden wird, welche an ihrem oberen Theile mit gravirten Zierraten geschmückt ist. Das römische Parazonium dagegen kommt immer ohne Scheide zu Tage, weil diese wahrscheinlich aus lederbezogenem Holz verfertigt gewesen war, das Holz aber im feuchten Erdboden verfault und Jahrtausende hindurch, selbst unter den günstigsten Umständen, höchstens in einem regenlosen Lande, wie Egypten, erhalten bleibt. Auf dem Trocadero waren viele solche keltische Schwerter ausgestellt, noch mehrere sind im Museum von St. Germain zu sehen. Einige sind auch im Funde von La Tène und aus den Hallstädter Gräbern zu Tage gekommen; an einem derselben ist die Scheide, an einigen anderen der Griff aus Bronze verfertigt. Letzteres ist auch beim Szendröer Dolch im ungarischen National-Museum der Fall, nur dass die Form des Griffes von der Hallstädter abweicht. Abbildungen des keltischen Schwertes finden wir



bei LINDENSCHMIDT, \* FRANCKS, \*\* KELLER, \*\*\* BERTRAND, † in den «Archaeologiai Közlemények» (Archäologische Mittheilungen), †† im «Kalauz» (Wegweiser) ††† und an vielen anderen Orten.

## II. Die keltische Kette.

Wenn wir in den keltischen Gräbern ein Schwert antreffen, so befindet sich daneben regelmässig eine aus mehreren Gliedern bestehende kurze Kette, welche aus dickem geschmiedeten doppelten Eisendraht geschickt zusammengedreht ist. Im ungarischen



Kette von Szendrő.

National-Museum sind vier solche Ketten zu sehen, zwei aus dem Szober und Piliner Funde. In Frankreich sind solche Ketten sehr häufig; auch in La Tène wurden solche gefunden. Sie sind anfänglich für Gürtel angesehen worden; der junge französische

\* Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I. erstes Heft, 5. Tafel 2, 3, 4, 5. II. siebentes Heft, 6. Tafel. III. zweites Heft, 1. Tafel 2, 14, die Kette 5, 17.

\*\* Horae ferales XIV. Tafel 2. a. 2. 6. XV. 2. a. 26. XVIII. Tafel.

\*\*\* Pfahlbauten. Zweiter Bericht III. Tafel und sechster Bericht VII. Tafel 15, 16. X. Tafel. XI. Tafel.

† Archéologie celtique et gauloise 362.

†† Atlas V. Tafel.

††† 62. Blatt, Abbildung 109.

Archäologe JOSEF BAYE hat aber in seiner Abhandlung\* nachgewiesen, dass dieselben keine Gürtel gewesen sein können, sondern wahrscheinlich Schwertbinden waren, und in der That sind nach Diodorus Siculus (V. 30) die Schwerter der Kelten lang und mittelst eiserner oder kupferner Binden an ihre rechte Seite gebunden gewesen.

### III. *Der keltische Schildgriff.*

Nach Livius war der keltische Schild länger und schmaler als der römische, und nicht im Stande den dahinter befindlichen Krieger vollkommen zu decken.\*\* Einen solchen Schild haben wir in Keltengräbern in unserem Vaterlande bisher nicht entdeckt. Der Beschreibung des Livius entsprechen indessen zwei Schilde\*\*\* im britischen Museum, von denen der eine aus der Themse, der andere aus dem Witham herausgefischt worden ist. Diese Schilde sind aus Bronze verfertigt, mit Korallen und ausgeschlagenen keltischen Ornamenten von gutem Geschmack ausgeschmückt und scheinen mehr zur Zierde als zum Schutze gedient zu haben. Der sterbende keltische Fechter in der berühmten capitolinischen Statue, sowie auch der todte keltische Krieger von Attalus (*Monumenti del Instituto IX. XX. 3*) liegen auf grossen ovalen Schildern, deren Gestalt den Worten des Livius ebenfalls nicht entspricht. Es ist daher möglich, dass dieser Autor bloß die eigenthümliche Bewaffnung eines besonderen keltischen Stammes beschreibt, welche nicht bei allen Stämmen des Gesamtvolkes gebräuchlich gewesen ist. In Gräbern sind bis jetzt vollständige Schilde nicht aufgefunden worden. Bloß ein breiter Schildgriff, welcher der Hälfte eines Armbandes ähnlich ist, wird regelmässig neben dem Schwert und der Kette gefunden. Solcher sind zwei in unserem National-Museum zu sehen. Sie kommen auch bei LIN-

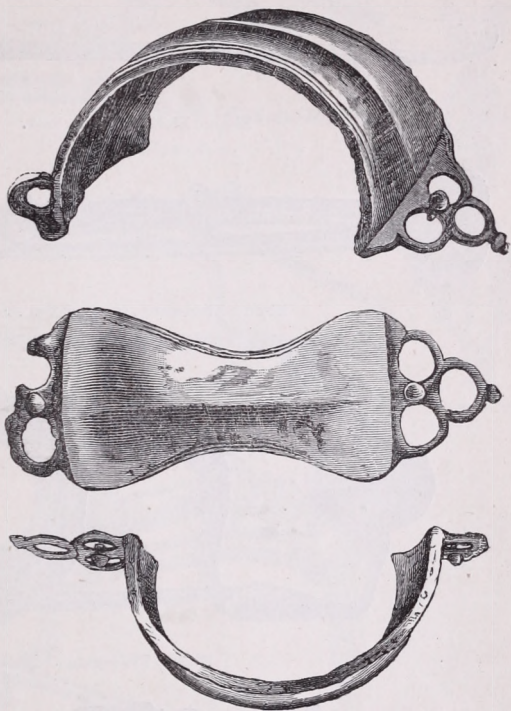
\* *Chaines et Ceintures gauloises*, im Jahrgang 1876 der Zeitschrift *Musée archéologique*.

\*\* Livius XXXVIII. 21. *Scuta longa et ad amplitudinem corporum parum lata et ea ipsa male tegebant Gallos.*

\*\*\* FRANCKS und KEMBLE *Horae ferales XIV. XV.*

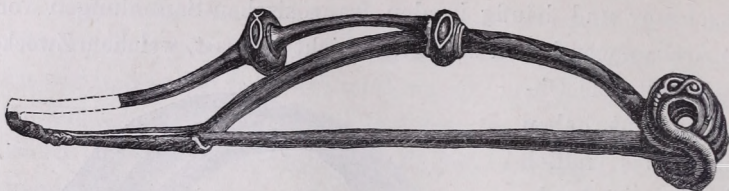


DENSCHMIDT und häufig in den französischen Sammlungen vor. Die Archäologen haben lange Zeit nicht gewusst, welchem Zwecke dieses seltsame Object gedient haben möchte, bis endlich bei einem in feuchter Thonerde gegrabenen Grabe im Thone der Abdruck des gänzlich verfaulten und verschwundenen Holzschildes aufgefunden wurde. Die Gestalt desselben war ein vollständiger Kreis von kaum dritthalb Fuss Durchmesser. In der Mitte desselben lag das halbe Armband, welches hiermit als Schildgriff erwiesen war.

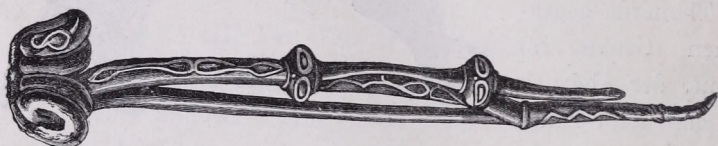


#### IV. *Die keltische Fibula.*

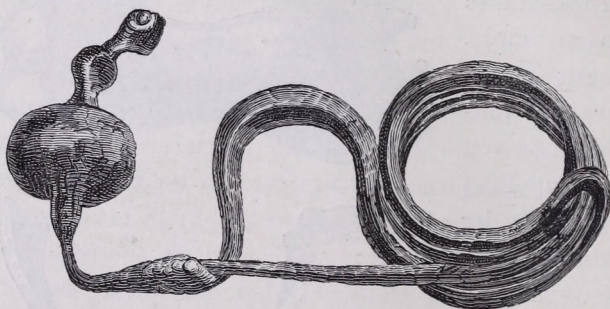
Der vierte Gegenstand, welcher sich dem langen stumpfspitzigen Schwerte, der kurzen kettenähnlichen Schwertbinde und dem Schildgriffe der Kelten anschliesst und regelmässig vereint mit diesen dreien aus den Gräbern zu Tage gefördert wird, ist die keltische Gewandnadel (Fibula), welche sich ebenso von der bronzeitlichen Fibula der Nordländer und Ungarns, wie von der etruskischen und römischen Spange unterscheidet. Sie ist aus dickem Draht gefertigt, welcher vorne einen spiralförmig gewundenen Zierrat bildet und sich in seinem rückwärtigen Theile zu seinem bogenförmigen Obertheile zurückkrümmt. Dies ist der Grundtypus, von



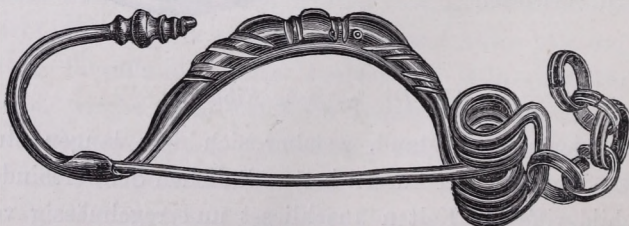
Eiserne Kleidspange aus Szob.



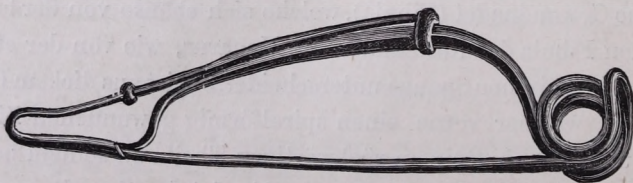
Eiserne Kleidspange aus Szob von oben.



Eiserne Kleidspange.



Bronzene Kleidspange.

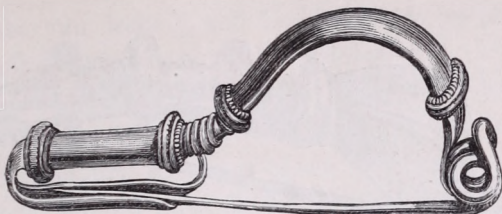


Bronzene Fibula.

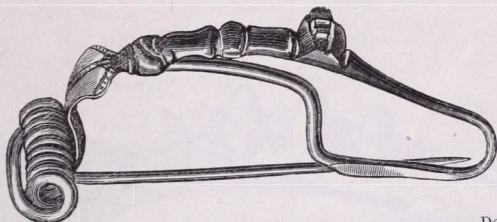




Delfinförmige Kleidspange.



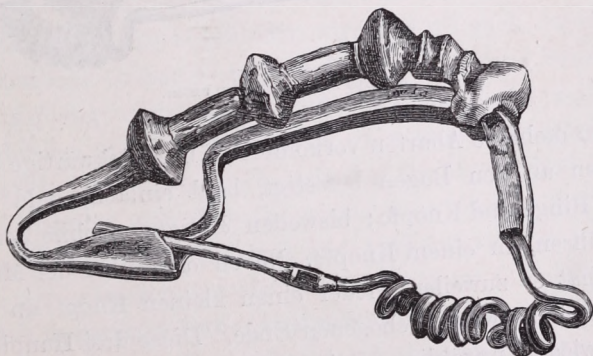
Bronzene Kleidspange.



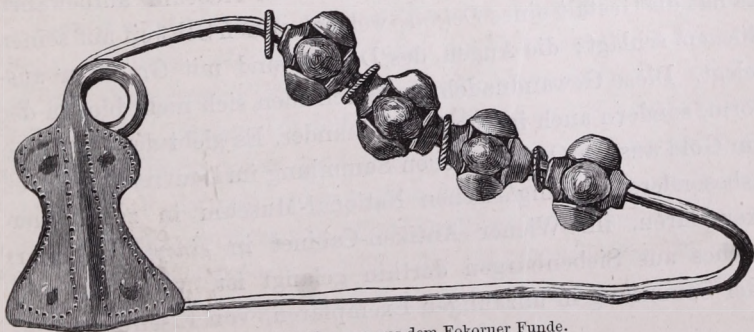
Bronzene Kleidspange.



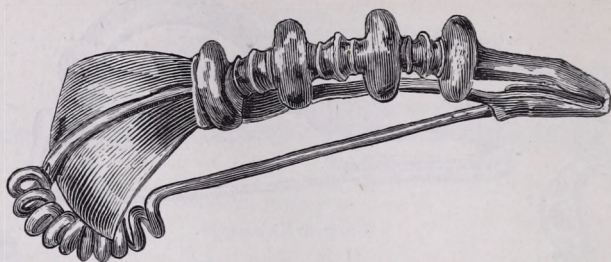
Delfinförmige Kleidspange.



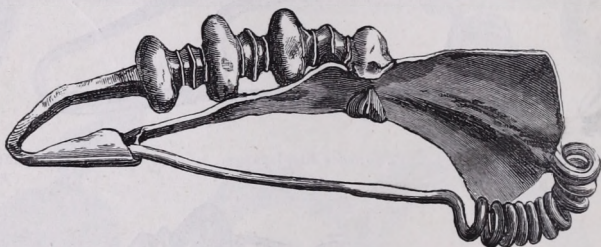
Silberne Kleidspange.



Goldene Kleidspange aus dem Fokoruer Funde.



Silberne Kleidspange von oben.



Silberne Kleidspange von unten.

welchem mehrere Abarten vorkommen. Der rückwärtige Theil ist bisweilen an den Bogen befestigt, bald einfach, bald mittelst kleiner Ringe und Knöpfe; bisweilen endigt er, ohne den Bogen zu berühren, in einem Knopfe. Neben oder über der Mitte desselben hat er zuweilen wieder einen kleinen Knopf an seinem etwas nach aufwärts gebogenen Ende. Diese drei Hauptabarten haben wieder unzählige Varianten. Das auserlesenste Bronze-Exemplar wird im ungarischen National-Museum aufbewahrt. Es hat die Gestalt eines *Delfins*, welcher seinen Schweif auf seinen Rücken schlägt; die Augen des Delfins sind mit Granaten ausgelegt. Diese Gewandnadeln unterscheiden sich nicht blos in der Form, sondern auch im Stoff von einander. Es giebt derlei Fibulae von Gold aus der CAMPANA'schen Sammlung im Louvre, von Silber insbesondere im ungarischen National-Museum in zahlreichen Exemplaren, im Wiener Antiken-Cabinet in *einem* Exemplar, welches aus Siebenbürgen dorthin gelangt ist, von Bronze in jeder Sammlung in unzähligen Exemplaren, von Eisen in gerin-



gerer Menge, aber nur deshalb, weil die Eisenfunde bis jetzt selten genügender Aufmerksamkeit gewürdigt worden sind.

Jene einfachste Form der Fibula, welche wir in den Keltengräbern mit dem Schwerte und dessen Begleitern vereint finden, ist bei uns in Szob und Pilin aus Eisen verfertigt ausgegraben worden. Dieselbe kommt auch in Norddeutschland, Frankreich, in Tirol und der Schweiz häufig aus Eisen vor, aber allenthalben noch häufiger aus Bronze. HILDEBRAND kennt in seinem bereits oben angeführten Werke fünf Hauptvarietäten der in La Tène ausgegrabenen Kleiderspangen, die er daselbst unter *A, B, C, D, E, F* auch abgebildet hat. Diesen fügt er noch sechzehn Variationen aus Frankreich, der Rheingegend, Thüringen, Böhmen, Irland, England, Ungarn und Schweden, sowie auch aus Norddeutschland hinzu. Dennoch ist seiner Aufmerksamkeit jene eigenthümliche Form entgangen, welche in Bronze und in Silber ausschliesslich in Ungarn gefunden wird und oft auch durch ihre ausserordentliche Grösse — es befinden sich darunter Exemplare von Spannenlänge — besonders auffallend ist. Auch bei dieser Form bildet der silberne Draht vorne einen langen spiralisch gewundenen Zierrat. Hinten, wo sich der Draht zur Nadelkapsel erweitert, krümmt sich derselbe wieder zum oberen Theile des Bogens zurück und ist bald mit drei, bald mit vier, ja auch mit mehr als vier grösseren und ebenso vielen kleineren Knöpfen verziert. Das ungarische National-Museum besitzt fünf vollständige und acht verstümmelte Exemplare der keltischen Kleiderspangen dieser Form aus Silber und ein Exemplar aus Bronze.

Damit sind indessen noch nicht alle Arten der keltischen Fibula erschöpft. HILDEBRAND führt aus Marzobotto, Villanova und dem Bolognaer Certosa noch einige Exemplare an, welche auch bei uns, wenngleich seltener, vorkommen. Eigenthümlich ist auch die Form jener zwei goldenen Fibulae, welche mit dem Schatze von Fokoru gefunden worden und ihrer Länge nach mit goldenen Perlen verziert ist. Die Grundlage aller dieser Formen der keltischen Kleiderspange bilden die alten etruskischen Fibulae, wie sie z. B. in der Gegend von Perugia gefunden und vom Gra-

fen CARLO CONNESTABILE bekannt gemacht worden sind. Die keltische Form ist indessen eine eigenartige Fortbildung des alten etruskischen Typus. Die Verwandtschaft zwischen den keltischen Formen und den etruskischen Typen erklärt sich leicht aus der Nachbarschaft der Boier mit den etruskischen Städten.\* Denn ebenso wie die Kelten in unserem Vaterlande die Münzen des nachbarlichen Macedoniens nachgeahmt haben, welche im ganzen Keltenthum in Umlauf kamen, haben die italienischen Kelten die Kleiderspange und das Armband der Etrusker nachgeahmt und dieselben vom Ocean bis an die untere Donau verbreitet.

V. *Lanzenspitze, Schneidemesser, Pfeilspitze, Dolch der Kelten.*

In den Keltengräbern Ungarns fehlt neben dem Schwert selten die Lanzenspitze, die Pfeilspitze, der Dolch und das Schneidemesser. Die eiserne Lanzenspitze hat eine lange, flache, breite Oeffnung, damit ein starker Holzschaft hinein-gepasst werden könne. In unserem Museum sind mehrere solche Lanzenspitzen zu sehen, unter denen die charakteristischsten diejenigen von Szob, Pilin und der Aszóder Gegend sind. Der keltische Dolch ist in seiner Form ganz verschieden vom Dolch der Bronzezeit; er ist nämlich schmaler und



Lanzenspitze aus Szob.



Schneidemesser aus Szob.

\* In LINDENSCHMIDT's mehrmals erwähntem Werke sind keltisch die Kleiderspangen I. IV. 3. II. IV. 2. VI. 3. VII. 3. XI. 2. Bei KELLER Sechster Bericht XIV. Tafel 1—7.



spitziger als dieser. Die Pfeilspitze hat zwei grosse hakenförmige Flügel. Die Gestalt des Schneidmessers ist ebenfalls eigenthümlich, insbesondere der kurze gekrümmte Stiel. Aehnliche Waffen sind in England und Frankreich, in der Schweiz, in Hallstadt und in Spanien vorgekommen, ja sogar unter Karapannos' Dodonaer Funden befindet sich ein solches Votiv-Schneidmesser, dessen Gestalt ganz und gar nicht griechisch ist. Keltische Helme, wie sie im Museum von St. Germain, im Louvre und in München in mehreren Exemplaren vorkommen, sind in Ungarn bis jetzt nicht gefunden worden.

#### VI. *Der keltische Torques.*

Der goldene Torques ist jene Halskette, welche, aus gewundenem dicken Golddraht verfertigt, der Lieblingsschmuck der Kelten gewesen ist. Wir sehen dieselbe am Halse des keltischen sterbenden Fechters. Livius und Polybius führen sie als den charakteristischen Schmuck der keltischen Krieger an, Manlius nimmt sie vom Halse des im Zweikampfe getödteten gallischen Heerführers und erhält davon den Beinamen Torquatus, Scipio Nasica verleiht mit ihr seinem Triumphe Glanz. Der Edinburger Professor Blackie hat in seiner Abhandlung über den Sarkophag der Vigna Amandola \* alle Stellen der alten Autoren zusammen-gesucht, welche des Torques Erwähnung thun, und gefunden, dass dieselbe immer bei den Galliern erwähnt wird; nur in einem einzigen Texte fand er diese Halszierde als auch bei germanischen Völkern vorkommend erwähnt. Und in der That ist der goldene Torques bisher ausschliesslich in Frankreich und Ungarn gefunden worden; dagegen hat man sie aus Silber und Bronze auch in Deutschland und Skandinavien angetroffen; indessen ist bei diesen die Form der Windung eine andere als bei dem goldenen Torques. Unser Museum besass bis 1878 nur ein Exemplar einer solchen goldenen Halszier, welche zu Miava in jenem Karpathenpasse gefunden worden war, welcher nach Böhmen, in die ehemalige Heimat der

\* Annali del Istituto. 1837. 307.

Boier (Boiemum), hinführt. Auch diese war gerade gebogen und in drei Stücke zerbrochen, aus welchem Grunde sie RÓMER für eine Haarnadel hielt und als solche abbilden liess. In diesem Jahre aber kamen mit dem Schatze von Fokoru 17 Torques-Exemplare in den Besitz des Museums, verschieden an Grösse und Gewicht, aber von gleicher Gestalt, am Ende dünner, in der Mitte dicker, während das Miavaer Exemplar ein knopfförmiges Ende zeigt. Auch bei dem grossen Goldfunde von Czófalva kam ein solcher gerade gebogener Torques vor, welcher für einen Zügel gehalten wurde. Ein ähnlicher mit Gewalt gerade gebogener silberner Torques befindet sich auch in unserem Museum, nebst einigen torquesartigen silbernen Halsbändern, von welchen nicht mit Gewissheit behauptet werden kann, dass sie keltischen Ursprungs seien, da sie mehr geflochten oder geschnitten als gewunden sind.

#### VII. *Das keltische Armband.*

Ein hervorragendes Kleinod im Fokoruer Funde sind die beiden schweren goldenen Armbänder, die an jedem ihrer beiden Enden in zwei Draht-Spiralen auslaufen. Ganz ähnlich geformt, aber etwas leichter und geschmackvoller, sind die drei goldenen Armbänder von Acsád, von denen zwei ein Geschenk des B. JOSEF VÉCSEY, das dritte in Wien gekauft worden ist. Auch diese übertrifft noch an Feinheit das Armband von Bárányhegy, welches ebenfalls im Wege des Kaufes in unser Museum gelangt ist. Als ich diese sechs in unserem Vaterlande gefundenen Armbänder im Trocadero ausstellte, fand ich, dass im anstossenden Glasschranke zwei noch elegantere Seitenstücke zu denselben aus einem französischen Funde, das eine aus Gréau's reicher Sammlung, ausgestellt waren. Eines stärkeren Beweises als dieser zufällige Umstand bietet, bedarf es wohl kaum, um diese Form für keltisch zu erklären und anzunehmen, dass der Zusammenhang zwischen den Kelten Frankreichs und denen Ungarns nicht zerrissen gewesen sei.

Die bohnengezierten Bronze-Armbänder und Halsketten, welche in mehreren Varietäten sowohl in Frankreich als auch bei



uns gefunden werden, \* sind ohne Zweifel ebenfalls der Keltenzeit zuzuweisen. BAYE hält dieselben zwar für etruskischen Ursprungs; doch können, wie wir bereits bei den Gewandnadeln bemerkt haben, die Reminiscenzen des etruskischen Stils bei den Kelten aus der Nachbarschaft und der höheren Civilisationsstufe der Etrusker auf ganz natürliche Weise erklärt werden. Auch in unserem Museum befindet sich übrigens ein verziertes Armband von jener Form, welches LINDENSCHMIDT für etruskisch erklärt; dasselbe stimmt aber im Stil seiner Verzierungen vollkommen einestheils mit den Verzierungen des La Tène Fundes, anderentheils mit jenen überein, welche den keltischen Denkmälern Englands eigenthümlich sind.

Aus der Keltenzeit stammen ferner auch jene gläsernen Armbänder, welche in französischen und ungarischen Grabfunden vorkommen, ähnlich denjenigen, die bis heute bei afrikanischen Stämmen im Gebrauch sind.

#### VIII. *Der keltische Gürtel.*

Bis jetzt ist bei uns nur ein einziger keltischer Gürtel gefunden worden, und zwar ein aus Gold verfertigter im Fokoruer Schatze. Die Ornamente desselben stimmen mit einem von KARPANNOS in Dodona gefundenen Bronzegürtel und mit der Zeichnung mehrerer im Hallstädter Gräberfelde ausgegrabenen Bronzegürtel, deren keltischer Ursprung ebenfalls keinem Zweifel unterliegt, überein. Selbst Baron SACKEN, der vorsichtige Beschreiber der Hallstädter Gräberfunde, kommt nach langem Hin- und Herraisonniren schliesslich doch bei der Ueberzeugung an, dass dieses Grabfeld den keltischen Tauriskern angehört habe, ungefähr vom dritten bis zum ersten Jahrhundert v. Chr., jedenfalls aber älter sei als die römische Eroberung.

Mit dem Schatze von Fokoru sind auch noch anderweitige Schmuckgegenstände gefunden worden: kleinere und grössere

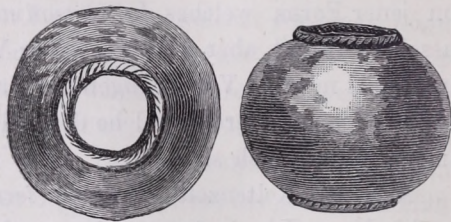
\* LINDENSCHMIDT, Alterthümer I. VI. 3. IX. 1. Tafel II. V. 1. Tafel VI. 2. Tafel XII. 4.



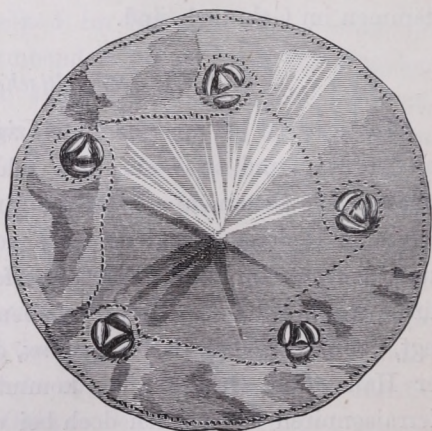
Goldenes Torquesfragment aus dem Fokoruer Funde.



Goldener Gürtel aus dem Fokoruer Funde.



Fokoruer Goldknöpfe.



Fokoruer Goldknopf von oben gesehen.



Fokoruer Goldknopf von der Seite gesehen.



goldene Knöpfe und goldene Knopfringe, deren Zierrate den Gürtelzierraten ähnlich sind.

Es muss bemerkt werden, dass sämtliche Schmuckgegenstände, deren wir Erwähnung gethan haben, aus reinem gelben Golde verfertigt sind. Die Kelten der Eisenzeit haben daher die Scheidung des Goldes vom Silber gekannt, während die Goldfunde aus der Bronzezeit bei uns immer aus blassem Golde (*electrum*) sind, aus welchem das Silber noch nicht ausgeschieden ist und welches sich bei chemischer Analyse als identisch mit dem bis zum heutigen Tage in Vöröspatak und in Nagyág vorkommenden gediegenen Golde erweist. Auch schon dieser Wahrnehmung zufolge können wir jene runden Goldplatten als eisenzeitlich keltischen Ursprungs betrachten, in deren Mitte sich drei getriebene Buckel erheben, während ihr Rand bald mit zwei, bald mit drei getriebenen Perlenreihen verziert ist und welche an zwei Punkten durchlöchert sind, damit sie aufgenäht werden können. Es sind mir bis jetzt acht solche Goldplatten bekannt. Zwei derselben sind in Oesterreich bei der sogenannten Langen Wand gefunden worden; die eine von diesen ist in das Wiener Antikencabinet, die andere in unser Museum gelangt. Zwei wurden in Cepin in Slavonien gefunden; sie befinden sich jetzt: die eine in Berlin, die andere in unserem Museum. Ein in Steinamanger gefundenes Exemplar ist Eigenthum des Steinamangerer Museums; endlich drei Exemplare von unbekanntem Fundort sind in unserem Museum zu sehen. Diese sowohl durch ihr Gewicht als durch ihren Umfang werthvollen Schmuckobjecte bezeugen den von den Autoren des Alterthums öfter erwähnten Luxus der Kelten, insbesondere in Goldschmuck. Solcher Luxus ist immer ein Zeichen ungeordneter staatlicher Zustände und mangelnder Sicherheit. Denn in Ländern, in welchen der Reichthum nicht auf fruchtbringende Weise angelegt werden konnte, und in Zeiten, wo die Völker in fortwährendem Kriege lebten, ihre Schätze aber in feste Kästen nicht verschliessen konnten, leitete schon der natürliche Instinkt jeden Menschen darauf, seine überflüssige Habe in der Form massiven Goldes an seinem Leibe zu tragen,

wo er sie nöthigenfalls auch vertheidigen konnte. Der Grieche und Römer dagegen konnte für sein Gold Felder, Häuser und Sklaven kaufen, seine Schmuckgegenstände aber verschliessen, und liebte diese eben deshalb nicht in schwerer massiver, sondern vielmehr in künstlich veredelter Form, welche den Metallwerth um ein Gutes überwiegt. Auch im Mittelalter haben die adeligen Familien bei uns weit mehr Schmuck, Gold und Edelsteine besessen, als dies gegenwärtig üblich ist, weil dies ein zwar todtes, im Nothfalle aber doch brauchbares Capital war, womit vor den Türken und Deutschen geflüchtet werden konnte, und welches sie deshalb oft für sicherer hielten, als das der Verwüstung und Confiscation durch den Feind ausgesetzte Grundeigenthum.

#### IX. *Anderweitige Denkmäler aus der Keltenzeit.*

In die keltische Zeit müssen ausser den angeführten Waffen und Schmucksachen auch noch alle jene Denkmäler verwiesen werden, welche entweder unzweifelhaft etruskisches Kunstproduct und von Italien aus durch die Keltenstämme verbreitet worden sind, oder die sich als barbarische Nachahmungen der etruskischen Kunst erweisen. Bronzene Tripoden und Oenochoen oder thönerne etruskische Prunkgefässe aus der Blüthezeit der etruskischen Kunst, wie sie in Deutschland und Frankreich aus keltischen Gräbern zu Tage gefördert worden sind, haben wir in unserem Vaterlande bis jetzt nicht angetroffen, dagegen sind aus getriebener Bronze verfertigte Gefässe, an denen einzelne Theile noch im Alterthum schadhaft und in weit roherer Weise ausgebessert worden sind, auch bei uns vorgekommen. Die ungeschickte Ausbesserung dieser Gefässe dient als Beweis dafür, dass ihre Eigenthümer nicht ihre Verfertiger gewesen und dass sie in das Land von auswärts eingeführt worden seien, wahrscheinlich aus Etrurien, wo die getriebene Arbeit heimisch war. Solche Gefässe sind in grosser Anzahl gefunden worden; insbesondere auf dem Hallstädter Gräberfelde und in Süddeutschland kommen sie häufig vor. Bei uns sind sie blos im Hajdú-Böszörményer Funde zum Vorschein gekommen, und zwar in Gesellschaft *bronzenener*



*Schwerter*, welche der Eisenzeit vorausgehen und folglich beweisen, dass die Herrschaft der Kelten auf diesem Boden schon mehrere Jahrhunderte vor der Zeit Philipp's von Makedonien ihren Anfang genommen hatte. Diese Gefässe zeigen indessen in ihrer Ornamentirung eine so grosse Einfachheit, dass wir ihre Verfertigung in die Anfangszeit der etruskischen Kunst, mindestens in das sechste Jahrhundert vor Chr., setzen müssen. Es finden sich indessen bei uns auch anderweitige Erzeugnisse etruskischen Kunstfleisses, welche in späterer Zeit aus Etrurien hereingebracht worden sind. Ein solches ist z. B. der in Sohl gefundene Pferdezügel (im siebenbürgischen Museum), zu dem ein Seitenstück in Italien gefunden worden ist. Von etruskischem Einflusse zeugen auch noch jene Thier- und Menschen-Statuetten, welche sowohl in Hallstadt als auch in unserem Vaterlande mehrmals gefunden worden sind und auch in Ober-Italien häufig vorkommen. Dieselben sind insgesamt Nachahmungen der im Alterthume so beliebten etruskischen Statuetten. Die erste Stelle unter denselben nimmt jedoch der in Judenburg (Steiermark) gefundene Wagen ein, welcher mehrfach durch Abbildungen bekannt gemacht worden ist. Diesem ähnlich ist der in Hermannstadt gefundene, gegenwärtig im wiener Antikencabinet befindliche. Dahin gehören auch jene langgehörnten Bronze-Ochsen, welche in unserem Museum zu sehen sind. Der Reiter des ungarischen National-Museums und insbesondere der Eber des siebenbürgischen Museums, welcher auf den keltischen Münzen so häufig vorkommt, und das Emblem des keltischen Volkes — wie die Wölfin dasjenige der Römer, das Kalb dasjenige der Italiker — gewesen zu sein scheint, weisen allesammt auf etruskische Kunst hin. Hierher gehört noch die im Besitze Benjamin Kállay's befindliche Gemse von Bronze, das Reh und der Schwan des ungarischen National-Museums, der Wolf des B. Eugen Nyáry und andere ziemlich umgestaltete Bronze-Statuetten in öffentlichen und Privatsammlungen.

Wir sind bemüht gewesen, die in unserem Vaterlande vorkommenden charakteristischen keltischen Typen zusammenzu-

stellen, um dadurch einen Beitrag zu jenem Versuche zu liefern, mit welchem KEMBLE und FRANKS auf Tafel XIV—XX, Blatt 162—201, ihrer *Horae ferales* die vornehmsten keltischen Typen, insbesondere die in England aufgefundenen, beleuchtet haben. Diese Studie führt indessen auch in anderen Beziehungen zu interessanten Ergebnissen. Die unzweifelhaft eisenzeitlichen keltischen Typen hängen nämlich enge mit den Denkmälern der späten Bronzezeit zusammen, denn sowohl die Kelten in Ungarn, wie auch jene der Schweiz, Oberitaliens, Süddeutschlands, Frankreichs und Englands haben auch in jener Uebergangsperiode noch gelebt, in welcher die Bronze allmählig durch das Eisen verdrängt worden ist. In den meisten keltischen Gräbern, insbesondere in dem von Tauriskern bewohnten Hallstadt, in der boischen Certosa und Marzobotto, Golasecca und Villanova kommt das Eisen und die Bronze mit einander vermengt vor. An manchen Orten ist die Bronze häufiger, an anderen überwiegt das Eisen; die Formen indessen bleiben in beiden Metallen dieselben. Dieser Umstand dürfte, wie uns scheint, einige französische Gelehrte irre geführt haben, welche eine französische Bronzezeit, und mehrere deutsche Alterthumsforscher, welche überhaupt die Existenz einer besonderen Bronzezeit leugnen und die Kenntniss des Eisens nicht für später anerkennen wollen, als diejenige der Bronze. Diese Gelehrten lassen indessen den Umstand ausser Acht, dass, während die bronzezeitlichen Typen: die irrthümlich sogenannten Palstaben und Celten, in den eisenzeitlichen und der Uebergangsperiode angehörigen Keltengräbern *blos ausnahmsweise* vorkommen, die keltischen Typen in den älteren bronzezeitlichen Funden *niemals* angetroffen werden. Aber LINDENSCHMIDT und seine Freunde COHAUSEN und HOSTMANN leugnen überhaupt die Existenz der höheren Metall-Industrie in den nördlich der Alpen gelegenen Ländern, indem sie der Ansicht sind, dass dort *blos* die rohesten Geräthe verfertigt worden seien, und jedes Schwert, jeder feinere Streithammer, jedes Diadem und jede Fibula aus Etrurien nach Deutschland, Frankreich, Ungarn, Dänemark, Schweden, England und Irland eingeführt worden sei. Zur Stütze dieser



ihrer Ansicht führen sie jene zahlreichen unzweifelhaft etruskischen Kunstproducte an, welche in Frankreich und insbesondere in Süddeutschland und in der Rheingegend ausgegraben worden sind, ferner mehrere Gefässe und Schalen von etruskischem Typus. Eine solche Hypothese setzt indessen industrielle Verhältnisse voraus, wie sie im etruskischen Alterthume unmöglich existirt haben können, nämlich eigene Fabriken, welche ihre Exportartikel ausschliesslich für Ungarn, sodann andere, welche solche bloß für Deutschland, wieder andere, welche dieselben lediglich für den skandinavischen Norden, und endlich solche, welche sie nur für England und Irland fabrizirt haben würden. Denn die genauere Untersuchung hat erwiesen, dass alle diese Länder *eigenthümliche* bronzezeitliche Typen haben, welche in anderen Gegenden nicht vorkommen. Eine Ausnahme hievon bildet gerade nur Deutschland, indem hier zwei drei Strömungen miteinander zusammentreffen und daraus besondere eigenthümliche Typen nirgend zum Vorschein kommen. Das Schwert, die Fibula, die Armwehr, der Streithammer der Bronzezeit haben in Ungarn ganz eigenartige Formen und ähneln weder den skandinavischen, noch den englischen Schwertern, Kleiderspangen, Schilden und Streithämmern. Jedes dieser Länder hat *einen bestimmten Stil* in seinen Ornamenten, welcher von demjenigen der übrigen Länder verschieden ist, wenngleich eine kleine Anzahl von einfachen Formen allenthalben vorkommt. Eben deswegen besteht eine Hauptaufgabe der prähistorischen Archäologie, welche ihre Lösung in der nächsten Zukunft erwartet, darin, in jedem einzelnen Lande die eigenthümlichen Typen zu bestimmen, — was für Ungarn mit vielem Erfolge von Dr. JOSEF HAMPEL versucht wird. Die keltischen Alterthümer unterscheiden sich in dieser Beziehung von den Alterthümern der Bronzezeit. Das keltische Volk hat ähnliche, ja sogar meist identische Typen in Frankreich, England, Süddeutschland und Ungarn, in Italien und der Schweiz. Es ist daher natürlich, dass, wenn wir auch diese den Funden der Bronzezeit zuzählen, wir die nationalen Eigenthümlichkeiten und Unterschiede der Typen der Bronzezeit, welche sich bei einer

allgemeinen Gruppierung bloß als Ausnahmen gelten, leicht aus den Augen verlieren.

Die Spracheinheit der keltischen Stämme, die häufigen Bundesgenossenschaften und Handelsverbindungen derselben unter einander, sowie die Erinnerung an ihren gemeinsamen Ursprung, welche auch in ihren Sagen fortleben, erklären zur Genüge die Aehnlichkeit der keltischen Waffen, Schmuckgegenstände und Hausgeräthschaften in ganz Mitteleuropa; ihre Grenznachbarschaft aber mit den sie an Bildung überragenden Etruskern machte sie geeignet, die Erzeugnisse des etruskischen Kunstfleisses theils nachzuahmen (z. B. die Gewandnadeln und Armbänder), anderentheils sie in den von Kelten bewohnten Gegenden zu verbreiten, wie die Luxusgefäße, welche in Deutschland, Ungarn und Frankreich von Zeit zu Zeit gefunden werden. Die Hauptstadt der Boier, Bononia (Bologna), ursprünglich das Felsina der Etrusker, war eine wohlhabende gebildete Gemeinde, in welcher die keltische Eroberung den Betrieb der etruskischen Metall-Industrie nicht unterdrückt hatte, wie dies durch jene merkwürdigen Funde bewiesen worden ist, welche in neueren Zeiten so grosses Aufsehen erregt haben. Hier trafen die keltische und die etruskische Cultur miteinander zusammen; von hier aus verbreiteten sich jene etruskischen Luxusgefäße, Tripoden und Statuetten, welche in Deutschland hie und da ausgegraben worden sind; von hier mögen jene zwölf in Steiermark ausgegrabenen Helme des Wiener Antiken-Cabinets gekommen sein, deren einer mit einer etruskischen Inschrift versehen ist. Hier haben die Kelten auch selbst gelernt Statuetten zu verfertigen, wenngleich ungestaltete, wie diejenigen, die im ungarischen National-Museum, im Grazer Museum, im Wiener Antiken-Cabinet und in anderen Sammlungen aufbewahrt werden. Denn das keltische Volk war gelehrig, die Cultur haftete ihm leicht an, es ahmte in Frankreich die Münzen von Massilia, bei uns die makedonischen Philippeer, im Po-Thale die etruskischen Kunsterzeugnisse nach. Um wie viel aber die Cultur desselben unter derjenigen seines etruskischen Nachbars und Feindes stand, um so viel



erhob sich dieselbe über die Industrie der benachbarten germanischen Völker, welche im Norden seine Grenznachbarn waren. Was ist demnach natürlicher, als dass diese wieder die Bedarfgegenstände des höheren Culturlebens von den Kelten überkamen! Aber ebenso wie die Kelten den etruskischen Formen den Stempel ihrer eigenen Nationalität aufgedrückt hatten, so haben auch die Germanen den Stempel ihrer nationalen Eigenart den keltischen Typen aufgedrückt. Bloss der skandinavische Norden ist vom keltischen Einfluss unberührt geblieben. Hier hat die Cultur der Bronzezeit länger gedauert und sich unabhängiger entwickelt, als in den südlicheren Theilen Europas.

Es ist nach alledem unrecht, in den Kelten ein barbarisches Volk zu suchen, da sie doch gelehrige, scharfverständige Völkerschaften waren, auf welche die etruskische, griechische und römische Cultur stark eingewirkt hat, so oft sie mit derselben als Nachbarn, Feinde oder Söldner in Berührung geriethen. Sie sind die Vermittler der höheren Cultur für ihre nördlichen und östlichen Grenznachbarn, sie sind namentlich die ersten Lehrmeister der barbarischen Germanen gewesen. Sie haben in ganz Mitteleuropa der Bronzezeit ein Ende gemacht, ungefähr um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., als sie mit der höheren Cultur der Etrusker-, Römer- und Griechenwelt im Po-Thale, in Massilia und an der unteren Donau zusammentrafen und wahrscheinlich von ihr die Bereitung und die Benützung des Eisens lernten. Dies ist indessen die spätere Periode der Keltenzeit, weshalb FRANKS die von ihm beschriebenen keltischen Denkmäler mit den Worten: *«late Celtic implements»* bezeichnet. Die Frage, ob das erste Erscheinen der Kelten in Europa mit dem Beginne der Bronzezeit zusammengefallen sei, können wir bis jetzt weder mit ja noch mit nein beantworten. Beachtenswerth ist indessen die Annahme der Sprachforscher, dass die Kelten sich früher von der Wiege des gemeinsamen arischen Muttervolkes losgerissen haben, als die Römer, Griechen, Germanen und Slaven. Diese Annahme wird auch von Seite der Geographie unterstützt, denn die Kelten bewohnen den westlichsten Theil Europas, als

äusserste, folglich älteste Woge des Muttervolks-Oceans, welche von den nachfolgenden Völkerwogen an den äussersten Rand des Welttheiles vorwärtsgedrängt worden ist.

Als Ergebniss unserer prähistorischen Studien dürfen wir daher jedenfalls verzeichnen, dass die Eisen- und Uebergangszeit in Ungarn, die Funde von Érd, Hatvan, Gödöllő, Szob, Szécsény, Dolány, 'Fokorú, Acsád und ein Theil des Piliner Fundes, Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn sind, welche wenigstens von der Zeit Philipp's des Makedoniers in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. bis zu der römischen Kaiserzeit, also jedenfalls ebenso lange gedauert hat, wie die Römerherrschaft in den Theilen jenseits der Donau, und länger als diejenige der Avaren. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, dass der grössere Theil unserer Alterthümer aus den der magyarischen Eroberung vorangegangenen Zeiten den Denkmälern dieser drei Völker angehört, und dass dieselben in unserem Vaterlande dauerndere Spuren zurückgelassen haben, als unsere Geschichtsschreiber anzuerkennen gewohnt sind. Die Kelten dürfen in der Geschichte Ungarns ebensowenig übergangen werden, wie die Römer und Avaren.

---



## DENKREDE AUF PHILIPP PARLATORE.

Von Dr. LUDWIG HAYNALD,

Erzbischof von Kalocsa, Directions- und Ehrenmitglieder der ungar. Academie der Wissenschaften  
u. s. w., u. s. w.\*

**D**AS Andenken PHILIPP PARLATORE's, des am 9. September vorigen Jahres zu Florenz verstorbenen berühmten Botanikers und auswärtigen Mitgliedes unserer Academie, will diese gelehrte Gesellschaft heute mit einer Lobrede feiern.

Auf jenen zwölf Tafeln, welche auf dem ausgezeichnetsten Ort des Forums, in der Nähe der nach den «Schiffsschnäbeln» benannten Rednerbühne aufgestellt, die geschriebenen Gesetze Roms, der Weltbeherrscherin, verkündeten, stand nach Cicero's Zeugniß (de legib. II, 24) auch dies Gebot: «Das Lob ehrenwerther Männer soll in öffentlichen Versammlungen gepriesen werden.» (Honoratorum Virorum laudes in concione memorantor.) Mit tiefer Weisheit verfügten dies die Gesetzgeber des grössten Volkes der Weltgeschichte; denn indem die allgemeine Verehrung dem Andenken besonderer Vorzüge und Verdienste Festkränze windet, stellt sie zugleich nachahmenswerthe Vorbilder auf und wirkt aneifernd auf die Lebenden, damit Männer erstehen und sich mehren, würdig der grossen Verstorbenen, um das Pantheon der im Dienste Gottes, der Wissenschaft, der Menschheit, des Vaterlandes Verewigten bevölkernd zu verherrlichen. Ohne Zweifel war auch dieses Gesetz von mächtigem Einfluss auf die Erziehung der grossen Söhne Roms und die Begründung seiner Weltmacht.

Eine statutarische Gepflogenheit unserer Academie der Wissenschaften will es auch so, dass in unseren Versammlungen über den frischen Gräbern die Verherrlichung der Verdienste und Tugenden jener Männer ertöne, die — gleichviel ob des heimi-

\* Gelesen in der feierlichen Jahresversammlung der ung. Academie der Wissenschaften am 16. Juni 1878.

schen Landes, ob fremder Völker Söhne — wegen ihres wissenschaftlich verdienstvollen Wirkens in unsere Academie aufgenommen und so kraft der in der Werthschätzung menschlicher Vorzüge keine Scheidewand kennenden Solidarität die Unsrigen geworden sind. Der ehrende Aufruf, dies hinsichtlich PARLATORE's zu thun, erging an mich; und obgleich ich aus vielen Gründen gewünscht hätte, dass ein berufenerer Verherrlicher des ausgezeichneten Gelehrten sich finde: doch glaubte ich, als sein Freund und Verehrer, dem ehrenvollen Auftrag Folge leisten zu sollen. Da aber die geehrte Academie meine Denkrede nicht bloß im Kreise der Ihrigen, wie dies sonst üblich ist, sondern bei dieser Jahresfeier vor einer glänzenden Versammlung nicht bloß der Academiker, sondern auch anderer, den verschiedensten Lebensberufen angehörigen geehrten Gäste gehalten wünschte: so hätte ich darin einen neuen Grund gesehen, die schwierige Aufgabe abzulehnen, wenn in PARLATORE die hervorragenden Eigenschaften des Gelehrten auf seine übrigen Lebensverhältnisse — wie dies manchmal der Fall ist — nachtheilig eingewirkt hätten, — wenn er nur als die steife Verkörperung trockener Gelehrsamkeit vor uns stünde, und uns nicht vielmehr in seinem ganzen Wesen ein liebes Bild böte, sowohl durch die warmen Beziehungen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen zu den vielseitigen Interessen des practischen Lebens, als auch durch die schöne Bethätigung seiner Gott, dem Herrscher, dem Vaterland und der Familie gegenüber treu bewahrten edlen Pietät; wenn das Leben dieses theueren Mannes der Blumen sich vor uns nicht so ausbreitete, wie ein mit dem reichen Flor vorzüglicher Eigenschaften, edler Religiosität, hehrer patriotischer und Familientugenden prangendes Gefild, aus dessen Blumenfülle es vielleicht auch meinen geringen Kräften gelingen wird, den geehrten Zuhörern einen duftenden Strauss zu binden und die auf dem frischen Grabhügel errichtete Denksäule in einer des theuern Verblichenen würdigen Weise bekränzend Ihrem Herzen und Gemüthe PARLATORE näher zu bringen: näher zu bringen den Gelehrten, den Patrioten, den Liebling des Herrschers, den Familienvater, — aber auch mit und in dem lebenswürdigen Gelehrten



zugleich seine so recht eigentlich liebenswürdig genannte Wissenschaft (*scientia amabilis*), die Botanik.

PHILIPP PARLATORE wurde zu Palermo am 8. August 1816 geboren. Sein Vater PETER PARLATORE war einem durch verschiedene Unfälle in bescheidene Vermögensverhältnisse gerathenen Zweige der herzoglichen Familie Patti zu Messina entsprossen; seine Mutter Marianna Castelli von adeliger Herkunft in Palermo; beide Eltern treu besorgt, den talentvollen Knaben in Gottesfurcht, guten Sitten und in der Liebe zur Wissenschaft zu erziehen. Unter solcher Leitung machte Philipp an einer der vorzüglichsten Anstalten Palermo's mit glänzendem Erfolg seine classischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien; zeichnete sich bald auf der medicinischen Facultät der Universität durch seine anatomischen Präparate aus, und wurde, nach seiner im Jahre 1837 erfolgten Promotion zum Doctor der Medicin, zuerst dem Prosector der Universität, später aber dem berühmten Professor GORGONE als Gehilfe mit dem Titel eines «Professore aggiunto alla Cattedra di Anatomia» zugetheilt. Aus dieser Zeit stammen die von ihm sorgfältig verfertigten Präparate der Organe des menschlichen Embryo, seine Beobachtungen über verschiedene Anomalien und Krankheitssymptome und sein mit NICOLETTI 1834 verfasstes Werk über die Netzhaut des menschlichen Auges.\*

Aber die Beschäftigung mit todtten Körpern war auf seine ohnehin heikle Gesundheit von schädlichem Einfluss, und da sich auch ein anhaltender Husten in beunruhigender Weise einstellte, erhielt er den ärztlichen Rath, die anatomischen Studien aufzugeben und sich in ländlicher, freier Luft zu bewegen. So wurde er ausschliesslich Botaniker; indem er Berg und Thal durchstreifte und seine freie Zeit zur Erweiterung seiner botanischen Studien fleissig benützte. Seine erfolgreichen Ausflüge in der

\* Su di una membrana sierosa dell' Occhio. 1834.

Umgebung Palermo's und in Siciliens übrigen Theilen, anfangs allein, später aber in Begleitung des durch seine Studien über Siciliens neuere und seltenere Pflanzen berühmt gewordenen Barons ANTON BIVONA unternehmend, vermehrte er ansehnlich seine Pflanzenschatze und legte die an lebenden Pflanzen gemachten Beobachtungen in dem zur Veröffentlichung derselben gegründeten Blatte «L'Occhio», \* wie auch in kleineren und grösseren Werken nieder.

Doch ward dies schöne Wirken auf eine Zeit durch die schreckliche Cholera-Epidemie unterbrochen, welche 1837 seine Heimat verheerte und den edlen Mann bewog von den blumigen Pfaden seiner Lieblingswissenschaft zu den Krankenbetten zu eilen und der leidenden Menschheit mit seinem ärztlichen Wissen zu dienen. Er wirkte edel und erfolgreich; doch die furchtbare Krankheit, die der Stadt Palermo täglich ungefähr 2000 Opfer abforderte, traf auch sein Herz: unter den Todten seiner Vaterstadt beweinte er seinen Vater, wie er zehn Jahre früher am Grabe seiner Mutter trauernd gestanden hat. Nach dem Erlöschen der Epidemie wandte er sich wieder der Botanik zu, durchforschte fleissig die Umgebung Palermo's und veröffentlichte im Jahre 1838 die Resultate seiner Beobachtungen in der «Flora Panormitana». \*\*

PARLATORE's Wissbegierde liess sich jedoch zwischen die engen Grenzen Siciliens nicht bannen; er fand daselbst weder die zu seinen Studien nothwendigen Bücher, noch aber die Männer, die im Stande gewesen wären, ihm die rechten Wege zur Wissenschaft zu weisen; auch konnte er nicht die Hoffnung hegen, in seiner Vaterstadt auf dem Gebiete seiner Wissenschaft dauernd angestellt zu werden. Er erfuhr, (was übrigens nicht blos in Sicilien der Fall ist), dass so manche Pfleger der scientia amabilis sich eben damit begnügen, ihre Wissenschaft «liebenswertig» sein zu

\* *L'Occhio*, Giornale di scienze. A°. 1<sup>o</sup>-e 2<sup>o</sup>, 1839—1840.

\*\* *Flora Panormitana*, sive plantarum prope Panormum sponte nascentium enumeratio. 1838.



lassen, ohne selbst im gegenseitigen Verkehr auf diesen Titel Anspruch machen zu wollen; sie sind wohl ihrer lieben Blumen froh, doch hält sie das nicht zurück, die Collegen von der liebenswürdigen Wissenschaft mitunter recht unliebenswürdig zu berühren, — vermuthlich nur, um den reichlichen Genuss, welchen die Wissenschaft bietet, mit den Bitterkeiten des alltäglichen Lebens wett zu machen. Es mag wohl sein, dass PARLATORE, der mit der Art und Weise, wie man damals die Botanik in seiner Heimat vortrug, nicht zufrieden war, seine diesbezüglichen wissenschaftlichen Bemerkungen offen äusserte. Man begnügte sich nämlich damit, LINNÉ's System trocken vorzutragen und die Schüler einen ganzen Wust botanischer Kunstausdrücke auswendig lernen zu lassen. Ein solcher Vorgang konnte PARLATORE's Wissbegierde nicht befriedigen, denn er wünschte nicht nur die Namen der Pflanzen und ihrer Theile, sondern auch ihre Natur und besonders die Thätigkeit ihrer Organe kennen zu lernen. Es mag immerhin sein, dass er sich darüber äusserte, aber die feine Art, die uns aus allen seinen Schriften entgegen lacht, und die Weise, wie er selbst Gelehrte, die sich seinen Lieblingsideen gegenüber ablehnend verhielten, mit Schonung und Anerkennung zu erwähnen pflegte, bürgen dafür, dass er in der Aeusserung seiner Wünsche über die Behandlung der Botanik Alles vermied, was einen officiellen Botaniker verletzen konnte. Und doch kränkte man schonungslos den geistig hochstrebenden jungen Gelehrten, welcher die Erfolge der neueren Wissenschaft zu verwerthen strebte. Er fühlte dies; aber er enthielt sich Gleiches mit Gleichem zu lohnen, ohne Zweifel die Principien LINNÉ's, des grossen Meisters, vor Augen haltend, der gar schön — nicht nur zum Frommen sicilianischer Gelehrten — sagt: «Die Pfeile meiner Gegner kehrte ich nie gegen sie, die stärksten Schmähungen, Verläumdungen, Angriffe . . . ertrug ich mit Gleichmuth. Gleiches mit Gleichem zurückzuzahlen . . . erlauben mir meine Gewohnheiten nicht. Meine Tage will ich mit nützlicheren Beobachtungen verbringen. Die Dinge der Natur haben jenes eigenthümliche Vorrecht, dass die an ihnen begangenen Fehler

vergeblich vertheidigt werden, und die auf Beobachtung gegründeten Wahrheiten vor der gelehrten Welt nicht verdeckt werden können; — Richter mögen die späten Enkel sein.

Pascitur in vivis livor, post fata quiescit,  
Tum suus ex merito quemque tuetur honos.» \*

Doch LINNÉ's friedliebender Geist ist nicht Jedermann eigen. PARLATORE hat in dieser Richtung bittere Erfahrungen gemacht. Er wollte aber in Frieden leben und in der Wissenschaft fortschreiten: darum verliess er das Vaterland. Nach dem im Jahre 1840 in die blumenreichen madonischen Berge noch einmal gemachten Ausfluge vela dedit ventis und landete auf dem Continent Italiens, wo er den darauf folgenden Winter und Frühling zum Besuch der namhafteren Städte seiner weiteren Heimat benützte und die Bekanntschaft vieler bedeutender Männer, besonders zahlreicher Botaniker, machte, zugleich aber mit den fleissig gesammelten Pflanzen reichhaltige Sammlungen anlegte. Bald ging er nach Genf, einem Rufe des berühmten DE CANDOLLE folgend, der ihn zum Mitarbeiter an seinem «Prodromus» \*\* zu gewinnen wünschte; PARLATORE war damals zwar nicht in der Lage, an dieser ehrenden Arbeit theilzunehmen, aber in jüngster Vergangenheit lieferte er für dieses epochemachende Werk bereitwillig seine treffliche Beschreibung der Gnetaceen und Coniferen. Von Genf nach Paris gereist trat er in Verkehr mit mehreren ausgezeichneten Botanikern, wie auch in innigere erfolgreiche Freundschaft mit dem Engländer WEBB, dem er später für seine über die canarischen \*\*\* und die Cap Verde'schen Inseln † verfassten Werke die Beschreibung der Gräser und Umbelliferen lieferte. Auch hat er während dieses seines Pariser Aufenthaltes einige kleinere botanische Werke descriptiven Inhalts verfasst; — doch ganz besonders nützlich ward für ihn jene Zeit durch die bei

\* LINNÉ, Species plantarum. Upsaliae, 1752. et 1762. praefatio.

\*\* Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis. Parisiis, 1834 bis 1873.

\*\*\* Histoire naturelle des Iles Canaries. Paris, 1836—1850.

† Spicilegia Gorgonea. London, 1849.



trefflichen Lehrern — darunter A. DE ST. HILAIRE, GAUDICHAUD und RICHARD — im Jardin des Plantes, an der Sorbonne, dem Collège de France und der École de Médecine gehörten Vorträge über die verschiedenen Zweige der Medicin, Naturgeschichte und Physik, wie auch durch seine Forschungen in den Sammlungen und dem botanischen Garten von Paris. Im Herbst machte er einen Ausflug nach London und wurde mit den dortigen Gelehrten bekannt; nach Paris aber zurückgekehrt, übte er durch eine Schrift von nur geringem Umfang einen gewaltigen Einfluss aus nicht nur auf die Gestaltung seines eigenen Lebensschicksals, sondern auch auf die Pflege der Botanik, ja der gesamten Gelehrsamkeit in seinem Vaterlande.

Auf dem Felde der Wissenschaft trat nämlich damals auch in Italien eine lebhafte Bewegung der Geister zu Tage und bewog namhafte Naturforscher, so den Herzog von MUSIGNANO, GIORGIONE, SAVI, BUFALINI, AMICI und mehrere Andere, sich zu vereinigen und die Wissenschaft in jährlichen Versammlungen durch gemeinsames Wirken zu fördern. Die Naturforscher Italiens traten zu ihrem ersten Congress im Jahre 1839 in Pisa, dann 1840 in Turin, hierauf zum dritten Male 1841 in Florenz zusammen, PARLATORE weilte damals in Paris, im Geiste jedoch wünschte er unter den heimischen Collegen zu sein. Er richtete daher eine Denkschrift\* an die botanische Section des Congresses, in welcher er nachwies, wie nothwendig es sei, die Organographie, Physiologie, Geographie und das natürliche System der Pflanzen zu studiren: zu diesem Zwecke das botanische Wissen durch das sorgfältige Studium sowohl der heimischen Pflanzen, als auch der fremden Flora, und zwar nicht blos der Nachbarländer, sondern auch ferner Erdstriche zu erweitern, botanische Reisen zu unternehmen, die Natur und Charaktere der Familien und Gattungen mittelst Monographien zu beleuchten, endlich ein italie-

\* Sulla botanica in Italia e sulla necessità di formare un erbario generale in Firenze. Discorso diretto ai botanici radunati nel terzo Congresso italiano, da FILIPPO PARLATORE Dre Professore aggiunto e Settore di anatomia nella reale Università di Palermo. Parigi, de Lacombe, 1841.

nisches Centralherbar — ähnlich den Weltherbarien in Wien, Berlin, Paris, London — auf jenem Boden zu errichten, wo einst CESALPINO mit glücklicher Hand die wissenschaftliche Methode der Pflanzenclassificirung skizzirt, wo der Genius GIOVANNI AMICI's in der Pflege der Organographie und Physiologie der Pflanzen geblüht hat. — Sein Aufruf fand eine begeisterte Aufnahme, und nachdem der Congress die Zustimmung des jede Fortschrittsidee mit grossmüthiger Opferwilligkeit unterstützenden Grossherzogs Leopold II. gewonnen, wurde die Gründung des Centralherbars beschlossen; das dazu gehörige Local räumte der Grossherzog im Gebäude des naturwissenschaftlichen Museums ein, ja er errichtete überdies im Jahre 1842 einen Lehrstuhl für Botanik, berief auf ihn (auch zufolge der Anempfehlung ALEXANDER V. HUMBOLDT's) PARLATORE und übertrug ihm zugleich die Leitung des botanischen Gartens. In dieser Stellung verblieb der allgemein geachtete Gelehrte unbehelligt selbst nach der politischen Umwälzung der Dinge, ja vielmehr durch königliche Erlässe der Jahre 1859 und 1868 in seinem Amte bestätigt.

Einer seiner Schüler, später sein Amtsgenosse — der treffliche Professor D'ANCONA \* — erinnert sich mit grosser Begeisterung der Fülle von Gelehrsamkeit, welche PARLATORE in seinen glänzenden Vorträgen entfaltete, und der ausgewählten Hörerschaft, welche sich aus den gebildetsten Classen der Stadt Florenz um ihn scharte und so dem jungen Professor ermöglichte, jene liebevolle Pflege von Flora's schmucken Kindern mächtig zu verbreiten, welche bei civilisirten Nationen als ein untrügliches Zeichen feinen Geschmacks und erhabener Bildung gelten darf.

In seiner literarischen Thätigkeit vereinigte PARLATORE bewunderungswerthe Vielseitigkeit mit tiefer Gelehrsamkeit und massgebenden Ideen; darum glaube ich mit Fug und Recht von ihm sagen zu dürfen, was er selbst in seiner dem Andenken ROBERT BROWN's gewidmeten Rede von diesem grossen englischen

\* *Bullettino della R. Società Toscana di Orticoltura.* 1877. Sett. S. 262.



Botaniker rühmte: «Es giebt keinen Zweig der Botanik, dem er nicht seine Studien zugewendet und den er nicht in nennenswerther Weise durch seine Beobachtungen und Entdeckungen gefördert hätte.»

Der botanische Garten prangte herrlich unter seiner sorgsamsten Leitung und diente als mächtiges Mittel zur Verbreitung botanischer Kenntnisse und blumistischer Cultur. — Er übernahm ihn 1841 mit ungefähr 800 Arten und hinterliess ihn seinem Nachfolger 11,000 Arten reich.

PARLATORE's rastloser Geist konnte jedoch durch all' diese glänzende Wirksamkeit nicht befriedigt werden. Ueberall war er dabei, wo Italiens Ruhm durch Förderung der Wissenschaft erhöht werden konnte, — und zwar, da seine Wirksamkeit und seine Verdienste wohl gewürdigt wurden, überall in erster Reihe. Als sich 1852 die Società di Orticultura Toscana zu Florenz constituirte, wurde er fast von Beginn an Präses derselben und blieb es auch durch jedesmalige Neuwahl bis an seinen Tod. Wie nicht ohne Grund so nicht ohne Nutzen! Ich selbst sah den glänzenden Erfolg von PARLATORE's Thätigkeit in dem gelungenen Werke des von besagter Gesellschaft 1874 in Florenz veranstalteten internationalen botanischen Congresses und der damit verbundenen Blumen- und Obstausstellung, auf welcher man die Wunder der durch ihn geförderten Blumenzucht Florenz's schauen konnte; ich war Zeuge der Hochachtung, welche ihm (dem eben damals an's Krankenlager gefesselten Haupt-Präsidenten des Congresses) die aus allen Ländern der Welt zusammengekommenen Botaniker zollten, sowohl persönlich als auch in einem feierlicheren Schriftstücke, zu dessen Abfassung das Vertrauen der zu einem Comité vereinigten übrigen Präsidenten eben meine Feder erkoren.

Von dieser Zeit an schwand seine Gesundheit immer mehr. Im nächsten Jahre sah ich den theueren Mann bereits allgemach zusammenbrechend, ohne dass er sich gleichwohl in seiner Thätigkeit hindern liess; — denn selbst damals war er noch mit einer pflanzengeographischen Abhandlung, einer auf die Organographie der Wasserpflanzen bezüglichen Arbeit, sowie mit der Fortsetzung

seines grossen Werkes, der *Flora italiana* beschäftigt; — und noch kurz vor seinem Tode betrieb er mit gewohntem Eifer die würdige Vertretung der toscanischen Gartenbau-Gesellschaft auf der Pariser Weltausstellung. Im Jahre 1877 suchte der seit mehreren Jahren der freien Luft entwöhnte, in abgeschlossenen Zimmern sich übermässig warm kleidende Kranke vergeblich Linderung in der lieblichen Bergluft Susa's; sein fieberhafter Zustand zwang ihn nach Florenz zurückzugehen, wo er dann am 9. September, nach kurzem Leiden in Folge eines Gehirnschlages, in's bessere Jenseits hinüberschlummerte. — Seine irdischen Ueberreste ruhen in dem Kirchhofe San Felice bei Ema.

Seine Marmorbüste lässt die Florentiner Società di Orticoltura Toscana in ihrem eigenen, die Stadt Palermo aber im dortigen botanischen Garten aufstellen; letztere wird überdies die städtische Bibliothek mit seinem Oelbilde zieren.

Seine hervorragende Gelehrsamkeit ehrten über hundert naturwissenschaftliche, medicinische, geographische und landwirthschaftliche Gesellschaften durch die Wahl zum Mitgliede; — elf Mächte haben seine vielseitigen Verdienste durch die Verleihung von fünfzehn Orden anerkannt.

Dies der Lebenslauf PARLATORE's, den ich — nach den von seiner trefflichen Wittve erhaltenen Nachrichten und Schriften, \* aber auch aus eigener jahrelanger, theils in mündlichem, theils in schriftlichem Verkehr erworbener Erfahrung — kurz zu schildern versucht habe. Nun will ich die Bedeutung seines Lebens und Wirkens würdigen.

---

Die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten, die Wissenschaft ist nicht blos Zweck an sich, sondern auch ein mächtiges Mittel

\* Darunter: Rapporto generale degli Studj accademici dell' anno 1877. letto dal Dr TOMMASO TOMMASI nella Società medicofisica Fiorentina . . . il 17. Gennaro 1878, mit einer Denkrede über PARLATORE. — FILIPPO PARLATORE. Da ANTONIO MANGANOTTI. Estratto dalla Gazzetta di Mantova del 18. Sett. 1877. — Prof. D'ANCONA's Denkrede in dem Bullettino della R. Società Toscana di Orticoltura. 1877.



zur Förderung des allgemeinen Fortschrittes des mit Vernunft und freiem Willen begabten Menschen. — Wo Verstand, Gefühl und Wille sich harmonisch entwickeln, da geht im Individuum das Ideal des Menschen seiner Verwirklichung entgegen. Wahrlich es ist ein herrliches Schauspiel, welches der durch wissenschaftlichen Fortschritt über seine Nebenmenschen erhabene Gelehrte bietet, wenn sein ganzes Wesen in der Festigkeit des Charakters, dem Adel der Seele, in sittlicher Schönheit und Vaterlandsliebe, in der Pietät gegen höhere Interessen, in der Glückseligkeit des Familienlebens erglänzt.

Wollten wir auf dem Felde menschlichen Elendes eine Rundschau halten, so könnten wir leider! selbst aus der jüngsten Vergangenheit herzerschütternde Belege dafür anführen, dass oft selbst hohe wissenschaftliche Bildung nicht vor grossen Irrungen, vor traurigem Verkommen zu schützen vermag. Doch wir wollen Niemanden anklagen, da ein glänzendes Beispiel für das Gegentheil vor uns steht. Nicht ich allein — als aufrichtiger Freund des Verblichenen — spreche so, nein! so fühlten Alle insgesamt, die ihn gekannt. Vor mir liegt ein Privatschreiben DUCHARTRE's, des Redacteurs der verdienstvollen «Revue botanique» und Verfassers eines ausgezeichneten französischen botanischen Handbuches, in welchem er bei der Nachricht von PARLATORE's Tode sich also ausspricht: «Er war nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter, der seinem Vaterlande zur Ehre gereichte, sondern auch einer der besten Menschen, in dem Jedermann — wenn er ihn auch nur flüchtig gesehen — die Gaben des Herzens und des Verstandes gleichmässig zu schätzen veranlasst war.»

Unter den trefflichen Eigenschaften des Mannes, den der ausgezeichnete französische Gelehrte also feiert, leuchtet in erster Reihe seine Religiosität.

Er war ein Mann der Wissenschaft, ein denkender, forschender Kopf; doch nicht ein solcher, der über der äusseren Erscheinung die höheren geistigen Voraussetzungen und Ziele des Seins vergessen hätte; er untersuchte mit scharfem Verstand Gottes Werke und analysirte und studirte sie in ihren verschiedenen

Beziehungen — doch über dem Werke verlor er den Künstler selbst nie aus den Augen.

Wie erhehend ist es, denselben Mann, der sein ganzes Leben hindurch nicht nur in allen Zweigen seiner Fachwissenschaft emsig forscht, sondern auch in das tiefere Verständniss des organischen Zusammenhanges, in welchem diese Wissenschaft mit dem gesammten menschlichen Wissen steht, einzudringen bemüht ist, zu schauen, wie er inmitten dieser unermüdlichen Thätigkeit volle Beruhigung findet im Urgrund aller Wesen und alles Wissens und in der hieraus entspringenden Glückseligkeit. Diesen schönen Zug flicht er in seine wissenschaftlichen Auseinandersetzungen stets ein. So z. B. nachdem er in seiner Abhandlung: «Come possa considerarsi la botanica nello stato attuale delle scienze naturali» (Firenze, 1842, S. 31, 32, 33) die Anmerkung vorausgeschickt hatte, dass die höheren Pflanzen in ihrem Organismus die fortschreitende Bildung der niederen Pflanzen wiederholen, wie die niederen Thiere bis zu einem gewissen Punkte die Typen der niederen Pflanzen aufweisen, — dass die zwei Reihen der Pflanzen und Thiere parallel beginnen, aber während die eine, nämlich die der Pflanzen, bei einer gewissen Grenze unvollkommen zurückbleibt, die andere, nämlich die der Thiere, vorwärtsschreitend, neue Organismen und neue Functionen, die Irritabilität und Beweglichkeit zum Vorschein bringen: schliesst er mit folgenden Worten: «Der Mensch wiederholt die Thiere und als Thier die Pflanzen, d. h. alle organischen Wesen, und zwar auf die vollkommenste Weise; er steht an der Spitze der organischen Geschöpfe, er ist das Ziel der Schöpfung Gottes! So beweist die Wissenschaft, was der Glaube lehrt.» \* Wohlthuende geistige

\* Gleich als hörten wir LINNÉ, den grossen Meister der Wissenschaft reden, der, wie an unzähligen anderen Orten, so auch im Vorworte zu seinem Werke «Species Plantarum», im Genuss seiner blumigen Wissenschaft erhebende Ideen ertönen lässt, indem er sagt: «Homo sui conscius observat mundum, omnipotentis theatrum, undique adornatum summis omnisciae sapientiae miraculis, — se vero in hunc tanquam hospitem introductum, ut hisce deliciis sese delectando magnificentiam Domini agnos-



Betrachtungen dieser Art sind in PARLATORE's Werken nicht selten zu finden. Und wozu sein Herz im Leben sich bekannte, das verkündete sein Mund und seine Feder: solcher religiösen Ueberzeugung gab er auch in seinem Testamente den wärmsten Ausdruck. — Er wusste und glaubte; er war daher nicht gezwungen mit dem klagenden, gelehrten Zweifler des lebenswürdigen Dichters TIEDGE \* zu jammern:

«O des Lichtes, das den Glauben ärmer  
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!  
Stolze Weisheit! durftest du mir's rauben,  
Das erhab'ne, stille Seelenglück?  
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,  
Meine Hoffnung nur gieb mir zurück!»

Nicht so er; ihn machte die durch ernstes Forschen erworbene Wissenschaft in seinem Glauben nicht zum Bettler; er besass seine Wissenschaft und hielt an ihr fest; aber er besass auch den ganzen beglückenden Glauben und war nicht gezwungen, eines für das andere in den Kauf zu geben. In den Tagen schwerer Heimsuchung, als ihn eine langwierige und schmerzvolle Krankheit quälte, hatte ich persönlich Gelegenheit zu erfahren, wie glücklich er war, an seiner Wissenschaft einen Herzensfreund zu haben, — wie es ihn beseligte, seine Leiden mit religiöser Ergebenheit tragen zu können.

Meine Denkrede kann keineswegs berufen sein, für oder gegen wissenschaftliche Ansichten und Theorien eine regelrechte Polemik auszufechten oder zu veranlassen; deshalb beschränke ich mich auch darauf, die einzelnen Lehren und deren Gegensätze, sowie die wissenschaftlichen Aussprüche für oder gegen die eine oder die andere einfach zu registriren, einzig zu dem Zwecke, um auf den Standpunkt hinzuweisen, den PARLATORE eingenommen hat.

Dieses vor Augen haltend bezeuge ich mit Freuden, dass

cat. Indignus profecto is censendus hospes, qui, pecoris instar, tantum gulae inservit, nec magnalia possessoris intueri atque aestimare novit.» Conf. RICHTER, Codex bot. Linn. Lipsiae, 1835. S. 13.

\* Urania. Graz, 1836. S. 11, 12.

PARLATORE nicht zu jenen Gelehrten gehörte, die jederzeit bereit sind flüchtige Hypothesen, welche der festen Grundlage einer richtigen Induction entbehrend gleich Seifenblasen entstehen und verschwinden, auf Kosten tiefsinniger, grosser Wahrheiten anzunehmen und verherrlichend zu verkünden; — deren Gebahren selbst der zu transcendentalen Uebertreibungen wahrlich nicht geneigte hochgelehrte Professor VIRCHOW zu brandmarken sich veranlasst fand, als er die im Jahre 1877 in München versammelten deutschen Naturforscher und Aerzte vor der Verbreitung von Lehren warnte, welche altehrwürdige Vorstellungen im tiefsten Grunde erschüttern, und zwar «solchen Theorien zu Liebe, welche noch der thatsächlichen Beweise entbehren». (Allgem. Ztg. von Augsburg, 1878, 6. Februar, Beilage Nr. 37.) Diesen eben wörtlich citirten Bericht des gelehrten Referenten der Allgemeinen Zeitung rechtfertigen folgende Stellen der VIRCHOW'schen Rede: \* «Jeder Versuch, unsere Probleme zu Lehrsätzen umzubilden, unsere Vermuthungen als die Grundlagen des Unterrichtes einzuführen, der Versuch insbesondere, die Kirche einfach zu deposcidiren und ihr Dogma ohne Weiteres durch eine Descendenz-Religion zu ersetzen . . . muss scheitern.» S. 29. Welche *Probleme* aber und welche *Vermuthungen* als «die erst zu beweisen sind und deren Thatsächlichkeit erst gefunden werden soll», S. 8, der Verfasser im Auge gehabt habe, ersehen wir aus den folgenden Stellen seiner Abhandlung: «Wenn Herr HAECKEL sagt, es sei eine Frage der Pädagogen, ob man jetzt schon die Descendenz-Theorie dem Unterricht zu Grunde legen und die Plastidul-Seele als Grundlage aller Vorstellungen über geistiges Wesen annehmen, ob man die Phylogenie des Menschen bis in die niedersten Classen des organischen Reiches, ja darüber hinaus bis zur Urzeugung verfolgen soll, so ist das meiner Meinung nach eine Verschiebung der Aufgaben.» S. 11. «Ehe man mir nicht die Eigenschaften von Kohlen-, Wasser-, Sauer- und Stick-Stoff so definiren kann, dass ich begreife, wie aus ihrer Summirung eine Seele wird, eher

\* VIRCHOW, Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Berlin, 1877.



kann ich nicht zugestehen, dass wir etwa berechtigt wären, die Plastidul-Seele in den Unterricht einzuführen.» S. 14, 15. «Thatsächlich, positiv müssen wir anerkennen, dass noch immer eine scharfe Grenzlinie zwischen dem Menschen und dem Affen besteht. Wir können nicht lehren, wir können es nicht als eine Errungenschaft der Wissenschaft bezeichnen, dass der Mensch vom Affen oder von irgend einem anderen Thiere abstamme.» S. 31.

Wie sehr mit dem jetzt Gehörten das gleicherweise ungünstige Urtheil eines vorjährigen grossen Todten unserer Academie, des Petersburger KARL ERNEST VON BAER, übereinstimme, ersehen wir aus folgenden Worten seines 1876 an den gelehrten JOHANNES HUBER gerichteten Schreibens: «Freilich erscheint auch mir die Zukunft dunkel, wenn ich höre, wie jubelnd man jetzt häufig alle Religion, alles Sittengesetz und überhaupt alles Ideale als antiquirten Aberglauben verspottet. Dies ist es ja eben, was den Darwinismus gefährlich macht . . . Dass aber das Menschengeschlecht glücklicher wird, wenn es sich von allem Idealen ablöst, muss ich sehr entschieden bezweifeln. Der Mensch ist ja das einzige Wesen, das Sinn für das Ideale hat. Es dem Menschen zu rauben, heisst ihn zum Thiere zu machen.» \*

Dies sage nicht ich, sondern der von den Darwinianern für einen Darwinianer erklärte K. E. VON BAER, dem HAECKEL erst in jüngster Vergangenheit eines seiner Werke gewidmet hat. An v. BAER's tadelndes Urtheil schliesst sich sehr gut an eine beissend ironische Bemerkung unseres Baron EÖTVÖS in seinem Werke «Gondolatok» («Gedanken»), wo er der kurz vorher verbreiteten Nachricht gedenkend, dass in Afrika ein Menschenschlag entdeckt worden wäre, bei welchem das um einige Zoll herausragende Rückgrat dem Schwanz der Affen ähnlich sei, erwähnt, mit welcher grossen Genugthuung diese Nachricht von einigen Gelehrten aufgenommen worden sei: «Wenn ein neuer PLATO» — sagt

\* K. E. VON BAER an JOHANNES HUBER 1876. 22. Januar und 3. Februar. Augsb. Allg. Ztg. 1877, 21. October, Nr. 294, Beilage S. 4418.

EÖTVÖS wörtlich — «wenn ein neuer PLATO, NEWTON oder SHAKESPEARE aufgetreten wäre: wahrlich, man hätte sich nicht so gefreut, wie darüber, dass in diesen unseren afrikanischen, affenschwänzigen Nebenmenschen das Kettenglied entdeckt worden sei, das den Affen mit dem Menschen verbindet. Es scheint» — setzt er hinzu — «als ob die Wissenschaft selbst in unseren Tagen nicht Beweise für die menschliche Würde suchte, sondern nur Gründe, mit denen sie unsere Brutalität rechtfertigen könne.» S. 152.\*

PARLATORE konnte nie dem eben erwähnten Tadel verfallen; er gehörte nicht zu Jenen, die, wie WILH. BAER und FR. v. HELLWALD,\*\* durch die Gesamttresultate der Wissenschaft sich zu den Schlüssen gedrängt fühlen, dass der Ursprung eines jeden organischen Wesens, daher auch des Menschen, und zwar nach seinem sowohl geistigen als auch materiellen Sein,\*\*\* «in einigen wenigen Urformen einfachster Art zu suchen sei, z. B. in den Moneren, albuminösen Klümpchen im Meere, darunter der Bahtybius, der nichts Anderes ist als ein formloser Schleim, eine Art von Sarkode der niedersten Gattung; weder Zelle noch Faser, sondern thierischer Stoff mit Zusammenziehungs- und Ausdeh-

\* Eine auf anderen Bahnen gehende, doch im Endziel ähnliche Verirrung verurtheilt in demselben Werke EÖRVÖS mit folgenden wahren Worten: «Wenn sie, stolz auf ihre Wissenschaft bloß aus dem Grunde, weil sie einzelne Thätigkeiten des Nervensystems kennen . . . glauben, dass sie mit ihren Scalpellen den dichten Schleier entzwei geschnitten hätten, der das Bild der grossen Mutter bislang verhüllt, und dass alles Dasjenige, was mit Hilfe ihrer Physiologie und Chemie nicht zu erklären ist, was sich in ihre gelehrten Systeme nicht einreihen, classificiren und beweisen lässt, — nicht existire: so sind diese Gelehrten nicht nüchterner als jener Mensch, welcher, da er nur jene Organe kannte, mit welchen die Pflanze aus dem Boden sich nährt, folgerte, dass auf die Pflanze ausser der Qualität der Erde nichts Anderes» (keine höhere Kräfte, nicht Wärme, nicht Licht) «von Einfluss wären.» Gondolatok S. 159.

\*\* Der vorgeschichtliche Mensch. Leipzig. 1874. S. 512—514.

\*\*\* «Der Mensch darf in keiner Weise von den übrigen Wesen der belebten Schöpfung getrennt werden . . ., vielmehr haben wir in demselben ein *Naturproduct*, wenn auch das höchste zu erkennen. Die zunehmende Erkenntniss führt täglich mehr zur *Aufhebung des Dualismus* in der Natur und somit zum Monismus.» A. a. O. S. 513, 514.



nungs-Erscheinungen.» Von welchen einfachen «Organismen ohne Organe» alle organischen Wesen, demnach auch die Glieder der Kette der thierischen Ahnen des Menschen, ihren Ausgangspunkt genommen hätten, und zwar dergestalt, dass dieser Urschleim in zweiter Linie zu einer einfachen Zelle und dann weiter auf zahlreichen Stufen durch die Synamoeben, Planulaten, Infusionsthier, Strudel-, Weich- und Sack-Würmer zu den Schädellosen (Acrania), sodann durch die lange Reihe der Wirbelthiere zum Menschen sich entwickelt hätte.\*

PARLATORE schloss sich der Theorie nicht an, welche dem mit vernünftigen und von der Materie wesentlich verschiedenen Fähigkeiten begabten Menschen seinen Platz auf dem Endzweige eines solchen Stammbaumes anweist, — einer Theorie, deren Vertheidiger in jüngster Zeit in grosse Verwirrung geriethen, als ihre Lehre hinsichtlich jenes aus der Tiefe des atlantischen Oceans gehobenen zitternden Körpers, (welchen als den genetischen Ausgangspunkt der organischen Welt HUXLEY\*\* begrüßte, der Gattung nach: *Bathybius*, das ist: «den in der Tiefe Lebenden», der Art nach aber, HAECKEL zu Ehren, *Bathybius Haeckelii* taufte, und welchen ZITTEL noch im ersten und bis jetzt einzigen Hefte\*\*\* seiner 1876 erschienenen Paläontologie an der Spitze der Protozoen als die erste Form der Moneren verkündete), sich als verfrüht und eitel erwies. Denn in Folge der Untersuchungen MURRAY's und BUCHANAN's, welche 1873—76 die Challenger-Expedition mitmachten, zeigte es sich, dass der angebliche Urahne aller organischen Wesen nichts Anderes sei, als ein Niederschlag des im Meere existirenden schwefelsauren Kalkes, welcher keine Spur des ein organisches Wesen verrathenden Eiweisses enthält, und dessen eigenthümliches (auch an den Molekülen der unorga-

\* A. a. O. S. 512, 513.

\*\* HUXLEY, on some organism living at great depth in the northatlantic Ocean. Journ. of Microscop. science VIII. 1868. N° 6. — HAECKEL, Das Protistenreich, Leipzig, 1868, und: Jenaische Zeitschrift, V. 1873 S. 3—18.

\*\*\* Handbuch der Paläontologie. München. 1876. I. Lieferung.

nischen Wesen bemerkbares) Zittern von der BROWN'schen Molecular-Bewegung herrührt.

HUXLEY hat die Richtigkeit der neuesten Beobachtungen anerkannt und sein eigenes Kind verleugnet,\* zu nicht geringem Befremden HAECKEL's, der jene Lehre noch ein paar Monate vorher in einigen seiner Werke — wenn auch nicht mit ganzer Bestimmtheit — zu vertheidigen bemüht war.\*\*

LAPARENT, Universitätsprofessor zu Paris, tadelt die Oberflächlichkeit des geschilderten Verfahrens und vergleicht die gelehrten Schöpfer des Bathybius mit jenem Astronomen, der im Monde ein Monstrum zu entdecken wähnte, als er eine in's Fernrohr zufällig hinein verirrte Maus erblickte.\*\*\*

PARLATORE hütete sich vor solcher Versumpfung seiner Wissenschaft; sein Glaube und sein religiöses Gefühl vermochten den wohlthuenden Einklang seines Wissens mit den höchsten Forderungen des geistigen Lebens aufrecht zu erhalten.

---

An PARLATORE's religiöse Pietät reiht sich würdig diejenige an, mit welcher er an der grossherzoglichen Familie von Toscana hing, nicht nur wegen der grossen Huld, die von Seiten derselben seiner eigenen Person zu Theil wurde, sondern auch wegen der erhabenen Verdienste, die sie sich um sein Vaterland erworben. Die Herrscher Hetruriens waren grossherzige Beförderer des

\* Quarterly Journal of the microscop. science. Vol. XV 1875. S. 392: «Professor WYVILLE THOMSON . . . informs me that the best efforts of the „Challenger“-s staff have failed to discover Bathybius in a fresh state, and that it is seriously suspected, that the thing to which I gave the name is little more than sulphate of lime precipitated in a flocculent state from the seawater by the strong alcohol in which the specimens of the deep-sea soundings, which I examined, were preserved.» Und er giebt sich, trotz THOMSON's einiger Argumentirung zu Gunsten der hinfälligen Theorie, mit dem negativen Erfolge zufrieden.

\*\* Kosmos, Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung etc. Leipzig, 1877. 4. Heft. S. 303 ff.

\*\*\* Revue des questions scientifiques publ. par la Société Scient. de Bruxelles 1877. I. S. 67 ff.



Wohlstandes dieses reizenden Landes und der hervorragenden Bildung seines liebenswürdigen Volkes. Jeder, der daselbst mit offenen Augen weilte, sah die glänzenden Erfolge dieses ihres Einflusses.

Wenn man von Bologna gegen Florenz auf jener wunderbar gebauten Eisenbahn — deren ein Drittel nach dem Volksspruche im Wasser, nämlich im Reno fluss, ein anderes Drittel unter der Erde, nämlich in den 45 Tunneln der Hauptgebirgskette der Apenninen, das letzte Drittel aber in der Luft, nämlich auf schwindelnd hohen Gallerien, läuft — reisend an dem westlichen Abhange der Apenninen hervordampft, ruht das Auge wie bezaubert auf dem fruchtbaren Gebiet Toscana's, welches sich bis zum nebelfernen Horizont gleich einem herrlichen Garten mit dicht aneinander gedrängten Städten, gut gebauten Dörfern und überall hervorlugenden Villen ausdehnt. — Und in diesem irdischen Paradiese ist es, wo die verderbenbringenden Maremnen vorzüglich durch die Fürsorge der Landesfürsten erst in letzter Zeit in blühende Landstriche verwandelt wurden, — wo sich dem Fremden in jedweder Volksklasse, mit welcher er in Berührung kommt, schmucke, verständige, feingesittete, zuvorkommende Menschen nähern, — wo demnach Alles jene höhere Stufe der allgemeinen Bildung erkennen lässt, die nur wenige Lande Italiens auch nur annähernd aufzuweisen vermögen. Diese Cultur mit zu Stande gebracht zu haben, ist das unsterbliche Verdienst in erster Linie der Mediceer, welche Wissenschaft, Gewerbe und Kunst stets begünstigt hatten, und in zweiter Reihe ihrer seit dem ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts würdigen Nachfolger, der Fürsten aus dem lothringischen Hause.

Alles dies wusste PARLATORE, der jeden Fortschritt des Menschengeschlechtes mit innerer Begeisterung begrüßte, wohl zu schätzen, er fühlte sich aber zugleich zu ewigem Danke verpflichtet für jene ausgezeichnete Theilnahme, welche seinen wissenschaftlichen Bestrebungen bei diesem Herrscherhause zu Theil wurde. Durch den Grossherzog wurde er (als Sohn Siciliens gewissermassen ein Fremdling in Toscana) auf einen Lehrstuhl

berufen; durch dessen Freigiebigkeit sah er eine seiner Lieblingsideen in der Gründung des Centralherbars verwirklicht; durch ihn wurde er zum Director desselben ernannt und von ihm erlangte er für diese wichtige Sammlung die seit lange her unbenützt gestandenen, gleichsam verschollenen Herbarien Cesalpino's und Micheli's; von ihm wurde er mit Orden ausgezeichnet. Ja die Huld der Herrscherfamilie ging noch weiter; denn als PARLATORE auf seiner botanischen Reise nach dem Norden in Folge eines Schlaganfalles krank in Christiania darniederlag, war es auch des Landesfürsten Besorgniss für ihn, die Professor CARUEL zu seiner Pflege in das ferne Land reisen liess.

Für alles dies war unser Gelehrter der grossherzoglichen Familie gegenüber sein ganzes Leben hindurch von innigem Dank erfüllt. Und diese Pietät des edel gesinnten Mannes vermochten selbst die politischen Umgestaltungen der jüngsten Zeit, der Thronverlust und die Verbannung des Herrscherhauses nicht zu erschüttern. Seine Schriften enthalten viele hierauf bezügliche herrliche Aeusserungen; er nennt den Fürsten in denselben gerne «il Granduca mio amatissimo Signore»; — eine neue Pflanzenart Mittelafrika's, die zur Aufstellung einer neuen interessanten Gattung diene, zierte er mit dem Namen der Grossherzogin «Maria Antonia orientalis»; \* — dem in der Verbannung lebenden durchlauchtigsten Herrscherhause liess er durch meine Vermittelung im Jahre 1874 seine neueren Werke in Salzburg vorlegen; — ja selbst in den Worten seines Testamentes gab er, gleichsam aus dem Grabe heraus jene Treue kund, die sein ganzes öffentliches Leben wie ein Ehreuschmuck zierte und von welcher der wirklich unparteiische TOMMASI in seinem vor der Florentiner Società medico-fisica gehaltenen, schon oben angeführten Necrolog treffend sagt: «Wenn er der lothringischen Herrscherfamilie mit pietätvoller Anhänglichkeit zugethan war, so bewog ihn hiezu die dankbare Erinnerung an die zahllosen Wohlthaten, ertheilten Ehren und

\* Maria Antonia, novello genere della famiglia delle Leguminose descritto da F. PARLATORE Giorn. bot. II. 1844, S. 3—8.



Aneiferungen, — mit einem Wort Das, was man mit Fug und Recht von jedem loyalen, aufrichtigen Mann erwarten darf, der seine Gefühle nicht unter einer Maske verbirgt und auf seinem Gewissen den Schandfleck des Verraths nicht duldet.» S. 24.

---

Es thut wohl, diese hervorragende Eigenschaft edler Seelen an unserem Gelehrten zu sehen, aber ebenso erhebend ist es, aus seinem Leben und seinen Schriften zu erfahren, dass er mit dieser Pietät zugleich eine that- und opferbereite Vaterlandsliebe verband, — diese durch Handlungen an den Tag zu legen stets beflissen war.

Die Dankespflicht gegen die Herrscherfamilie fasste er und zwar ganz richtiger Weise nie so auf, dass sie ihn in Folge der veränderten politischen Verhältnisse des Landes in dem redlichen Streben um das Wohl und den Ruhm des Vaterlandes behindern konnte; im Herzen bewahrte er, im alltäglichen Leben verschwieg er nie seine alten treuen Gefühle, aber in seinen Arbeiten, im amtlichen Wirken liess er sich durch die Umgestaltung der öffentlichen Zustände nicht beirren. Wir können jener heroischen Kundgebung der Treue gegen Herrscher und grosse politische Principien unsere Anerkennung nicht versagen, welche in Folge der im Leben der Völker aufgetauchten grossen Umänderungen ausgezeichnete Männer oft veranlasst, sich aus dem bewegten Kreise des öffentlichen Wirkens in das Heiligthum des Privatlebens zurückzuziehen, ja selbst die Verlassenheit und die Entbehrungen einer freiwilligen Verbannung zu wählen; aber auch von jenen können wir nur mit Achtung sprechen, die — wie sich auch die politischen Verhältnisse gestalten mochten — sofern es nur moralisch möglich war, standhaft in ihrem Wirkungskreise ausgeharrt und in fortgesetzter redlicher Thätigkeit die nie schwankende Treue zum Vaterlande bezeugt haben. So that PARLATORE.

Der Leitstern, ein Hauptbeweggrund seiner Handlungen im öffentlichen Leben war seine bis zur Begeisterung entflammte

Vaterlandsliebe. Wenn wir dies bei jedem edelsinnigen Sohne des Vaterlandes verstehen, so werden wir uns darüber eben nicht wundern, dass der gelehrte Pfleger der Pflanzenkunde eine besondere Anhänglichkeit seinem von Flora's schönen Kindern geschmückten Heimatlande bewahrt. Welcher Zusammenhang zwischen den Gegenständen seiner Wissenschaft und seiner Vaterlandsliebe sei, erklärt sehr treffend der schon genannte KARL ERNST VON BAER,\* wo er auf jenen namhaften Einfluss hinweist, welchen auf den Fortschritt der Menschen die Pflanzenwelt und besonders die aus Pflanzen bereiteten verschiedenen Getränke der verschiedenen Völker, wie: Thee, Caffee, Weingeist, Haschisch, Opium, Wein, Bier u. s. w., ausübten, indem sie auf deren Art zu fühlen und zu handeln, auf ihr geistiges und körperliches Naturell einwirkten und so in der Geschichte der Menschheit tiefe Spuren hinterlassen haben. Diesen Gegenstand weiter verfolgend und den ungleich wichtigeren Einfluss der mehlhaltigen Pflanzen hervorhebend, sagt BAER mit Recht, dass erst durch den Anbau der Cerealien «der Mensch von seiner thierischen Natur wahrhaft emancipirt wurde. Erst indem er aus dem Boden seine Nahrung erzieht, wofür er den Boden hat vorbereiten und den Samen einstreuen müssen, hat er eine Heimat gewonnen, und mit der Heimat einen bleibenden Besitz der Einzelnen und der Familie, und daraus entwickelten sich bleibende Staaten.» S. 28. ... «Dass alle unsere höhere gesellschaftliche Bildung vom Bau der Aehren ausging, das haben schon die Denker des fernsten Alterthums erkannt und deshalb dem Kornbau göttlichen Ursprung zugeschrieben, in der alten wie in der sogenannten neuen Erd feste. In dieser Dichtung ist tiefe Wahrheit. Hat auch kein wohlthätiger Gott, sondern wohl nur das Bedürfniss die Menschen an Kornbau und Sichel gewöhnt, so haben doch Aehre und Sichel die geistige Anlage im Menschen erst zu vollerer Entwicklung gebracht, indem sie

\* In seiner im II. Bd. S. 27 ff. der «Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, St. Petersburg, 1876» befindlichen Abhandlung: «Ueber den Einfluss der äusseren Natur auf die socialen Verhältnisse der einzelnen Völker und die Geschichte der Menschheit überhaupt.»



ihn den Werth der Arbeit kennen lehrten, ohne welche schwerlich die Schrift erfunden und angewendet wäre, um langsam das Gebäude des Wissens und die Werke der Kunst zu entwickeln.» S. 28. . . «Nur wenn der Boden durch Pflanzenbau zur Heimat geworden ist, strömt aus ihm in den menschlichen Bewohner das Gefühl der Vaterlandsliebe, welche der höchsten Opfer und Anstrengung fähig ist. So führt Ceres leicht durch die Knechtschaft zur höheren geistigen Freiheit.» S. 29. . . . «Die Nothwendigkeit, den Nahrungsstoff selbst zu bauen, gab also zuvörderst das Gefühl von Eigenthum und Heimat. Indem diese den Menschen an die Scholle fesseln, wird nicht nur das Gefühl für thierische Freiheit geschwächt, sondern der Schutz des ebenso gebundenen Nachbarn wichtig. So wird wohl Ceres ausser der schweren Gewöhnung an die Arbeit auch die Gewöhnung an die Selbstbeherrschung in Bezug auf die Rechte Anderer in ihrer Schule besorgen.» S. 30.

Wenn es wahr ist, was von Baer so schön ausspricht, — wie es auch kaum geläugnet werden könnte — dass nämlich das der theueren, nährenden Mutter, der heimatlichen Erde, von Ceres gewobene Kleid von so grosser Bedeutung für das Sein des Menschen, für sein geistiges und sociales Leben sei: wer wird sich da wohl noch wundern, wenn der Botaniker diesen durch seine Wissenschaft ihm besonders nahegelegten Florschmuck, diese Sträusschen und Guirlanden, diese reizenden Gegenstände der sich nie verläugnenden weiblichen Eitelkeit der Mutter Erde, mit Begeisterung bewundert, sein Herz und Gemüth an die heimische Erde auch durch ihren Pflanzenschmuck enger anschliessen lässt? Wäre auch Parlatore nicht ein Sohn der sicilischen Erde gewesen, welche vulcanisches Feuer in ihrem Innern bergend und von Zeit zu Zeit mit unbändiger Kraft durch den Schlund ihres Aetna auswerfend, das feurige Blut und das bewegtere Temperament ihrer Kinder rechtfertigt: der blosse Liebreiz seines Heimatlandes hätte seine Seele mit heisserer Liebe an die heimische Erde gefesselt. In seinen Schriften begegnen wir Schritt für Schritt den animirten Ergiessungen solcher Gefühle. Im Vorwort des von ihm 1844 begründeten und redigirten «Giornale botanico italiano» (I. Nr. 1) feiert er fol-

gendermassen Italiens Land und schmucke Blumendecke: «Glücklicher als die Bewohner der kalten Länder leben wir Italiener unter dem herrlichen Blau unseres stets sonnig-heiteren Himmels, um welchen uns die Bewohner der jenseitigen Alpengelände beneiden, und deren ganzen Werth wir dann erst zu schätzen wissen, wenn wir jene riesige Gebirgskette überschritten haben. Inmitten der bunten Teppiche der in tausend und abermal tausend Blumen prangenden, immergrünen Gefilde ist es unmöglich, dem kosenden Rufe unseres reizenden Landes zu widerstehen. Im Anblicke der verführerischen Schönheit dieser feenhaften Natur entsteht in uns unwillkürlich die Sehnsucht, mit jenen lieben Wesen bekannt zu werden, die täglich unser Auge ergötzen, mit dem bescheidenen Veilchen, mit der hochgewachsenen Cypresse, mit der Jahrhunderten trotzendem Eiche und mit all' jenen Reizen Flora's, die unsere Wälder, Berge und Hügel zieren. In einem solchen Lande, wo eine feurige Phantasie stets zur Dichtung begeistert, ist es unmöglich, dass jene liebliche Wissenschaft, die sich an die Phantasie wendend, besonders berufen ist, die Poesie der Naturwissenschaften zu sein, nicht der Gegenstand einer pietätvollen Pflege werde. Was könnte auch unsere Einbildungskraft lebhafter beschäftigen, als die eigenthümliche *Vallisneria spiralis*, die wasserbedeckte Bewohnerin unserer Seen, welche, wenn die Zeit ihrer Befruchtung naht, die auf dem Seegrunde geöffneten weiblichen Blüten zuerst durch Streckung ihres spiralförmig gewundenen Stengels auf die Oberfläche des Wassers bringt, damit zur selben Zeit die unter dem Wasser auf kurzen Stielen sich öffnenden männlichen Blüten instinctmässig von der Mutterpflanze losgerissen, und vom Wasser auf die Oberfläche des Sees gehoben, sich mit den weiblichen Blüten treffen; diese aber so befruchtet vom sich wieder einrollenden Stengel unter das Wasser gezogen, dort ihre Früchte reifen. — Welch' dichterischen Schwung können jene mit Gefühl für das Wetter begabten Pflanzen wecken, die vor der Verwüstung des nahenden Sturmes gleichsam bebend, ihre Blumenkrone und ihre Blätter vor ihm verschliessen, den nahenden Regen aber sicherer ankünden, als das Gequack der Frösche oder das Heranstürmen des den Staub



der Erde himmelanfegenden Wirbelwindes. Und wessen Phantasie beschäftigten nicht angenehm jene Blüten und Blätter, die bei Sonnenaufgang sich prachtvoll öffnen, um dem Menschen die Arbeitszeit zu verkünden, bei Sonnenuntergang aber sich verschliessend Natur und Menschen zur Ruhe mahnen». — Lächle, wer will, über das kindliche Gemüth des Gelehrten, über das freudige Schwellen seiner zweifachen Liebe zum Heimatlande und dessen Blüthenschmuck. Ich finde dies ganz natürlich. Aber auch das sehr begreiflich, wenn der Mann, der sich für sein Vaterland so zu begeistern vermag, das — was er in sich hegt und liebt — auch bei Anderen mit Vergnügen beobachtet, so z. B. in der zu einem ganzen Buche angewachsenen Beschreibung seines Ausfluges auf den Montblanc erwähnt, wie stolz die auf den dortigen Höhen in elenden Hütten wohnenden einfachen, aber gastfreundlichen Hirten darüber waren, dass ihre «Chalet de Motet» genannte Hütte in seinem Reisehandbuche als «Grand Chalet» bezeichnet stund. Begeistert ruft er aus: «Jedermann liebt die Scholle seiner Heimerde, liebt selbst den Felsen, der Zeuge seiner Geburt gewesen; die Vaterlandsliebe ist eines der edelsten Gefühle des menschlichen Herzens. Wehe dem, welchen sie nicht begeistert; ein solcher Mensch ist auch anderer erhabenen Gefühle unfähig.»

Bei allen seinen fachwissenschaftlichen Unternehmungen schwebte ihm stets der hieraus für sein Vaterland entspringende Nutzen und Ruhm vor Augen; von diesem Standpunkte beurtheilte er die trefflichen Bestrebungen seiner Landsleute, und hob z. B. als besonderes Verdienst BERTOLONI hervor, dass er durch die Herausgabe der Gesamt-Flora Italiens «seinem Vaterlande Ruhm verschaffte, als der Erste, der auf diesem Gebiete ein so grossartiges Denkmal errichtet hat».\* Und indem er die hervorragenden Verdienste des berühmten Römers MICHELANGELO POGGIOLI und des Fürsten FRIEDRICH CESI um die Botanik verherrlicht, betont er besonders, dass «man diejenigen Männer nicht mit Schweigen über-

\* Cenni necrologici di A. BERTOLONI u. s. w. Nuovo Giorn. bot. ital. 1869. S. 149. ff.

gehen dürfe, welche die Grenzen der Wissenschaft erweitert hätten, und wie im Leben so auch nach ihrem Tode Vorbilder der Tugend seien. Es muss Italien jener Ruhm gesichert werden, welchen Andere vielleicht nicht würdigten, oder nur flüchtig berührten».\*

Vieles Aehnliche könnte ich noch aus seinen mit Liebe durchblätterten Schriften herausheben, doch ich will mich auf das Gesagte beschränken; kann aber nicht umhin, zur Bekräftigung meines obigen rühmenden Ausspruches aus der schon wiederholt citirten Denkrede TOMMASO TOMMASI's folgende wahre Worte anzuführen: «PARLATORE war ein rechtschaffener, ehrlicher Patriot; einer jener Wenigen, die ihr eigenes Wohl dem Wohle Anderer unterzuordnen bereit sind. Er liebte aufrichtig sein Vaterland; huldigend brachte er ihm seine Geisteskinder dar, — zu jeder Zeit stolz darauf, ein Italiener zu heissen.» S. 24.

---

Ich finde es für PARLATORE sehr charakteristisch, dass er stets mit einer gewissen Begeisterung der häuslichen Tugenden der ihm näher bekannten Botaniker gedachte, über deren Grab er Worte der Theilnahme und Verherrlichung ertönen liess. — In seiner auf MATH. BLYTT, den ausgezeichneten norwegischen Botaniker gehaltenen Rede,\*\* dankbar eingedenk der ihm von dessen Familie erwiesenen Liebe, als er auf seiner nordischen Reise längere Zeit in Christiania krank darniederlag, feiert er das treffliche Familienhaupt mit folgenden Worten: «Jenes Weib, das bis zu seinem Ende seine Lebensgefährtin war, hört nicht auf mit ihren Kindern zusammen ihn als den besten Gatten, als den besten Vater zu beweinen.» — Als er über ANTON BERTOLONI, den hochberühmten Verfasser der

\* Interno due dissertazioni botaniche di M. POGGIOLI. Considerazioni dell' onorev. Profess. FIL. PARLATORE. Roma, 1864. Estratto del Bullettino universale della Corrispondenza scient. di Roma per l'avanzamento delle scienze. VII. n. 4. 5.

\*\* Parole in morte di MATTEO BLYTT, pronunziate il di 2. Dicembre 1862 nella scuola di botanica. Firenze 1863.



«*Amoenitates italicæ*» und der «*Flora italica*» Trauerworte sprach, hob er besonders jene treue Liebe hervor, welche an ihm als Sohn, als Gatten in einer 64jährigen glücklichen Ehe und als Vater erglänzten.\* — Indem er die lebenswürdigen Eigenschaften des berühmten Verfassers der «*Flora Sardoæ*», MORIS, schilderte, vergass er nicht zu erwähnen, wie derselbe seine frühverstorbene Gattin im Leben beglückte, nach dem Tode beweinte, und welch' liebender, glücklicher Vater er des die väterlichen Tugenden erbenden Sohnes gewesen.\*\* — Warme Worte der Verherrlichung hatte er für all dies, denn er liebte die Familientugenden, und was er bei Anderen pries: das verstand er auch am eigenen Herde einzubürgern.

1860 verehelichte er sich mit Eugenia von Crippa, der Tochter eines mailänder Edelmannes, die sich durch sinniges Wesen, sanftes Gemüth, Anmuth und heitere Glaubensinnigkeit auszeichnete. Das treffliche Weib war ein Segen für sein Familienleben und stets ein Gegenstand seiner überströmenden Verherrlichung. Sie gebar ihm nur eine Tochter, aber sie hörte nie auf die Urheberin seines steten häuslichen Glückes zu sein.

In seinen an mich gerichteten Briefen versäumte der liebe Gelehrte nie die Vortrefflichkeit seines wohlthätigen Schutzgeistes und die Erlebnisse seiner kleinen Familie zu erwähnen. Nach einer im J. 1875 glücklich überstandenen, lebensgefährlichen Operation schreibt er, Gott Dank sagend: «Mit Worten kann ich es Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr meine edle, engelsgleiche Eugenia und meine liebe Tochter Antoinette in dieser Zeit litten, und welchen Trost und welche Hilfe sie mir in meinen Leiden spendeten.» In einem anderen Briefe berichtet er über den kränklichen Zustand seiner Gattin und seufzt auf: «Ich bitte Gott, den Spender alles Guten, meiner engelsgleichen Lebensgefährtin jene blühende Gesundheit wiederzugeben, deren sie einst sich erfreute. Meine Tochter Antoinette ist schon gross gewachsen; sie lernt mit Eifer und Fleiss und liest gute Bücher, aus denen sie, wie ich hoffe, die

\* Cenni necrologici di ANT. BERTOLONI e GIUSEPPE MORIS. Nuovo Giorn. bot. ital. I. 1869. S. 149. ff.

\*\* Ebenda.

beglückenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit in ihr Herz unverwüstlich aufnehmen wird» u. s. w.

Doch nicht nur im Kreise seiner Freunde, sondern auch vor der gelehrten Welt verherrlichte er freudig die höchste irdische Urheberin seiner Glückseligkeit. Einem zierlichen kleinen Veilchen der Apenninen (das zur *Viola calcarata* am nächsten steht, doch eine neue Art bildet) gab er den Namen *Viola Eugeniae*, und schrieb in seiner hierüber 1875 erschienenen Abhandlung folgende Widmung: «Meiner geliebten und theueren Gattin, Eugenia v. Crippa, widme ich es als Pfand meiner Hochachtung und meiner bis zum Tode dauernden, dankbaren Gefühle.» \*

Oft war ich so glücklich, die treffliche Familie in deren trau-licher Wohnung auf dem San-Felice Platz zu Florenz zu begrüßen und jedesmal fühlte ich mich veredelt; bald bereicherte ein wissenschaftliches Gespräch den Verstand, bald erfrischte der heitere, herzliche Umgang das Gemüth; sie sahen nur das Gute in Anderen; sie wussten von Allen nur Löbliches zu sagen; selbst wenn sie bemüsst waren, die Gegner ihrer Ansichten und Interessen zu erwähnen, kam nie ein schonungsloses Wort über ihre Lippen. Die Bildung des Verstandes und die Güte des Herzens vereinigt in der Liebe zu Gott erhielten das schöne Familienleben PARLATORE's in einer wohlthuenden Atmosphäre.

Was PARLATORE's Wirken auf dem Gebiete der Botanik anbelangt, finde ich dasselbe durch zwei Hauptbestrebungen charakterisirt, die ich kurz skizziren will — auf Grund seiner von mir benützte Werke und Abhandlungen, deren Zahl beiläufig ein halbes Hundert ausmacht und zu deren eingehendem Studium mir eine beinahe acht Wochen dauernde und mich von vielen amtlichen und öffentlichen Beschäftigungen fernhaltende Kränklichkeit Gelegenheit geboten hat.

Erstens: beobachtete er unmittelbar und mit grosser Aufmerk-

\* *Viola Eugeniae*, in der Abhandlung: *Plantarum italicarum species duas novas descr.* PH. PARLATORE. Nuovo Giornale bot. ital. 1875. S. 68.



samkeit die einzelnen und gesammten Erscheinungen im Organismus und Leben der Pflanzen, um auf den durch die Zusammenfassung derselben gefundenen Grundlagen weiter zu bauen an dem natürlichen System, welches zwar jetzt schon seiner Vollendung bedeutend näher gebracht ist, aber noch nicht zum befriedigenden Abschluss gelangen konnte.

Zweitens: studirte er die verschiedenen Zweige der Botanik eingehend und trachtete dieselben mit der gesammten Naturwissenschaft in organische Verbindung zu bringen.

Diese Aufgabe und den Weg und die Art ihrer Lösung bezeichnete er in dem von mir dem Inhalt nach schon erwähnten Aufruf,\* den er an die gelehrte Versammlung in Florenz gerichtet hatte. Das darin Vorgezeichnete empfahl er Anderen; aber er selbst befolgte es auch.

Seine Beobachtungen machte er — soweit es nur möglich war — auf seinen Ausflügen am Standort selbst an lebenden Pflanzen und schrieb sie sogleich auf. Er fühlte die Wichtigkeit dieses Vorganges und wünschte ihn auch von Anderen befolgt zu wissen, demgemäss er auch in seinen «Nuovi generi e nuove specie di piante monocotiledoni descritte da FIL. PARLATORE Firenze 1854» ausruft: «Die Botaniker sollten doch einmal die veraltete und schädliche Gewohnheit aufgeben, an getrockneten Pflanzen ihre Studien zu machen; es ist nicht möglich, an diesen die oft sehr zarten, zugleich wichtigen Theile der Blumen und Früchte gehörig zu beobachten; sie mögen bei ihren Arbeiten nicht nur darauf achten, dass sie nach einem oder mehreren Charakteren die eine Gattung von der anderen, die eine Art von der anderen zu unterscheiden wissen, sondern vielmehr nach jenem höheren Ziele streben, welches in der Förderung der Kenntniss der Organographie, Morphologie und insbesondere des natürlichen Pflanzensystems besteht. Denn zahlreich, ausgedehnt und noch vielfach unerforscht sind die Gebiete des Pflanzenreichs.»

Dergleichen Beobachtungen wünschte er mit mikroskopischen

\* Sulla botanica in Italia u. s. w. Parigi 1841.

Untersuchungen des Baues der Pflanzen zu vereinigen, damit deren Kenntniss auf sicherer Grundlage ruhe.

Da er in Italien diese rationelle und den gegenwärtigen Fortschritten der Wissenschaft entsprechende Behandlung der Botanik theils verlangt, theils selbst gepflegt hat: so ist es natürlich, dass er an erster Stelle das fleissige Studium der *Organographie* der Pflanzen forderte. Und mit Recht! Denn eine gründliche Pflanzenkenntniss lässt sich nur dann erlangen,\* wenn vermitteltst der *a)* ersten Theilwissenschaft der *Organographie*, d. i. der *Histiologie*, die Bestandtheile und Gestalt der den Beginn jedes Pflanzen- und Thierlebens bildenden kleinen Bildungen, der Elementarorgane der Pflanzen, der Zellen, aufmerksam untersucht werden, und zwar sowohl der einfachen als auch der zu Gefässen vereinigten oder der veränderten Zellen, schliesslich der aus Zellen und Gefässen gebildeten Gewebe, damit dieselben bei der Begründung und Entwicklung des Pflanzensystems in Betracht gezogen werden können; wenn ferner *b)* vermitteltst der *Organographie* im engeren Sinne oder der *Morphologie* die zusammengesetzten Organe eingehender beobachtet werden, welche der Pflanze entweder zur Ernährung dienen, wie z. B. bei den vollkommen organisirten Pflanzen die Wurzel, der Stengel, die Blätter u. s. w., — oder die Vermehrung der Pflanzen bewerkstelligen, wie die Blumen, Staubfäden, Fruchtblätter, Samen und in diesen besonders der Keim mit seinen Keimblättern, — beziehungsweise die gleichen Zwecken entsprechenden Organe bei unvollkommeneren Pflanzen.

PARLATORE bebaute das Feld der Botanik in allen diesen Richtungen wissenschaftlich. — Die Erfolge seiner Beobachtungen erinnern bisweilen an die ältere Periode der Entwicklung dieses Studiums und stehen vielleicht nicht immer auf der Höhe der in

\* Das genauere Eingehen auf Einzelheiten in diesem und den folgenden Abschnitten verlangte und rechtfertigt der Umstand, dass ich eben für eine nicht bloß von Fachmännern, sondern aus allen Classen der Gesellschaft besuchte gemischte Versammlung der academischen Feier zu schreiben und vorzutragen hatte, und von gebildeten Nicht-Botanikern ersucht ward, bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht des ganzen botanischen Studiums zu geben.



neuerer Zeit mächtig fortgeschrittenen europäischen Wissenschaft: — aber dies möge einerseits den ungünstigen Verhältnissen zugeschrieben werden, mit denen die italienischen Gelehrten der Vergangenheit in Ermangelung leitender Unterweiser und guter Fachbibliotheken zu kämpfen hatten, worüber nicht nur PARLATORE klagte, bei dem dies auch einer der ausgesprochenen Gründe seiner Auswanderung aus Sicilien war, sondern auch BECCARI,\* der strenge Kritiker einiger seiner botanischen Ansichten; — andererseits aber sind die bemängelten Unvollkommenheiten nicht derart, dass man dieserwegen die grosse Bedeutung seiner Werke unterschätzen oder aber verkennen dürfe, dass dieselben nicht blos zu seiner Zeit und in seinem Lande vielfach bahnbrechend und aneifernd waren, sondern auch im Allgemeinen von bleibendem Werthe sind. — Zur Bekräftigung meiner eben gemachten Behauptung möge mir beispielsweise gestattet sein, aus seinen auf die Organographie bezüglichen Werken einiges auf tüchtigen anatomischen und mikroskopischen Untersuchungen Basirende anzuführen. — Zum Gegenstande eines besonders gründlichen Studiums machte er die organische Natur der Früchte der Coniferen, um jene offene Frage beantworten zu können: ob die Pflanzen dieser Classe wohl mit Recht für Gymnospermen anzusehen seien, und welche Stelle ihnen demzufolge in dem natürlichen System der Pflanzenwelt zukomme? PARLATORE unterschied in den Schuppen der Zapfen das Deckblatt und den mit diesem in den meisten Fällen mehr oder weniger verwachsenen Schuppenkörper, als ein verkümmertes, beblättertes Aestchen, er läugnete die Gymnospermie und hielt demzufolge die Einreihung der Coniferen in die Classe der Gymnospermen für unrichtig. Es waren zwar schon vor ihm Botaniker, welche die Zapfenschuppen aus dem Ineinanderwachsen zweier, ursprünglich getrennten Organe entstehen liessen, aber es ist sein unzweifelhaftes Verdienst, dass er die Ausdehnung dieser Theorie auf viele Cypressenarten wissenschaftlich begründete, wenn er auch der Meinung ausgezeichneter Botaniker gemäss in dieser Richtung des Guten zu viel that.\*\*

\* Nuovo Giorn. bot. ital. I. 1870. S. 64—66.

\*\* BECCARI, Nuovo Giorn. bot. ital. I. 1869. S. 27—30.

PARLATORE legte diese mit grosser Sachkenntniss vertheidigten Ansichten in mehreren seiner Werke der Welt vor. \* Es fanden sich zwar auch Gegner derselben, aber selbst diese konnten die grosse Gelehrsamkeit, die er bei diesem Gegenstande entwickelte, nicht in Zweifel ziehen. DE CANDOLLE hielt die Theorie PARLATORE's sogar in seinem «Prodromus» in Ehren, indem er die von PARLATORE auf Grund dieser wissenschaftlichen Theorie bearbeitete systematische Beschreibung der Coniferen darin aufnahm, obgleich er in seiner der Classe vorangeschickten Einleitung \*\* sich zur Gymnospermen-Lehre bekennt, — und auf diese Weise in ein und demselben Werke die über ein und denselben Gegenstand sprechenden zwei verschiedenen, wissenschaftlich noch unentschiedenen Lehren darlegte. \*\*\*

Ein anderer Gegenstand seiner organographischen Studien, dessen ich gedenken will, war *Aldrovanda vesiculosa*; welche Pflanze, wie PARLATORE sagt, vor ihm Niemand anatomisch untersucht hatte. Seine einschlägigen Beobachtungen vortragend, † beschreibt und erläutert er in ihrer Bedeutung die in den Blattstielen der *Aldrovanda* bemerkten und auch bei anderen Wasserpflanzen vorkommenden Hohlräume, wie auch die an der Basis der Blattscheibe beobachteten concaven Bläschen, die (gleich den Höhlen des Blattstiels) mit Luft gefüllt, das Erheben der Blüthen auf die Oberfläche des Wassers bezwecken; er beschreibt die längs der Berührungslinie der beiden Blattflächen vertheilten langen Zellen, in welchen einer offenen Scheere gleichende und in der Mitte zu einem Knoten vereinigte Körperchen sich befinden, wahrscheinlich zur Absonderung des die beiden Theile der Blattscheibe zusammenklebenden Saftes bestimmt.

\* Note sur la composition du Cône des Conifères. Paris 1860. Comptes rendus de l'académie des sciences de Paris. T. LII. 1860. S. 312—316. — Note sur une monstruosité des cônes de l'*Abies Brunonian* WALLICH. Extr. des Ann. des scienc. natur. 4-e serie. T. XVI. 1862. S. 215—217. — Studj organografici sui fiori e sui frutti delle Conifere. Firenze, 1864.

\*\* Prodromus syst. N. R. Veget. XVI. Sectio post. S. 345.

\*\*\* Siehe: STRASSBURGER, Die Coniferen und die Gnetaceen. Jena, 1872.

† Sull' anatomia dell' *Aldrovanda vesiculosa*, pianta aquatica della famiglia delle Droseracee. Giorn. bot. ital. 1844. I. S. 237 ff.



Nachdem die erwähnten mit Bläschen versehenen Blätter nur in den unteren Blattquirlen der Pflanze bemerkt werden, so weisen — nach seiner Ansicht — auch sie auf das Gesetz hin, demgemäss die Organe in den Pflanzen sich nur so weit ausbilden, als es ihre Bestimmung fordert; so fungiren die Keimblätter nur so lange, bis sich die Pflanze auf andere Weise ernähren kann; geschieht dies: dann vertrocknen sie; — so dienen bei den Schmetterlingsblüthlern die hauptsächlich auf den oberen Theilen der Pflanze sich ausbildenden Ranken dem schwachen Stengel eben dort zur Stütze, wo er sich von selbst nicht aufrecht halten könnte. — In der weiteren Behandlung des Gegenstandes findet PARLATORE, dass die Blasen der *Aldrovanda* mit den in den Knochen der Vögel befindlichen Luftzellen, aber noch mehr mit den Schwimmblasen der Fische u. s. w. Aehnlichkeit haben.

Noch auf einen seiner organographischen Excurse will ich kurz hinweisen, mit welchem er in den o. e. «Nuovi generi e nuove specie di piante monocotiledoni» seine Beobachtungen über die bei mehreren Arten der Monocotylen vorkommenden Nectarien veröffentlicht. Er zeigt hier, dass der Nectar meistens in dem schlauchartigen Gewebe der Scheidewände des Fruchtknotens vorkommt und sich bei Pflanzen mit oberständigem Fruchtknoten am Grunde, in der Mitte und Oben aus den verschieden gestalteten Oeffnungen der längs der Wände verlaufenden Canälchen ergiesst, hingegen bei den Blüthen mit unterständigem Fruchtknoten aus den Canälchen herausnickert, die längs desselben verlaufen und am Grunde des Griffels sich öffnen; — er ist bald gelblich, bald farblos, bald süss, bald bitterlich, bald geschmacklos, bald wasserdünn, bald dickflüssig, bald tropfbarklebrig; — und tröpfelt bald aus den zwischen den Erhebungen der Blüthen befindlichen Vertiefungen, bald aus besonderen, oft schön geformten und gefärbten kleinen Becken, wie z. B. in *Fritillaria imperialis* L., bei welcher er sich nach der Blüthe ansammelt, nach der Befruchtung aber, auf die er wie es scheint von Einfluss ist, vertrocknet.

---

PARLATORE, der auch die *Pflanzenanatomie* als eine wichtige Hilfswissenschaft der Organographie cultivirte, gab 1843 seine «Lezioni di Botanica comparata, Firenze 1843» heraus; er selbst nennt sie «Anatomia comparata vegetabile» und stellt sich darin die Aufgabe, die vergleichende Anatomie der Pflanzen nach den Grundprincipien der vergleichenden Anatomie der Thiere vorzutragen, und so jene Kenntnisse zu verwerthen, die er auf diesem Gebiete als Professor in Palermo und später in Paris aus den Vorträgen FLOURENS, DE SERRES und BLAINVILLE's gesammelt hatte. Das Gewicht, welches diesem der Organographie und Systematik gute Dienste leistenden Werke zukommt, drückt der Verfasser selbst in dem Gedanken aus, dass, wenn auf dem Wege der Association der Wissenschaften, welche unserem Zeitalter als Aufgabe zu Theil geworden ist, die organographischen und teratologischen Bestrebungen in die vergleichende Anatomie der Pflanzen Licht bringen werden, diese Wissenschaft der vergleichenden Anatomie aller organischen Wesen sich organisch anpassen werde, — da ja für Thier und Pflanze dieselben Grundgesetze Geltung haben. Eine solche Wissenschaft, führt er weiter aus, muss ihrem Wesen nach vornehmlich philosophischer Natur sein, indem sie mit stetem Hinblick auf den Organismus und die Lebensthätigkeit der einzelnen Pflanzen einer jeden von ihnen jenen höheren oder niederen Platz anweist, welcher ihr auf Grund der Vergleichung mit den Eigenthümlichkeiten anderer Pflanzen im graduellen Systeme der Pflanzenwelt zukommt. Und eben darum wird sie mehr den Verstand als das Gedächtniss beschäftigen.

---

Gleichwie PARLATORE die Organographie der Pflanzen mit ihren erwähnten Theilwissenschaften empfahl und pflegte, so that er dies auch eifrig mit der botanischen *Physiologie*. In seinen Schriften befasste er sich mit den einschlägigen Gegenständen entweder eingehend oder gedachte derselben nur gelegentlich, und schilderte entweder seine eigenen Forschungen oder besprach



mit grosser Sachkenntniss die auf diesem Gebiete errungenen Erfolge ausgezeichneten Gelehrten.

Schön sind seine in zwei Abhandlungen niedergelegten Beobachtungen über die Reizbarkeit der Staubfäden und deren Bewegungs-Richtungen im gereizten Zustande.\*

Lehrreich schildert er die im pflanzlichen Protoplasma bemerkbare, eigenthümliche Molecular-Bewegung, welche nach den Erfahrungen ihres Entdeckers R. BROWN sich in den molecularen Elementen sowohl der organischen als auch der unorganischen Wesen zeigt und unabhängig ist von der Mechanik der tropfbarflüssigen Körper, jedweder capillaren und osmotischen Wirkung wie auch von der Einwirkung der Luft, der Wärme und der Gase.\*\*

Interessant trägt er die Behauptung des Berliner Universitäts-Professors SCHULTZ vor, dass die eigentliche Nahrung der Pflanzen nicht, wie man bis dahin glaubte, die Kohlensäure sei und dass der von ihnen ausgehauchte Sauerstoff nicht von der Zersetzung der in ihnen befindlichen Kohlensäure, sondern von anderen in ihnen vorkommenden eigenthümlichen Pflanzensäuren herrühre; — zugleich aber verschweigt er nicht, dass diese Ansicht durch die Beobachtungen BOUSSINGAULT's nicht bestätigt wurde.\*\*\*

Wie das Pflanzen-Ei befruchtet werde, erklärt er gründlich nach der von BRONGNIART bekräftigten Theorie J. AMICI's, der gemäss die auf die Papillen der Narbe gefallen Pollenkörner sich zu einem Schlauch ausstrecken, der längs des Griffelcanals bis

\* Sulla irritabilità dei stami di alcune piante. Osservazioni del D. ATTILIO TASSI etc. Da FIL. PARLATORE. Giorn. bot. ital. 1845. parte II. S. 21—22 und Qualche altra considerazione sopra la irritabilità degli stami di alcune piante. I Giardini II. 1856. S. 409—412.

\*\* Necrologia di ROBERTO BROWN 1858. Negli Atti dei Georgofili, nuova serie, tom. VI.

\*\*\* SCHULTZ: Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung mit Aussicht zu einer Agricultur-Physiologie. Da FILIPPO PARLATORE. Giorn. bot. ital. 1845. I. Heft. II. S. 59. 60.

zum Eichen vorrückt, durch das Keimloch zum Embryosack vordringt und die darin befindliche Eizelle befruchtet.\*

PARLATORE kannte die grosse Bedeutung der *Phytopalaeontologie* für die heutige Pflanzenwelt und beschäftigte sich nicht nur eingehend mit der Untersuchung fossiler Pflanzen, sondern bemühte sich auch die Ansichten über die Zeitalter der Ur-Pflanzenwelt, welche seine Vorgänger auf dem Gebiete der Phytopalaeontologie ausgesprochen, zu berichtigen; und bestimmte dieselben, von CUVIER's Lehre abweichend, folgendermassen:

Im ersten Zeitalter, in dem der glühendheissen Bildungen, konnten Thiere und Pflanzen noch nicht leben; und es kann demnach nur das Zeitalter der zweiten und späteren Bildungen hier in Betracht gezogen werden.

Im zweiten Zeitalter der geologischen Bildungen, das mit der ersten Periode des organischen Urlebens zusammenfällt, sieht CUVIER nur ein Zeitalter; PARLATORE hingegen unterscheidet deren zwei; von denen das ältere

a) das Zeitalter der blüthenlosen Gefässpflanzen und wirbellosen Thiere wäre, mit den Steinkohlenlagern, — wie auch mit den Zoophyten, Mollusken und Crustaceen, die auf den überall dieselbe Temperatur und die gleiche Natur aufweisenden Inseln des Erdballs wohnten und zwar in einer mit Kohlensäure (1 : 10) geschwängerten Luft, welche die Existenz luftathmender Thiere ausschloss, die der wasserathmenden (sit venia verbo!) ermöglichte;

b) das jüngere, das Zeitalter der Cycadeen und Amphibien, auf dem schon gemischt aus Inseln und ausgedehnten Continenten bestehenden, und von einer weniger kohlen sauren Atmosphäre umhüllten Erdball.

Im dritten Zeitalter der geologischen Bildungen, d. i. in dem auf die Kreideformation folgenden, stellt CUVIER zwei Perioden auf, von denen die ältere das Zeitalter der kleinen Säugethiere, d. i. der

\* Cenzo necrologico di ADOLFO BRONGNIART. Da FIL. PARLATORE  
Bullettino della Società tosc. di Orticoltura. Firenze, 1876. S. 48—49.



Pachydermen, Anoplotherien u. s. w., die jüngere hingegen das der grösseren Säugethiere: der Mastodonten, Rhinocerosse u. s. w. wäre. — PARLATORE läugnet diese zwei Perioden, und findet die Ueberreste all' jener Thiere untermischt in einem allerjüngsten Zeitalter der Säugethiere und Dicotylen.\*

Der *Teratologie* der Pflanzen widmete PARLATORE besondere Aufmerksamkeit, da er sehr wohl wusste, dass die Monstrosität in ihrer rückbildenden Richtung häufig die ursprüngliche Gestalt und Bedeutung gewisser Pflanzenorgane, und die im normalen Zustand oft fehlende Symmetrie aufweist, womit die richtige Einfügung der betreffenden Pflanze in das System angedeutet sein kann. Solche monströse Erscheinungen benützte auch PARLATORE zur Stütze einer seiner mit grosser Gelehrsamkeit vertheidigten und oben schon erwähnten Liebblingsidee, nämlich seiner Lehre von dem Ursprung und der morphologischen Bedeutung der Früchten-Schuppen der Coniferen. Er that dies namentlich in der o. e.: «Note sur une monstruosité des cônes de l'Abies Brunoniana Wallich»; wo er zuerst bildlich darstellt, wie in den an verschiedenen Zapfen dieses Baumes beobachteten Monstrositäten einzelne Schuppen sich zu beblätterten Aesten ausbildeten, andere aber das gewöhnlich mit dem schuppigen Körper verwachsene Deckblatt von diesem theilweise oder gänzlich getrennt aufwiesen, — dann aber zeigt, wie durch eine solche Rückbildung der ursprüngliche Zustand gekennzeichnet und seine schon oben erwähnte Ansicht bestätigt wird, dass nämlich die Schuppen der Coniferen-Zapfen nicht einseitig geöffnete und verbreiterte Fruchträger, sondern wirkliche Fruchthüllen seien, und dass eben deshalb auf das Schuppenverhältniss der Coniferen die Gymnospermen-Lehre nicht gegründet werden könne.

---

\* Seine palaeontologischen Werke sind: *Dubbj sui limiti assegnati da CUVIER alle diverse rivoluzioni del globo*. Giorn. bot. ital. 1844. Part. I. tom. 2-do. S. 254 — und: *Sulle impronte de' Vegetabili fossili di Monte Massi e di Monte Bamboli nella Maremma Toscana*. Lettera al Ch. Sr. Prof. PAOLO SAVI. Firenze, 1843.

Wir haben im Obigen das Interesse, mit welchem PARLATORE die verschiedenen botanischen Disciplinen pflegte, und sein erfolgreiches Wirken auf diesem Gebiete verfolgt.

Aber gleichwie seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit dahin zielte, dass die einzelnen Wesen nicht nur in ihrer individuellen Bedeutung, sondern auch in ihrem Verhältniss zur ganzen Schöpfung und zum gesammten menschlichen Wissen erkannt werden: so richtete er alle diese Forschungen, die er in den verschiedenen Zweigen der Botanik selbst machte oder von anderen Gelehrten gemacht wünschte, dahin, dass dieselben auf die Begründung und Entfaltung eines richtigen botanischen Systems hinarbeiten; in welchem alle Pflanzen den ihnen zukommenden Platz finden, die Bedeutung demnach jener ihrer Charaktere, welche der Aufstellung der Arten, der Gattungen, der Ordnungen und Classen zu Grunde liegen, zur je vollkommeneren Beleuchtung der organischen Gliederung des gesammten Pflanzenstandes ins rechte Licht trete. Diese gelehrte universalisirende Bestrebung zeigt sich zwar in allen seinen Schriften, bildet aber den eigentlichen Zweck einzelner tüchtiger Arbeiten, besonders der folgenden: *Sulla botanica in Italia e sulla necessità di formare un erbario generale in Firenze. Discorso diretto ai botanici radunati nel terzo congresso italiano, da FILIPPO PARLATORE Dr. Professore aggiunto e lettore di anatomia nella r. università di Palermo, etc. Parigi, De Lacombe, 1841.* — *Sullo spirito nelle scienze naturali nel secolo passato e nel presente; prolusione letta nell' apertura del corso di Botanica nell' I. e R. Museo di Fisica e storia naturale di Firenze il 4. Dicembre 1843. Giorn. bot. ital. 1844. Tom. I. S. 31—49.* — *Intorno due dissertazioni botaniche di MICHELANGELO POGGIOLI considerazioni dell' onorev. Prof. F. PARLATORE. Roma 1864. Estr. dal Bullettino Universale della Corrispondenza scientif. di Roma per l'avanzamento delle scienze. 1863. VII. n. 4. 5.* — *Considérations sur la méthode naturelle en Botanique. Florence, 1873.* — In diesen trefflichen Abhandlungen zeichnet er in weitläufigen Erläuterungen die Entwicklung und die Geschichte, die wissenschaftliche Gestaltung des die ganze



Pflanzenwelt umfassenden Systems, dem ich folgende Hauptmomente entnehme.\*

Schon im XVI. Jahrhundert, als GESNER die Existenz der Gattungen in der Pflanzenwelt nachgewiesen, — und CESALPINO eine nicht auf starrer Empirie, sondern auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Pflanzeneintheilung aufstellte, wandten die Gelehrten ihr Augenmerk auf die Gründung eines Pflanzensystems. Viele, darunter TOURNEFORT, folgten ihnen auf diesem Wege, aber ohne grossen Erfolg, bis LINNÉ ein neues Licht auf die Naturwissenschaften strahlen liess, indem er ihre Kunstsprache bestimmte, von der Species die Varietät unterschied, jede Pflanze mit den beiden Namen der Gattung und der Art bezeichnete, den Spuren früherer Gelehrten folgend die Arten besser umschrieb, die Ordnungen und Classen festsetzte, mit einem Worte: Ordnung in das Chaos brachte.

PARLATORE betont dies mit Recht; denn LINNÉ verdient vollkommen, wenn auch nicht in Bezug auf die objective Natur, so doch aus dem Gesichtspunkte subjectiver menschlicher Wissenschaft, jene Verherrlichung, welche der bekannte sinnige Satz ausspricht: «Deus naturam creavit, LINNÉUS ordinavit». Indem er mit seinem scharfen Verstande bestrebt war, die im göttlichen Schöpfergeist liegenden Gesetze der Ordnung der Thier- und Pflanzenwelt zu erkennen: glückte es ihm in dieser Beziehung alle seine Vorgänger zu überflügeln; namentlich in der Botanik, wo er sowohl das natürliche System in grossen Zügen vorzeichnete, als auch in seinem ganz durchgebildeten, und auf die Fortpflanzungsorgane der Pflanzen gegründeten Sexualsystem grosses Licht auf die einzelnen Pflanzengruppen warf, die Aneinanderreihung neuer Pflanzen und die Auffindung derselben im Systeme, d. i. die Bestimmung der Pflanzen ausserordentlich erleichterte, hiedurch aber ein mächtiges Hilfsmittel dem Studium der Botanik bot.

Doch gehen wir zu PARLATORE zurück. Die erfreuten Botaniker

\* Wenn ich mich mit dem Gedankengange PARLATORE's auch hierorts eingehender befasse: so bringt dies der Zweck und die Natur meines Vortrages mit sich, da derselbe nicht ausschliesslich für Fachmänner, sondern für eine gemischte gebildete Zuhörerschaft bestimmt war.

nahmen, so erzählt er, LINNÉ's Sexual-System günstig auf, sie waren bezaubert von der Einfachheit, der leichten Brauchbarkeit desselben, von der Präcision seiner Terminologie und Synonymie, und von der poetischen Rhetorik des Meisters. — Indessen fanden sich auch Gegner: BUFFON griff ihn mehr mit den Waffen eines scharfen Verstandes als des positiven Wissens an; ADANSON mit grossen botanischen Kenntnissen, aber doch so, dass man den Neid merken konnte, welchen der Ruhm des grossen Mannes in ihm erweckte. Ihre Angriffe prallten auf sie selbst zurück. — Doch LINNÉ selbst fühlte gar zu gut die Unzulänglichkeit seines Systems, welches in den Haupteintheilungen auf einem einzelnen Merkmal — auf den Sexualorganen der Pflanzen — und nicht auf ihrem ganzen Wesen, nicht auf der Gesammtheit ihrer Organisation beruhte, — und somit ein künstliches (kein natürliches) war. Er wusste aber auch, dass die Wissenschaft eines solchen Systems bedürfe, welches die Pflanzenwelt in ihrer natürlichen Gliederung darstelle. Deshalb hat er selbst schon nicht blos auf die Nothwendigkeit der Gründung eines natürlichen Systems hingewiesen, unter Anderen z. B. mit den Worten: «*Methodi naturalis fragmenta studiose inquirenda sunt, primum et ultimum hoc in botanicis desideratum est,*» \* sondern selbst auch zu diesem Zwecke, wie gesagt, grosse Schritte gethan.

Abgesehen davon, dass er bei seinen Hauptabtheilungen in den ersten 23 Classen die Cotyledon-Pflanzen zusammengefasst, in die 24. aber die Acotyledonen verwies und in dieser letzten Classe die einzelnen natürlichen Ordnungen der Pilze, Algen, Flechten,

\* LINNÉ, Philos. bot. Stockholmiae 1751. S. 27. — In der Vorrede aber zu dem Werke «*Classes plantarum seu systemata plantarum etc. Lugd. Batav. 1738*» sagt er: «*Systemata duplicia sunt: artificialia et naturalia. Naturalia dicuntur, quae Classes naturales servant, in quibus classibus nullae admittuntur, nisi quae inter se affines sunt plantae, tota facie et natura convenientes. Artificialia vero constant Classibus, quas ingrediuntur varia indiscriminatim plantarum genera, inter se toto coelo diversa, nisi quod convenient unica ista nota Classi a systematico praefixa. Artificialia methodi longe faciliores sunt, cum in iis Autor regulas plantis praescribit, in naturali vero Methodo notas quas natura speciales his non illis imposuit plantis, inquirere debet systematicus summo negotio. Methodus naturalis adhuc detecta non est. Fragmenta dedi.*»



Moose und Farne ganz richtig unterschieden hat: sind auch in den 23 anderen Classen ganze, durch ihn gut hervorgehobene und zum Theil benannte natürliche Familien abgerundet enthalten, von welchen mehrere entweder einzelne LINNÉ'sche Classen mehr oder weniger perfect ausfüllen, oder in diesen (mit mehr oder weniger Ausnahmen) zu zweien oder zu mehreren vorkommen. Ganz vorzüglich gilt dies von der zweiten Ordnung der 5. Classe, von der 12., 13., 14., 15., 16., 17., 19. und 20. Classe. Da ausserdem LINNÉ so manche in die übrigen Classen seines Sexualsystems eingereihten natürlichen Familien, oder, wie er sie nennt, Ordnungen in langer Reihe namentlich verzeichnet: \* so muss es, trotzdem dass er dies alles nicht nach vorher festgesetzten leitenden Principien that, doch rühmend anerkannt werden, dass er die Begründung eines natürlichen Systems tüchtig vorbereitet hat. Aber es war ihm nicht beschieden, das grosse Werk zu vollenden, auf welches schon vor ihm grosse Botaniker hingewiesen hatten. — So markirte bereits MAGNOL im XVII. Jahrhundert jene Verwandtschaft der Pflanzen, die aus der Betrachtung nicht blos der einzelnen Theile, sondern ihres ganzen Wesens ersichtlich wird. — ADANSON ging weiter, indem er Familien auf Grund der Vergleichung der Pflanzenorgane bildete. — Doch glücklicher als sie war der Director des Gartens von Trianon, BERNHARD de JUSSIEU, der im Jahre 1759 die Pflanzen im Garten (vier Jahre vor dem Erscheinen des ADANSON'schen Werkes über die Familien) nach einer neuen Methode ordnete, welche später sein Vetter ANT. LORENZ de JUSSIEU in seinen «Genera plantarum» 1789 vollkommen entwickelt hat. Sein leitendes Princip war: die Pflanzen nach dem ungleichen Werth ihrer Charaktere und ihrer daraus folgenden Unterordnung so zu classificiren, dass die wichtigeren Organe den Grund der Haupteintheilung bilden, die übrigen aber die unteren reguliren. Dem Keime und seinen Cotyledonen legte JUSSIEU eine Hauptbedeutung bei, und theilte die Pflanzen nach deren Fehlen oder Vorhandensein, nach

\* In seinem: *Classes plantarum seu systemata plantarum*. Lugduni Batav. 1738. S. 485 ff. und in der: *Philosophia botanica*. Stockholmiae, 1851. S. 27 ff.

der Zahl derselben in Acotyledone, Monocotyledone und Dicotyledone Pflanzen. Die Kelch- und Kronenblätter, die Staubfäden und Fruchtknoten kamen nur bei der untergeordneten Classification in Betracht, — die vegetativen Organe wurden ganz bei Seite gelassen. — Und bald ward jene Haupteintheilung JUSSIEU's durch eine namhafte pflanzenanatomische Entdeckung bekräftigt. Nachdem nämlich schon vor Jahren RUMPHIUS (holländischer Consul in Amboina) in den Stämmen einiger Palmen unregelmässig vertheilte, faserige Fäden beobachtet hatte, machte DESFONTAINES, der im Interesse der Abfassung seiner Flora atlantica einige Zeit sich in Afrika aufgehalten, nach seiner Rückkehr eine Entdeckung bekannt, derzufolge im Stamm der Dicotyledonen die Gefässbündel sich concentrisch reihen, was bei den Monocotyledonen nicht der Fall ist. So schieden sich die Hauptklassen der Mono- und Dicotyledonen von einander auch histiologisch. — Auf JUSSIEU's System folgte jenes von C. L. RICHARD mit der Haupteintheilung in Keimpflanzen und in Keimlose; — und mit der Unterabtheilung der Keimpflanzen in Endorhizen, deren Wurzeln mit Hüllen versehen sind (Monocotyledonen), in Exorhizen mit nackten Wurzeln (Dicotyledonen) und in Synorhizen, deren Wurzeln an das Eiweiss angewachsen sind, wie bei den Cycadeen und Coniferen. — Während JUSSIEU's und RICHARD's Pflanzensysteme besonders den Keim berücksichtigten, entwickelte DE CANDOLLE die Ideen seines Meisters DESFONTAINES weiter und gründete sein System auf die vegetativen Organe der Pflanzen, dieselben in Zellen- und Gefässpflanzen eintheilend, die letzteren aber *a*) in Exogenen, d. i. solche, bei denen die Gefässbündel des Stammes von innen nach aussen sich ausbreiten und das Wachsen des Stammes nach aussen bewirken (Monocotyledonen), und *b*) in Endogenen, bei welchen die äusseren concentrischen Schichten der Gefässbündel die jüngsten sind, der Stamm von aussen nach innen wächst (Dicotyledonen). Die übrigen Eintheilungs-Charaktere nahm er von den Befruchtungsorganen: von den Einfügungsstellen der Staubfäden, von der Anzahl der Blüthenhüllen u. s. w.

Es entsteht nun die Frage, ob wir in den wissenschaftlichen



Resultaten aller dieser überaus verdienstlichen und bedeutenden Bestrebungen das vollkommene System der Pflanzenwelt finden? PARLATORE antwortet darauf: Nein. Obgleich JUSSIEU's System einen gewissen Fortschritt in der Annäherung zum grossen Ziele aufweist, so ist es doch, gleich demjenigen LINNÉ's, künstlich, da das Vorhandensein oder Fehlen, die Ein- oder Zweizahl der Cotyledonen das Eintheilungsprincip bildet, sowie bei LINNÉ das Vorhandensein oder Fehlen der Staubfäden, ihre Anzahl und Stellung; die Benennung der Hauptclassen giebt keineswegs das Bild der Pflanzen; JUSSIEU sagt von ihnen nichts mehr, als dass sie entweder mit keinem, oder mit einem, oder mit mehreren Keimlappen versehen sind, und lässt die Keimlappenlosen sogar ohne jede positive Bezeichnung. — Aber auch DE CANDOLLE's System lässt noch zu wünschen übrig. Seine Haupteintheilung in Zellen- und Gefässpflanzen ist zwar besser als die JUSSIEU's, da diese bezeichnenden Charaktere in allen Pflanzen vorhanden sind; aber bei den Hauptclassen werden die Fructifications-Organen nicht in Betracht gezogen, während bei der Classificirung der niedereren Pflanzen die vegetativen Organe ganz ausser Acht bleiben, — und so die Pflanzen da und dort nicht nach ihrem ganzen (bislang noch nicht vollkommen erkannten) Wesen und Bau gewürdigt erscheinen. Und doch wäre dies das unbedingt nöthige Erforderniss eines vollkommenen Pflanzensystems.

Solches zu erreichen bemühte sich PARLATORE mit seiner ganzen wissenschaftlichen Thätigkeit, indem er sich zum Ziele steckte, bei der natürlichen Classificirung der Pflanzen auf sämtliche Organe im Zusammenhang Rücksicht zu nehmen, damit die Grundlage der Eintheilung nicht bloß in einzelnen, noch so wichtigen Organen, sondern im gesammten Organismus der Pflanzen liege, und nicht nur die Ernährungs- und Befruchtungsorgane, sondern auch die elementaren in ihrer ganzen Bedeutung zur Geltung kommen: — namentlich die Gesamtconstituierung der letzteren in der Bildung und Vertheilung der Gefässbündel. Alles dies hielt PARLATORE vor Augen und beobachtete jedes Organ jeder Pflanze wo möglich in lebendigem Zustande und beschrieb es ein-

gehend; und indem er die so erkannte Pflanze mit anderen verglich, trachtete er den ihr gebührenden höheren oder niedrigeren Platz auf der Stufenleiter der Classification ausfindig zu machen. So behandelte er jede einzelne Gattung als eine natürliche Gruppe von Arten, so die Gruppen der Gattungen, d. i. die Familien oder Ordnungen, um dann aus den Gruppen der Familien oder Ordnungen — den Classen — das gesammte Pflanzensystem aufzubauen.

Er versprach oft die tabellarische Uebersicht dieses Systems, doch hat er sie meines Wissens, ausserhalb seiner Vorlesungen, nie veröffentlicht. Nach diesem System wünschte er seine «Flora italiana» auszuarbeiten. Wenn nun die noch fehlenden Bände dieses Werkes aus den hinterlassenen Schriften zusammengestellt ans Sonnenlicht treten, das Werk zum Abschluss gelangt: dann wird dies eine feste Grundlage zur Würdigung von PARLATORE's System bieten können.

Ich wünsche, dass dieses einen sicheren Fortschritt in der Entwicklung der botanischen Systematik bilde, und das natürliche System — insoweit Ideen sich verkörpern können — je eher perfect werde. Doch es komme, was da will; nur möge nicht leichtsinnig über den Haufen geworfen werden, was LINNÉ's unsterblicher Genius in seinem Systeme geschaffen hat. Man schreibe die Floren in der Form des natürlichen Systems, doch zum leichteren und sichereren Determiniren möge nach dem Beispiel grosser Botaniker auch LINNÉ's Gattungsschlüssel benützt werden. Was der mit seltenem Scharfsinn begabte KOCH in seinem staunenswerthen Werke (über die deutsche und schweizer Flora) erfolgreich benützte, das hat meines Ermessens HALLIER, der Herausgeber der vor einigen Wochen erschienenen neuen Auflage seines Taschenbuches, ganz unzweckmässiger Weise beseitigt. Der fertige Gelehrte kann ausschliesslich mit dem natürlichen System leben; aber dem Anfänger, ja selbst dem die Schwelle der Wissenschaft bereits überschrittenen Kundigeren entreisse man nicht die das Aufsuchen der Pflanzen vortrefflich erleichternde LINNÉ'sche Clavis Generum. Die mit Hilfe derselben dem Namen nach gefundene Pflanze lässt sich dann leicht-



ter im Lichte des natürlichen Systems erkennen. Der Pfleger der Wissenschaft wird auf diese Weise viele Zeit ersparen — und es wird nichts gefährdet sein. Und nie vergesse man, dass die Augenblicke jedes einzelnen arbeitsamen Menschen das Eigenthum der gesamten Menschheit, des Vaterlandes, der Nation sind! So lange die Grammatiker und Philologen das der alphabetischen Reihenfolge angepasste Wörterbuch dem etymologischen zuliebe nicht aufgeben, obwohl jenes die der Wurzel nach zusammengehörigen Wörter weit zerstreut und bunt durcheinander würfelt, so lange möge auch bei der Abfassung der Floren LINNÉ's Clavis in Gebrauch und Ehren bleiben!

Doch kehren wir zu PARLATORE zurück.

Damit das eben bezeichnete, vielseitige botanische Wissen in weiteren Kreisen erworben, angewendet und bereichert werde: lenkte PARLATORE die Aufmerksamkeit der italienischen Botaniker auf die Erforschung und Bekanntmachung dereinheimischen Flora. Und wozu er Andere aneiferte, das that er auch selbst, indem er auf zahlreichen Ausflügen die Flora der Umgebung seiner Geburtsstadt, ganz Siciliens, ja ganz Italiens studirte und die Resultate seiner Studien in gelehrten Werken veröffentlichte.\* So gab er

\* Hieher gehören ausser den schon im Texte erwähnten noch folgende Werke und Abhandlungen: *Nova Serapiadis species auctore PHIL. PARLATORE Dr. Linnaea*, 1838, S. 347—348 und Tab. VI, Fig. 1 und 2. *Serapias parviflora* PARL. — In *nonnullas Filaginis Evacisque species ex naturali Compositarum familia observationes*. Giorn. toscano di Scienze mediche-fisiche naturali. T. I. 1840, S. 179—184. — *Observations sur quelques plantes d'Italie*. Annales d. Sc. nat. T. XV. 1841, S. 294—303. — *Mémoire sur le Papyrus des Anciens et sur le Papyrus de Sicile*. Mém. des Savans Etrang. de l'acad. des sciences de Paris XII, 1854. S. 469—502. — *Plantarum italicarum species duas novas descripsit PH. PARLATORE* Nuovo giorn. bot. ital. V. 1873. S. 68, 69. — Hier können angereiht werden seine Recensionen folgender Werke: *Florae siculae synopsis auctore JOAN. GUSSONE*, vol. I. Neapoli, 1842. Giorn. bot. ital. 1845. I. parte, S. 2. — *Orchideae siculae sive enumeratio Orchidearum in Sicilia hucusque detectarum auct. AUG. TODARO*, Panormi, 1842. Giorn. bot. ital. 1845. I. parte 2. S. 5—8. — *Synopsis plantarum in agro lucensi sponte nascentium auct. BENED. PUCINELLIO*. Lucae, 1841—3. Giorn. bot. ital. 1845. I. parte 2, S. 9—11. —

schon 1839 die zwei ersten Hefte seiner nach LINNÉ's System geordneten «Flora Panormitana» in lateinischer Sprache heraus; später, nämlich 1845, begann er dieselbe, auf ein grösseres Florengebiet ausgedehnt und nach dem natürlichen System geordnet, im «Giornale botanico italiano» in italienischer Sprache drucken zu lassen; doch blieben beide Werke unvollendet.

In zahlreichen kleineren und grösseren Arbeiten veröffentlichte er die Beschreibungen neuer oder weniger bekannter Pflanzenarten oder Gattungen Italiens und des Auslandes; und um die Botanik überhaupt in seinem Vaterlande zu verbreiten, übernahm er die Redaction jener botanischen Zeitschrift, welche von Baron Cesati (1839) auf dem Gelehrten-Congresse zu Pisa, von Albrecht von Bracht aber auf jenem zu Padua (1843) beantragt worden war, und deren Erscheinen unter der Redaction PARLATORE's der Congress vom Jahre 1844 beschloss. So kam das «Giornale botanico italiano compilato per cura della sezione botanica dei congressi scientifici italiani da FIL. PARLATORE, Firenze,» zu Stande und leistete von 1844—1851 der Wissenschaft viele Dienste; 1852 ging es jedoch ein, und feierte erst im Jahre 1869 seine Auferstehung, als unter der Leitung des berühmten Weltreisenden BECCARI das «Nuovo Giornale botanico italiano» zu erscheinen begann.

Aber alle übrigen Bestrebungen PARLATORE's, die Flora Italiens bekannt zu machen, überragt an Bedeutung seine epochemachende «Flora italiana», welche er 1848 mit der Absicht zu veröffentlichen begann, um alle Pflanzen, welche in den mehr als hundert Werken ausgezeichneter Gelehrten, (wie: BALBIS, COLLA, MORIS, MENECHINI, SAVI, GUSSONE, GASPARRINI, TODARO, TARGIONI-TOZZETTI, DE NOTARIS, CARUEL, CESATI u. m. A.), aus grösseren oder kleineren italienischen Florengebieten aufgezählt, zerstreut erschienen sind, in einem die ganze Flora Italiens umfassenden systematischen Werke zu umfassen; — in welches mit Rücksicht auf die Floren-Verwandtschaft auch die Pflanzen der Schweiz, Südtirols, Istriens und Cor-

ANTONII BERTOLONII flora italica sistens plantas in Italia et in insulis circumstantibus sponte nascentes. Vol. V, fasc. IV. Giorn. bot. ital. 1845. I. parte 2, S. 31—33.



sica's aufgenommen wurden. Das erste derartige italienische Werk, nämlich die von 1833—1862 in 12 Bänden erschienene, sonst sehr verdienstvolle «Flora italica» BERTOLONI's, wurde von PARLATORE's Werk bedeutend überflügelt; und zwar schon aus dem Grunde, weil jener durchwegs das Sexual-System befolgte, während PARLATORE in seiner «Flora italiana» seine langjährigen und gründlichen systematischen Studien den Anforderungen eines natürlichen Systems entsprechend verwerthete. Auch in diesem, wie in seinen anderen ähnlichen Werken hatte er ein besonderes Augenmerk auf die geographische Verbreitung der Pflanzen gerichtet, die zusammen mit den climatischen Verhältnissen zur Bestimmung der natürlichen Florengebiete dient und den Zusammenhang der Pflanzenwelt mit den übrigen Erscheinungen in der Natur zu erklären hilft. Der Tod entriss ihn zwar früher, als er das bis zum sechsten Bande gediehene Werk hätte zu Ende führen können; aber es diene uns die ausgesprochene Absicht seiner trefflichen Witwe zum Troste, dass sie die in Handschrift fertigen weiteren Bände zu veröffentlichen gedenkt.\* In diesem und in seinen anderen descriptiven Werken verwerthete er im gewissenhaften Forschen sein grosses Wissen, um die Art- und Gattungstypen der Pflanzenwelt, insoweit sich dieselben als beständig und selbständig erweisen, zu erkennen und mit einer alle Theile und das ganze Wesen der Pflanze scharf verfolgenden Genauigkeit zu beschreiben.\*\* Und es kann nicht geläug-

\* TOMMASO TOMMASI a. a. O. S. 23.

\*\* Ich halte es der Mühe werth aus einem an mich gerichteten Briefe des berühmten De CANDOLLE vom 17. Januar 1878 einige Worte herauszuschreiben, welche PARLATORE's descriptive Wirksamkeit auf dem Gebiete der Botanik trefflich charakterisiren: «Les descriptions des plantes m'ont toujours paru exactes. Il se donnait de la peine pour vérifier les synonymes, et ne craignait pas d'aller à Paris, Londres, etc. pour voir les herbiers. Dans la Flora italiana il a beaucoup décrit d'après le frais, sans négliger à côté de cela les plantes sèches. Pour les Conifères et Gnétacées du Prodromus (XVI. sect. 2) il a aussi recherché les plantes vivantes à Kew et ailleurs. Dans ce travail, au quel il s'est appliqué longuement et consciencieusement, j'estime qu'il était impossible de contenter à la fois les botanistes et les horticulteurs. Ceux-ci n'auraient pas du tout approuvé des recherches encore plus savantes dans le genre de celle qu'on a faites depuis

net werden, dass er auf diese Weise viele neue Arten und Gattungen aufstellte, die bei dem fleissigen Studium der einheimischen und ausländischen Flora ihm zu Gesichte kamen. Aber andererseits enthielt er sich sehr vorsichtig jener Facilität, ich will nicht sagen Leichtsinnigkeit oder Manie, mit welcher einzelne Botaniker bei der Aufstellung der Gattungen und Arten vorgehen, jede nur einigermaßen auffallende Form, deren Stabilität nicht erwiesen, deren Selbständigkeit nicht zu umschreiben ist, als neue Art und Gattung benamsend, — wie sie denn auch die Hybriden, welche durch die gegenseitige Befruchtung zweier auf demselben Standorte vorkommender verwandter Arten entstehen, und welche man selbst dann, wenn sie eine gewisse Zeit lang stabil erscheinen, nach dem Vorgang bedeutender Männer, sehr passend mit einem aus den Elternnamen zusammengesetzten Namen bezeichnen könnte, mit ganz selbständigen Namen aufführen, und auf diese Weise den riesigen Wust der Nomenclatur vermehren, das Gedächtniss mit unabsehbaren Massen überflüssiger Namen erdrücken, in die Wissenschaft statt Licht nur Verwirrung bringen, den Fortschritt des Studiums behindern.

Welch' grosse Bedeutung meine Bemerkung hat: lässt sich

sur l'organisation de la fleur, de l'ovule et sur les canaux et vaisseaux du tissu, des aiguilles et feuilles dans cette famille. — Il a donné une grande impulsion à la botanique en Italie par la création de l'herbier de Florence et du Giornale botanico Italiano.» — Auch kann ich das Urtheil eines anderen, weit und breit berühmten Botanikers, Dr. ASCHERSON's, über PARLATORE's Verdienste auf dem Gebiete der Botanik nicht verschweigen. Indem er nämlich in Nr. 13 der Botanischen Zeitung (1870) den IV. Band der «Flora italiana» kritisiert und seine abweichenden Ansichten in Bezug auf die systematische Einreihung einzelner Pflanzenfamilien äussert, sagt er Folgendes: «Referent kann der speciellen Bearbeitung, welche alle aus den früheren Bänden bekannten Vorzüge besitzt, seine unbedingte Bewunderung nicht versagen. Wie dort schliesst sich bei jeder Art an eine sorgfältige und kritische Synonymie und eine mit pflanzengeographischem Tact redigirte Angabe ihres Vorkommens, welche Abschnitte des Verfassers eingehendes Quellenstudium bekunden, eine *classische*, meist nach lebenden Exemplaren angefertigte Beschreibung an . . . Das Werk ist Allen, die sich gründlicher mit der Vegetation Europas . . . beschäftigen wollen, unentbehrlich.»



daraus entnehmen, dass schon die Benennung der als selbständig erwiesenen Arten ein erschrecklich grosses Arsenal von Namen beansprucht, welches überdies durch die fleissigeren Forschungen der Botaniker auf dem Gebiete der einheimischen Flora, sowie auch durch die Untersuchungen der in bislang weniger bekannten Welttheilen reisenden Gelehrten und durch die Entdeckungen der nur durch das Microscop bemerkbaren tausend und aber tausend neuen Arten von Jahr zu Jahr sich mächtig vergrössert. Es sei mir zur Beleuchtung dieses Gegenstandes erlaubt, z. B. mit Rücksicht auf das Gebiet meines vieljährigen bischöflichen und botanischen Wirkens anzuführen, dass die Zahl der blüthentragenden Pflanzenarten Siebenbürgens von BAUMGARTEN (*Enumeratio stirpium M. Princ. Transsylvaniae*) 1816 mit 2252 angegeben ist, während FUS (Flora Transsylv. excursoria) 1866 schon 3497, SCHUR (*Enumeratio plantarum Transs.*) zu gleicher Zeit aber 4142 aufzählt. Doch mag zur richtigeren Auffassung der Zahlenverhältnisse der Umstand am besten dienen, dass während LINNÉ in allen seinen systematischen Werken nur 8851 Pflanzenarten anführte und den Pflanzenreichthum des ganzen Erdballs auf 10,000 Arten schätzte,\* jetzt, gerade 100 Jahre nach seinem Tode, die Zahl der bekannten Pflanzenarten bereits 200,000 übersteigt.\*\* Wenn wir zu diesen die nothwendigerweise in Betracht zu ziehenden Synonyme, die von verschiedenen Gelehrten ein und derselben Pflanze beigelegten verschiedenen Namen nehmen, so ergibt sich eine so riesige Namenzahl, mit welcher selbst ein solcher Gelehrter kaum fertig werden kann, der — da das ganze Gebiet der Botanik zu umfassen die Kräfte eines Menschen ohnehin übersteigt — sich auf das eingehende Studium einer Theilwissenschaft beschränkt. — Dies verlor PARLA-

\* «Numerum plantarum totius orbis longe parciolem esse, quam vulgo creditur, satis certò calculò intellexi, utpote qui 10,000 vix attingat.» — LINNÉ Praefatio in «Species Plantarum.» Cfr. RICHTER, Codex bot. LINNEAN. Lipsiae, 1835, S. 13.

\*\* NÄGELI. «Die Bewegung im Pflanzenreiche, 1860, S. 54», schätzt die muthmassliche Zahl der Pflanzen der ganzen Erdoberfläche auf 400,000; vgl. DE BARY «Schimmel und Hefe, 1869», nach welchem Werke die Zahl der existirenden Pilze jener der Blüthenpflanzen gleichkäme = 150,000.

TORE nie aus den Augen, und auf den Widerspruch Vieler nicht achtend, bestrebte er sich die Arten und Gattungen, inwieweit es nur thunlich war, zusammenzuziehen — nicht ohne durch die Masse und Buntheit der fleissig gesammelten Synonymen zu zeigen, wie hoch die Wogen der ungerechtfertigten Nomenclatur fluthen. Als Beweis hiefür dienen mir seine «Flora Italiana», noch mehraber seine monographische Beschreibung der Coniferen in DE CANDOLLE's «Prodromus». Und eben mit Hinsicht auf dies sein Verfahren schreibt er in seiner «Monografia delle Fumariee, Firenze 1844» \* sehr treffend: «Ich gehöre nicht zu jenen, welche die Sucht, neue Arten zu schaffen, blos aus dem Grunde leitet, weil sie, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, ein Haar mehr auf einer Pflanze finden, und weil sie glauben, dass ihr botanisches Verdienst nach der Anzahl der neuen Pflanzen geschätzt wird, die sie gefunden und beschrieben haben. Wer mit gesunden Füßen gesegnet ist, und weniger oder gar nicht gekannte Gegenden besucht, der mag immerhin eine grosse Anzahl neuer Funde sammeln, aber darum wird er doch kein grosser Botaniker sein. Meiner Ansicht nach,» setzt PARLATORE fort, «ist die Berichtigung eines Irrthums mehr werth, als die Beschreibung einer neuen Pflanze. Zur Aufstellung einer neuen Art ist es nothwendig, die durch den Boden, die Lage und Natur der Fundorte und das Clima verursachten Formveränderungen zu studiren, um den Charakteren jene Bedeutung zu geben, welche ihnen zukommt. In der Naturwissenschaft ist die Unterordnung der Charaktere von grösster Wichtigkeit; und eben darum ist hierauf ganz besonders zu achten. Wehe dem, der den eigentlichen Werth der Charaktere verkennt.»

Einen anderen schätzenswerthen Vorgang PARLATORE's sehe ich in seiner «Flora Italiana»; dass er nämlich, obgleich dieses Werk in italienischer Sprache geschrieben ist, die italienischen Pflanzennamen dennoch nur insoweit anführt, als sie im Volksmunde leben und als zu Heil-, Küchen-, gewerblichen und andern Zwecken im gewöhnlichen Leben verwendet bekannt sind. Ja

\* Giorn. bot. ital. I. 1844. S. VII. IX.



selbst in diesen Fällen erwähnt er nur die vom Volke gebrauchten Benennungen, ohne selbst italienische Art- und Gattungsnamen zu bilden. So z. B. wird bei den verschiedenen Arten von *Urtica*, wie: *urens*, *membranacea*, *pilulifera*, jedesmal nur der blossе volksthümliche Namen «*Ortica*», d. i. «Brenn-Nessel» erwähnt.

Er hielt sich daher fern von jener unglücklichen Ueblichkeit, der zufolge hie und da in botanischen Werken auch solche Pflanzen, die vom Volke nie genannt werden, die im gesellschaftlichen Verkehr nie vorkommen, mit nationalen Gattungs- und Artennamen belegt sind, wo denn die Wissenschaft und das Gedächtniss mit einer wahren Sündfluth von sprachverdrehenden Benennungen überschwemmt wird. So erstehen dann z. B. in ungarischen Pflanzenwerken\* solch' ungeheuerliche Namen wie: *Kajmatsor*, *Locsagaz*, *Bibikra*, *Tátkanaf*, *Polyvatsuk*, *Ikrapikk*, *Ragyabura*, *Bundi*, *Szilkesark*, *Babuga*, *Tsipkepity* und a. m., von denen nicht ein einziger der volksthümlichen Benennung entstammt.\*\* Ich frage nun: um wie viel ungarischer sind diese Namen als jedes beliebige Fremdwort, aus irgend einer fremden Sprache entlehnt? und ferner: um wie viel magyarischer sind die nach lateinischen und griechischen Gattungsnamen magyarisirten Genusnamen, wie: *Hipon* für *Hypnum*, *Brion* für *Bryum*, *Mion* für *Mnium*, *Mizura* für *Myosurus*, *Szátorja* für *Satureja*, *Olocsán* für *Holosteum* u. s. w.? Was nützen solche Uebersetzungen unserer magyarischen Sprache, was nützen sie unserem Volke? Was rechtfertigt nur einigermassen die Ueberbürdung des Gedächtnisses mit zwei wildfremden Wörtern, d. h. mit dem lateinischen und mit solchem ungarisch-sein-sollenden anstatt eines?! — Wenn der von mir gerügte Brauch in der Nomenclatur consequent durchgeführt werden soll, so müssen für die ungefähr zweimalhunderttausend Pflanzenarten und die in den beiden

\* Dass diese Denkrede auch in deutscher Sprache in die Welt geht, schien kein Grund zu sein, die auf speciell ungarische Verhältnisse enthaltenen Beziehungen in der deutschen Ausgabe zu streichen.

\*\* Siehe: *Magyar Fűvészkönyv*. Debreczen, 1807. S. 591. Anmerkung.

anderen Naturreichen unterschiedenen und ungefähr auf eine Million sich belaufenden Arten magyarische Namen fabricirt werden, — blos aus dem Grunde, damit eine babylonische Verwirrung selbst unter der verhältnissmässig kleinen Anzahl von Gelehrten entstehe, die sich mit der descriptiven Naturwissenschaft, der descriptiven Botanik systematisch befassend berufen sind, eine von nationalen Fesseln freie, über die ganze Welt verbreitete *Respublica litteraria* zu bilden. — Ernster erscheint uns diese Sache, wenn wir die von Tag zu Tag wachsende Anzahl der naturwissenschaftlichen Objecte betrachten. In Bezug auf die Botanik machte ich schon oben meine Bemerkungen; es sei mir nun gestattet auch auf das Gebiet der Nachbarwissenschaften hinüber zu schauen, damit die aus solchem Purismus entstehenden Unzukömmlichkeiten und Schwierigkeiten so recht in die Augen springen. In der von GMELIN (1789) besorgten 13. Auflage des «*Systema Naturae*» LINNÉ's wird die Anzahl der auf dem ganzen Erdball bekannten Fliegen in 687 Arten aufgezählt; SCHINER beschreibt in seinem 1871 über die Fliegen des Erzherzogthums Oesterreichs herausgegebenen classischen Werke 3261 Arten der blos im Erzherzogthum einheimischen Fliegen. Also die Zahl der österreichischen Fliegenarten ist jetzt fünfmal so gross, als vor achtzig Jahren die Zahl der von der ganzen Erdoberfläche bekannten Fliegen gewesen ist. Aehnliche Belege für meine Bemerkung bieten die Zahlenverhältnisse der in der erwähnten Ausgabe des LINNÉ'schen «*Systema Naturae*» angeführten Käfer, verglichen mit den in REDTENBACHER's 1849 herausgegebenem ausgezeichnetem Werke über die Käfer des Erzherzogthums Oesterreich. \* — So könnten wir die lange Reihe der übrigen Classen des Thierreichs durchlaufen und sehend, wie sich von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr die Zahl der Arten des Thierreichs ebenso wie die der Pflanzen vermehrt, würden wir erst recht eigentlich die Sträflichkeit

\* REDTENBACHER diagnosirt in seinem Werke 3664 Käferarten für das Erzherzogthum Oesterreich, während LINNÉ in der 13. Auflage seines 60 Jahre früher erschienenen «*Systema naturae*» nur 4052 Arten von der ganzen Erdoberfläche beschreibt.



jenes Sprach-Purismus erkennen, durch welchen ein sprachverderbender, die Wissenschaft verwirrender und ganz und gar überflüssiger Wust von Namen geschaffen wird, der in der Wirklichkeit Niemanden zu Gute kommt, dessen Fluch aber zahlreiche geistige Interessen schmerzlich empfinden.

Ein solcher Vorgang ist zweifach zu verdammen, sobald er sich auch in Schulbüchern einnistet. Auch hiefür könnte ich Beweise aus meinen früheren Erfahrungen liefern; doch ich glaube, dass die sich hie und da zeigende Bekehrung von dieser verderblichen Gewohnheit, und — wenn es die Nothwendigkeit erfordern sollte — die zweckmässigen Verfügungen der obersten Schulbehörde diesem Uebel steuern werden.

Die im Volksmunde vorkommenden Pflanzen sollen ihre volksthümlichen Namen behalten; — die Namen der Gattungen und Arten, die in der todten und eben daher keine nationalen Eifersüchteleien weckenden, ja selbst den Chauvinismus nicht berührenden lateinischen Sprache gegeben sind, sollen als *Eigenamen* betrachtet werden, welche die Gelehrten aller Nationen gleicherweise gebrauchen mögen, gleicherweise verstehen werden.

---

PARLATORE hielt im Interesse einer gründlichen Einsicht in die heimische Flora, die *Kenntniss der Nachbar-, aber auch der weiteren ausländischen Flora* für sehr nützlich. Diese Kenntniss, und als eines der besten Mittel zur Erreichung derselben empfiehlt er den Gelehrten seines Vaterlandes die botanischen Reisen. Was er Anderen empfohlen, das befolgte er selbst und schrieb mehrere Werke über die Pflanzen des Auslandes; \* er sah und untersuchte

\* Seine diesbezüglichen Schriften sind: *Plantae novae vel minus notae opusculis diversis olim descriptae, generibus quibusdam, speciebusque novis adjectis iterum recognitae* auct. PHIL. PARLATORE, in univers. Panorm. Prof. Parisiis, 1842. — *Notizia sulla Pachira alba della Famiglia delle Bombacee*, letta nella I. e R. Accademia dei Georgofili  $\frac{5}{3}$  1843. Firenze, 1843. — *Descrizione di due nuove specie di piante orientali*. Giorn. bot. ital. 1844 I. S. 307—309. — *Due nuove specie di piante della famiglia delle Graminacee*. Giorn. bot. ital. 1844. I. tomo 2<sup>o</sup>, S. 376—378. —

die Pflanzenschätze Belgiens und der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs, Englands, Dänemarks und Schwedens; aber ganz besonders durchforschte er auf zwei wissenschaftlichen, von ihm auch ausführlich beschriebenen Reisen im August 1849 die Flora der Montblanc-Kette und 1851 jene Lapplands und Finnlands;\* — auf dieser letzteren botanischen Reise längere Zeit auf der Insel Qualöe, namentlich in der unter dem 71.<sup>o</sup> n. B. gelegenen nördlichsten Stadt der Erde, in Hammerfest, verweilend. Dass er eben zu dieser weiten Reise sich entschlossen, geschah hauptsächlich mit Rücksicht auf die Terrain-Verhältnisse des italienischen Floragebietes. Italien besitzt nämlich die höchsten Berge Europa's, im Norden den mehr als 14,000 Fuss hohen Montblanc, in Sicilien den 10,000 Fuss hohen Aetna, dann aber die eine Seite der österreichischen, schweizer und französischen Grenzgebirge, wo überall auf den Höhen die Vegetation ein Clima findet, wie es den Boden der nördlichsten Breiten Europa's erstarren macht, — während in den Ebenen und an den Küsten eine südliche Flora prangt.

PARLATORE ging also in die Alpen und nach dem Norden hinauf, um die Floren der vom Himmelsstrich der italienischen Ebenen zumeist abweichenden Hochgebirge und nordischen Gegenden zu studiren und so die genauere Kenntniss der italienischen Hochge-

Nuova specie di Giunco della famiglia delle Giuncacee. Giorn. bot. ital. 1846. I. S. 324. — Description de trois espèces nouvelles des Cyprès cultivés dans le Jardin botanique du Museum de Florence. Ann. des sc. nat. XII. 1860. S. 377—379. — Note sur l'Araucaria brasiliensis et sur une nouvelle espèce d'Araucaria d'Amérique. Extr. du Bulletin de la Soc. bot. de France 1861. — Coniferas novas nonnullas descripsit PHIL. PARLATORE. Florentiae, 1863. — Enumeratio plantarum novarum, quas in valle fluminis Amazonum invenit et ad sertum Palmarum conficiendum descripsit et iconibus illustravit J. BARBOSA RODRIGUEZ, Sebastianopoli, 1875. Rec. P. PARLATORE. Bullettino della società Toscana di orticoltura. 1876. Firenze. S. 74, 75.

\* Viaggio alla Catena del Monte bianco e al Gran San Bernardo eseguito nell' Agosto del 1849, da FIL. PARLATORE. Firenze, Le Monnier, 1850, und: Viaggio per le parti settentrionali di Europa fatto nell' Anno 1851, da FIL. PARLATORE. Firenze, 1854.



birgs-Flora vorzubereiten. Und in den veröffentlichten Beschreibungen dieser seiner Reisen giebt er keine bloß trockene Skizze der gemachten Beobachtungen. Er, der seine botanische Wissenschaft und Thätigkeit mit den mannigfachen Erscheinungen der Natur und des socialen Lebens stets in enge Verbindung zu bringen liebte, sieht wohl mit offenen Augen und beschreibt wissenschaftlich die Erscheinungen im Pflanzenleben, doch versäumt er nicht, auch sonst Beobachtetes in anregender Weise, mitunter mit anziehenden Excursen zu schildern, so namentlich in der Erzählung seiner Montblanc-Reise-Erlebnisse: die Bildung und das Vorschreiten der Gletscher und Moränen, die Entstehung der erratischen Blöcke, den Grund der von Infusorien und microscopischen Pflanzen herrührenden blutrothen Farbe des ewigen Schnees, die Erscheinungen und Ursachen des in reinster Gebirgsluft lebende Menschen erbärmlich verkrüppelnden Cretinismus, aber auch die Selbstaufopferung der St. Bernhardiner-Mönche bei Errettung der im Schnee verirrt Reisenden und die in den Todtenkammern des Hospizes zur Erkennung der Verunglückten aufgestellten und Jahre lang unverwüstlichen Leichen; — kurz er giebt ein lebensgetreues und wechselreiches Bild aller Erscheinungen der Alpenwelt, — um dann über All' dies, wie es der Schöpfer selbst that, den farbenprächtigen Teppich der lächelnden Alpenblumen auszubreiten und so zu zeigen, wie in Gottes Werken das Grossartige mit dem Angenehmen, das Ueberwältigende mit dem Bezaubernden, das Freudige mit dem Betrübenden sich vereinigt, und wie der gebildete, sinnige Mensch überall reichen Stoff findet, der seinen Geist beschäftigt, sein Gemüth erheitert, sein Leben beglückend Gott zuwendet.

---

PARLATORE ist mit Recht der Ansicht, dass der freudigere Fortschritt in der Kenntniss der heimischen und ausländischen Flora durch die Abfassung botanischer Monographien mächtig gefördert wird. Denn indem in diesen gewisse Familien, Gattungs- und Artengruppen eingehender, ausführlicher und gründlicher behandelt wer-

den: kommt ein werthvolles Material zu Stande, welches beim Verfassen allgemeiner systematischer Werke sicher und erfolgreich benützt werden kann. Er selbst schrieb die 1844 erschienene Monographie der Fumarieen,\* ein verdienstliches Erstlingswerk über diese Familie, welches von den späteren Monographen der Erdnauche, so von dem schwedischen Gelehrten OLOF HAMMAR und Professor HAUSSKNECHT in Sachsen-Weimar in ihren 1857, respective 1877 erschienenen Schriften gut verwerthet wurde. — Eine andere interessante Monographie bilden seine Coniferen und Gnetaceen im zweiten Theile des 16. Bandes von DE CANDOLLE's Prodrömus, 1868 veröffentlicht, wo er durch die auf Grund langjähriger und eingehender Studien vorgenommene Reduction der übermächtig vermehrten Coniferen-Gattungen und -Arten der Wissenschaft einen wirklichen Dienst leistete. Hieher gehört noch eine Arbeit: «Le Specie dei Cotoni»,\*\* welche er anlässlich der 1864 zu Turin im Interesse der italienischen Baumwollen-Cultur abgehaltenen ersten Baumwoll-Ausstellung im Manuscript vorlegte. Es ist eine mit schönen lithographischen Farbendruck-Tafeln illustrierte monographische Beschreibung der Baumwollpflanzen, in welcher der Verfasser seiner allgemeinen Richtung entsprechend die übermächtig vermehrten Gossypien-Arten zweckmässig reducirt.

---

Unser scharfsinniger Gelehrte kannte wohl den grossen wissenschaftlichen Werth der Mausoleen der schmucken Kinder Flora's, der Herbarien, und darum, sowie er nicht wenig betroffen war, auf seiner Finnland-Reise in Stockholm zu erfahren, dass die Wittwe LINNÉ's dessen Pflanzensammlung 1784 dem Engländer J. E. SMITH um 900 Pfund Sterling heimlich verkauft und so die Heimat des grossen Mannes, Schweden, um diesen werthvollen Besitz

\* Monografia delle Fumariee. Firenze, 1844. Giorn. bot. ital. 1844. I. S. 50 ff. und S. 124 ff. und in einem Sonderabdruck.

\*\* Erschienen in Florenz 1866.



gebracht hatte: \* — so wollte er als Italiens treuer Sohn sein Vaterland mit solchen Schätzen bereichert wissen. Darum richtete er (wie oben schon erwähnt) an die zu Florenz 1841 versammelten italienischen Gelehrten seinen dort freudig aufgenommenen Aufruf zur Gründung eines allgemeinen Centralherbars. Die anwesenden Botaniker: MORIS, COLLA, BRIGNOLI, CORINALDI, TARGIONI-TOZZETTI boten für dasselbe sogleich die Doubletten ihrer Sammlungen an; der hochgesinnte Grossherzog aber rief es mit seinen schon Eingangs erzählten Verfügungen in's Leben. Auch wuchs es bald gewaltig an und PARLATORE konnte schon 1847 dem Congresse italienischer Gelehrten zu Venedig berichten, dass die Zahl der Arten im Laufe der sechs Jahre bis zu 72,000 gestiegen ist. Noch mehr nahm es aber nach 1854 zu, als das riesige Herbarium des in diesem Jahre verstorbenen berühmten englischen Reisenden und Botanikers Sir PHILIPP BARKER WEBB hinzu kam. Dieser edle Mann — den die Freundschaft zu PARLATORE zeitweilig nach Florenz zog — hat dies, sammt seiner botanischen Bibliothek und einem ungefähr auf 100,000 Francs belauenden Fonde zur Vermehrung der beiden Sammlungen, letztwillig dem Grossherzoge von Toscana vermacht. \*\* Der grossartige Nachlass — an das Centralherbarium angereiht, aber in dasselbe nicht eingereiht, gestaltete dieses zu einem so reichhaltigen, dass es heute schon den Vergleich mit den grössten Sammlungen der Welt aushält. Dies Alles ist PARLATORE's Verdienst; der hierbei seine edle Denkungsweise auch dadurch bewies, dass er nach seiner Ernennung zum Custos der Pflanzensammlung sein ganzes Herbar derselben einverleibte, diesen correcten Vorgang (der, nebenbei gesagt, bei jedem wohlgeordneten Museum als Princip gelten

\* Dem schwedischen Könige, der vom Verkaufe zu spät verständigt wurde, gelang es nicht das Herbarium zurückzuerlangen, obgleich er das betreffende Schiff mit einer Kriegsflotte bis zum englischen Hafen verfolgen liess. — 1828 kaufte die Sammlung die Londoner Linné-Gesellschaft um 3000 Guineen von ihrem englischen Besitzer. — RICHTER. Codex botan. Linnaeanus, Lipsiae, 1835. S. XXVI.

\*\* Elogio di FILIPPO BARKER WEBB. Da FILIPPO PARLATORE. Firenze. Le Monnier, 1856.

sollte) mit folgenden Worten motivirend: «Ich hielt es für nicht ganz schicklich (*poco delicato*) ein eigenes Herbarium zu besitzen, als mir die Leitung einer öffentlichen Sammlung zur Pflicht gemacht wurde.» \*

Doch unser trefflicher Gelehrte begnügte sich nicht mit der Schöpfung, Vermehrung und wissenschaftlichen Ordnung dieses grossartigen Herbariums, sondern er errichtete daneben auch eine sehr belehrende Sammlung von *Pflanzenproducten*, welche Früchte, Samen, Fasern, Gummi, Harze, Balsame, Oele und aus Pflanzenproducten bereitete Gegenstände, als: Stricke, Papier, Gewebe etc. in beiläufig 20,000 Nummern enthält, und der Medicin, Pharmacie, der Nahrungsmittellehre reichliche wissenschaftliche Belege und Aufklärungen bietet; hiezu kommt noch die sehr nennenswerthe Zusammenstellung *fossiler Pflanzenreste*, mit welcher PARLATORE der Pflanzen-Palaeontologie, ja der ganzen systematischen Botanik nützliche Dienste geleistet hat. \*\*

---

Damit ich schliesslich noch einen Beweis jener Umsicht PARLATORE's gebe, die sich auf alle mit der Pflanzenwelt in Verbindung stehenden Bestrebungen erstreckte, will ich auch jenen Vorschlag erwähnen, der sich für die Gärtnerei nicht nur in pflanzengeographischer Hinsicht als interessant und lehrreich, sondern auch vom ästhetischen Standpunkte als förderlich erwies. Nachdem er nämlich in seiner Abhandlung: «*Sopra un nuovo scopo a cui potrebbe destinarsi una parte dei Giardini botanici*,» \*\*\* die Mannigfaltigkeit

\* Giorn. bot. ital. 1845. t I. parte 3, S. 5.

\*\* Seine diesbezüglichen Schriften sind: Cenni sull' erbario centrale italiano . . . a Firenze, letto alla sezione botan. degli scienziati ital. al 4<sup>o</sup> Congresso in Padova il 16. Sett. 1842. Giorn. bot. ital. 1845. I. parte 3, S. 99. — Sullo stato attuale dell' erbario Centrale italiano, discorso letto il 23. Settembre 1845. nella sezione botanica del settimo Congresso degli scienziati italiani a Napoli. Giorn. bot. ital. 1846. tomo I. parte 3, S. 18. — Les collections botaniques du Musée royal de Physique et d'Histoire naturelle de Florence au printemps de 1874. Florence, Le Monnier, 1874.

\*\*\* Giornale botan. ital. Firenze, 1847.



und Schönheit der den verschiedenen Zonen angehörigen Vegetationen mit der ganzen Farbenpracht der Rhetorik hervorgehoben, empfahl er, dass ein Theil unserer botanischen Gärten, sowohl im Freien als auch in den Glashäusern, zur natürlichen Gruppierung der Pflanzen nach einzelnen Floren-Gebieten benützt und auf diese Weise ein lebendiges Bild der betreffenden Vegetationen geboten werde. Er selbst hat dies mit Erfolg im Museumgarten zu Florenz unternommen. Dem Clima seines Vaterlandes entsprechend hat er im Freien zwei Gartenpartien für exotische Pflanzen bestimmt; wovon eine den Blumenschmuck jener Gegenden Nordamerika's zeigt, deren Himmelsstrich dem italienischen Clima gleicht, die andere aber den ähnlichen Verhältnissen China's und Japans entspricht. Im letzteren finden sich die erhaben schönen Magnolien und Paulownien, der Kampfbaum, die zur Kerzenbereitung geeigneten Pflanzentalg bietende *Stillingia sebifera*, die japanische Mispel, die durch ihre Blätter auffallende *Ginkgo biloba*; dort prangen, unter den nadelblättrigen japanischen *Cryptomerien*, in glühenden Farben die blutrothen Granatapfelblüthen, die schneeweissen Hortensien, die bunten Azaleen; in einem Glashause aber bezaubern den Besucher das italienische Clima nicht vertragende, ausschliesslich aus der heissen Zone Südamerika's stammende Pflanzen, Baumfarne, Palmen, Arumarten, die phantastisch gestalteten, im Farbengemisch bewunderungswerthen, bald eine Fliege, bald buntscheckige Schmetterlinge u. s. w. täuschend nachahmenden Blüthen der Orchideen.\*

---

\* Es stehe hier das Verzeichniss jener Werke PARLATORE's, welche der Verfasser dieser Denkrede sich nicht verschaffen konnte, demnach auch in dieser Arbeit nicht benützt, nicht erwähnt hat (entnommen den *Atti della Reale Accademia dei Lincei. Serie III. Transsunti Vol. II, S. 25—27. Roma, 1877*); *Osservazioni di Anatomia patologica, 1835.* — *Su di una pretesa nuova specie di lino, 1835.* — *Cenno sulla vita e sulle opere del barone ANTONINO BIVONA-BERNARDI, botanico siciliano, 1837.* — *Cenno biografico di L. COPPOLA, 1837.* — *Trattato teorico-pratico del Cholera asiatico osservato in Palermo nel 1837.* — *Rariorum plantarum et haud cognitarum in Sicilia sponte provenientium fasciculus primus. 1838.* — *Prospetto dello*

JOURDAN PASCAL, deralgiersche Botaniker, schildert in seinem interessanten Werkchen: «*Flore du tombeau de la Chrétienne*» \* den Pflanzenschmuck jener grossartigen Ruine Mauritanians,

stato della Botanica in Sicilia nel principio del secolo decimonono, 1838. — Su di una resezione della mascella inferiore praticata nell' Ospedale grande di Palermo, 1838. — *Icones plantarum rariorum et haud cognitarum Florae panormitanae*, 1839. — Biografia di F. G. V. BROUSSAIS, 1839. — *Gita botanica*, 1839. — Sui danni e sull' utilità dei fiori, 1839. — *Trigonea*, nuovo genere della famiglia delle Gigliacee, 1839. — *Nova Ornithogali species ex Liliacearum familia*, 1839. — *Nova Silenes species ex Caryophyllearum familia*, 1839. — *Rariorum plantarum et haud cognitarum in Sicilia sponte provenientium fasciculus secundus*, 1840. — Notizia di un fenomeno meteorologico, 1840. — Osservazioni sull' Anatomia delle piante acquatiche, 1845. — *Galilea*, nuovo genere della famiglia delle Ciperacee, 1847. — Nuove specie di Graminacee delle Isole del Capo Verde, 1847. — Elogio di JACOPO GRABERG DE HEMSÖ, 1848. — Colpo d'occhio sulla vegetazione in Italia. — Elogio storico di LUIGI COLLA, 1850. — Sur quelques faits d'organographie observés dans les Monocotylédones, nel Bulletin de la Société Botanique de France, 1854. — Sur *Hydrocharis Morsus Ranae*. — Note sur l'*Aphyllanthes monspeliensis* et sur la nouvelle famille des *Aphyllanthacées*. — Sur la partie de l'Exposition universelle de Paris de 1855 concernant la Botanique. — Sur le *Limnocharis emarginata* Humb. et Bonpl. — Sur l'*Arisarum* et la Tribu nouvelle des *Arisarées*, 1856. — Studj sulla Geografia botanica. — Elogio del prof. ANTONIO TARGIONI-TOZZETTI, 1858. — Due nuovi generi di piante monocotiledoni, 1858. — Necrologia del cav. CESARE AIROLDI, 1859. — Fioritura della *Victoria Regia* nel Giardino Botanico. Monitore Toscano, 1859. — Elogio di ALESSANDRO HUMBOLDT, 1860. — Guida per le stufe e per i Giardini dell' Esposizione Italiana dell' anno 1861. — Deuxième note sur la composition du cône des Conifères, 1861. — Sopra alcune piccole industrie che si potrebbero promuovere in Italia, 1862. — *Nova Vesicariae species. Enumeratio seminum Horti botanici R. Musaei Florentini*, 1863. — Relazione dei prodotti vegetali adoperati nelle Arti e messi in mostra in Londra nell' anno 1862. 1867. — Sulle piante medicinali della gran Mostra mondiale di Parigi dell' anno 1867. 1868. — Rapporto della Commissione per studiare la malattia degli agrumi in Sicilia, 1868. — Sulla respirazione delle piante, 1869. — Esposizione di Orticoltura di Pietroburgo, 1869. — Elogio di GAETANO BARONI, 1870. — Discorso per l'inaugurazione del busto WEBB, 1876. — Lettre à M. CHARLES CAVALLIER sur les plantes dites carnivores, 1876. — *Todaroa*, novum *Umbelliferarum* genus olim descriptum et iterum recognitum, 1876.

\* Paris, 1867.



welche der algierische Volksmund das «Grab der Christin» nennt. Die anziehende Beschreibung dieser Grabesflora liest sich gar gut.

Wäre es mir doch auch gelungen, über dem Grabhügel eines christlichen Mannes eine anmuthige Flora Ihrem Geistesauge vorzuführen, in welcher Sie die in PARLATORE'S Leben reich prangenden Blüthen der religiösen, patriotischen und häuslichen Tugenden, der edlen Dankbarkeit und sinnigen Begeisterung, der redlichen Arbeit und des wissenschaftlichen Genusses mit Vergnügen und Erhebung betrachten könnten. Wäre es mir doch gelungen, Ihrem Herzen näher zu bringen den auch in seiner Asche geehrten, theueren Gelehrten, aber mit ihm zugleich — wenigstens einigermaßen — auch die liebenswürdige Wissenschaft, auf dass Sie gleich mir aus eigener Erfahrung erlernen, zu welch' göttlichem Segen dieselbe für unser Leben werden könne. Damit, wenn im mühevollen Berufswirken die Kraft erlahmt, wenn schwere Sorgen den Himmel Ihres Gemüthslebens umwölken: auch Sie gleich mir im trauten Verkehre mit Ihren lieben Blumen Erholung finden, der Sorgen entrathen, im Genusse der lieblichen Erscheinungen wonnevoll aufjauchzend die Freuden Ihres Lebensfrühlings, Ihres Lebenssommers mehren, aber auch in dem durch die grauen Haare gekennzeichneten Lebensherbste gleich mir Ihre Geistesfrische, Ihre Gemüthsheiterkeit bewahren, — und in den reizenden Geschöpfen freudigen Herzens bewundern und preisen den Schöpfer!

---

## EDUARD SZIGLIGETI.

Ein Beitrag zur Geschichte des ungarischen Theaters.

**D**IE in ungewöhnlichem Maasse fruchtbaren Theaterdichter, deren einer auch SZIGLIGETI war, bieten selten Züge hoher dichterischer Begabung dar. Sie sind in der Regel zur Genüge charakterisirt, wenn auf ihre Bühnenkenntniss und Routine, auf ihre rasche Auffassung und Fertigkeit in der Ausführung ihrer Productionen und in besseren Fällen, wie besonders in dem hier behandelten, auf die Redlichkeit ihres Strebens hingewiesen wird. Sie wirken mehr in die Breite als in die Tiefe, mehr auf ihre Zeit als auf die Entwicklungen der Zukunft. Und wie lange immer es einem französischen, deutschen, spanischen, italienischen, englischen fruchtbaren Theaterdichter beschieden sei zu leben und zu wirken, so ist diese Frist doch ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Jahrhunderte, welche die Geschichte der betreffenden dramatischen Literatur zählt. In dieser Beziehung nimmt SZIGLIGETI — abgesehen davon, dass er der Schöpfer eines dramatischen Genre's war, nämlich des ungarischen Vaudeville's oder des ungarischen Volksstücks — eine Ausnahmstellung ein. Das ungarische Theater ist im Ganzen kaum neunzig Jahre alt, und fast die Hälfte dieser Geschichte, vier inhaltreiche Jahrzehnte, hat er mit seiner Wirksamkeit ausgefüllt. Seine individuelle Geschichte ist ein grosses Stück der ungarischen Theatergeschichte selbst, und erhält eben dadurch erhöhte Bedeutung. Schon bei seinen Lebzeiten, noch mehr in den Nekrologen nach seinem, am 18. Januar 1878 erfolgten Tode wurde auf diesen Zug hingewiesen. In erhöhtem Maasse war dies



selbstverständlich in den Denkrede der Fall, welche in den diesjährigen Jahresversammlungen der Petöfi-Gesellschaft und der Kisfaludy-Gesellschaft gehalten wurden. Der Denkreder der ersteren, Graf GÉZA ZICHY, beschränkte sich zwar im Ganzen mehr auf eine biographische Skizze, konnte aber gleichwohl nicht umhin, ein und das andere Mal auf die Geschichte der ungarischen dramatischen Literatur hinzudeuten. PAUL GYULAI gab dem Charakterbilde, welches er in der Jahresversammlung der Kisfaludy-Gesellschaft von SZIGLIGETI entrollte, die ganze, in einigen raschen Zügen hingeworfene Geschichte der ungarischen dramatischen Literatur und Schauspielkunst zum Hintergrund. Ja noch mehr, er erklärte mit einem Hinblick auf die Theatergeschichte der romanischen und germanischen Völker, aus welchen Ursachen das ungarische Theater sich so spät entwickeln konnte, warum es eine verhältnissmässig so kurze Geschichte hat. In einer selbständigen Behandlung dieses geschichtlichen Nachweises wäre mancher Punkt nachdrücklicher zu betonen, präciser zu umschreiben; aber auch schon in der Form, wie sie eben durch die Gelegenheit geboten war, ist die Geschichte des ungarischen Theaterwesens in deutlichen Umrissen dargestellt. Wir reproduciren daher diesen Theil von GYULAI's Rede in Nachstehendem:

«Die Begründung der ungarischen dramatischen Kunst war eine schwere Aufgabe, vielleicht schwerer als die eines anderen Kunstzweiges. Wir waren bei weitem nicht in so glücklicher Lage, wie die romanischen und germanischen Völker. Bei jenen sind die Ueberreste der heidnischen dramatischen Kunst nie gänzlich geschwunden und die Kirche konnte diese leicht in christliche umgestalten; bei den letzteren gab es in den Gebräuchen ihres ursprünglichen Glaubens vielerlei Gestaltungen und Schaustellungen, welche die Kirche gleichfalls zu ihren Zwecken benützen konnte. Mit einem Wort, die Mysterien und Moraliitäten fanden bei den Romanen und Germanen einen fruchtbaren Boden, und als sie, von der Kirche losgetrennt, sich verweltlichten, wurden sie in den grossen Städten leicht zum Gegenstand der öffentlichen Unterhaltung, und als sie unter der Berührung der Renaissance zu moderner drama-

tischer Kunst wurden, konnten auch die grossen Herren und Könige sie unter ihren Schutz nehmen. Unser ursprünglicher Glauben war, wie es scheint, dem dramatischen Geist nicht günstig, und auch unser Volk hatte keine hervorragende schauspielerische Neigung. Seitdem wir das Christenthum angenommen, gab es, als Theile oder Anhängsel des Cultus, auch bei uns Mysterien und Moralitäten, aber sie blieben in dem ersten Stadium der Entwicklung, und entfalteten sich nicht zum Volksdrama, weil es uns an grossen Städten und einem kräftigen Bürgerthum gebrach, und was wir davon hatten, zum Theil nicht ungarisch war. Aus dem 16. Jahrhundert können wir zwar einige dramatisirte Satiren aufweisen, aber keine Spur eines ungarischen Volksdrama's und Schauspielerwesens. — Hie und da blühte nur das Schuldrama, hauptsächlich durch den Eifer der Jesuiten. BESSENYEI beginnt zwar um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Dramen, als einem Wiederhall des verfallenden französischen Classicismus, allein dies waren nur Buchdramen, nicht für die Bühne bestimmt, weil es eigentlich keine ungarische Bühne gab. — Das ungarische Drama und die ungarische Schauspielkunst sind vom Schuldrama ausgegangen. Als die officiële Germanisation Josef's II. Hand in Hand ging mit der nicht officiellen, jedoch um so gefährlicheren der sich entwickelnden deutschen Literatur und Kunst, und in einigen Städten des Landes deutsche Bühnen errichtet wurden, mengten sich, da die politische Reaction auch auf die Literatur überging, unter die lateinischen dramatischen Vorstellungen der Schulen immer häufiger auch solche in ungarischer Sprache. Die ersten ungarischen Schauspieler-Gesellschaften (1790 in Ofen und Pest, 1792 in Klausenburg) bildeten sich grösstentheils aus studirten jungen Leuten, die bei der Aufführung von Schuldramen mitgewirkt hatten, und unsere ersten dramatischen Schriftsteller waren Professoren, Geistliche und Mönche. Doch diese ersten Schauspieler-Gesellschaften schlugen in keiner Stadt Wurzel, am wenigsten in der Hauptstadt. Das Volk begeisterte sich nicht für sie, auch die Magnaten nahmen sie nicht in ihren Schutz, und was die Hauptsache ist, es gab keine Dichter, die dem ungarischen Drama nationalen Geist, nationales



Leben eingehaucht und das Publicum mit sich fortgerissen hätten. Das Repertoire bestand aus schlecht übersetzten fremden Stücken, die Jedermann auf der deutschen Bühne besser aufführen sehen konnte, oder aus ungeschickten Bearbeitungen; und was sie Originales geben konnten, war kaum mehr als eine dialogisirte Darstellung der glorreichen Momente unserer Geschichte; denn die ungarische dramatische Kunst hatte sich die Pflege und Verbreitung der Sprache, die Erweckung des Patriotismus zum Hauptzweck gemacht; sie wollte die glorreiche Vergangenheit dem Verfall der Jetztzeit gegenüber stellen, und kümmerte sich am allerwenigsten um den tragischen und komischen Ausdruck der Leidenschaften.

«Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts traten zwei junge Dichter auf, um der begonnenen dramatischen Bewegung Leben einzuhauchen. Der eine war ein Kind des Volkes, der Sohn eines armen Kecskeméter Webers, Josef Katona, der in Pest bald Jurat, bald Schauspieler war, und nach einigen dramatischen Versuchen im Alter von kaum vierundzwanzig Jahren das ungarische Drama mit einem grossen Werk begründen wollte. «*Bánk Bán*» war in der That ein herrlicher Anfang der ungarischen Tragödie, es ist auch heute noch unsere beste Tragödie, stand jedoch mit dem herrschenden Geschmack im schärfsten Gegensatz, war der Zeit vorausgeeilt und konnte auf die Entwicklung nicht einwirken. Man konnte dieselbe auch nicht aufführen, die Censur gestattete nur die Drucklegung, nicht zugleich die Aufführung. Der hierdurch missmuthig gewordene Dichter zog sich zurück und vergrub seinen Genius in der Einsamkeit. — Der andere junge Dichter war der Sohn eines vornehmen adeligen Hauses, der Bruder eines bereits gefeierten Dichters, — KARL KISFALUDY, der eine stürmische Jugend verlebte, frühzeitig die Schule verliess, einige Jahre in der Armee diente, an den französischen Kriegen theilnahm, dann, aus dem Militärdienst ausgetreten, nach Hause kam, mit seinem Vater in Zerwürfniß gerieth, aufs Neue in die Fremde wanderte und sein Leben als Maler fristete. In die Heimat zurückgekehrt, liess er sich in Pest nieder, wo er sich den Lebensunterhalt gleichfalls mit seinem

Pinsel erwarb. Indess wurde ein Drama von ihm durch eine Wandertruppe in Stuhlweissenburg mit grossem Erfolg gegeben, und als diese Gesellschaft 1819 nach Pest kam und dasselbe Stück hier im grossen deutschen Theater aufführte, begrüßte das hauptstädtische Publicum den Dichter und die Schauspieler mit ausserordentlicher Begeisterung. — Der unerwartete Erfolg veranlasste KISFALUDY noch in demselben Jahre drei neue Stücke zu schreiben, die mit noch grösserer Wirkung gegeben wurden. Von nun an blieb er der Bühne bis zu seinem Tode getreu. In ihm hatte das ungarische Theater seinen Dichter gefunden. Seitdem giebt es ein selbstständiges ungarisches Drama, und damals begann das ungarische Theater in der Hauptstadt des Landes Wurzel zu schlagen. KARL KISFALUDY stand mit seiner Zeit nicht in so scharfem Gegensatz wie KATONA; er klärte, hob nur den damaligen Geschmack, und war überaus fruchtbar. Auch er dramatisirte die glorreichen Momente der ungarischen Geschichte, aber mit mehr historischem Sinn, mit lebendigerer Charakteristik, mit mehr dramatischem Leben und in einer poetischeren Sprache als seine Vorgänger und Zeitgenossen. Er erhob sich in seinen ernstesten Stücken nicht bis zur Tragödie, berührte diese aber bereits in einem derselben, in «Irene». Grössere Erfolge hatte er auf dem Felde des Lustspiels. Er schilderte (mit Anlehnung an zeitgenössische deutsche Muster. D.) die ungarische Gesellschaft und brachte eine Anzahl Typen auf die Bühne, die auch von den späteren Dichtern in verschiedenen Variationen reproducirt wurden. Er war der Erste, der die zwei am meisten contrastirenden und originellsten Typen der ungarischen Gesellschaft darstellte: den entnationalisirten, ausländernden Magnaten, und den zwar magyarischen und rohen, aber gutherzigen Provinz-Cavalier. Auch die Schilderung des Volkslebens verschmähte er nicht; er brachte eine Gruppe ländlicher Genrebilder auf die Bühne, so dem späteren ungarischen Volksdrama vorarbeitend. KARL KISFALUDY strebte darnach, das ungarische Drama zum Spiegel der Vergangenheit und Gegenwart, der Geschichte und der Gesellschaft zu erheben und legte so den Grund der ungarischen dramatischen Dichtung.



«Indess trat mit seinem Tode eine Pause und Verfall ein. Die Buchdramen kamen in Mode und die ungarischen Dichter begannen gerade zu der Zeit die dramatische Form und die Erfordernisse der Bühne weniger zu berücksichtigen, als die ungarischen Schauspieler sich in Ofen niederliessen, um bald darauf nach einer vierzigjährigen Wanderperiode in dem in Pest im Jahre 1837 eröffneten Nationaltheater eine bleibende Stätte zu finden. Ein neuer Dichter war daher nöthig, der ungarischen dramatischen Literatur einen neuen Impuls zu geben, für die ungarischen Schauspieler ein neues Repertoire zu schaffen. Dieser Dichter säumte wohl, aber nicht zu lange.»

So weit die geschichtliche Einleitung. Die Biographie und Charakteristik SZIGLIGETI's geben wir grösstentheils, jedoch nicht ganz nach GYULAI's Denkrede :

1834 kam ein zwanzigjähriger junger Mann nach Pest, um hier Geometrie zu studiren und das Ingenieurdiplom zu erwerben, der sich aber dem Theater zuwandte. Sein Name war JOSEF SZATHMÁRY. Er wurde am 18. März 1814 in Grosswardein geboren und war der Sohn eines dortigen Advocaten, ALEXIUS SZATHMÁRY. Schon als Knabe verrieth er Neigung zur dramatischen Kunst, indem er am liebsten Theater spielte. Bis 1831 studirte er in seiner Vaterstadt, dann wurde er Ingenieurspracticant bei der Kőrösregulirung und kam nach zweijähriger Praxis nach Pest, um hier Geometrie zu studiren und das Ingenieurdiplom zu erwerben. Doch er mochte den ihm aufgezwungenen Beruf nicht, und hatte sich schon seit mehreren Jahren weit lieber mit literarischen Versuchen beschäftigt. Er ging oft nach Ofen, um den ungarischen Theatervorstellungen beizuwohnen, und immer lebhafter wurde in ihm der Drang, Schauspieler und dramatischer Dichter zu werden. Er kämpfte einige Zeit mit sich, ging aber schliesslich doch zum Theater. GABRIEL DÖBRENTÉI, damals vom Pester Comitát mit der Leitung des Ofner Theaters betraut, engagirte ihn als Schauspieler, Choristen, Tänzer und überdies als Inspicienten anfangs mit zwölf, später mit vierzehn Gulden Monatsgage. Der junge Mann wandte sich aber bald mit noch einer Bitte an seinen Director, der ein

Schriftsteller von Ruf und Secretär der ungarischen Academie war. Er bat ihn nämlich, ihm einen schönen Namen zu wählen, denn er wollte als Schauspieler nicht seinen Familiennamen führen, um seinen Vater, der ihm wegen seines Schrittes ohnehin zürnte, nicht noch mehr zu reizen. DÖBRENTÉI nahm aus seiner Bibliothek das erste beste Buch, das ihm in die Hand kam, ALEXANDER KISFALUDY'S «Sagen», schlug es auf und las die erste Zeile der aufgeschlagenen Seite: «*Szigligetben fogunk élni*» (In Szigliget werden wir leben). — «Der Name SZIGLIGETI wird für Sie gut sein, es ist wirklich ein schöner Namen», — sagte DÖBRENTÉI. Der junge Mann acceptirte den neuen Namen und vertauschte auch seinen Taufnamen «Josef» mit «Eduard». — So kam der junge Aspirant zu dem Namen EDUARD SZIGLIGETI, den er durch seine Wirksamkeit zu einem der geachtetsten und bleibendsten in der ungarischen Literatur machte. Er begann mit allem Eifer Theaterstücke zu schreiben und als Schauspieler zu wirken, brachte es jedoch in letzterer Beziehung nicht weit und zog sich 1841, als er Secretär des Nationaltheaters wurde, von der Schauspieler-Laufbahn zurück.

Als dramatischer Dichter erregte er gleich von Anfang an Aufmerksamkeit. Er entwickelte eine ausserordentliche Fruchtbarkeit und erzielte mit all seinen Stücken mehr oder weniger Erfolg, denn er besass gerade die Eigenschaften, die der ungarischen dramatischen Dichtung am meisten fehlten: Erfindung, Bühnenkenntniss, Technik. Er legte das Hauptgewicht auf die Handlung, wogegen freilich Charakteristik und Darstellung der Leidenschaft bei ihm in den Hintergrund traten. Die Bühne erzog ihn zum Schriftsteller. Er machte täglich die Erfahrung, dass selbst die schönsten Monologe und Gespräche, die feinsten Nuancen der Charakterschilderung verloren gehen, wenn sie nicht durch eine klar verständliche, rasch sich entwickelnde Handlung unterstützt werden; und dass die Schauspieler das beste Drama zu Grunde richten können, wenn die Rollen nicht ihrem Talent und ihrer Individualität angemessen sind. Er suchte den verborgenen Ursachen der Wirkung auf den Grund zu kommen und studirte die individuellen Fähigkeiten der Schauspieler; kein Wunder, dass seine Stücke manchmal mehr die



Bühne, als das Leben abspiegelten, und dass er mehr «Rollen» als wirkliche Charaktere schuf. Dazu kam noch, dass er rasch schrieb und viel producirte, weil er von seinen Stücken leben musste. Er schien daher auch manchmal matt, erschöpft, aber der Quell seiner Erfindungsgabe versiegte nie, ja er wallte von Zeit zu Zeit mit neuer Kraft auf. Er hat zwar keine solche Hauptwerke hinterlassen, die als Darstellung einer grossen Leidenschaft, als Verkörperung irgend einer grossen Idee hoch emporragen würden; wohl aber bilden einzelne bessere Werke von ihm, die sein Talent auf der Höhe seiner Entwicklung zeigen, und seine gesammte Wirksamkeit blieb eine Epoche in der ungarischen dramatischen Literatur. Er hat nicht allein den Theatern der Hauptstadt und der Provinz ein Publicum, sondern auch eine ganze dramatische Schule geschaffen; er hat die Technik des ungarischen Drama's gehoben und der Handlung, die von den ungarischen Dichtern vernachlässigt war, zu ihrem Recht verholfen.

Auch sonst hatte er seine Verdienste. Gleich in seinen ersten Versuchen folgte er den Traditionen des ungarischen Drama's und schrieb *historische Tragödien*, in welchen er von seinen Vorgängern KARL KISFALUDY und MICHAEL VÖRÖSMARTY die patriotische Richtung und den Jambus übernahm, sonst aber ihnen nicht folgte. KISFALUDY schilderte vorzugsweise die Beispiele des aufopfernden ungarischen Patriotismus, in welchen jedoch nicht viel dramatisches und noch weniger tragisches Element zu finden ist. VÖRÖSMARTY und KARL KISFALUDY schrieben vielmehr historische Gedichte als historische Dramen. SZIGLIGETI hingegen neigte nach der dramatischen und tragischen Seite der ungarischen Geschichte hin, und strebte nach einheitlicher und abgerundeter Handlung.

Vierzig Jahre hindurch cultivirte er dieses Feld. Er hat beinahe alle einigermassen dramatischen Momente von der Zeit des heil. Stefan angefangen bis zur Rákóczy'schen Insurrection bearbeitet. — Dass in seinen Tragödien die das Zeitalter bewegenden Ideen nicht genügend mit den individuellen Leidenschaften verschmolzen, dass die Erhabenheit der Helden selten im Einklang ist mit den von Erfindungsgabe zeugenden Elementen der Hand-

lung, — das lag nicht allein an ihm, sondern auch an der ungarischen historischen Literatur, die sich mehr mit den Thatsachen, als mit der Philosophie derselben beschäftigt, und mehr die Richtigstellung der Daten, als eine plastische Darstellung der Individuen bietet. — An seinen ersten Tragödien merkt man den Einfluss der französischen romantischen Schule; er wendet sich in denselben den finstern Leidenschaften und den grossen Verbrechen zu. Später klärt er seinen Geschmack durch das Studium der grossen europäischen Tragödiendichter; er tritt mit gelungeneren Werken auf, und schreibt im Nachmittag seines Lebens einige Tragödien, welche die früheren übertreffen und zu den besten ungarischen Tragödien zählen, wie: «A trónkereső» (Der Prätendent), «Valeria» u. a. m.

Auch auf dem Felde des *Lustspiels* trat SZIGLIGETI anfangs mit historischen Stücken auf. Er wandte sich aber bald der Gegenwart zu und liebte es, die sich immer mehr magyarisirende Hauptstadt zum Schauplatz zu wählen. Da er die höheren Classen weniger kannte, so wählte er am liebsten die mittleren Schichten der Gesellschaft zum Gegenstand. Das komische Element schöpfte er zumeist aus dem Familienleben; seine Lieblingssujets sind das streitende und sich versöhnende Ehepaar, die herrschsüchtige Schwiegermutter, der gegen das Pantoffelregiment ankämpfende Gatte, die zum Zweck einer guten Partie Aufwand treibende Mutter und Tochter. Handlung und Charakterschilderung verschmelzen in seinen Lustspielen besser miteinander, als in seinen Tragödien, und die Lebendigkeit der Gestalten hebt die witzigen Wendungen der Erfindung. Mit seinen besseren Lustspielen, wie z. B. «Fenn az ernityő, nincsen kas» (Aussen huj, innen pfuj); «Mama»; «Nő uralom» (Frauenherrschaft) u. a. übertraf SZIGLIGETI nicht allein seine Vorgänger, sondern auch seine Zeitgenossen.

Wenn er sich dem niederern Lustspiel-Genre zuwendet, so bemächtigt sich seiner eine elementare gute Laune. So schrieb er einmal eine Posse «Liliomfi», in der selbst NESTROY einen ihm verwandten Geist fand. Ein Schauspieler hatte die ungarische Posse unberechtigter Weise übersetzt und dem Wiener Possendichter



und Theaterdirector eingereicht. Dieser bearbeitete die ohne Zweifel schlechte Uebersetzung und brachte sie unter dem Titel: «Umsonst» zur Aufführung. — Ueberhaupt zeichnete SZIGLIGETI mit besonderer Vorliebe und mit Glück die komischen Genrefiguren. Besonders that er dies in seinen *Volksstücken*. Hier war er in seinem Element und da erschloss er ein reiches ungarisches Leben, von dem seine Vorgänger sich gar nichts träumen liessen. — Das Volksstück ist SZIGLIGETI's originellste Schöpfung und stimmt mit den Eigenthümlichkeiten seines Dichtertalentes am meisten überein. Sein Gemüth war mehr sentimental als poetisch, das niedrig Komische in grösserem Maasse sein Element als das höhere Komische. Die Verhältnisse und die Stimmung der Zeit, die dem Volksthümlichen zustrebende Bewegung in der ungarischen Literatur kamen diesen Eigenthümlichkeiten seines Talents fördernd entgegen. Fast seit dem Bestande des ungarischen Theaters gehörten die Wiener Possen zu dessen Repertoire. Schon die erste 1790 gegründete ungarische Schauspielergesellschaft führte, am 6. Mai 1793 zum ersten Mal, die Oper «Prinz Schnudi und Eva Kathel» in einer freien Bearbeitung als Singspiel (unter dem Titel: «Prinz Pifko und Jutka Perzsi») auf. — Auch später zog die ungarische Bühne die Erzeugnisse der Wiener komischen Muse gern in ihren Bereich. In den dreissiger Jahren und Anfangs der vierziger gehörten die Stücke RAIMUND's und NESTROY's zum Repertoire des Pester Nationaltheaters wie der übrigen ungarischen Bühnen. Doch dieses Verhältniss konnte nicht von Dauer sein. Der Geschmack der ungarischen Theaterbesucher begann sich von der Wiener Posse abzuwenden. Die nationalen Reformbestrebungen brausten immer heftiger. Das ungarische Publicum hatte keine Aufmerksamkeit mehr für das fremde Element in den übersetzten Possen; alle seine Sinne waren den heimischen Vorgängen zugewendet und den Ereignissen, die da kommen mussten. Ein Hauptthema alles dessen, was damals gesprochen und geschrieben wurde, bildete die Emancipation des Volkes, die Aufhebung der Frohnpflichtigkeit; das Volk wurde der Gegenstand eines Cultus, der in der Literatur, besonders in der Lyrik, schon früher gepflegt worden, und bald

seine glänzendsten Interpreten in PETÖFI und ARANY gewann. Im Roman erhielt dieser Cultus des Volkes durch EÖTVÖS' «Dorfnotär», und im gesellschaftlichen Leben dadurch seinen Ausdruck, dass man in den Salons ungarische Volkslieder zu singen und «Csárdás» zu tanzen anfang. Dieser demokratische Zug musste auch das Drama erfassen. — Das Nationaltheater begann spärlich besucht zu werden, auf Mittel zur Abhilfe bedacht, schrieb der Director BARTAY einen Preis von hundert Ducaten auf ein Volksstück aus, und diesen erhielt: «A kalandor» (Der Abenteurer), von NÉY, der aber gleich bei der ersten Aufführung durchfiel. Doch «Szökött katona» (Der Deserteur), von SZIGLIGETI, der vergebens concurrirt hatte, wurde bei der ersten Aufführung mit frenetischem Jubel aufgenommen. Das Theater war gerettet. Nicht allein das nationale Publicum drängte sich zu dem neuen Stück, sondern auch Viele, die der ungarischen Sprache nicht mächtig waren. Die Volksgestalten, die man da zum ersten Mal sah, die Volkslieder, die man da von geschulten Sängern und Sängerinnen zum ersten Mal hörte, übten einen grossen Reiz aus. Das Volk, für das so viele Reden gehalten und Leitartikel geschrieben wurden, war als edler, leidender Theil auf die Bühne gebracht, und eroberte sich im Sturm die Sympathien des Theaterpublicums. — Dem «Deserteur» liess SZIGLIGETI die «Zwei Pistolen» (Két pisztoly), ein nicht minder glänzend aufgenommenes Volksstück folgen, und dann schrieb er noch eine ganze Reihe von Stücken desselben Genre's. Den gleichen Weg schlugen auch Andere ein und die ungarische Bühne bevölkerte sich nach und nach mit ungarischen Volkstypen aller Art, Recruten und ausgedienten Soldaten, Husaren und Infanteristen, Dorfschönen und alten Weibern, Zigeunern und Dorfschulmeistern, Räubern und Trabanten u. s. w. So ward SZIGLIGETI der Schöpfer des ungarischen Volksstückes, eines Genre's, das bis zum heutigen Tage die Gunst und die Theilnahme des ungarischen Theaterpublicums bewahrt hat.

SZIGLIGETI hatte auf seiner langen Laufbahn als Theaterdichter bei mancherlei Misserfolgen auch zahlreiche schöne Erfolge aufzuweisen. Er gewann über zwanzigmal mit seinen Stücken aca-



demische Preise, und war wiederholt Gegenstand öffentlicher Ovationen im Theater; so am 29. August 1869 bei Gelegenheit der hundertsten Aufführung des «Deserteurs» im Nationaltheater; und am 27. Dezember 1872, als sein *hundertstes* Stück: «Struensee» zum ersten Mal gegeben wurde.

Uebrigens hat SZIGLIGETI der Bühne nicht allein als Theaterdichter gedient, sondern erst Jahre lang als Dramaturg und Präsident der Dramenbeurtheilungs-Commission, und vom Jahre 1873 angefangen als Director des Nationaltheaters für die recitirenden Vorstellungen.

Eine Zeit lang wirkte er auch als Lehrer am dramatischen Conservatorium, und eine Frucht dieser Wirksamkeit ist sein Werk: «A drama és válfajai» (Das Drama und seine Gattungen), 1874 von der Kiszaludy-Gesellschaft herausgegeben. Ein weniger ästhetisch-theoretisches, als dramaturgisch-practisches Werk, in welchem die Behandlung der mittleren Gattungen: des Schauspiels, des Vaudeville's, der Tragicomödie u. s. w. einen grossen Raum einnimmt. Ein besonderer Anhang desselben Buches enthält einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der ungarischen dramatischen Literatur, zum Theil aus seinen eigenen Jugenderinnerungen. — Dem reichen Vorrath seiner persönlichen Erinnerungen sind auch Lebensbilder von acht der bedeutendsten ungarischen Schauspieler aus den dreissiger und vierziger Jahren zu verdanken, die vorher zerstreut und 1878 im Verlag der «Franklin-Gesellschaft» unter dem Titel: «Magyar színészek életrajzai» (Biographien ungarischer Schauspieler) erschienen. So schrieb und machte SZIGLIGETI ungarische Theatergeschichte, als Chronist und Biograph, wie als Theaterdichter und dramaturgischer Leiter.

Dr. ADOLF DUX.

# DIE SERBEN IN UNGARN.

Historisch-politische Studie.

## II.

VOM CARLOWITZER FRIEDENSSCHLUSSE BIS ZUM REGIERUNGSANTRITTE MARIA THERESIA'S.

### 1.

NACH dem Frieden von Carlowitz musste man ernstlich daran denken, die fremden serbischen «Gäste» in den Rahmen des diesseitigen Unterthanenverbandes einzugliedern. Die Serben selbst hatten vor dieser Nothwendigkeit grosse Besorgniss; denn ihre Privilegien wurden stets heftiger angefochten. Deshalb erliess Kaiser Leopold unter dem 2. Juni 1699 einen erneuten Schutzbrief für die Raizen des Syrmier Comitats und am 21. Juli desselben Jahres für die raizische Nation überhaupt, worin die Verdienste dieses Volkes in Folge des Verlassens der Türkei und wegen der geleisteten Kriegsdienste aufgezählt werden und den geistlichen und weltlichen Ständen der Raizen abermals das Versprechen ertheilt wird, dass sie in ihren körperlichen und dinglichen Rechten und Freiheiten allerh. Schutz und ungehinderten Genuss erhalten sollen. Zugleich werden aber auch die Freiheiten der «orthodoxen» (katholischen) Kirche aufrecht erhalten und den Serben bedeutet, dass die schon begonnene Bestimmung ihrer neuen Wohnplätze vollendet werden müsste.\*

Diese letztere Aufgabe war von Seite des Wiener Hofes vor

\* CZOERNIG, l. c. p. 96—97.



Allem zu lösen. Die Errungenschaften des Carlowitzer Friedens bedurften an den Grenzen einer strengen, beständigen Vorhut. Zu diesem Zwecke wurde die Militär-Grenzinstitution auch an der Save, Donau, Theiss und Marosch errichtet. Das Materiale hierzu boten die serbischen Flüchtlinge. Schon am 24. Juli 1699 eröffnete der Hofkriegsrath dem Palatin von Ungarn den gefassten Entschluss, die Wohnsitze der Raizen zu verändern und denselben neue Districte in Ungarn und dessen Nebenländern anzuweisen.\* Eine besondere Conferenz im Schoosse des Hofkriegsrathes arbeitete die Grundlinien dieser neuen Ansiedelung und Militärorganisation aus. Die Errichtung einer Landmiliz und eines Tschardakenvolkes (unmittelbare Grenzwaiche), Unabhängigkeit von den Comitatsbehörden, ungestörter Grundbesitz, freie Religionsübung und freier Waldgenuss waren die Hauptpunkte der neuen Statuten. Verschiedene Umstände, darunter auch finanzielle Schwierigkeiten, hemmten die sofortige Durchführung der gefassten Beschlüsse, so dass der Kaiser besorgt wurde, diese Zögerung könnte das Serbenvolk zur Verzweiflung treiben und bestimmen, zur Rettung aus der über sie hereingebrochenen Nothlage sich in die Türkei zurückzuziehen. Man bedurfte aber der Serben als Colonisten und Grenzsoldaten dermalen weit mehr als früher. Auch die Comitats erhaben gegen die Durchführung der Miliz-Errichtung in den Comitaten Bács und Bodrog grosse Hindernisse, weshalb es daselbst zwischen der Miliz und den Comitatsensern zu blutigen Conflicten kam und in der That bereits ganze Dörfer in die Türkei zurückgesiedelt waren.\*\* Die leitenden Principien bei Errichtung dieser *neuen Militärgrenze* wurden durch die Bestimmungen der allerh. Resolution vom 15. August 1702 festgestellt. Diese bezweckten vor Allem die Absonderung des Wehrstandes von den Contribuenten und theilten die Landesbevölkerung in folgende Categorien ein: a) wirklich dienende *Landmiliz*, b) *Tschardakenvolk*, c) *ausgediente Milizsoldaten* (Eme-

\* CZOERNIG. I. c. p. 97.

\*\* VANICEK, Specialgeschichte der Militärgrenze. Band I, p. 129.

riti) und d) die *Ueberzähligen* (Exempti), welche unter der Provincial-Jurisdiction verblieben. Es gab in Folge dessen im Militär-Grenzdistricte Militärlehen und Provincialgründe; erstere galten als Sold, resp. als Altersversorgung für die Miliz, letztere unterlagen der Provincial-Contribution, von welcher freilich die Exempti durch drei Jahre befreit wurden, um sie in guter Stimmung zu erhalten und andere Auswanderungslustige herbeizulocken.\*

Die Bezüge der Officiere und der Mannschaft in diesen Grenzgebieten wurden vom Obercapitän abwärts zu zwei Dritteln in Grundstücken angewiesen. Die Beträge für die Grenzmiliz mussten von den nächstanliegenden Comitaten aufgebracht werden. Für die hier besonders in Betracht kommenden Grenzdistricte an der Theiss und Marosch ist noch zu bemerken: Der Stand der Miliz konnte nur im Einvernehmen mit der ungarischen Hofkanzlei festgesetzt werden. Dieses Grenzgeneralat bildete keine abgesonderte Provinz; für die Gerichtsbarkeit der serbischen Miliz, welche von den Comitaten befreit war, wurde ein königlicher Richter (Knes) aufgestellt, welcher die Interessen der Serben zu vertreten und die Veranschlagung der Contribution zu besorgen hatte. In jedem Comitate, das ganz oder zum Theil von Serben bewohnt war, wurde überdies ein Vice-Knes aufgestellt, mit der Verpflichtung, ihre Individual- und Particular-Angelegenheiten zu leiten und mit Hilfe der ihm zugetheilten Assessoren oder Ortsältesten die Contribution zu bemessen und einzuheben. Dem Clerus und der Kirche waren in jedem Dorfe drei Sessionen, und zwar zwei für den Pfarrer und eine für den Dorfschulmeister auszuscheiden und von allen Lasten zu befreien. Die Art und Weise der Contributions-Repartirung, die Vergütung für Vorspannsleistungen, die Gratisarbeiten u. s. w. wurden gleichfalls eingehend geregelt. Ebenso hatte man für die Errichtung einer ordentlichen Justizverwaltung Sorge getragen.\*\*

Aber nicht nur an den Grenzen mussten neue Einrichtungen

\* Ibidem p. 131 ff.

\*\* Ibidem p. 135 ff.



zum Landesschutz und zur Abwehr der Türkeneinfälle getroffen werden, sondern durch die Befreiung weiterer Landesstrecken aus der türkischen Botmässigkeit in Folge der allmähigen Verdrängung der Türken aus Ungarn ergab sich auch für die übrigen bisher türkischen Gebiete die Nothwendigkeit, die wiedergewonnenen Landstriche in Bezug auf Bevölkerung, Güterbesitz, Verwaltung u. s. w. entsprechend einzurichten. Zu diesem Behufe wurde schon unter dem 29. Juli 1688 die sogenannte *«neo-aquistische Hofcommission»* zur Einrichtung Ungarns ernannt. An der Spitze derselben stand der Cardinal Kollonitsch, den wir bereits als den Hauptbeförderer des Unionswerkes bei den Griechisch-Nichtunirten genannt haben. Was aber hinsichtlich dieser Katholisirung der Griechisch-Gläubigen vor dem Carlowitzer Frieden nur sporadisch versucht worden, das sollte nun in umfassender Weise geschehen. Es erging deshalb unter dem 8. October 1701 an die zur Grenz-Einrichtung in Slavonien und resp. an der Theiss und Marosch abgeordneten Commissäre eine allerrh. Verordnung, wodurch die oberhirtliche Jurisdiction des serbischen Metropolitens sehr »bedeütlich« eingeschränkt wurde. Derselbe hatte weder eine kirchliche Visitation bei seinen Gläubigen vorzunehmen, noch sich irgendwie in die geistliche Leitung seiner Kirche einmischen dürfen. Den Griechisch-Nichtunirten wird zwar die Religionsfreiheit vorbehalten, jedoch seien sie in den katholischen Diöcesen den Bischöfen dieses Ritus untergeordnet\*. Dieselbe Absicht der langsamen Absorption der Griechisch-Orientalischen durch den Katholicismus, welche in Slavonien und später im Sichelburger Districte des Karlstädter Generalats gelang, war auch die Ursache der Transferrirung des Metropolitansitzes der Serben von der Grenze nach St.-Andrä bei Ofen.

Die obernährte Errichtung der Theiss-Maroscher Militärgrenze begegnete bei den ungarischen Landesbehörden gleichfalls ernsten Bedenken. Die ungarische Hofkanzlei machte am 28. Juni 1703

\* Vgl. diese Verordnung im Wortlaute im ungar. Landesarchiv, Illyrische Hofdeputations-Acten aus dem Jahre 1755, Fasc. I, Zahl 8. Ferner: CZOERNIG, Ethnographie, III, 1. Abth., 1, 98, 100.

in 24 Punkten ihre Vorstellungen dagegen, wobei sie insbesondere hervorhob, dass die kriegslustigen Ungarn empört sein würden, wenn man ihnen die verdächtigen (*suspecti*) Raizen als Grenzhüter vorziehe. Auch bei der Steuereinhebung und Gerichtsverwaltung führe die Absonderung der Raizen nur zu Misshelligkeiten. Die neue Grenzzrichtung alterire die einzelnen Comitate und die kirchlichen Diöcesen, und es müssten bei ihrer Durchführung auch hinsichtlich der Abgaben, der Conscription, dann in Bezug auf die Flüchtlinge neue Gesetze gegeben werden. Die Raizen müssten ferner von ihrer Feindseligkeit gegen die übrigen Bewohner ablassen und mit denselben gleiche Lasten übernehmen.\*

Diese Einsprache der höchsten ungarischen Behörde konnte jedoch betreffenden Orts die in Angriff genommene Errichtung der Grenzinstitution nicht verhindern, um so weniger, als der Wiener Hof damals die militärische Kraft der Serben dringlich vonnöthen hatte. Die Insurrection Franz Rákóczy II. hatte die grössten Befürchtungen erweckt, die Gefahren erschienen für das habsburgische Kaiserhaus und seinen Länderbesitz in jenem Momente um so bedrohlicher, als der spanische Erbfolgekrieg die Wehr- und Finanzkraft des Reiches ohnehin schon vollauf in Anspruch nahm. Dazu war in Ungarn die Unzufriedenheit und der Missmuth in Folge der Steuerlast, der Ausschreitungen des kaiserlichen Heeres, der Willkür der Beamten und Steuerexecutoren, der inconstitutionellen Gebahrung der Wiener Regierung u. s. w. zuhächst gestiegen.

Diese böse Verstimmung wurde auch durch die Exemption und das Verhalten der Serben genährt. Im Jahre 1698 wurden dem Lande vier Millionen ständige Kriegssteuer auferlegt; von dieser Last waren gemäss ihrer Privilegien die eingewanderten Serben befreit. War schon dieser Umstand in den Augen der übrigen Landesbewohner ein Gegenstand des Neides und der Gehässigkeit, so wurden diese feindseligen Gefühle noch dadurch vermehrt, dass

\* CZOERNIG. I. c. 98.



man zur gewaltsamen Eintreibung der schwer erschwinglichen Kriegssteuer fast allgemein die serbische Nationalmiliz verwendete. Ja man trifft aus diesen Tagen von Seite der Militär- und Civilbehörden an die einzelnen Gemeinden die Steuermahnung oft mit der drohenden Clausel versehen: «Versäumt nicht die Contribution je eher einzuliefern, widrigenfalls wir gegen die Ungehorsamen ohne Erbarmen ein paar Tausend Raizen als Execution schicken.» \*

Und in der That werden uns aus der Zeit der Rákóczy'schen Unruhen haarsträubende Beispiele der Grausamkeit erzählt, welche die raizische Soldatesca namentlich gegen die «Kurutzen» (Anhänger Rákóczy's) verübte; selbst kaiserliche Generale berichten hierüber nur mit Entsetzen. \*\* Die Klagen der getreuen Landestheile über diese Ausschreitungen der serbischen Miliz bewogen auch den Kaiser am 7. December 1704 den Erzbischof Csernovics zu ermahnen, dass er sein Volk von weiteren Excessen abhalten, die Schuldigen strafen und Schadenersatz verschaffen solle, widrigenfalls strengere Massregeln genommen werden müssten. Aber zu diesen «strengeren Massregeln» kam es nicht; denn man hatte der Serben überaus nöthig und rechnete es denselben besonders hoch an, dass sie nicht bloß mit Treue und Tapferkeit gegen die Kurutzen auf dem Schlachtfelde gekämpft, sondern auch den Versprechungen und Drohungen des Fürsten Rákóczy widerstanden hatten. \*\*\*

Aus seinem Lager von Diószeg richtete nämlich Rákóczy unter dem 9. August 1704 eine Proclamation an die Raizen, worin er sie aufforderte, für die unterdrückte Freiheit des Vaterlandes ohne Zaudern die Waffen zu ergreifen und sich ihm anzuschließen. In diesem Falle verheisse er ihnen, dass sie «von Sohn zu

\* Vgl. HORNYIK, A ráczok ellenforradalma 1703—1711 (d. i. «Die Contre-Revolution der Raizen von 1703—1711») in «Századok» («Jahrhunderte») vom Jahre 1868, p. 541.

\*\* Ibidem p. 542, von daher datirt auch das gehässige Schimpfwort im Ungarischen: «vad rácz» (d. i. «wilder Raize»).

\*\*\* CZOERNIG, l. c. p. 98, 99.

Sohn, von Nachkommen zu Nachkommen» an keinem Orte eine Steuer entrichten, sondern nur mit ihren Waffen dem Vaterlande dienen sollen. «Wenn sie aber nicht für das theure ungarische Vaterland und damit zugleich für ihre eigene Freiheit sich erheben oder gar die Waffen gegen uns kehren: dann werden wir sie ohne Erbarmen tödten und niedermetzeln lassen und selbst ihre Kinder dem Schwerte überliefern, um sie auf diese Weise aus unserem ungarischen Vaterlande gänzlich auszurotten.» \* Der serbische Patriarch sandte diese Proclamation an den Wiener Hof \*\* und hielt mit den Seinigen treu bei dem Kaiser, was dieser auch dadurch belohnte, dass er durch den Hofkriegsrath ein beschwerdeführendes Memoriale des serbischen Erzbischofs dahin beantworten liess: «Die Privilegien der Raizen sollen, wofern dieselben noch nicht erfüllt sind, vollständig durchgeführt werden; es stehe aber der gegenwärtige wirre und aufgeregte Zustand in Ungarn entgegen; zur Unterdrückung dieses Zustandes sollen die Raizen schleunig beistehen. Dem Erzbischof soll die ihm versprochene jährliche Pension ausgezahlt werden und derselbe Entschädigung erhalten, wenn das ihm ertheilte Gut Székeső (Szecső) ob jus tertii zurückgegeben werden müsste.» \*\*\*

Die Schilderung der Betheiligung der Raizen an der Bewältigung der Rákóczy'schen Insurrection liegt nicht in unserer Aufgabe. Wir wenden uns darum den weiteren Verhandlungen zwischen der Regierung und der serbischen Nation, resp. deren Metropolen zu.

Die Klagen und Beschwerden, aber auch die Wünsche und Forderungen der Serben ersieht man deutlich aus einem eigenhändig geschriebenen Gesuch des Patriarchen Csernovics vom 16. Juni 1706, welches derselbe an den neuen Monarchen Kaiser Josef I. im Interesse der serbischen Nation gerichtet. Csernovics nennt sich darin «Erzbischof und Patriarch der Raizen, Ruthenen und Walachen (!)» und nachdem er den historischen Verlauf der serbischen Einwan-

\* «Századok» l. c. p. 544—545.

\*\* «Les Serbes de Hongrie» p. 89.

\*\*\* CZOERNIG, l. c. p. 99.



derung erzählt, führt er in 18 Punkten die erhaltenen Freiheiten auf, um deren Bestätigung er den neuen Monarchen bittet. Die Wohnsitze der Serben, über welche ihm die kirchliche und politische Jurisdiction zustehe, bezeichnet der Patriarch also: Ungarn, und darin namentlich die Districte Sakmar, Warasdin und Bellova, Croatien und seine Seeplätze, die Districte von Licca und Corbavien, die Carlstädter Grenze und das Zrinopoljer Feld, dann Slavonien und darin insbesondere die kleine Walachei; überdies Siebenbürgen (!), auch endlich die anderen «angestammten» Provinzen: Walachei (!), Moldau (!), Illyrien, Mösien u. s. w. Nachdrückliche Beschwerde erhebt der Patriarch ferner gegen das Decret vom Jahre 1701, welches seine und seiner Bischöfe Jurisdiction schmälert, und ersucht um Widerruf desselben. Die «Wünsche und Forderungen» des serbischen Volkes und seine persönlichen Begehren fasst er dann in 24 Punkten zusammen. Wir finden darin Folgendes: Aufrechterhaltung der griechischen Kirche und der Rechte ihrer Bischöfe, freie Wahl von zwei raizischen Stadträthen in den gemischten Bezirken \*, ungehinderte Anlegung von Buchdruckereien und Schulen, Abstellung des schimpflichen Titels «Schismatiker», Gleichstellung mit den Ungarn, die sich als erbitterte Feinde (*infensos nostros hostes*) zeigen, Beschleunigung der beschlossenen Umsiedelung des raizischen Volkes, Einsetzung zweier von der Nation gewählter Hofräthe bei der ungarischen Hofkanzlei mit angemessenem Gehalte, Gleichberechtigung der serbischen Soldaten und Officiere, Vergütung des Kriegsschadens, Aufrechthaltung der Maasse und Gewichte, Anerkennung des serbischen Adels, Handelsverbot für Türken und Juden u. s. w. — Für seine Person endlich begehrt der Patriarch Vergütung von 20,000 Gulden für das entzogene Gut Szecső, Auszahlung von 16,000 Gulden rückständiger Pension, den Titel eines Rathes und

\* Ein Erlass der ungarischen Hofkanzlei vom 14. Mai 1705 an die Stadt *Pest* schreibt vor, dass die Wahlen zum Magistrat der Stadt sobald als möglich vorgenommen werden sollen und auch die *Raizen*, wegen ihrer Verdienste bei den Rákóczy'schen Unruhen, daran Antheil nehmen können so weit es ihre Privilegien erlauben. CZOERNIG, I. c. p. 99.

Knesen von Albanien und Vererbung seines Wappens auf seine Familie. \*

Die Antwort auf dieses Bittgesuch war die am 7. August 1706 erfolgte feierliche Confirmation der serbischen Privilegien durch Josef I. In derselben werden die zahlreichen Verdienste der raizischen Nation, welche sich dieselben in den auswärtigen Kriegen wie in den inneren Unruhen um das Herrscherhaus erworben, und deren unerschütterliche Treue und Aufopferung nachdrücklichst hervorgehoben und demzufolge die Bitte des Patriarchen und Erzbischofs Arsenius Csernovics und der «Stände des gesammten illyrischen und rascianischen Volkes» bezüglich der Bestätigung der ihnen von Kaiser Leopold I. verliehenen Privilegien, Immunitäten und Prärogativen im vollen Umfange anerkannt und bestätigt. Am Schlusse der Confirmation ist die Clausel beigefügt: «Wir behalten uns die volle Freiheit vor, nach Wiederkehr des Friedens in unserem Königreiche Ungarn und dessen Nebenländern diese Immunitäten, Prärogativen und Privilegien je nach Erforderniss der Umstände noch zu erweitern und zu vervollständigen, um dadurch unsere innigste Zuneigung für das illyrische Volk noch deutlicher zu beweisen, wie solches das Heil und die Wohlfahrt unserer Reiche und Provinzen, und somit auch das Wohl des illyrischen Volkes erfordern werden.» \*\*

*Diese wichtige Bestätigung der serbischen Privilegien, welche unter dem 29. September 1706 auch durch die ungarische Hofkanzlei publicirt wurde, überträgt alle die Vorrechte und Freiheiten, welche, wie wir gesehen haben, Kaiser Leopold unter ganz anderen Umständen den serbischen «Gästen» für ihre alte Heimat jenseits der Donau und Save verliehen hatte, auf diese nunmehr zu Unterthanen des Kaisers und Königs gewordenen Insassen der Militärgrenze und einzelner Theile von Ungarn und Croatien-Slavitzen. Man kann diesen bedenklichen Act nur als eine Nothwendigkeit der damaligen precären politischen und militärischen Lage des Wiener*

\* Ibidem, p. 100,

\*\* CZOERNIG, I. c. p. 72.



Hofes begreiflich und entschuldbar finden. Denn noch dauerte der Krieg in Frankreich und Italien mit wechselndem Glücke fort und die Insurrection Rákóczy's erhob neuen Muthes ihr Haupt; Ende August 1706 war Gran in ihre Hände gefallen. Die Wiener Staatsmänner und Feldherren konnten unter diesen Umständen der serbischen Miliz nicht entrathen. Es war auch nur zur Bekräftigung der Anhänglichkeit und Treue dieses wehrhaften Serbenvolkes, wenn in der Confirmation vom 7. August 1706 die getreue Beobachtung der serbischen Privilegien Jedermann ohne Unterschied des Standes und Ranges strengstens anbefohlen und die Verletzer derselben mit einer Strafe von 300 Mark Gold belegt wurden, wovon die eine Hälfte dem Fiscus, die andere der beschädigten Partei zufallen sollte.

Auch in Bezug auf seine Person wurden die Wünsche des Patriarchen erfüllt. Sein Adel und sein Wappen übergang auf seine Familie, deren Nachkommen noch heute in Ungarn leben; statt des Gutes Székeső wurde ihm schon mittelst Decretes vom 15. Juli 1706 die Domaine Dálja an der Donau zur Nutzniessung übertragen und ihm zugleich gestattet, seinen Sitz daselbst nehmen zu dürfen. Bald nach der neuen Confirmation der Privilegien schied der Patriarch Arsenius Csernovics zu Wien am 24. October 1706 aus dem Leben. Er hatte für sein Volk und seine Kirche ohnstreitig mit Ausdauer und Hingebung gewirkt und sich auch in seiner Treue gegen das Herrscherhaus stets bewährt erwiesen.

Nach seinem Tode traten die Abgeordneten der Serben das erste Mal zur freien Wahl ihres Kirchenhauptes zu einem *Congresse* zusammen. Derselbe fand unter dem Präsidium des Hofrathes v. Quarient im Kloster Kruschedol statt, wo am 24. Mai 1707 der bisherige Bischof von Jenopol oder Arad, Isaias Diakovics, zum Metropolit (nicht «Patriarchen») der griechisch-orientalischen Kirche gewählt wurde.\*

Dieser erste «Wahlcongress» ist überdies noch denkwürdig durch ein *Memorandum*, welches die *serbische Gemeinde von Ofen*

\* Les Serbes de Hongrie p. 95.

durch ihre Vertreter überreichen liess. Dieses Schriftstück umfasst fünfzehn Artikel, welche zum grössten Theile die Wünsche und Beschwerden wiederholen, welche der Patriarch Csernovics in seinem letzten Majestätsgesuch vom 16. Juni 1706 bei Hofe eingebracht hatte. Die Ofner Serben bitten darin unter Anderem für alle Anhänger des griechischen Ritus dieselben Freiheiten wie solche die Deutschen und Magyaren im Lande genossen; ferner verlangen sie ihre eigenen Magistrate, die freie Errichtung und Erhaltung ihrer Kirchen und Priester, die Ausübung ihres Cultus und den Gebrauch des alten Kalenders, so dass sie die kirchlichen Festtage nicht doppelt feiern müssten. Von besonderem Interesse ist aber Artikel 12, welcher also lautet: «Durch das allerh. Patent vom Jahre 1694 wurde uns gesagt und versprochen, dass man uns Slavonien und Syrmien, zwischen der Drau und Save, bis zur croatischen Grenze, dann die Bácska und das Gebiet von Gyula zwischen der Körösch und Marosch übergeben werde. Deshalb bitten wir nun, dass man uns dieses bestätige und anweise, damit unsere Nation sich daselbst ansiedeln könne.» Von den übrigen Gesuchpunkten heben wir noch Artikel 13 hervor, worin abermals um die Bestellung zweier Räthe serbischer Nationalität und des griechischen Ritus beim kaiserlichen Hofe gleich der ungarischen Kanzlei gebeten wird. Diese Räthe, welche der serbische Nationalcongress zu wählen hätte, sollten dann vor dem allerh. Hofe ihre Stimme zu Gunsten der serbischen Nation erheben.\*

In diesen beiden letzten Forderungen sehen wir die Keime jener seither immer wieder auftauchenden Aspirationen, einerseits nach der Anweisung eines besondern serbischen Territoriums oder einer sogenannten «*Wojwodschaft*» und andererseits nach der Errichtung einer nur für die serbischen National-Interessen bestimmten *obersten Hofstelle*. Unsere Darstellung wird auf diese beiden Cardinal-Forderungen der Serben noch öfter zurückkommen müssen.

Der neue Metropolit wurde beauftragt, diese Wünsche der

\* Ibidem p. 95—96.



Opfer Serben, welche der National-Kirchencongress zu den seinen gemacht hatte, vor die Stufen des Thrones zu bringen. Der Metropolit Diakovics that dies um so mehr, als er auch von allerh. Stelle aufgefordert worden war, je zwei serbische Deputirte von Syrmien und der Bácska zum Landtag nach Pressburg (29. Februar 1708) zu entsenden.\* Inwieweit der Metropolit diesem Auftrage entsprochen und ob die serbischen Vertreter auf dem Landtage wirklich erschienen sind, lässt sich nicht eruiren. Wohl aber ersieht man die Begehren der Serben deutlich aus dem Majestäts-gesuch, welches der Metropolit unter dem 4. Januar 1709 an den Monarchen gerichtet hat.

Dieses überaus wichtige Gesuch stellt die *Wünsche der Serben* in eilf Punkten auf; deren Inhalt ist theils kirchlicher, theils politischer Natur. In kirchlicher Beziehung verlangt der Metropolit, dass bis zur Wiedereroberung des Patriarchenstuhles von Ipek alle gegenwärtigen und künftigen Bischöfe in den kaiserlich königlichen Provinzen nur von der Metropole zu Kruschedol abhängig sein sollen, dass die Güter dieses Erzbisthums demselben unversehrt erhalten bleiben. Die Erzbischöfe sollen desgleichen in ihrer Confession unbehelligt sein, ihre Kirche durch ihre Geistlichen wie die römisch-katholischen Bischöfe leiten können, und die Serben nicht zur Abhaltung der kirchlichen Festtage der Katholiken verhalten werden. Sollte die Kruschedoler Metropole in die Gewalt des Feindes fallen, so stehe es dem Metropoliten frei, wo immer in den kaiserlichen Landen seinen Sitz aufzususchlagen, von dem alsdann die Bischöfe ebenfalls dependiren. Nimmt der Metropolit, ein Bischof oder ein anderer Geistlicher die Union mit der römischen Kirche an, so geht er dadurch seines Amtes verlustig und es werde an seine Stelle ein Anderer gewählt.

Die freie Religionsübung der Griechisch-Orientalischen in Ungarn und seinen Nebenländern möge *reichstgütlich* ausgesprochen und den Serben gestattet werden, dass sie, Geistliche und Weltliche, unter sich nach ihren Gewohnheiten *freie Versammlungen* (Con-

\* Ibidem p. 96, und SZALAY, l. c. p. 47.

gresse) halten dürfen, so oft dies die Nothwendigkeit erfordert. Weittragende Forderungen stellen dann noch folgende Gesuchpunkte auf. Da lautet der erste: «Da es schon im Jahre 1694 Absicht und Wille des sel. Kaisers Leopold war, dass für unsere Nation ein *abgesondertes Territorium* ausgeschieden werde, so geruhen Euer Majestät darüber allergnädigst zu verfügen.» Im achten Punkte wird gebeten, der serbischen Nation, wenigstens ihren Bischöfen und Baronen, beim *ungarischen Landtage Sitz und Stimme* einzuräumen, da das bereits so viele tausende Seelen betragende serbische Volk dermalen in Ungarn und dessen Nebeländern schon feste Wohnplätze genommen habe, also zu den Regnicolares zähle, und damit seine Vertreter bei den Landtagen über die Privilegien und Rechte der Serben wachen könnten.

Die Officiere und Soldaten der serbischen Nationalmiliz sollten auch in Friedenszeiten ihren Rang behalten und für ihre nöthige Erhaltung Sorge getroffen werden, auf dass sie nicht zu dem Bauernstande herabsinken. In den Comitaten und königlichen Städten möge sowohl den Adeligen wie den Bürgerlichen der serbischen Nation das gleiche Recht mit den Deutschen und Magyaren eingeräumt werden und auch sie in den General-Congregationen wie in den Stadtmagistraten unter Garantie ihrer freien Religionsübung Aufnahme und Verwendung finden. Die mit den Grundherren geschlossenen Verträge sollen von diesen genau eingehalten werden. Endlich mögen die Serben nicht blos die Zehentbefreiung geniessen, sondern es sollen auch die ihnen verliehenen Privilegien vom Landtage angenommen und ohne Clausel in die Reihe der ungarischen Landesgesetze erhoben werden, und zwar nicht blos die bisher verliehenen, sondern auch alle künftighin noch zu erlangenden Privilegien.\*

Diese Forderungen beweisen deutlich das gesteigerte Selbstbewusstsein, welches die Serben damals erfüllte; sie kannten die Wichtigkeit ihrer Dienste für den Wiener Hof und suchten diese

\* Vgl. den Wortlaut dieses überaus wichtigen Schriftstückes bei CZERNIG, Ethnographie, Band III, 2. Abth., p. 89—92.



ihre Stellung im Interesse einer Erweiterung ihrer Privilegien zu benützen. Das Uebermässige ihrer Forderungen tritt insbesondere in zwei Punkten am deutlichsten zu Tage: in der Forderung eines *abgesonderten Territoriums*, an dessen Spitze der gewählte *National-Wojwode* stehen sollte und dann in der Forderung der *vorbehaltlosen landtäglichen Inarticulirung ihrer Privilegien*, welche den «Staat im Staate» geschaffen hätten. Es unterliegt nach dem bisher Vorgeführten nicht dem geringsten Zweifel, dass in all den Leopoldinischen Privilegien und Schutzbriefen *mit keinem Worte* der Zuweisung eines «abgesonderten Territoriums» unter einem gewählten National-Wojwoden gedacht wird. Kaiser Leopold spricht bis 1699 stets im Hinblick auf die mögliche Rückkehr in die alte Heimat der Serben; aber auch die Decrete und Rescripte der obersten militärischen und politischen Hofstellen, welche die feste Ansiedelung der serbischen Emigranten nach dem Carlowitzer Frieden veranlassen und durchführen, gedenken jederzeit nur der Wohnplätze für die einzelnen Familien und Gemeinden, von einem «abgesonderten Territorium», also von der etwaigen Constituirung eines *eigenen politischen Körpers mit selbstständiger Verwaltung und Vertretung ist nirgends die Rede*. Wenn die Ofner Serben und der Metropolit im Jahre 1707 und 1708 behaupten, es sei im Jahre 1694 des Kaisers Leopold «Absicht und Wille» gewesen, für die Serben ganz eigene Landstriche auszuscheiden und dieselben der raizischen Nation zur Begründung einer solchen politischen Individualität zu überantworten: so lässt sich diese Behauptung durch kein documentarisches Zeugniß begründen, vielmehr beweisen eben die kaiserlichen Decrete vom Jahre 1694, dass bei der zwangsweisen Uebersiedelung der Serben in die Bácska denselben das Versprechen wiederholt wurde, «sie würden in ihre frühere Heimat wieder zurückgeführt werden, sobald daselbst durch Gottes Gnade der Friede und die Sicherheit abermals hergestellt sein werde.»

Wenn aber schon die Privilegien, die den Serben allerdings unter ganz besonderen Umständen aussergewöhnliche Verheissungen machten, kein Sterbenswörtchen über die Zuweisung eines

«abgesonderten Territoriums» unter national-serbischer Verwaltung enthalten: so konnte der ungarische Landtag noch weit weniger gesonnen sein, diese staatsgefährliche Forderung in die Reihe der Landesgesetze aufzunehmen. Der Schritt des Metropolitens Diakovics hatte auch keinen weiteren Erfolg. Zudem starb derselbe auch bald nachher (am 24. Mai 1709 zu Wien) und nach seinem Tode war der Kruschedoler Metropolitanstuhl durch ein Jahr unbesetzt geblieben. Erst am 26. Mai 1710 wurde der Pakratzer Bischof Sophronius Podgoritschanin zu seinem Nachfolger gewählt.

Mittlerweile hatte auch die Rákóczy'sche Insurrection ihren unaufhaltsamen Niedergang genommen; der Friedensschluss zu Szathmár (1. Mai 1711) machte ihr vollends ein Ende. Allein noch ehe der Friedensengel seine segenspendenden Fittige über das schwer heimgesuchte Ungarn ausgebreitet, war Kaiser Josef I. in der Kraft seiner Jahre am 17. April 1711 aus dem Leben geschieden. Für die Entwicklung der Verhältnisse des serbischen Volkes in Ungarn waren die Jahre des fortgesetzten Bürgerkrieges von wesentlichem Einflusse. Unter der Einwirkung der aufgelösten Ordnung im Innern und des Krieges von Aussen hatte die Regierung den serbischen Ansiedlern Zugeständnisse gemacht, welche für die Dauer dieser wirrvollen politischen Lage begreiflich, ja sogar heilsam waren, die aber bei Wiederkehr ruhiger, geordneter Verhältnisse unhaltbar erscheinen mussten. Zwei Decennien sind seit der Einwanderung der Serben verstrichen und diese stehen dem ungarischen Staats- und Volksthum nicht nur fremd, sondern geradezu feindselig gegenüber. Von rein militärischen Gesichtspunkten geleitet hatten die obersten Hofstellen und die Monarchen selbst die Serben nur als erwünschte Mehrung der bewaffneten Macht des Kaisers betrachtet. Diese Macht zu erhalten und zu consolidiren, sie vor der Mischung mit den bürgerlichen Elementen des Landes zu bewahren, das war hierbei der leitende Gesichtspunkt.

Wir erfahren dies am genauesten aus dem Munde eines mitbetheiligten Staatsmannes der damaligen Zeit. Der spätere Präsi-



dent der illyrischen Hofdeputation, Graf Kolowrat, erklärt die Hofpolitik bezüglich der ungarischen Serben in folgenden Worten: Die Angelegenheiten der illyrischen Nation seien «von dato des gegebenen kaiserlich-königlichen Schutzes nicht anderst als ein *Austriaco Politicum* und diese Nation selbst als ein *Patrimonium Domus Austriacae* und nicht *Regni Hungariae* gehalten und von des Königreichs Hungarn Dependenz oder auch nur Concurrenz ganz und gar separirter, mithin von der alleinigen Jurisdiction Euer Kays. Königl. Mayt. höchster Person selbst erkennt und forthin also tractiret worden» . . . . «Die sana status ratio» gestattet nicht, den beiden Nationen, der ungarischen und der illyrischen, die in mehreren Conferenzen festgestellten Principien mitzutheilen, welche nicht allein «des Königreichs Hungarn, sondern sammentlicher Dero Erb-Königreichen und Ländern, folglich zu allgemeiner Wohlfahrt diensam seind.» Aus «denen voluminosis prioribus actis» sei zu ersehen, «mit was (für) Vorsichtigkeit jedesmahl das Illyrische Nations-Wesen von Zeiten Ihro Mayt. des Kaisers Leopold höchstseligen Gedächtnuss an, abgehandlet worden.» Graf Kolowrat erinnert daran, wie anfänglich Graf Ulrich Kinsky diese serbische Sache «privative», sodann Graf Strattmann als Hofkanzler «tractiret» und die Expeditionen durch die Staats-Canzlei (mit nichten aber durch die Hungarische Canzlei) erlassen worden seien.» Das Organ zur Durchführung der erlassenen Resolutionen und Dispositionen seien jederzeit nicht die ungarische Hofkanzlei und ihre Landesorgane, sondern der Hofkriegsrath und die in Ungarn commandirenden Generale gewesen. Und am Schlusse des äusserst interessanten Memorandums\*, auf das wir noch zurückkommen müssen, hebt Graf Kolowrat nochmals nachdrücklich hervor, «dass die Geschäfte des gesammten Corporis Illyricae Nationis, sie mögen bestehen in der Wahl eines ihrigen Geistlichen Haupts und Metropolitens oder was es sonst respiciren möge, ganz und

\* S. den Wortlaut dieses interessanten Schriftstückes ddo. 27. August 1748 in den Acten des Wiener kaiserl. Cabinets-Archivs vom Jahre 1748, Zahl 26.

*gar abgesöndert von der Concurrenz der Hungarischen Canzlei wie auch des Königreichs Hungarn, wie vorhin also auch anjetzo und in das Künftige tractiret, folglich diese Illyrische Nation als ein Patrimonium Domus austriacae gehalten und so weit es die Billigkeit erfordert, cultiviret werden solle.»*

Nach diesen Grundsätzen der rein militärischen und dynastischen Ausnützung wurden die serbischen Soldaten und Colonisten auch in der Folgezeit behandelt. Dass sie selber durch diese einseitige Politik nicht besonders zufrieden gestellt wurden, bewies ihr Streben, durch die gesetzliche Anerkennung ihrer Confession und Nation in die Reihe der ordentlichen ungarischen Staatsbürger aufgenommen zu werden. Freilich wollten sie dabei ihre Privilegial-Rechte ungeschmälert beibehalten; man darf sie deshalb nicht tadeln, weil ja im damaligen Ungarn nur der Adelige und der Privilegirte von dem Drucke und den Lasten der Leibeigenschaft befreit waren. Die Serben mochten wenig Geschmack daran finden, die Herrschaft der türkischen Spahis mit der des omnipotenten adeligen Grundherrn in Ungarn zu vertauschen. Wie Letztere beschaffen, das beschreibt Graf Kolowrat in dem obigen Memorandum der Kaiserin-Königin Maria Theresia folgendermassen: «Ein grosser Theil derer Dominorum terrestrium drucket diese (raizische) Nation über die Mass, entkräftet sie und presset ihr, so zu sagen, den letzten Heller aus, wodurch eines Theils entsteht, dass diese erarmte Leute allen (sie) Lust zu einigem Industrial-Gewinn verlieren, wohl wissend, dass selber nicht ihnen, sondern deren Dominis terrestribus unter vielerlei Vorwand zu Nutzen kommen würde, und anderntheils andurch die Abführung des Contributionalis in grossen Rückstand gerathet, wovon jene Zeugnis geben können, welche das Königreich Hungarn durchreisen und die miserie dieser unterthänigen Bauerschaft, oder klärer zu reden, Slaverei sehen.» . . . Man sieht, Graf Kolowrat führt eine offene Sprache; es war aber damals in Ungarn und dessen Nebenländern allerwärts Verwahrlosung, Unordnung, Willkür, Recht- und Gesetzlosigkeit; das dauerte auch noch fernerhin durch nahezu ein Decennium, bis nämlich der Boden des Landes von der türkischen



Herrschaft völlig befreit war und an die Aufrichtung geordneter Zustände ernstliche Hand angelegt werden konnte.

## 2.

Für die Geschicke der Serben in Ungarn und für die Gestaltung der rechtlichen und politischen Verhältnisse dieses Volkes zum ungarischen Staate war die Zeit des letzten Befreiungskrieges gegen die Türkei ebenfalls von wesentlichem Einflusse. Ueber Ansuchen des Metropolitens und Erzbischofs Vincenz Popovics (seit 17. Mai 1713) bestätigte Kaiser Karl VI. (als König von Ungarn Karl III.) am 2. August 1713 im Wege seiner geheimen, und am 8. October desselben Jahres durch die ungarische Hofkanzlei die Privilegien des «raizischen Stammes und serbischen Volkes», wobei jedoch die «Rechte Anderer» in bedeutsamer Weise vorbehalten werden. Dieser Vorbehalt beunruhigte die Serben, über ihr erneutes Ansuchen ertheilte ihnen Karl VI. abermals ein Protectionale vom 10. April 1715, worin zum ersten Male die Erläuterungsclausel vorkommt: «Die illyrische oder raizische Nation soll so lange in ruhigem Besitze und Genusse dieser Privilegien, Immunitäten und Indulte verbleiben, als sie in ihrer Treue, Huldigung und im Gehorsam gegen Uns und unser kaiserliches Haus unerschütterlich verharret.»\*

Man wird kaum irren, wenn man diese neuerlichen Confirmationen der serbischen Privilegien abermals mit den damaligen bedrohlichen politischen Zuständen in Verbindung bringt. Bald nach der im Jahre 1715 erfolgten allerh. Bestätigung brach nämlich der Krieg mit der Türkei wiederum aus. Prinz *Eugen von Savoyen* kämpfte in den Jahren 1716—1718 seinen glorreichsten Feldzug; die serbische Nationalmiliz nahm in hervorragender Weise an den Kämpfen Antheil und trug zur Erringung des grossartigen Erfolges Vieles bei. Im Friedensvertrag von Passarowitz (21. Juli 1718) wurde nicht blos das Temescher Banat zwischen Marosch, Theiss und Donau aus türkischer Botmässigkeit befreit,

\* Illyr. Acten vom Jahre 1715 im k. k. Kriegs-Archiv zu Wien. Vgl. auch CZOERNIG, l. c. p. 73—75. — SZALAY, l. c. p. 139. JIRECEK, die serb. Privilegien etc. in der «Oesterr. Revue» 1864, Bd. VII. p. 9.

sondern auch die «Kleine Walachei» (das alte Severiner Banat), dann ein beträchtlicher Theil von Nordserbien mit Belgrad und ein Theil von Bosnien erworben. Die Aluta, die Donau, zum Theil der Timok und die serbische Morawa bildeten die natürliche Abgrenzung des neuerrungenen Ländergebietes.

Diese Landstriche wurden in den erten Jahren ihres Wiederbesitzes nur auf militärische Weise verwaltet. Die langdauernde Türkenherrschaft und die vielen Kriege hatten namentlich in dem Temescher Banate die Bevölkerung derart gelichtet, dass der grösste Theil des Landes ganz verödet, der Rest nur spärlich bewohnt war. Prinz Eugen von Savoyen stellte an die Spitze der Verwaltung den Feldmarschall-Lieutenant Florimond, Grafen v. *Mercy*, und dieser bewährte seinen Ruf als Administrator bald ebenso wie den eines gewandten und muthigen Truppenführers. Die Schilderung seiner zahlreichen Verdienste um die Cultur des Banats ist nicht unsere dermalige Aufgabe.\* Hier genüge die Anmerkung, dass bald nach dem Passarowitzer Frieden der ganze Landstrich zwischen der Marosch und Donau gleichfalls in das Gebiet der Militärgrenz-Institution einbezogen und daselbst die serbische und rumänische Bevölkerung ebenfalls zu den militärischen Grenzdienstleistungen verhalten wurde. Unter den zwölf Districten, in welche das Banat eingetheilt war, wurden jedoch schon im Jahre 1724 vier als eigentliche Militärbezirke oder Obercapitanate ausgeschieden; es waren dies die Capitanate von Temesvár, Csakova, Hodschak und Muntenik; die Bevölkerung daselbst bildete unter vier serbischen Obercapitänen die Grenzmiliz, welche im Banate allein 4200 Mann zu Fuss und zu Pferd zählte. Die Ansiedelung, Organisirung und Verpflegung dieser Bauernsoldaten war dieselbe wie in der benachbarten Theiss-Maroscher Grenze. Ganz in derselben Weise wurde auch in dem neugewonnenen Oesterreichisch-Serbien eine Grenzmiliz organisirt. Dieselbe bestand aus drei Obercapitanaten und 15 Capitanaten mit einem Gesamtstatus von 2700 Mann zu Fuss und 900 Mann zu Pferde,

\* Vgl. darüber SCHWICKER, Geschichte des Temescher Banats, p. 301 ff.



zusammen also 3600 Mann. Die weiteren Schicksale dieser Grenzer sowie die vielfachen Veränderungen in deren innerer Verfassung müssen wir an dieser Stelle unberührt lassen; \* Einzelnes wird ohnehin noch zur Sprache kommen. Wir kehren zunächst zu der Weiterführung der Erzählung über die Beziehungen der serbischen Nation zum Monarchen und zu den Staatsbehörden zurück.

Im Herbst des Jahres 1718 versammelten sich serbische Deputirte in dem damaligen Metropolitansitze zu Dálja und fassten am 12. November desselben Jahres den Beschluss, bezüglich der Verletzungen ihrer Privilegien eine neuerliche Vorstellung bei Hofe zu überreichen. Wir finden in dem betreffenden Memorandum, dass die Deputirten, namentlich aus der Theiss-Maroscher Grenze, sich über die unerträgliche Belastung mit Winterquartieren und Vorspann beschwerten; ferner klagte der Bischof von Kostainitza über die Nichtausfolgung der Hinterlassenschaft der ohne Erben verstorbenen griechisch-orientalischen Glaubensgenossen, sowie über die Beanstandung der freien Religionsübung in der Lika und Krbawa und über die dortige Zehentabnahme von Seite der katholischen Geistlichkeit. Endlich war ein Gegenstand der Beschwerde, dass zu den griechisch-orientalischen Delinquenten vor ihrer Hinrichtung Priester ihres Ritus nicht zugelassen werden. Kaiser Karl VI. erledigte noch in demselben Jahre diese Beschwerden in zufriedenstellender Weise. \*\*

Nichtsdestoweniger dauerte der Conflict zwischen Serben und Nichtserben fort. Der Metropolit suchte in den Jahren 1723 und 1729 wiederholt um die gesetzliche Inarticulirung der serbischen Privilegien an. Die Regierung unterstützte bei den Landtagen diese Bitten, doch ohne Erfolg. Die ungarische Legislative trug gerechtes Bedenken, durch die gesetzliche Garantie der serbischen Privilegien einen «Staat im Staate» zu errichten und die weltliche und geistliche Jurisdiction des serbischen Metropoliten gleichsam als das Oberhaupt dieses Staates anzuerkennen. Es erhoben sich vielmehr

\* Vgl. VANICEK, Specialgeschichte der Militärgrenze, Band I, p. 173 ff.

\*\* Ebenda p. 388—389.

Stimmen, welche selbst die kirchlichen Befugnisse des Metropolitens aufheben oder doch wesentlich einschränken wollten, weshalb unter dem 24. September 1729 eine allerhöchste Entschliessung die ungarischen Landstände dahin bedeutete, dass die Jurisdiction des Metropolitens und der übrigen Bischöfe *graeci Ritus non uniti* «restricte ad Clerum et populum ejusdem ritus non unitum belassen werde». Diese Resolution fand jedoch in einem Rescripte an den ungarischen Statthaltereirath vom 25. April 1730 die nähere Erklärung, dieselbe sei «keineswegs dahin zu extendiren, dass das Volk ejusdem ritus non uniti in dem Königreiche Ungarn passim und aller Orte, auch wo es damals noch nicht angesiedlet ware, sich nach eigener Willkür häuslich darnieder lassen und wo es ehedem keine Kirchen, noch das Religions-Exercitium sui ritus gehabt, selbes eigenmächtig anmassen könne».\*

Schon aus diesem Rescripte leuchtet das Bestreben hervor, die *serbischen Privilegien angemessen zu restringiren* und das noch immer gerne umherschweifende serbische Volk an feste Wohnplätze und friedliche Beschäftigungen zu gewöhnen. Es war das keine leichte Aufgabe. Seit länger als einem Menschenalter hatte man die serbischen Einwanderer nur zum blutigen Waffenhandwerk benützt, sie dafür mit Vorrechten und Freiheiten belohnt, mit Anerkennungs-Diplomen, materiellen Gaben und Vergünstigungen überhäuft und sie dadurch gewöhnt, sich als ein exemptes Volk in Waffen zu betrachten und die Künste des Friedens zu vernachlässigen, ja gering zu schätzen. Wo bis dahin die Serben in grösseren Massen gewohnt, da herrschte das Militärregiment. Das war fernerhin unthunlich; denn mit der Verlegung der ungarischen Landesgrenzen von der Theiss und Marosch an die untere Donau, die Aluta und den Timok fiel das bisherige Grenzgebiet in das Innere des Landes, wo die militärische Institution überflüssig und die Einrichtung der ordentlichen Civil-Verwaltung natürliche

\*\* Vgl. das Elaborat des Hofraths v. KOLLER ddo 5. Juni 1755, im ungarischen Landesarchiv, Illyrische Hofdeputations-Acten vom Jahre 1755, Zahl 8.



und gesetzliche Nothwendigkeit wurde. Die Einleitung hierzu machten schon die Gesetzartikel 61 und 85 des Jahres 1723. Andere Massregeln wurden im Wege allerrh. Resolutionen und Rescripte getroffen. Von besonderer Wichtigkeit waren in dieser Beziehung das *Declaratorium* vom Januar 1729, das *Anhangs-Decret* vom Jahre 1732 und das *Erläuterungs-Rescript* vom 21. September 1734. Wir werden den Inhalt dieser wichtigen Verordnungen und deren Folgen im Nachfolgenden nach den einzelnen Materien behandeln. Voraus sei bemerkt, dass auch diese Verfügungen im Wesentlichen durch Klagen und Beschwerden der Serben hervorgerufen wurden; dass sie somit zumeist Ergebnisse zufälliger Veranlassungen, nicht aber Ausflüsse eines überdachten, festgestellten Systems waren. Das Anhangs-Decret vom Jahre 1732 hatte übrigens nur für das damalige österreichische Serbien Geltung; dasselbe enthält auch im Wesentlichen blos dieselben Bestimmungen wie das *Declaratorium* vom Jahre 1729. \*

Die strittigen Punkte waren aber folgende:

a) *Der freie Gebrauch des alten Kalenders.*

Die Serben beklagten sich, dass man ihnen den freien Gebrauch dieses Kalenders nicht gestatte und sie vielmehr zur Mitfeier der katholischen Festtage verhalten wolle. Dagegen erhob man von katholischer Seite die Beschwerde, das «Razische Volk» störe die

\* Die Actenstücke aus den Jahren 1729 und 1734 s. im Auszuge bei VANICEK, l. c. Bd. I, p. 390—396. Ferner die beiden Memoiren von KOLLER und BARTENSTEIN im ungarischen Landesarchive, Illyrische Hofdeputations-Acten vom Jahre 1755, Fascikel I, Zahl 8. — Inwiefern die Herausgabe des Erläuterungsrescripts vom Jahre 1734 auch auf den sogenannten «Serben-Aufstand» des Peter (Pero) Szegedinatz im Jahre 1735 von Einfluss war, wollen wir hier nicht näher untersuchen, da die Geschichte dieses Aufstandes überhaupt noch an vielen Unklarheiten leidet. So viel kann schon heute gesagt werden, dass diese Empörung mit Unrecht als «Serben-Aufstand» bezeichnet wird, dass derselben weniger religiös-politische als vielmehr *soziale* Motive zum Grunde lagen. Wir haben es hier offenbar mit einer zur Zeit der Leibeigenschaft häufigen und leider oft berechtigten gewaltsamen Reaction des schwer belasteten Bauernstandes gegen seine adeligen Willkürherren zu thun. Vgl. hierüber: Dr. SZAVICS, Der serbisch-ungarische Aufstand vom Jahre 1735 (Leipzig, 1876). Doch auch diese neueste Schrift erschöpft das behandelte Thema nicht.

röm.-katholischen Einwohner «in Beziehung ihrer Fest-Tage mit ihrer knechtlich und andern vieles Gepolter verursachenden Hand-Arbeit».

Darüber entschied nun das Declaratorium vom Jahre 1729: Wo die Serben eine Ortschaft ausschliesslich bewohnen, dort sollten sie im Gebrauche ihres Kalenders nicht gestört werden. In gemischten Orten aber hätten sie, um den Katholiken kein Aergerniss zu geben, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten am ersten Festtage und am Fronleichnamsfeste sich knechtlicher, insbesondere geräuschvoller Arbeiten zu enthalten. Diese Bestimmung wiederholte dann auch das Erläuterungsrescript vom 21. September 1734.

*b) Die Ernennung der Bischöfe.*

Nach dem Privilegium vom 21. August 1690 wurde die Bestellung der griechisch-nicht-unirten Bischöfe der freien Verfügung des Metropolitens überlassen. Diese Befugniss hatte aber seit der Niederlassung der Serben auf diesseitigem Gebiete manche Unzukömmlichkeit im Gefolge, namentlich widersprach sie auch dem obersten Inspectionsrechte der Krone. Darum verfügte das Declaratorium vom Jahre 1729, dass der Metropolit künftig gehalten sei, bei Erledigung eines Bisthums dem kaiserlichen Hofe *drei Candidaten* in Vorschlag zu bringen. Gegen diese Einschränkung der Metropolitanrechte erhob der serbische Nationalcongress vom Jahre 1734 Einsprache und erklärte sie als eine Verletzung der Privilegien. Aber das hatte keinen Erfolg; es blieb die Vorschrift, dass der Metropolit keinen Bischof consecriren dürfe, bevor er nicht für denselben die besonders anzuschende a. h. Bestätigung erhalten hatte.

*c) Geistliche und weltliche Jurisdictionsgewalt des Metropoliten.*

Wir haben weiter oben gesehen, dass nach dem kirchlichen Patent vom 20. August 1691 alle Serben «von ihrem Erzbischofe, als ihrem kirchlichen Oberhaupte, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen abhängen sollen». Dieses Zugeständniss erwies sich während der Zeit des Krieges als eine geschickte Handhabe, um mittelst des Metropoliten über die gesammte Kraft des serbischen Volkes verfügen zu können. In den Tagen des Friedens erwuchs



aber daraus die bedenklichste Consequenz, dass sich die Metropoliten in der That als die allein berechtigten Vorsteher ihrer Glaubensgenossen nicht nur in kirchlichen Dingen, sondern auch in allen weltlichen Angelegenheiten betrachteten. Sie verfügten in dieser Hinsicht sowohl bei ihrem Volke, wie sie dem Hofe und den Landesbehörden gegenüber für die allein befugten Vertreter desselben gelten wollten. Mehrere Thatsachen, deren wir im Verlaufe unserer Darstellung ebenfalls gedacht, bestärkten sie in dieser Auffassung.

Diesem Streben des Metropolitens, das serbische Volk von «der denen legitimis Magistratibus domiciliorum suorum schuldigen position abzubringen und durch sothane Mittel und Wege pro capite Nationis universali gehalten zu werden», hatte jedoch schon früher den Hofkriegsrath im Einvernehmen mit der ungarischen Hofkanzlei veranlasst, dem Metropolitens «mit aller Bescheidenheit» entgegenzutreten und demselben «in saecularibus» nicht leicht einen Einfluss zu gestatten.

Eine a. h. Entscheidung traf in dieser äusserst wichtigen Frage das Declaratorium vom Jahre 1729, worin es heisst: «Die serbische Nation scheint die Macht des Erzbischofs in geistlichen Dingen auch auf weltliche Gegenstände ausdehnen zu wollen; da diese Herrschaft aber dem Kaiser als unmittelbarem Herrn zukömmt, so *hat sich der Erzbischof in zeitliche Dinge (temporalia) nicht zu mischen.* Die Oberherrschaft in geistlichen Sachen bleibt ihm wie bisher.» \*

Auch darüber reichte der serbische Congress im Jahre 1734 seine Beschwerden bei Hofe ein. Hier fanden demzufolge in den Jahren 1734 und 1735 langdauernde Conferenzen über diese Gravamina der Serben statt. An den Berathschlagungen nahmen Vertreter der österreichischen Hof- und Hauskanzlei, des Hofkriegsrathes und der Hofkammer Theil; denn diese letztere Hofstelle besorgte nebst der ungarischen Hofkanzlei damals auch zum Theil die «illyrischen Nations- und Religions-Angelegenhei-

\* CZOERNIG, l. c. p. 101.

ten», insofern nämlich die damalige Banater Landes-Administration der Hofkammer untergeordnet war. An der Spitze der ungarischen Hofkanzlei stand zu jener Zeit der spätere Palatin Graf Ludwig Batthyányi. Als das Resultat dieser Berathungen erschien dann das wiederholt citirte Erläuterungsgrescript vom 21. September 1734, wo mit Rücksicht auf den hier besprochenen Gegenstand neuerdings verordnet wird:

«Die Abhängigkeit der serbischen Nation von ihrem Metropolit in Sachen, welche in das canonische und Naturrecht (!) eingreifen, habe noch Niemand angezweifelt, und der Kaiser liesse auch nicht zu, dass sie darin gestört werde. Er verschliesse sich aber nicht der Ueberzeugung, dass der Metropolit in politischen, bürgerlichen und Communal-Angelegenheiten nicht jene Rechte beanspruche, welche mit dem Homagialeide und den Pflichten der Unterthanen im Zusammenhange stehen, da die weltliche Obrigkeit durch den Herrscher von Gott eingesetzt sei.»

Diese Entscheidung des Monarchen hatte jedoch nach der Auffassung in den Regierungskreisen keineswegs den Sinn, dass die Serben im Provinciale in Kirchen- und Glaubenssachen, wie auch in den die Nation überhaupt betreffenden Privilegien-Angelegenheiten sich nicht an den Metropolitenden wenden dürften. Es wurde vielmehr damals «billig befunden, derley vom Metropolit als Vertretern der Nation angebrachte NB *General*-Beschwerde anzuhören und ihm darüber in jetzt gedachter Eigenschaft zum Theil sehr günstig zu verbescheiden». Ebenso sei es den a. h. Resolutionen zuwider, wenn man die «etwann betragt werdende Raitzen unter dem Vorwand des Königreichs Hungarn Verfassung verbinden (i. e. verpflichten) wollte, ihre Hülffe bey jenen zu suchen, von welchen sie bedrucket werden, ohne ihnen zu gestatten, dass sie sich an andere wenden mögen, zu welchen sie Vertrauen haben, wo doch independenter von allen Privilegien in der Welt einem jeden erlaubt sei, einen Rechtsfreund oder Fürsprecher auszuwählen, ohne dass irgends wo dafür gehalten würde, dass dahero die Formirung eines Status in Statu alsdann zu besorgen seye». . . Ebenso könne dem Metropolitenden nicht verwehrt sein, in derlei Fällen, wo



die Bedrückung seiner Glaubensgenossen von den Hofstellen selbst anerkannt sei, die Erledigung aber wegen der unvermeidlichen Formalitäten sich verzögere, für dieselben «bei Hof einzukommen und selbe (nämlich seine Glaubensgenossen) mittlerweile zur Ruhe, Gedult und Gehorsam anzuweisen».\*

Man wollte also von Seite der Regierung dem Metropolit die Stelle eines *Fürsprechers und Anwaltes seiner Glaubensgenossen* belassen, nimmer jedoch gestatten, dass derselbe sich auch in sonstigen weltlichen Dingen als deren Herrn und Oberhaupt betrachte und benehme.

*d) Kirchenvisitation und Kirchenbau.*

Die *Kirchenvisitation* und die *Anstellung von Popen* oder Pfarrergeistlichen ist nach der Erklärung des Hofrathes v. *Koller* dem Metropolit in den «*Districtibus confirmariis*», wo nämlich dem «*Razischen Vollkh*» nach seiner Uebersiedlung ex *Turcico* die Wohnplätze durch den k. k. Hofkriegsrath angewiesen wurden, niemals «*difficultiret*» worden. In anderen Gegenden aber, wo theils Serben schon vor der grossen Einwanderung gewohnt, theils aber sich erst später ansässig gemacht haben, hat die Kirchenvisitation des Metropolit und der Bischöfe «vielfältige Anstände erlitten und zumahlen sich die *Dioecesanij Episcopi romano Catholici* sothaner visitation nach Aufzeichnung deren sehr zahlreich vorfindigen *anteactorum* auf das eyfrigste widersetzt.»

Darüber hatten nun der Metropolit, die Bischöfe und der serbische Kirchencongress zahlreiche Klagen vor den Thron gebracht. Darum entschied das Declaratorium vom Jahre 1729, es sei der griechisch-orientalischen Geistlichkeit gestattet, den eigenen District ohne jede weitere Anfrage allezeit zu visitiren. Sobald sich aber diese Visitation auf einen anderen District erstreckte, dann war sie verpflichtet, zur Vermeidung von Missverständnissen und Missgriffen, dieses der betreffenden Behörde anzuzeigen. Diese war dagegen beauftragt, dem Visitirenden den Pass und die Begleitung dazu zu geben.\*\*

\* BARTENSTRIN a. a. O.

\*\* VANICEK, Specialgeschichte der Militärgrenze, I, p. 391.

Auch damit wurde der Verhinderung des Zutrittes der Bischöfe des griechisch-nicht-unirten Ritus zu ihren Glaubensgenossen noch kein Ende gemacht, vielmehr beschwerte sich der serbische Kirchencongress im Jahre 1734 ganz ernstlich darüber, dass selbst den Bischöfen ohne besondere Erlaubniss die Visitation ihrer Kirchensprengel nicht gestattet werde.\*

Darauf hin entscheidet das Erläuterungs-Rescript vom 21. Sept. 1734 diese Sache in folgender Weise: «Dem Metropolit und den Bischöfen stehe es zwar immer frei, ihre Kirchen, Klöster und Pfarreien nach Bedürfniss zu visitiren; da jedoch häufige Visitationen das Volk mit grossem Aufwande und Vorspannsleistung belasteten, so war der Wille des Kaisers dahin gerichtet, dass man sich nach Gepflogenheit der katholischen Kirchenfürsten wegen der Inspicirung bei den polilischen Instanzen, Stadtcommanden, Administrationen und General-Commanden anmelde. Diese seien beauftragt, ihnen ein schriftliches Reisedocument unentgeltlich auszufolgen und nach Erforderniss der Sicherheit wegen eine Reisebedeckung beizugeben.»\*\*

Allein auch jetzt war diese Angelegenheit noch nicht erledigt; denn es stand im Interesse der protegirten kirchlichen Unionsache, den griechisch-orientalischen Bischöfen den directen Verkehr mit ihren Glaubensgenossen so viel nur möglich zu erschweren. Das führte namentlich im Biharer, Wesprimer, Stuhlweissenburger und anderen Comitaten zu ärgerlichen Auftritten, die in der Grosswardeiner Diöcese am meisten zu Tage traten. Für die Griechisch-Nichtunirten in diesem Kirchensprengel, welche dem griechisch-orientalischen Bischof in Arad unterstanden, erging deshalb im Jahre 1735 eine besondere a. h. Resolution an den Metropolit, in welcher der Kaiser-König seine Missbilligung ausspricht über die Unbilden, welche die raizische Nation an verschiedenen Orten von Seite des katholischen Clerus, dann von den Commandanten, Lieferanten und Magistraten zu erleiden habe. Insbesondere sei dies in der Grosswardeiner Diöcese der Fall, wo der katholische

\* Ibidem, p. 393.

\*\* Ibidem, p. 395.



Bischof dem griechischen Bischof von Arad und dessen Sendboten die Kirchenvisitation bei den Griechisch-Nichtunirten verwehrt habe. Die traurigen Zustände dieser Diöcese verursachten dann im Jahre 1734 eine offene Empörung und die zur Untersuchung der Beschwerde entsendete Commission förderte über die Vergewaltigung der Griechisch-Orientalischen Dinge zu Tage, die nach einer Bemerkung des *Freiherrn v. Bartenstein* so «beschaffen» waren, dass «wenige Beispiele einer dergleichen Bekehrungsart seit Anbeginn des Christenthums in der Kirchen-Historie zu finden seyn dürften».\*

Ein anderes Mittel zur Unterdrückung des verhassten Schisma's und zur Beschleunigung der Union mit der katholischen Kirche bestand in der *Verhinderung des Kirchenbaues*, obgleich derselbe den Serben in allen ihren Privilegien wiederholt und ausdrücklichst zugestanden war. Die Serben wollten nun von dieser Freiheit überall uneingeschränkten Gebrauch machen; allein die Provincial-Magistrate hinderten sie vielfach an solchem Neu- oder Aufbau der Kirche, theils aus Rücksicht auf das «nicht viel bemittelte, ja schier erarmte Razische Volk», theils auch wegen der Benachtheiligung, welche daraus der «dominirenden Römisch-Catholischen Religion» erwachsen könnte.\*\*

Solche Momente scheinen auch bei Hofe massgebend gewesen zu sein und so entschied das Declaratorium vom Jahre 1729: «Ohne Zustimmung des Kaisers dürfe keine neue Kirche gebaut werden und zwar nur dann, wenn sich das Bedürfniss dazu geltend mache»\*\*\*.

Das Verbot des Kirchenbaues war eine der härtesten und von Seite der Serben am schwersten empfundenen Massregeln unter der türkischen Herrschaft, und wenn auch dasselbe Declaratorium im weiteren Verlaufe erklärte, «die Nation solle im Besitze ihrer Kirchen, Klöster und Ortschaften unbehelligt bleiben, ja die dem Feinde wieder abgenommenen Kirchen ihr zurückgestellt werden»:

\* BARTENSTEIN'S «Anmerkungen» vom Jahre 1755.

\*\* Hofrath v. KOLLER a. a. O.

\*\*\* VANICEK, l. c. p. 390.

so war doch obige Beschränkung des Neu- oder Aufbaues der Kirchen ein überaus drückendes Gravamen, welches der serbische Kirchencongress vom Jahre 1734 also vortrug: «Ehemals habe man beim Neubau und bei der Reparatur der Kirchen freie Hand gehabt. Durch das Declaratorium werde ihnen diese Freiheit durch den Beisatz: «*si opus fuerit*» («im Falle des Bedürfnisses») eingeschränkt. Sie müssten nun sogar die Reparaturen anmelden und die Erlaubniss hiezu werde ihnen entweder gar nicht oder verspätet gegeben werden.»\*

Dem gegenüber entschied das Erläuterungs-Rescript vom 21. September 1734 wie folgt: «Was den Neubau und die Wiederherstellung von Kirchen betraf, so stellte ihnen (den Serben) der Kaiser die einfache Reparatur ganz frei und wies die Landesadministration von Serbien und des Banats, sowie die slawonische Cameral-Direction und die Grenzgeneralate an, sie daran nicht zu hindern. Betreffs des Neubaus und der Restauration der Kirchen aber, deren ehemaliger Bestand sich aus den hinterlassenen Spuren kaum erkennen lasse, hielt der Kaiser daran fest, dass ihm als ihrem Kirchenpatron und obersten Vertreter, wie es der katholische Clerus thut, darüber die Anzeige erstattet und an ihn dazu das Ansuchen gestellt werde. Dagegen versprach er nach Ermittlung der Nothwendigkeit solcher Bauten oder Restaurationen die schleunigste Bewilligung.\*\*

Dass übrigens den griechisch-orientalischen Confessionsgenossen von Seite der «dominirenden» Geistlichkeit selbst in Ansehung des Kirchenbaues allerlei Hindernisse bereitet wurden, lehren zahlreiche beglaubigte Facten. Im Jahre 1735 erging unter anderem die a. h. Resolution, dass dem griechischen Bischof von Weszprim, Stuhlweissenburg und Ofen nicht verwehrt sein solle, die durch Ueberschwemmung zerstörten und wieder aufgebauten Kirchen zu consecriren.\*\*\*

\* Ibidem, p. 393.

\*\* Ibidem, p. 394—395.

\*\*\* BARTENSTEIN'S «Anmerkungen» a. a. O.



*e) Competenz der weltlichen Gerichte über geistliche Personen der Serben.*

Die Serben erklärten es im Jahre 1729 für eine Kränkung der Privilegien, dass ihr Clerus in Civilangelegenheiten vor der Administrationsbehörde zu erscheinen habe, da doch die Privilegien (vom 21. Aug. 1690) ihn derart dem Metropolit unterordnen, dass ausser dem Kaiser keiner weltlichen Behörde die Macht zukomme, einen Priester zu verhaften. Es sei ferner nur eine Befugniß des Metropoliten, die von ihm abhängigen Geistlichen nach dem canonischen oder Kirchenrechte zu strafen.

Das Declaratorium vom J. 1729 sieht in diesem Vorgange der Civilbehörde keine Verletzung der Privilegien. Dem Erzbischofe komme über seinen Clerus nur jene Autorität zu, welche auch bei der katholischen Geistlichkeit Geltung habe. Um jedoch eine billige und zweckmässige Norm aufzustellen, resolvirte der Kaiser, dass die Delinquenten der griechisch-orientalischen Geistlichkeit in allen Criminalfällen ohne Unterschied von der weltlichen Behörde abgeurtheilt, das Urtheil vor der Publication von dem Hofkriegsrathe begutachtet, der Delinquent aber vor dessen Exquirung nach dem Kirchenrechte seiner Würde entkleidet werde, und dass auf Verlangen des Metropoliten zwei Priester den Gerichtsverhandlungen als Assessores ohne Stimme beiwohnen.\*

Der Congress vom Jahre 1734 machte gegen diese a. h. Resolution die Vorstellung, dass der Clerus ehemals mit Ausnahme der Criminalfälle keiner anderen als der bischöflichen Jurisdiction unterworfen gewesen, jetzt werde aber über diese Norm hinaus gegriffen.\*\* Auf diese Vorstellung wiederholte das Erläuterungsrescript vom 21. September 1734 die Versicherung, der Clerus sei nach den Privilegien zwar in kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten der Jurisdiction des Metropoliten unterworfen; allein damit sei er in Civil- und Criminalsachen der weltlichen Gerichtsbarkeit nicht entrückt. Sei in dem einen oder

\* VANICEK l. lc. p. 391.

\*\* Ibidem, p. 393.

anderen Falle eine Ueberschreitung nachweisbar, so unterliege es keinem Umstande, Abhilfe zu suchen.\*

f) *Das Caducitätsrecht des Metropolitens.*

Es war ein Zugeständniss von weittragender Bedeutung, wenn das kaiserliche Patent vom 20. August 1691 dem serbischen Metropolitens das Recht zusprach, dass er, resp. das Erzbisthum der Erbe der gesammten Habe eines ohne Erben und Testament verstorbenen Bekenners der griechisch-orientalischen Kirche sein solle; desgleichen falle die Hinterlassenschaft der griechischen Bischöfe der Metropole anheim. Dieses Recht wurde von den Metropolitens thatsächlich auch ausgeübt und wo die Civilbehörde auf Grund der Landesgesetze dagegen Einsprache erhob: da entschied der Kaiser selber, dass die Verlassenschaft eines ab intestato ohne Erben verstorbenen Griechen laut den Privilegien der Raizen der griechischen Kirche zuzufallen habe.\*\*

Allein nicht bloss die Civil-, sondern auch die Militärbehörden sträubten sich gegen die Durchführung dieses Anheimfallrechtes. So beschwerte sich auf dem Congresse zu Dálja am 12. November 1718 der Bischof von Kostainitz a über die Commandanten, dass sie die Verlassenschaften ohne leibliche Erben gegen den Inhalt der Privilegien an sich ziehen, statt sie der Kirche zu überlassen.\*\*\* Aehnliche Klagen wurden auch gegen die Militärcommandanten in der ungarischen Grenze erhoben.

Nun bestimmte das Declaratorium vom Jahre 1729 über diesen Punkt Folgendes: «In Sterbefällen weltlicher Personen ohne letztwillige Verfügung und ohne Erben, soll die Verlassenschaft dem *Fiscus* zufallen, weil es unzulässig erscheine, dass die Kirche den Besitz der Laien allmählich an sich ziehe.» Dagegen war die Verlassenschaft eines Bischofs in drei Theile zu theilen, von denen der eine der eigenen Kirche, ein Theil dem Erzbischofe und der dritte dem *Fiscus* zuerkannt wurde.†

\* VANICEK, l. c. p. 395.

\*\* «Serbische Regesten» bei CZOERNIG, l. c. III. 2, p. 94.

\*\*\* VANICEK, l. c. p. 389.

† Ibidem, p. 391.



Auch diese a. h. Resolution fand bei dem serbischen Nationalcongress des Jahres 1734 Beanstandung, weil es ein Verstoss gegen ihre Privilegien wäre, wenn die bischöflichen Verlassenschaften in obiger Weise in drei Theile getheilt würden. Darauf erfolgte die a. h. Vergünstigung im Erläuterungs-Rescript vom 21. September 1734, wornach der Kaiser zugestand, dass nach dem Ableben eines Bischofs die Verlassenschaftsmasse mit Ausschliessung des Fiscus unter den Erzbischof und die Kirche zu gleichen Theilen vertheilt werden möge.\* Von den weltlichen Caducitäten ist in diesem Rescripte weiter nicht die Rede; doch hatten Bischöfe, Clerus und Volk auf dieses Recht keineswegs vergessen.

*g) Die Zehentbefreiung.*

Nicht blos die älteren ungarischen Landesgesetze,\*\* sondern auch die Leopoldinischen Privilegien, Diplome und Patente sowie deren Confirmationen durch Leopolds I. Nachfolger sicherten der «illyrischen» oder «raizischen» Nation und ihrem Clerus Befreiung von dem Zehent zu. Nichtsdestoweniger wurden die griechisch-orientalischen Serben vielen Orts, wo sie auf bischöflichen oder geistlichen Gütern der Katholiken wohnten, zur Abgabe des Zehnten verhalten. Die katholischen Bischöfe beriefen sich in einer diesfälligen Repräsentation an den Monarchen darauf, dass sie von der Erlassung der kaiserlichen Resolution vom 9. April 1701, womit ihnen ihre «in partibus priore Bello Turcico recuperatis» gelegenen Fundationsgüter sammt dem Zehnten zurückgegeben worden, bis zum Jahre 1724 im ungestörten Genusse dieses Zehnten auch von Seite der «Räzischen in suis Dioecesibus befindlichen Insassen» verblieben seien.

Dieses Auftreten der katholischen Bischöfe wurde durch die Weigerung der Serben, den Zehnten an die katholische Geistlichkeit abzuliefern, hervorgerufen. Als nämlich im Jahre 1723 das Ansuchen der serbischen Nation um gesetzliche Inarticulirung

\* Ibidem, 394, 395,

\*\* Namentlich G.-A. V: 3, 4 vom Jahre 1481 und G.-A. XLV vom Jahre 1495.

ihrer Privilegien erfolglos geblieben war, drang der k. k. Hofkriegsrath bei der ungarischen Hofkanzlei durch wiederholte Schreiben darauf, dass die Publication dieser Privilegien «per rescripta regia» in jenen Comitaten, wo besagte Rázische Nation bekanntermassen sich angesiedelt, veröffentlicht werden. Auf solche Weise wurde den Comitaten befohlen, das serbische Volk «in dem ungehindert vorgehabten usu et possessione ihrer Privilegien fortan zu belassen und handzuhaben». Die rázische Nation suchte nun ihre Privilegien auch «quoad Decimas ad usum zu bringen» und weigerte sich im Jahre 1724, «die Decimas a se provenienter» den ungarischen Prälaten, namentlich dem Erzbischof von Kalotscha-Bács, dann den Bischöfen von Weszprim, Fünfkirchen, Bosnien und Agram, fortan zu reichen.\*

Gleichzeitig reichte der griechisch-orientalische Bischof von Ofen und Stuhlweissenburg, *Michael Milosovich*, ein Gesuch bei Hofe ein, worin er in seinem und im Namen der rázischen Nation bittet, dass auf Grund der National-Privilegien und der ungarischen Landesgesetze die «weitere Abnahme des Zehent von denen Rázischen Insassen» zu Gunsten der katholischen Bischöfe «mit allem Ernst untersaget und abgestellt» werden möge.

Auf dieses Gesuch wie auf die Repräsentation der katholischen Bischöfe erfolgte dann die a. h. Resolution vom 3. Februar 1725: «Insoweit die Bischöfe Graeci Ritus in dem würcklichen Besitz deren Zehenden sich erfinden, in Selben verbleiben, in soweit dagegen die Röm. Catholischen Bischöfe in possessione decimarum stehen, besagte Bischöfe graeci ritus quoad proprietatem Earundem decimarum seu ipsum Jos a ritus sui Hominibus pro parte, et ad rationem sui decimas colligendi et percipiendi fundamento Privilegiorum suorum in iisdem citatorum Articulorum praetensum in petitorio belassen, sofort zu Pest unter Praesidio des Personalis Praesentiae Regiae in Iudicijs Locumtenentis mit Zuziehung der zwey Baronorum Tabulae Regiae, dreyen

\* Vgl. die KOLLER'sche «Denkschrift» vom Jahre 1755 im ungarischen Landesarchiv.



Protonotarium und des Causarum Regalium Directoris eine *Commission* angeordnet werden solle, welche citatis Partibus dieselbe behörig vernehme, sonach diese Strittsache vollständig untersuche, und endlichen die samentliche Acta sammt ihren beygefügtten gutachten heraufsende, um solche hinnach in der Ministerial-Conferenz in weitere Deliberation zu ziehen.»\*

Das geschah denn auch und nach erfolgter Vernehmung der beiderseitigen Parteien, resp. deren Vertreter, und nach überaus weitläufiger Verhandlung fasste die *Commission* folgende Beschlüsse:

1. Die Bischöfe graeci Ritus haben «keine proprietäet oder Jus, die Decimas von denen Räzischen Innsassen abzufordern». Dagegen

2. haben auch die römisch-katholischen Bischöfe kein Recht, von jenen «Räzischen Familien», welche die durch den k. k. Hofkriegsrath angewiesenen Ortschaften wirklich bewohnen, sowohl «nach dem eigentlichen Verstande deren de Immunitate Rascianorum à decimis vorfindigen Landes-Gesäzen» wie auch nach den Privilegien den Zehent abzufordern; diese Raizen hatten also «sothane Immunität fortan zu geniessen».

Bei der ungarischen Hofkanzlei schlossen sich drei Vota diesem Gutachten der *Commission* an; ein Votum wollte aber die Zehentimmunität auf sämtliche Raizen sowohl in der Militärgrenze wie in Ungarn ausdehnen; ein anderes Votum lautet wörtlich folgendermassen: «Dass nachdeme der Richter lediglich die inter Actorem et in causam attractum fürwaltende Stritt-Sach zu entscheiden habe, der Billigkeit allerdings entgegen seye, dass der dritte, nemlich die Räzische Nation selbst, nec audita nec convicta untereinstens condemniret werde. Da nun die Strittigkeit allein zwischen denen Römisch-Catholischen und Graeci Ritus Bischöfen per delegatos verhandlet worden, und die Römisch-Catholischen Bischöfe sich damit begnügen können, dass die Bischöfe Graeci Ritus non probata actione sua mit ihrer diesfälligen Anforderung abgewiesen worden, und Sie catholische Bischöfe

\* Ebenda.

eo ipso in quorunque suo Jure et quasi possessione indessen verbleiben, alss wäre dagegen der *Räzischen Nation fortan der Weeg offen zu lassen*, ihre diesfällige causam besondere zu intentiren und behörig zu entscheiden.»\*

Auf das in dieser Sache am 2. September 1727 erstattete Referat der ungarischen Hofkanzlei erfolgte jedoch keine a. h. Resolution und so blieb die «Causa et quaestio circa Jus et praestationem Decimarum» unentschieden, die katholischen Bischöfe fuhren aber fort, in ihren Kirchsprengeln auch von den Griechisch-Nichtunirten den Zehent abzufordern.

Die Serbeu ihrerseits hörten jedoch nicht auf, bei jeder Gelegenheit gegen die Zehent-Abforderung zu protestiren. So geschah es auf dem Congress zu Dálja im Jahre 1718, worauf der Kaiser im Declaratorium vom Jahre 1729 die Regelung dieser Frage in Aussicht stellte. Dabei wurde zugleich verordnet, dass alle Grundstücke, die der Clerus ausser der Dotirung besass, der Besteuerung unterliegen. Die serbischen Grenzer in der Lika und Krbawa baten unter dem 5. September 1730 abermals um Enthebung von der Zehentleistung an die katholische Geistlichkeit. Darauf erfloss von Seite der Grazer Kriegsstelle, welcher damals dieses Grenzgebiet unterstand, die Weisung, es sei vor Allem zu ermitteln, ob die Grundstücke ehemals griechisch-orientalischen oder römisch-katholischen Geistlichen zehentpflichtig waren. Im letzten Falle sei der Zehent, der jetzige Grundbesitzer möge ein Serbe oder Croate (also griechisch-orientalischer oder katholischer Confession) sein, unweigerlich *als eine der Realität anhaftende Last* an die katholische Geistlichkeit zu leisten, dasselbe gelte von den, dem griechisch-orientalischen Clerus ehemals zehentpflichtig gewesenen Grundstücken. Daher müssten die Pfarrer beider Culte in ihrer Gerechtsame geschützt werden.\*\*

Aber die allgemeine Regelung der Zehentpflichtigkeit blieb noch immer ausständig; da wiederholte der serbische Congress im Jahre 1734 auch diesfalls seine Beschwerden, denen

\* Ebenda.

\*\* VANICEK, l. c. Bd. I, p. 392.



er noch beifügte, dass man seit einigen Jahren versuche, selbst den serbischen Clerus zur Zehentleistung und Grundgebühr zu verpflichten. Doch auch jetzt behielt der Kaiser im Erläuterungsrescript vom 21. September 1734 die Zehentfrage einer «späteren Entscheidung» vor. Dieselbe erfolgte unter der Regierung Kaiser Karl VI. nicht mehr.\*

Wir haben in vorstehenden Punkten die *wichtigsten Controversen* zwischen der serbischen Nation und der Regierung berührt; sowohl diese Fragen wie andere minder wesentliche Differenzen fanden jedoch in der hier behandelten Periode keine endgiltige Erledigung. Die Ursache hievon lag zumeist in dem neuerlich ausgebrochenen Türkenkriege, bei welchem die serbische Grenzmiliz abermals in hervorragender Weise theilhaftig war. Man kennt den unseligen Verlauf und das unglückliche Ende dieses Krieges. Im Frieden von Belgrad (18. September 1739) gingen die glänzenden Eroberungen Eugens jenseits der Donau und Save ruhmlos verloren; kleinliche Rivalität, Unfähigkeit und Feigheit waren die Ursachen, dass der össterreichische Antheil in der Walachei, in Serbien und Bosnien wieder an die Türkei zurückfiel.

Die *Zurückverlegung der Reichsgrenzen* blieb nicht ohne Einfluss auch auf die Schicksale und Verhältnisse des serbischen Volkes in Ungarn und dessen Nebenländern. Vor Allem sei erwähnt, dass seit der Wahl des Belgrader Metropolitens Moses Petrovich zum Metropoliten von Carlowitz (1724) die beiden bisher getrennten Metropolitane faktisch vereinigt und in Folge dessen auch die *Residenz der Metropolitane* von Carlowitz (resp. von Dálja) nach Belgrad verlegt worden war. Hier wurden dann auch die serbischen National-Kirchencongresse abgehalten. Die Munificenz des Kaisers hatte das kirchliche Oberhaupt der Serben auch in diesem Zeitraume wahrhaft fürstlich ausgestattet. Der Metropolit besass zu jener Zeit die *Proventen* des Gutes Dálja in Slavonien und des Dorfes Neradim in Syrmien; dann 3000 fl. aus der slavonischen Cameralcassa als Zehentäquivalent; von jedem Pfarrer seiner Diöcese einen Dukaten und ein Marderfell; ferner die «Milostina» und «Dimniza» (kirchliche

\* Ebenda, p. 396.

Stolarabgaben), welche anfangs zweimal im Jahre eingesammelt, seit 1726 aber auf einmaliges Sammeln eingeschränkt wurden. Sodann erhielt er die Reinbezüge aus den Einkünften der Mönchsklöster, bis zum Jahre 1726 (resp. 1729) alle Verlassenschaften der ab intestato ohne leibliche Erben verstorbenen Glaubensgenossen und der Bischöfe und endlich die Einflüsse von den Verhandlungen in Streitsachen und von den dabei andictirten Strafgeldern.\*

Wahr ist, dass diese Metropolitcn ihre grossen Einkünfte zum Theil in erspriesslicher Weise verwendeten. Das meiste Lob verdient in dieser Beziehung der Metropolit Vincenz Joannovics (von 1731—1737); denn derselbe stiftete die lateinischen Schulen zu Carlowitz, Essek und Dálja und errichtete überdies auf eigene Kosten ein Husaren-Regiment, dessen Oberster und Proprietär er anfänglich selber war; im Jahre 1736 ward es dem Fürsten Cantakuzen verliehen.\*\*

Die oberste Verwaltung der serbischen Angelegenheiten blieb auch in diesem Zeitraume hauptsächlich in den Händen des k. k. Hofkriegsrathes, doch concurrirten mit dieser Hofstelle in serbischen Sachen noch die ungarische Hofkanzlei (für die Serben im Provincial-Ungarn) und die Hofkammer (wegen des Banats). Alle wichtigeren Angelegenheiten wurden durch «gemeinsame Zusammentretungen» der Vertreter dieser drei Hofstellen commissionell erledigt und die Beschlüsse in «allerunterthänigsten Vorträgen» dem Monarchen zur Entscheidung unterbreitet. Nach den so erfolgten a. h. Resolutionen fertigten dann die oberwähnten drei Hofstellen die Erledigungen für ihre untergebenen Organe aus. Ein bestimmtes, klares System war hiebei nicht massgebend. Man liess sich häufig von momentanen Zeitumständen leiten; Opportunitäts-Gründe gaben den Ausschlag, weshalb man oft genöthigt war, in späterer Zeit die gemachten Concessionen wieder zu entziehen.

In den österreichischen Gebieten der Walachei, in Serbien und Bosnien war die gesammte Verwaltung rein militärisch und da auch der Metropolit in diesem Theile seinen Sitz genommen

\* Ebenda, p. 388.

\*\* CSAPLOVICS, Slavonien II, p. 66—67.



hatte, so gewann dieses militärische Element vollends das Uebergewicht. Allein diese Uebersiedlung des Metropolitansitzes nach Belgrad hatte offenbar noch einen anderen Zweck.

Wir haben oben erwähnt, dass nach der Uebersiedlung des Ipeker Patriarchen Arsenius Csernovics das Patriarchat in Altserbien keineswegs unbesetzt geblieben ist; sondern nach dem Tode des Csernovics wurden zu Ipek dessen Nachfolger fortgewählt. Die serbischen Metropolit in Ungarn standen jedoch trotz der gegentheiligen Intentionen der Regierung und des Wunsches einzelner Metropolit, wie z. B. des Isaias Diakovics zu jenem Ipeker Patriarchenstuhle fortdauernd in einem gewissen hierarchischen Abhängigkeitsverhältnisse. Nach der erfolgten Wahl hatte nämlich jeder neue Metropolit öffentlich, vor der «gesamten serbischen Nation» den feierlichen Eid zu leisten, dass er «den Erzbischof zu Ipek und Patriarchen der Raizen als seinen Vorsteher und Uebergeordneten anerkennen, und in geistlichen Angelegenheiten von demselben stets abhängig sein wolle.»\* Diese Abhängigkeit von einem kirchlichen Haupte, das auf türkischem Boden seinen Sitz hatte, gefiel der österreichischen Regierung nicht im mindesten; weshalb die bereits erwähnte Ministerial-Conferenz vom Jahre 1734, welcher das Erläuterungsrescript vom 21. September d. J. zu danken ist, unter dem 9. Juli d. J. in ihrem Vortrage hervorgehoben hatte, es wäre seiner Zeit auch zu bedenken, «ob man nicht dieser Raitzischen Nation einen eigenen Patriarchen, wie der mit selbem Volke anno 1690 aus dem Türkischen herübergetretene Erzbischof Arsenius Czernovich gewesen, angedeihen lassen wollte.»\*\*

In dieser Form ging der Monarch auf den Antrag nicht ein; es bot sich aber bald ein anderer Ausweg. Die österreichischen Militärbehörden in Serbien knüpften nämlich mit dem damaligen Ipeker Patriarchen *Arsenius Joannovics Schakabent* Verbindungen an. Dieser war bald bereit, seinen ohnehin precären Patriarchen-

\* Vgl. den Wortlaut der Eidesformel in den Illyrischen Hofdeputations-Acten aus dem Jahre 1748.

\*\* Vgl. (JIRECEK) Actenmässige Darstellung der Verhältnisse der gr. n. u. Hierarchie in Oesterreich (Wien, 1860), p. 10.

Sitz in Ipek zu verlassen und nach dem Tode des Metropolitens Vincenz Joannovics (+ 17. Juni 1737) über Aufforderung des Wiener Hofes vorläufig die Interimsl-Leitung der diesseitigen serbischen Kirche zu übernehmen. Der Patriarch Arsen traf am 17. September 1737 mit seiner geistlichen Begleitung und von einer ansehnlichen Schaar albanesischer und serbischer Flüchtlinge gefolgt in Belgrad ein. Nach dem Verluste dieser Festung und Serbiens überhaupt gelangte mit dem kaiserlichen Heere auch der Patriarch auf das diesseitige Gebiet, weil ihn die Türken lebendig verbrennen wollten. Ueber Wunsch und Bitte der Serben bestätigte dann die Kaiserin-Königin Maria Theresia i. J. 1741 (21. Oct.) den geflüchteten Kirchenfürsten in der Würde eines Metropolitens und Erzbischofs der diesseitigen Serben. Der Patriarch-Metropolit verlegte hierauf seinen Sitz nach Carlowitz, wo er eine Residenz erbaute und wo seine Nachfolger bis heute residiren. Diese führten zwar nicht den Titel von Patriarchen, nichtsdestoweniger waren und sind sie die *ordentlichen hierarchischen Erben des Ipeker Patriarchats*, das weiterhin für einige Jahre noch durch Vicare, die sich sogar den Patriarchentitel beileigten, versehen ward, bis endlich im Jahre 1765 der Patriarch von Constantinopel den ihm verhassten Patriarchensitz von Ipek um 40 Beutel schwarzer Groschen (Karagros) verpachtete.\*

Seit der Uebersiedlung des zweiten Patriarchen musste auch in den Eidesformeln der neugewählten Metropolitens der Punkt über die hierarchische Abhängigkeit vom Ipeker Patriarchate wegbleiben. Die Carlowitzer Metropolitens übten factisch die kirchliche Gewalt eines Patriarchen ohne dessen Titel aus. Erst mit dem a. h. Manifeste vom 15. December 1848 wurde «in Anerkennung der Verdienste der serbischen Nation und als besonderer Beweis der kaiserlichen Gnade und Fürsorge für den Bestand und die Wohlfahrt der serbischen Nation» die oberste kirchliche Würde des Patriarchats wieder hergestellt und mit dem erzbischöflichen Stuhle zu Carlowitz verbunden.\*\*

\* Ebenda.

\*\* JIRECEK, l. c. p. 10. und JIRECEK, die serb. Privilegien etc. in der «Oesterr. Revue», 1864, Bd. VIII. p. 50.



Aber nicht nur der Patriarch und die Geistlichkeit folgte den abziehenden kaiserlichen Truppen von jenseits der Donau und Save, sondern auch zahlreiche andere Emigranten weltlichen Standes. Serbische Handelsleute in Belgrad, die unter der österreichischen Regierung zum Wohlstand gelangt waren, zogen gleichfalls die Auswanderung dem Leben unter türkischer Herrschaft vor. Diese begründeten hauptsächlich das spätere Neusatz (damals die «Peterwardeiner Schanze» genannt). Andere kamen nach Essek, katholische Albanesen fanden Unterkunft in Carlowitz sowie in Syrmien überhaupt. Auch aus Oesterreichisch-Bosnien und aus der österreichischen Walachei zogen viele Serben, Bulgaren u. a. auf das diesseitige Gebiet. Sie wurden in Syrmien, in der spätern Peterwardeiner Grenze und im Banate angesiedelt. Wie bedeutend die Wehrkraft gewesen, welche in dieser serbischen Grenz-Miliz Kaiser Karl VI. seiner Tochter und Erbin Maria Theresia hinterliess, lehren folgende Zahlen:

Die Grenz-Miliz, welche im Felde verwendet werden konnte,	
zählte im Jahre 1740	
in der Save- und Donaugrenze . . . . .	12,437 Mann
» » Maroscher und Theisser Grenze . . . . .	4,198 »
im Warasdiner Generalat . . . . .	8,564 »
» Karlstädter Generalat, in der Lika und in der	
Petrinjaer Grenze . . . . .	20,416 »
Zusammen . . . . .	45,615 Mann
Uebers dies verblieben im Lande bei 20,000 Mann.	

Erwägt man, dass bei dem Tode Karl VI. die gesammte österreichische Armee nur 82,572 Mann zu Fuss und 30,972 zu Pferd zählte; so machten die serbischen Milizen und Grenzwachen weit mehr als die Hälfte des Gesammtheeres aus.\* Bei der gerechten und wahrheitsgemässen Würdigung der staatsrechtlichen Stellung und politischen Bedeutung der Serben in Ungarn sowie zum Verständnisse der verschiedenen Regierungsacte muss dieses militärische Moment jederzeit in genaue Beachtung gezogen werden. Mit dem Tode Kaiser Karl VI. begann für die Serben wie für alle Länder und Völker der habsburgischen Monarchie eine neue Aera.

PROF. DR. J. H. SCHWICKER.

\* VANICEK, l. c. p. 475—478.

## UNEDIRTE BRIEFE VON IGN. AUR. FESSLER.

Mitgetheilt von LUDWIG AIGNER.

Dem Ausspruche Goethe's zufolge, wonach Briefe zu den wichtigsten Documenten gehören, die der einzelne Mensch hinterlassen kann: muss eine Serie bisher unbekannter Briefe des in jeder Hinsicht merkwürdigen Verfassers der ersten pragmatischen *Geschichte Ungarns* in grösserem Stile, einer Reihe historisch-philosophischer Romane und der bedeutsamen Rückblicke auf seine Pilgerfahrt, — müssen IGNAZ AURELIUS FESSLER's (geb. 1756, gest. 1839) Briefe unser volles Interesse beanspruchen.

Die Mehrzahl der hier zur Veröffentlichung gelangenden Briefe war bisher unedirt; der Vollständigkeit wegen fügten wir einige hinzu, die zwar in ungarischen Zeitschriften bereits publicirt waren, aber eben aus diesem Grunde dem deutschen Publicum nicht bekannt geworden sind.

### I.

*An den Bibliothekar Langer in Wolfenbüttel. \**

Wohlgeborener Herr!

Mit Zuversicht wende ich mich in einer Angelegenheit an Sie, welche mir von grösster Wichtigkeit ist, und in der mir beyzustehen Ihnen gewiss weder der Wille noch die Mittel mangeln werden. Unter allen Schriftstellern des Alterthumes ist vielleicht keiner, der dem arbeitenden Geiste unseres Zeitalters angemessener wäre als SENECA. Noch fehlt es uns an einem kritisch bearbeiteten Text, und dann an einer Uebersetzung, die der Kenner und Verehrer dieses römischen Genies ohne Anstoss lesen könnte. In beiden wage ich es meine Kräfte zu versuchen. Den lateinischen

\* Fessler war damals Erzieher der Kinder des Herzogs Heinrich Erdmann Schönaich-Carolath. Die von Fessler geplante Ausgabe des Seneca erschien 1795, die gleichzeitig angekündigte Uebersetzung dagegen ist unterblieben.



Text wird mein Verleger, Wilhelm Korn in Breslau mit aller typographischen Schönheit, mit Kupferstichen, Vignetten und Didot'schen Lettern auf Velin- und Schreibpapier künftige Michaelismesse herausgeben. Ich wünschte, dass auch der innere kritische Werth dem äusseren Glanze entspräche. Die Frage aber ist:

I. Sind in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel MSS. von den Werken des römischen Philosophen vorhanden? — II. Wäre Jemand in Wolfenbüttel zu finden, der für ein mässiges Honorar die vorhandenen MSS. mit einem gedruckten Seneca, und zwar mit dem Zweybrücker, genau und sorgfältig vergleichen wollte? — III. Wollten Sie es übernehmen, diesen Gelehrten zu wählen, seine Erklärung über das ihm zu leistende Honorar zu vernehmen und ihn in seiner Arbeit auf den rechten Weg zu leiten? — IV. Könnte ich das Resultat seiner Arbeit längstens bis Ostern vollständig erhalten? Mehrere Bemerkungen werde ich Ihnen mittheilen, wenn ich in Ihrer Antwort, um die ich dringendst bitte, lesen werde, was ich von Ihrer Liebe und Freundschaft gegen den römischen Kraftmann erwarten darf. Indessen verharre ich mit der aufrichtigsten Hochachtung

Carolath in Nieder-Schlesien,  
den 5. October 1794.

Ihr ganz ergebenster Diener

I. A. Fessler,  
der Theologia Doctor. \*

## II.

*An Johann Christian Engel. \*\**

Wohlgeborener Herr! Hochzuehrender Herr Consistorialrath! — Indem ich Ihnen für die Uebersendung des Cataloges und der Supplemente von der Regnicolar-Bibliothek meinen innigsten Dank abstatte, übersende ich Ihnen hiermit zugleich den neuesten Versuch, meine Vaterlandsliebe an den Tag zu legen. Die Schilderung der *drey grossen Könige der Hungarn* \*\*\* aus dem Árpádischen Stamme ist der Vorbote eines grösseren Werkes, des Resultates zwanzigjähriger Forschungen, einer pragmatischen Geschichte der Hungarn und ihrer Landsassen. Mit dem uner-

\* Das Original dieses Briefes ist im Besitze von Ludwig Aigner.

\*\* Johann Christian Engel (geb. 1770, gest. 1814) ist der Verfasser einer Geschichte von Ungarn (fünf Bände, erschienen 1813–14), sowie einer Reihe von Specialforschungen und Vorarbeiten über dies Thema. Fessler befand sich damals in den drückendsten Verhältnissen, denen er durch die Herausgabe seines Geschichtswerkes abzuhelpen strebte. Zu diesem Zwecke wandte er sich an Engel, um ihn für sich und sein Werk zu gewinnen, dessen Kosten er durch Pränumerationen zu decken hoffte.

\*\*\* Dies Werk Fessler's erschien zu Breslau, 1808.

schütterlichen Glauben an Ihren Nationalsinn lege ich einige Ankündigungen derselben hier bey und bitte inständigst, meine patriotisch-wissenschaftliche Unternehmung in Ihrem ausgebreiteten Wirkungskreise bekannt zu machen und zu unterstützen. Mit Bescheidenheit erwarte ich, in wiefern Sie nach dem beigefügten Werke mich für berufen und für würdig halten dürften, der Biograph der kräftigen Nation zu werden, der wir Beide anzugehören das Glück und die Ehre haben; ich bemerke nur, dass in der angekündigten Geschichte der Hungarn zwar eben der religiöse Geist, welcher das beyfolgende Buch durchdringt, herrschen werde; aber in Ansehung des Vortrages, der Wahl und der Zusammenstellung der Begebenheiten die Forderungen der Kritik und der historischen Kunst weit strenger erfüllet und berücksichtigt werden sollen, worin mir Ihre Schriften reichliche Unterstützung gewähren.

Ist es mir erlaubt, nicht nur den verdienstvollen Gelehrten, sondern auch den edlen Menschenfreund in Ihnen anzusprechen, so trage ich kein Bedenken zu bekennen, dass ich durch den gegenwärtigen Krieg und durch den noch schrecklicheren Tilsiter Frieden um mein und meiner Frauen ganzes Vermögen, um mein Amt als Rechtsconsulent in katholisch-geistlichen Angelegenheiten für Neuost- und Südpreussen, um mein Salarium und um alle Ansichten auf ein ruhiges, kummerloses Alter gekommen sey.\* Nichts ist mir übrig geblieben als ein heiterer, in Gottes Willen ergebener Geist, mit welchem ich nun unter den Geschichtsschreibern meines Vaterlandes um einen ehrenvollen Platz zu ringen beschlossen habe. Würde ich von edelmüthigen Freunden der Wissenschaft und grossmüthigen Patrioten so thätig unterstützt, dass sechzehnhundert Pränumeranten zusammenkämen, so wäre nicht nur durch mein Werk eine Lücke in unserer historischen Literatur ausgefüllt, sondern auch meiner zahlreichen Familie eine neue Existenz geschaffen und meine unmündigen Kinder bei meinem etwa frühzeitig eintretenden Tode gegen den Bettelstab gesichert.

Ich habe daher mit eben dieser Post meine Unternehmung auch der Unterstützung und Beförderung des verehrungswürdigen Grafen Széchenyi empfohlen, und schon Anfangs Junii unter der Adresse des Buchhändlers Pichler meine Sache dem Herrn von Görög vorgetragen, auch von meinen grossen drey Königen Exemplarien an S. M. den Kaiser, an I. M. die Kaiserin, an des Kronprinzen, an des Palatinus, an des Bischofs von Waitzen und an des Coadjutors von Olmütz K. K. H. H. beygelegt, ohne zu meiner Beruhigung bis jetzt erfahren zu haben, ob das Paquet

\* Siehe die Vorrede zu Fessler's Alonso. Leipzig, 1808.



bey dem Buchhändler Pichler eingegangen, oder von der die Post administrirenden französischen Behörde unterschlagen worden sey.

Sind Sie geneigt, sich meiner Sache, als meiner ultimae post naufragium tabulae, thätig anzunehmen, wie ich zuversichtlich hoffe, und wie es mir Ihr Bildniß vor Bredeczky's topographischen Beiträgen durch den sprechendsten Ausdruck der Gutmüthigkeit verspricht, so bevollmächtige ich Sie, auch die Pränumerations-Angelegenheit, ganz Ihrem Gutdünken gemäss, nach der jetzt mir völlig unbekannten Landesverfassung einzuleiten. Mit aufrichtiger Hochachtung verharre ich Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Ignat. Aurel. Fessler,  
Dr. Theol. und Professor.

Bukow in der Chur-Mark bei Beeskow, den 22. Julius 1808. \*

### III.

*An Johann Christian Engel. \*\**

Hochwohlgeborener Herr Consistorial-Rath! — Unter Allen, an die ich mich in meinem Vaterlande mit meiner Angelegenheit gewendet habe, sind Sie der Erste, der mich mit einer Antwort erfreuet hat; sie bestätigt die Züge der Gutmüthigkeit, Geradheit und Biederkeit, welche mich aus Ihrem Bildnisse vor *Bredetzky's* Beiträgen immer freundlich und anziehend ansprechen. Es war mir Stärkung, dass Sie meine Unternehmung billigten, es ist mir Aufmunterung, dass Sie mich derselben für gewachsen halten und einiges Gute von mir erwarten. Mit Recht und Wahrheit sage ich *einiges Gute*, denn leicht und ein geringes Verdienst ist es mir, auf dem durch so treffliche Vorgänger in der Kritik ziemlich geebneten und gebahnten Wege einherzugehen. Nur einzelne Blätter, nicht Zweige, noch weniger Kränze, werde ich mir in dem Gebiete der Kritik erwerben können; nur durch die *leitende Idee*, die durch das ganze Werk sich anssprechen und ihm Einheit geben soll, durch die Wahl und Zusammenstellung der Begebenheiten, und durch den Vortrag darf ich hoffen, Ihre und anderer competenten Richter Erwartungen zu erfüllen.

\* Das Original dieses, sowie des folgenden (III.) Briefes befindet sich im ungarischen National-Museum. Beide erschienen bereits in der von Franz Toldy herausgegebenen Zeitschrift «Uj Magyar Muzetum» (Neues ungarisches Museum) 1855. II. S. 153—157, mitgetheilt von August Kubinyi.

\*\* Ebenfalls im Interesse der Geschichte Ungarns, sowie eines unedirt und wohl auch ungeschrieben gebliebenen Werkes: «Geist des mittleren Zeitalters».

Das Schicksal scheint mich 52jährigen Mann zur äussern bürgerlichen Unthätigkeit, und meine unverschuldet verunglückte Familie zu äusserster Armuth verurtheilt zu haben; mir geizt, so weit meine Kraft reicht, gegen dasselbe anzukämpfen. In diesem Kampfe blieb mir nichts anders übrig, als die Erscheinung meiner *Geschichte der Hungarn* durch eine hinlängliche Anzahl Pränumeranten zu bedingen. Glückt die Sache, so belieben Sie aus der beiliegenden Balance der Kosten und des reinen Ertrages zu ersehen, was für meine Unmündigen theils zu ihrer Erziehung, theils zu einem Nothpfennig, wenn sie die Welt ebenso wie ihren Vater behandeln sollte, übrig bleibt. Da hingegen ist jetzt in ganz Deutschland kein Buchhändler aufzufinden, der Lust, Muth und Fonds hätte, meine Geschichte in Verlag zu nehmen. Seit zwei Jahren liegen einige gelehrte Werke, die wohl bedeutend in unsere Zeit eingreifen, bei mir in Ruhe; ich musste Kleinigkeiten, z. B. Abaelards, Theresias, Alonsos und Lotarios schreiben, um mir und den Buchhändlern das tägliche Brod zu verschaffen; Werke, die gewiss noch nach der 60-ten Messe, in der ersten aber nicht so zahlreich gekauft werden, verschmähen sie für jetzt. Eines derselben, betitelt: *Geist des mittleren Zeitalters*. Erster Theil: *Gregorius VII. und sein Zeitalter*. Zweiter Theil: *Bernardus, Abt von Clairvaux und sein Zeitalter*, habe ich mit eben dieser Post dem Buchhändler Doll angeboten. Ich wünschte, dass er Ihnen die ihm übersandte Skizze zeigte; ihm wird es zu gelehrt sein, er wird es wahrscheinlich ausschlagen, weil er in der ersten und zweiten Messe noch nicht auf das Remboursement seiner Kosten dabei rechnen kann. Böte ich österreichischen Buchhändlern meine Geschichte der Hungarn zum Verlage an, so würden sie dieselbe wohl annehmen, aber wie bezahlen? Keiner würde mir auch nur die 15 Rthlr. pro Bogen geben, womit Maurer, Korn und Graeff meine weit unwichtigeren Producte honorirten und wäre auch nur einer so freigebig, so machten die 216 Bogen der sechs Bände 3240 Rthlr., und dies wäre Alles, was den Meinigen bliebe.

Ihre Besorgniss: «dass Viele, welche die Erscheinung meines Werkes durch die Pränumeration möglich machen wollten, fürchten möchten, das im Auslande gedruckte fertige Buch könnte von der k. k. Censur-Hofstelle verboten und ihnen dann sowohl Buch als Geld vorenthalten werden», finde ich gegründet, ich will daher weder Kosten noch Zeitaufwand scheuen, um das Admittitur, oder wenigstens das Toleratur besagter Hofstelle zu erlangen. Wie ich dies nun anfangen und an wen ich mich deshalb zu wenden habe, darüber erbat ich mir mit eben dieser Post die gütige Anweisung des Hof-Secretärs Herrn Armbruster. Am convenablensten wäre es mir, wenn ich jedes Mal, entweder eine Anzahl



von etwa zehn gedruckten Bogen, oder auch grössere Abschnitte, oder auch jeden einzelnen fertigen Band einsenden und dann im Falle einer Censurrüge das Anstössige streichen oder mildern, das Blatt ausschneiden und durch einen hinzugedruckten Carton ersetzen könnte. Die Möglichkeit dieser Fälle kann ich mir höchstens bei den letzten drei Bänden denken.

Wie ich Ihre practische Bemerkung in Ansehung des Pränumerationsgeschäftes benutzt habe, zeigt beiliegende Ankündigung, welche ich, ganz nach Ihren Vorschlägen bestimmt, heute noch an die Herren Kultsár, \* Décsy, \*\* Belnay, \*\*\* Sartori† und an Buchhändler Doll, Degen, Geistinger, Schaumburg und Gebrüder Kilian sende.

«Ein Mann, sagen Sie, von Kopf und von Einheit und Festigkeit des Charakters geht auch in solchen Krisen nicht unter; sein Fortkommen ist nicht an einen Ort und nicht an einen Stand gebunden»; das kann sich bei tausend Anderen bestätigen, bei mir wird es wahrscheinlich zweifelhaft bleiben. Ueberall, wo man fragt, zu welcher Religion oder Kirche gehört dieser Mann, nicht, wie viel Kraft hat er; überall, wo man die Diener des Staates, nach dem von persönlicher Zu- oder Abneigung ausgegangenen guten oder bösen Ruf ansetzet oder zurückweist, wo Idealität Thorheit, Originalität Verbrechen ist, wo nur Pffiffigkeit oder einseitige Weltklugheit die Wege öffnet, nur alles Selbstgefühl verleugnende Demuth für Güte des Herzens, und abgerundete Geschmeidigkeit für Schönheit der Seele geachtet wird: dort ist nichts für mich zu hoffen. Wo diese Hindernisse weniger obwalten, dort construirt man mich nach Belieben und lässt mich laufen. In Wien und München glaubt man in vollem Ernste, ich habe *Religion* changirt; in Berlin halten mich die meisten Glückauspender für einen Jesuiten, Andere für einen Freigeist, Einige für einen halbverrückten Mystiker, die Menschenfreundlichsten für einen unschädlichen Schwärmer, Alle für einen Menschen, bei dem man nicht weiss, wie man mit ihm daran sei. Meine Ansichten von Religion und Kirchenthum gaben mir bei Katholiken, Lutheranern und Calvinisten den Garaus, weil es dadurch offenbar geworden ist, dass ich alle Kirchen, selbst die jüdische und mohammedanische, nach dem Maasse des in ihr enthaltenen religiösen Stoffes verehere, keiner ausschliessend angehören könne und wolle und die vermessene Aufklärungswuth hasse. In dieser

\* Stefan Kulcsár, Redacteur der Zeitschrift «Hazai Tudósítások» (Vaterländische Nachrichten).

\*\* Samuel Décsy, Herausgeber der Zeitschrift «Magyar Kurir» (Ungarischer Curier).

\*\*\* Belnay, Herausgeber einer Zeitschrift in Pressburg.

† Sartori, Redacteur der Wiener «Annalen für Literatur» etc.

Opposition mit dem Zeitgeiste und Weltsinne befangen, dulde ich nur was Recht ist, wenn mich Zeit und Weltmänner allenthalben perhorresciren; wohl mir, dass ich dadurch in meinem eigentlichen Wesen und Sein das Wenigste oder vielmehr gar nichts verliere. *Mein* Fortkommen ist freilich an keinen Ort, an keinen Stand mehr gebunden; aber die Vatersorge stört doch bisweilen die Ruhe und den Gleichmuth des Religiösen, den seine innere Welt von der äusseren kleinen so scharf abscheidet: da drängt sich mir das kindliche Gefühl der Vaterlandsliebe und die Sehnsucht nach demselben gar gewaltig auf, und der Gedanke, dass es mir wahrscheinlich für immer verschlossen sei, steigert sich in mir zur bittersten Qual, bis das Bild der zehn oder fünfzehn Jahre, die ich etwa noch zu wandern habe, in der Erhebung meines Gemüthes zu dem Unendlichen verschwindet, wie dem heimgekehrten müden Wanderer in den Armen seiner Lieben die gräulichen Gestalten seiner ausgestandenen mühseligen Irrfahrt. In einer einsamen Hütte mit einem kleinen Garten, ausser den Mauern einer kleinen Stadt im Erzgebirge, dort werde ich, glückt meine Unternehmung, meine Ruhestätte finden, dort sterbend meinen Sohn segnen, ihn nach Hungarn gehen heissen und der Welt entschwinden, die mich schon frühzeitig ihres Dienstes entlassen hat, weil stets mein Sinn gegen den ihrigen sich sträubte. Bei dem Allen würden Sie mich dennoch sehr verkennen, wenn Sie sich in mir einen schwermüthigen, düsteren, feindseligen Mann dächten, und darum nichts weiter mit mir zu thun haben wollten; ruhiger Ernst, aufgeweckte Laune und kindlicher Frohsinn haben mich noch nie verlassen und sind mir selbst unter den bittersten Drangsalen dieser Tage, unter welchen ich meinen Alonso und meinen Hofnarren Lotario schrieb, ungeschwächt geblieben. Um den Ersteren thut es mir sehr leid, dass er im Vaterlande verboten werden wird, weil er eben so freimüthig von Josef wie von Pharao spricht. Beschuldigen Sie mich nicht der Eitelkeit, wenn ich wünsche, dass Sie ihn läsen, das Beste meines Wesens ist in ihm ausgesprochen, Freunden aber und geliebten Gästen giebt man gern das Beste seines Selbst und seines Hauses.

Muss meine Geschichte aus Mangel der erforderlichen, das ist 454 Pränumeranten ungedruckt bleiben, so bin ich genöthigt, den Gedanken meiner Transplantation in ein Haus und Garten vor Freyberg im Erzgebirge aufzugeben; dann aber biete ich mich in dem deutschen Anzeiger aus, und der erste gute Mensch, der, eines immer muntern Gesellschafters bedürftig, mir ein kleines Haus und so viel Garten, als ich mit meinem Weibe und Kindern bauen kann, in einem südlichern Lande zum Eigenthume anbietet, der hat mich; mehr verlange ich von Keinem, und für diesen Preis ginge ich selbst an die äussersten Grenzen unseres



Vaterlandes, nur nicht weiter gegen den Norden, als ich bisher gewesen bin. Ich habe Seiner Excellenz dem Herrn Grafen SZÉCHENYI \* neben dem Syllabo meorum operum (von welchen mehrere gar nicht in den Buchhandel gekommen und durch den Buchhandel gar nicht zu erlangen sind) ein kurzes aber treues Curriculum vitae gesandt; was wäre z. B. diesem Magnaten ein kleines Häuschen und Garten an einen dem Grabe vielleicht schon nahen, antiken Mann hingeschickt? und so dürfte es Mehrere im Süden geben, die mir ein so eng begrenztes Ruheplätzchen gern gewähren würden, wenn sie von mir wüssten, wenn sie mich kennten, wenn sie meine antike Einfachheit nicht scheueten.

Ich muss aufhören. Möchten diese Zeilen nicht zu viel, nicht zu wenig sein, um von Ihnen Ihres fortdauernden freundlichen Andenkens würdig befunden zu werden, der ich hochachtungsvoll verharre Euer Hochwohlgeboren ergebenster Diener

Fessler.

Bukow in der Churmark bei Beeskow, 28. August 1808.

#### IV.

*An einen Lehrer am Gymnasium zu Leutschau. \*\**

Aus den Beilagen belieben Ew. Wohlgeboren zu ersehen, in welcher Art ich mit meiner *pragmatischen Geschichte* der Ungarn und ihrer Landsassen, sechs Bände in gr. 8., unter den Geschichtschreibern unseres Vaterlandes um einen ehrenvollen Platz zu ringen wagen wolle. Vertrauensvoll bitte ich Sie, diese wissenschaftliche Unternehmung, durch welche ich eine bedeutende Lücke in unserer historischen Literatur nicht unrühmlich auszufüllen verspreche, thätig zu unterstützen, sie in dem Umfange Ihrer Verbindungen und Ihrer Wirksamkeit zu empfehlen, und in dem Kreise Ihrer Bekannten einige betriebsame Männer zu wählen, welche die Sache ihres Fleisses und ihrer Bemühungen werth achtend, das Geschäft, Pränumeranten zu sammeln, übernehmen wollen.

Bei dem gegenwärtigen bedrängten Zustande des Buchhandels in Deutschland ist jetzt kein Buchhändler hier zu finden, welcher Lust, Muth und Fonds genug hätte, ein Werk von starken sechs Bänden in Verlag zu nehmen. Oesterreichischen Buch-

\* Graf Franz Széchenyi, der Begründer des ungarischen National-Museums.

\*\* Aus diesem Briefe ist ersichtlich, dass Fessler sich im Interesse seiner Geschichte nicht nur an hervorragende Männer wandte, sondern überhaupt an Jeden, von dem er einige Förderung des Unternehmens hoffen konnte.

händlern es hinzugeben, verbietet mir meine Lage: das Buch muss also entweder ungedruckt bleiben, oder auf meine eigene Kosten erscheinen. Nach einer genauen Berechnung belaufen sich die Kosten des Papiers zu dem ganzen Werke auf 792 Ducaten; die Druckkosten von 216 Bogen, woraus das Ganze besteht, auf 504 Ducaten. Diese Summe, ohne vorhergehende sichere Deckung durch Pränumeranten, vorzuschiesse, ist mir, dem nur das laudatur et alget beschieden worden, unmöglich, und eben darum der Wunsch verzeihlich, dass die Grossmuth edler Patrioten Hungarns zum Besten der Wissenschaft ersetzen möge, was das Glück mir versagt hat.

Achtungsvoll verharre ich

Ew. Wohlgeboren

Breslau, bey Wilhelm Gottlieb Korn,

Buchhändler.

5. Septbr. 1808.

ganz ergebenster Diener

*Ignat. Aurel. Fessler,*

Dr. Theol. und Professor.

# 1. Debr.

Diese Zurschrift ist in Wien mit den beygelegten Ankündigungen an die Hungarn von der Censur aufgefangen, erbrochen, und weil in der Ankündigung nahmentlich meiner daselbst verbotenen Schriften, als Attila, Mathias Corvinus, Ansichten von Religion und Kirchenthum, Abaelard und Heloisa, Theresia, Alonso und Lotario gedacht wir', zu meinem grössten Schaden wieder an mich retour gesandt worden. Ich lege nunmehr eine ganz unschuldige, für Deutschland abgedruckte Ankündigung bey, und bitte Sie noch ein Mal inständigst, die Erscheinung meines Werkes durch Ihre thätige Verwendung bey den Freunden der historischen Literatur möglichst zu befördern. Bevor nicht 440 Praenumeranten, die zur Deckung der Papier- und Druckkosten erforderliche Zahl, beisammen sind, kann ich das Manuscript nicht in die Druckerey geben. Darum habe ich auch den Pränumerations-Termin bis 1. Mai 1809 verlängert.

*Fessler.\**

## V.

*An seinen Oheim Georg Kneidinger.\*\**

Sarepta, 6. (18.) Mai 1816.

Ehrwürdiger, geliebter Oheim!

Dein Brief vom 24. Februar wurde mir am 2. (14.) April, als an dem russischen Palmsonntage, nach der Predigt, welche ich in

\* Die Copie dieses Briefes wurde von Frau Thekla Tomasek der ungarischen historischen Gesellschaft eingesandt.

\*\* Dieser war ein Mitglied des Capuciner-Ordens. Nach einem Zeitraume von acht Jahren hatte sich in Fessler's Verhältnissen Manches ge-



dem hiesigen Betsaale der sogenannten Herrnhuter über Philipp. II. 5 gehalten habe, übergeben. Er war mir eine erfreuliche Erscheinung in trüber ängstlicher Zeit. Das Schicksal ist noch nicht müde, mich zu verfolgen. Vor dreissig Jahren habe ich unter solchen Stürmen stolz mit meinem Seneca gesagt: *Ecce spectaculum dignum ad quod respiciat intentus operi suo Deus! ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus!* Heute erkenne ich in Demuth und kindlicher Ergebung, dass die Kraft, die über solchen Schlägen mich aufrecht erhält, von Gott sei, und rufe dankbar: Gott, du bist meine Stärke! auf dich, o Herr, vertraue ich! Seit sechs Jahren genoss ich als Correspondent der russischen kaiserl. Gesetz-Commission einen jährlichen Gehalt von 2500 Rubeln Bancozettel, welche gleich sind 625 Reichsthaler Silber; davon lebte ich mit meiner Familie nothdürftig und anständig, und konnte sorgenfrei an meinem historischen Werke arbeiten und dasjenige, was mir M. Slobin in Wolsk gab, und seit drei Jahren nicht mehr im Stande war zu geben, entbehren. Im vergangenen Herbste zog ich mit meiner Familie von Saratof 54 Meilen südlicher hierher nach Sarepta am rechten Volga-Ufer, unter dem 48° 20' nördlicher Breite und 42° östlicher Länge. Das Städtchen gehört den Herrnhutern, wird ausschliessend von ihnen bewohnt, und nach ihrer Verfassung soll kein Mensch, der nicht zu ihrer Kirche gehört, in ihrer Mitte wohnen. Mit mir machen sie eine Ausnahme, weil ihnen meine gerechte Würdigung ihrer Kirche, in meinen Ansichten von Religion und Kirchenthum Th. I, Br. 8, S. 319; und Th. III, Br. 17, S. 147—226; Br. 18, S. 254—297 und Br. 21, S. 464 gefiel. Sie räumten mir für 550 Rubel Bancozettel gleich 137 Rthlr. ein anständiges geräumiges Haus ein, mit so viel Holz, als ich zum Heizen und zur Küche bedarf. Ausserdem behandeln sie uns mit aller möglichen Liebe, Freundschaft und gefälligen Diensten, wofür sie von mir nichts weiter wünschen, als dass ich bisweilen in ihrem Betsaale predige, weil sie mich für einen Theologen und nach apostolischer Succession ordinirten Priester anerkennen. Sie selbst halten sich für eine bischöfliche Kirche und werden als solche von der bischöflichen Kirche in England anerkannt. In ihrem äusseren Bekenntnisse halten sie sich

ändert. Seine Nothlage in Deutschland fand ein Ende durch den Ruf an die Petersburger Universität, wo er jedoch seinen Sitz als Professor nicht lange behielt. Als Mitglied der russischen Gesetz-Commission ging er nach Wolsk und von da nach Sarepta, und hier erhielt er die niederschmetternde Nachricht von seiner Entlassung. Dem äussersten Elende nahe, am Sarge seines Kindes wendet er sich an ein Mitglied des Ordens, dem er abtrünnig geworden: an seinen Oheim, und an alle Menschenfreunde im fernen Vaterlande, damit sie ihn der Nahrungssorgen entheben und so in den Stand setzen, sein historisches Werk vollenden zu können.

an die Augsburger Confession. Ihre innere Zucht findest Du in meinen Ansichten ausführlich und getreu dargestellt. Zweimal habe ich ihnen während meines Hierseins gepredigt; beide Predigten werden jetzt in Petersburg gedruckt; sobald sie fertig sind, werde ich sie Dir senden. Das hiesige Klima ist heiss und trocken. An meinem 61. Geburtstage, den ich heute feiere, haben wir im Schatten 26 Grad Wärme. Im Junius, Julius und Anfangs August wechselt der Thermometer nur zwischen 32—36 Grad. Schon in den letzten Tagen des Aprils waren die hiesigen Wiesen mit frei und wild wachsenden blauen, gelben Lilien und Tulpen aller Art und lieblich duftenden Nachtviolen bedeckt und erfreuten das Auge mit ihrer bunten Herrlichkeit. Die hiesigen im Ueberfluss wachsenden Zucker- und Wasser-Melonen übertreffen die ungarischen an Güte; von den besten und grössten kauft man das Stück für  $2\frac{1}{2}$  Kreuzer, nach kaiserl. Silbergeld berechnet. Das Pfund gutes frisches Rindfleisch kostet 12 Kopeken oder 3 Kreuzer, griechischer vierjähriger Tischwein das Maass, hier Stof genannt, 2 Rubel Bancozettel oder 12 Groschen Conventionsgeld. Nur Kleidungsstücke sind theurer als überall in Deutschland. Englisch Tuch die Arschin =  $1\frac{1}{4}$  Elle 36 Rubel = 9 Rthlr.; mittelmässiges preussisches oder sächsisches Tuch 20 Rubel = 5 Rthlr.; ein Paar Stiefeln 30 Rubel = 7 Rthlr. 12 Gr.. In demselben Verhältnisse steht auch die Leinwand. Das Pfund von Fischen aller Art 6 Kopeken =  $1\frac{1}{2}$  Kreuzer, Hausen, Stöhr, Sterl 10 Kop. =  $2\frac{1}{2}$  Kr. Kaffee das Pfund 1 Rubel 8 Kop. =  $10\frac{1}{2}$  Gr. Zucker der feinste 2 Rubel 50 Kop. = 15 Gr. Bei aller dieser Wohlfeilheit ist es leider seit 26. März (7. April) mit mir anders. An diesem Tage erhielt ich aus Petersburg die Nachricht, der Kaiser habe nothgedrungen Ersparnisse wegen mehrere Dicasterien, worunter auch die Gesetz-Commission, reducirt, und bei letzterer 36 Beamte, darunter auch mich ausser Gehalt gesetzt. Nun habe ich nichts und bin ärmer als ein Bettler. Von dem Kaiser habe ich, als Ausländer, bei seiner Sparsamkeit nichts, von den Russen, denen jeder Ausländer verhasst ist, weniger als nichts zu erwarten. Mein Verleger in Leipzig zahlt mir contractmässig für meine Geschichte der Ungarn keinen Heller Honorar, bevor er nicht den 8. Band, welcher das Werk schliesst, in Händen hat. Jetzt arbeite ich an der zweiten Hälfte des 7. Bandes. Den 8. Band kann ich vor März 1817 nicht fertig schaffen. So lange muss ich noch hier bleiben, weil die Unterbrechung der Arbeit durch eine lange mühselige Reise nach Deutschland der inneren Güte des Werkes, besonders am Schlusse, wo die concentrirte Kraft des Schriftstellers ausströmen soll, schadet. So lange muss ich mit den Meinigen noch hier darben, Noth leiden und mich abkümmeren, dann sehen, wie ich mich nach Deutschland hinausbetteln könne. Zwar darbe ich im eigentlichen Verstande



nicht, denn die hiesige Brüdergemeinde borgt uns alle Lebensbedürfnisse menschenfreundlich; allein das muss am Ende doch bezahlt werden, denn schenken können mir die guten, aber selbst armen Menschen nichts. Eine Belohnung, wie sie der russische Gelehrte Karamsin hier vor einigen Wochen von Alexander erhalten hat, kann ich weder von Kaiser Franz, noch von den ungarischen Magnaten erwarten. Karamsin hat dem russischen Kaiser bloß angezeigt, dass er in Abfassung der Geschichte des russischen Reiches so weit sei, dass der Druck beginnen könne, und Alexander beschenkte ihn auf der Stelle mit 60,000 Rubeln Bancozettel = 15,000 Thaler. Ich kenne den Mann und weiss was er vermag; er wird die Geschichte à la Voltaire elegant schreiben, dem gelehrten, kritischen, tieferen Geschichtsforscher wird er schwerlich Genugthuung leisten; denn an *gründlicher* Gelehrsamkeit ist der Mann nicht reich. — Von meiner Geschichte sind bereits vier Bände gedruckt, der fünfte und sechste sind in den Händen des Buchdruckers, aber Kaiser Franz wird von meiner Arbeit keine Kenntniss nehmen; die ungarischen Magnaten und Bischöfe werden mein Werk mit einigem Vergnügen lesen; weil ich aber in ihren Augen ein Ketzer und Gott weiss was bin, werden sie mich darben lassen, obgleich die Brosamen, die von ihren Tafeln fallen, jetzt für mich und die Meinigen Wohlthat wären. Liess ich auch an die ganze österreichisch-ungarische Welt ein klägliches miserimini mei, miserimini mei, saltem vos amici mei! ergehen, so würde ich dennoch nichts, vielleicht gar einige schadenfrohe Antworten erhalten! Doch Gott ist wunderbar und ich rechne zuversichtlich auf seine Hilfe, sie wird mir vielleicht gerade von dorthier kommen, von woher ich sie am wenigsten erwarte. Dich, geliebter Oheim, bitte ich nur, mache meine Noth überall, wo Du kannst, bekannt; dasselbe bitte ich auch den Provinzial P. Isaurus auf seiner Reise durch Ungarn zu thun. Auch unsere Vettern Andreas Kneidinger und Peter Mottko könnten dazu mitwirken, besonders Letzterer. Vielleicht rührt Gott die Herzen einiger Menschen, dass sie uns Hilfe leisten. Habe daher die Güte und lass diesen Brief für P. Isaurus, für Andreas Kneidinger und für Mottko abschreiben, denn ich selbst kann das Postgeld nicht erschwingen, um an sie alle zu schreiben. Finden sich einige Menschenfreunde, die uns Gutes thun wollen, so ist folgender der sicherste Weg mir ihre Wohlthat zufließen zu lassen: *sie werden bei einem soliden Banquier in Wien deponirt, dieser weise sie zur Zahlung an das solide, in ganz Europa bekannte Handlungshaus Abraham Dürninger u. Comp. in Herrnhut an.* Sie wird mir den Betrag hier in Sarepta auszahlen lassen, denn Sarepta ist dem Hauptorte Herrnhut, dem Rom der mährischen Bruderkirche, untergeordnet. Freudig und öffentlich werde ich alle erzeigte Hilfe in der Vorrede zu dem achten und letzten

Bände meines Werkes bekennen und dankbar sagen, dass ich die glückliche Vollendung desselben dieser Hilfe verdanken müsse.

Als ich am 26. März die erschütternde Nachricht von der Einziehung meines Gehaltes erhielt, war mein erster Gedanke: selten sendet Gott ein Leiden allein. Am 29. März (10. April) legte sich meine jüngste Tochter Maria Angelica, 6 Jahre alt, das gottseligste und lieblichste meiner Kinder, an einem hitzigen Schleichfieber zu Bette. Am 14. April, nachdem ich mit bangem Herzen eine und eine halbe Stunde gepredigt hatte, empfing ich des liebevollen Kindes letzten Kuss. Am 4. (16.) April um 8<sup>1/2</sup> Uhr war ihr Geist bei Gott; ihre Hülle trugen wir am hiesigen Charfreitage zu Grabe. So löst sich ein Band nach dem andern auf, das mich antiken Menschen an die Zeit, an die *heutige junge* oder *verfallene* Welt und an ihre kleinlichen Menschengestalten gebunden hielt; so fällt ein lieblicher Zweig nach dem andern von mir altem gesunden Eichenstamme in den Schooss der Verwesung hin, und auch einst rings um mich her gestandene Bäume, die ich in meiner Gutmüthigkeit für Lorbeeren und Cedern gehalten hatte, zeigen sich mir jetzt als zitternde Espen und düstere Kiefern, und scheinen für mich ganz verdorrt. Der Wille des Herrn geschehe! Dies ist der ununterbrochene Klang meiner Lebenskraft, die Grundlage meiner Ruhe und nie getrübbten Heiterkeit. Gott sei es gedankt, ich fühle jetzt bei dem Antritte meines 61. Lebensjahres nicht die geringste Beschwerlichkeit des Alters, ertrage Arbeit und Anstrengung mit Leichtigkeit, selbst, wie ich erst letztens erfahren habe, das Predigen in sehr geräumiger Kirche vor zahlreichem Auditorio, mit kräftiger Stimme, greift mich nicht im geringsten an. Sobald ich den achten und letzten Band meines grossen historischen Werkes werde geschlossen haben, im Juni 1817, wandere ich aus Russland nach Deutschland aus, und werde mich wahrscheinlich in Sachsen, zwischen Dresden und Bautzen, häuslich niederlassen. Die vollendete Geschichte der Ungarn setzt mich in den Besitz eines Capitals von 5000 Reichsthalern; die davon fälligen Zinsen dienen mir zur Basis des Unterhalts für mich und die Meinigen; das übrige noch Nothwendige werde ich mir durch Fortsetzung der Schriftstellerei verdienen. Die Noth ist nur für die nächsten dreizehn Monate sehr drückend für uns.

Dass Dir mein historisches Werk gefällt, macht mir grosse Freude. Das Interesse steigt mit jedem Bande, und die folgenden Bände werden Dir und dem Ungar P. Isaurus noch mehr gefallen. Um so mehr solltet Ihr alles Mögliche für mich in Bewegung setzen, dass ich nicht vor Vollendung des Werkes unter dem schweren Sorgendrucke meinen Geist aufgeben müsse. Ich lasse jeden Band in zwei Theile binden, und dann lassen sich die Bücher ganz bequem handhaben. Mit mir, geliebter Oheim, bist Du wirk-



lich ebenso wenig als der würdige Erlauer Erzbischof schon im Reinen. Ich betheuere Dir bei Allem, was Dir und mir heilig ist, dass ich keinen Satz niedergeschrieben habe, von dem ich nicht lebendig überzeugt wäre, und auch, dass ich nicht die geringste Spur von Unruhe in meinem Innersten finde. Alles, was Kirche heisst, ist mir nicht Religion. Religion und Gnade (*gratia efficax*) sind mir in der Wortbedeutung und im Wesen Eines und Dasselbe. Kein Mensch hat Religion oder die siegend wirksame Gnade; die Religion, die Gnade hat den Menschen, sie ist es, die ihn ergreift, durchdringt, überwältigt, wiedergebiert und umschafft, ohne dass er weiss, wann und wie ihm geschehen ist. Die Menschheit ist abgefallen von Gott durch den Verstand; dieser hat die Vernunft, das Wesen der Gottheit, das ist Gottes Ebenbild im Menschen unterdrückt, die Sünde, des Verstandes Aufruhr gegen die Vernunft, gegen das Göttliche in uns, hat die Menschheit ihrer ursprünglichen Kraft und Heiligkeit beraubt. Gottes Barmherzigkeit wollte die Gefallenen wieder aufrichten, zu sich zurückführen und heiligen; sie bedurfte also nicht nur der Befreiung von dem Tode der Sünde, sondern auch der Erleuchtung und Heiligung. Dazu war ihm ein Erlöser, Lehrer, Heilmacher, mit einem Worte ein Heiland nothwendig, und dieser Heiland war das ewige Wort, der Sohn Gottes, in der von ihm angenommenen Menschheit unter Menschen wandelnd, sie lehrend, der ewigen Gerechtigkeit für sie genugthuend, und durch die Sendung des von ihm und dem Vater ausgehenden Geistes der Wahrheit, sie in ihr selbst heiligend, nachdem er sich schon in sich geheiligt und zur Gottheit zurückgeführt hatte. Von dem Augenblicke seines Todes an bleibt er der Menschheit ewig die Macht, die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Heiligkeit, kurz das Heil von Gott. — Hier hast Du das freie Bekenntniß meines Glaubens, ich kann wohl sagen, durch die Gnade Jesu, die mir gegeben worden ist, meines Wissens, und was mit diesem Eins ist, meines Lebens. Ich habe es Dir in theologischer Sprache ausgesprochen; in meinen Büchern steht es in philosophischer Sprache ausgedrückt, in beiden Sprachen sagt es vollkommen Eines und Dasselbe. Die Verschiedenheit des Ausdruckes begründet keine Verschiedenheit des Sinnes und des Wesens. Ich habe also weder in meinen streng theologisch verfassten zwei Predigten, noch in meiner Geschichte der Ungarn mir selbst widersprochen, geheuchelt oder den Bischöfen in Ungarn aus Klugheit mich accommodirt. Das hier Dir eröffnete Glauben, oder dieses im Leben der Gnade innige, klare, untrügliche Wissen finde ich in meinem Gemüthe ohne Bild und ohne Buchstaben, das ist, ohne Fleisch, ohne Klügelei des Verstandes, und eben darum finde ich auch dieses Wissen in *allen* religiösen Vorstellungsarten, kirchlichen Lehrbegriffen, Gebräuchen und Formen des Cultes, hier mehr, dort weniger, bei den

Einen geistiger, bei den Anderen sinnlicher, bald klarer, bald dunkler ausgesprochen, versinnbildet oder dargestellt. In diesem Glauben oder Wissen lebe ich selig unter jedem Schicksale, gehöre im Geiste jeder Kirche an, weil ich jeder Kirche todten Buchstaben den Unmündigen überlasse und nur an ihren Geist mich halte; und so werde ich fest in diesem Glauben denken, wissen, leben, fest in Jesu, dem Heiligmacher der Menschheit, gewurzelt sterben. So wurde ich, so musste ich werden durch die Erziehung, welche Ihr theils mit, theils wider Euren Willen mir gegeben habt; und ich danke Gott, dass ich von Euch entlassen, Eurem Orden nie Schande gemacht habe. — Lebe wohl, geliebter Oheim! Melde gelegentlich dem Erlauer Bischof meine Verehrung von

Deinem

treuen Neffen  
Fessler.

## VI.

*An Joseph Nicolaus Kovachich.\**

Josepho Nic. Kovachich. Dignissimo Patriae Filio.

Ignatius Fessler s. p. d.

Ultimas, epistolae meae ad Episcopum Albaregalensem inclusas, ad te litteras scripsi Pridie Idibus Januarii anni praeterlapsi, quas an perceperis, nescio. Cum sinistra fortuna conflictantem me in Junio Exlmus Episcopus Zagrabiensis, assignatis mihi centum florenis Rhen. monetae argenteae, est consolatus. Exelmus Comes *Stephanus Illésházy* iam in Februario trecentos florenos, monetae argenteae ad Abraham Düringer et Socios in Herrnhut exsolvendos, mihi assignaverat, sed facta probabilius a suo dispensatore domestico interversura, in hanc usque diem nihil est exsolutum. Nunc sortis meae in melius mutatae relationem paucis accipe. Inopinato, meque plane nihil agente, Imperator noster iustissimus XIII. Kal. Sep. MDCCCXVII. ipsa ergo divo Regi nostro Stephano die Sacra, edito mandato, propria manu signato, motu proprio me in integrum restituit, ita quidem, ut subtractum mihi per XVIII. Menses salarium illico exsolvi debuerit, atque idem per reliquos vitae meae dies annuae percipiendum, mihi fuerit assignatum. Recuperato hac ratione statu meo domestico, Hungarorum beneficentia ad vitam quidem sustentandam iam opus non habeo; faxit Deus, ut viri optimi id, quod in popularem suum exsulem, paucis abhinc mensibus adhuc mendicato viventem, nunc fati

\* Es ist dies der verdienstvolle ungarische Geschichtsforscher. Das Schreiben hat dieselbe Tendenz, wie der vorige (V.) Brief.



pressura liberatum, erogare forte decreverant, ad restituendum statum meum, et meritum literarium conferre vellent! Tomi quatuor posteriores operis mei historici, res gestas Hungarorum ab Anno MCCCCLVIII usque MDCCCXI enarrantes, absoluti in seriniis meis iacent, in vanum forte expectantes inter Hungaros liberales Moece-nates, qui sumtus in illorum editionem impendendos, non plane exiguos collaturi et subministraturi sint. Suis vero sumtibus huic negotio se implicare omnino recusat. Heu rem desperatam! solidam enim operis mei, Patriae consecrati, partem suppressionis periculo laborantem in lucem promovere non unius viri est. Quid si L. R. civitas Posonium, cui prima educationis elementa debeo; si Inclyti comitatus Mosoniensis, Jauriensis, et Bihariensis, ad quorum primum nativitate, ad alterum institutionis literariae fructu, ad tertium, partae, faventibus *Ganoczio*, *Bimbó* et *Jedlitschka*, solidioris eruditionis laude pertineo, quid si Hungarorum Episcopi, prae aliarum gentium Episcopis venerandi, quorum iura, libertates et merita solide defendo; quid si Eszterházyi, Illésházyi, Pálfyi, Grasalkovicsi, Zichyi, Széchenyi, Koháryi, Apponyi, Battyányi, Erdődyi, Wesselényi, Forgáchii, Kollonichii nostri, aliique, quorum gloriam, ab avis hereditate acceptam, et ab ipsis auctam, pro meritis depraedico, ad congerendos sumtus excludendis quatuor historiarum Voluminibus necessarios manus iungerent? Verum ad hos Illustres Patriae Praesules, Magnates, Civesque supplicaturo mihi nulla prorsus via est, nec Patronus praeter Te. Vide quaeso, si quid Tu, si quid Pater Tuus venerandus, si quid familiares vestri apud Patriae nostrae Patres intercessione possitis; et si quid per mediationem vestram effectum fuerit, id omne solertibus Abraham Düringer et Sociis in Herrnhut esset consignandum: si nihil, maneat saltem mihi, Tibique, et omnibus Patriam amantibus firmissima persuasio, neminem Hungarorum in ipsa Hungaria, vel in ditionibus Austriacis, tum ob censorum rigorem, tum etiam ob varios respectus politicos, metui vel spei, vel gratiae innixos, Hungarorum Historias, ea, qua mihi ad Europae fines exuli, recti, iustique tenacitate licuit, scribere unquam ausurum. Ego hac de re scripsi nemini, nisi Episcopo Zagrabiensi, quin tamen ad aliquid opis conferendum ipsum invitassem.\*

\* Si Bibliopolarum relationes, et series Praenumerantium pro editione novorum librorum attendimus, observamus, penes Capitulum, et in Comitatu Vesprimiensi plurimos esse, qui libros, cum primis de rebus domesticis agentes, diligenter amant, et legunt. Ubi hujus modi lectionis amor, etiam in aliis Regni partibus communior inter clerum, et Nobilitatem, quos maxime ornat, evaserit, tunc vero scientiae florebut, neque erit, cur nobis obscuritas objiciatur. Olim apud Romanos utique obtinuit illud: «Non desint Maecenates, non deerunt Flacce Marones,» sed hodie alia sunt tempora. Paucissimi possunt libris uti, nisi typis imprimantur adeoque longe leviori veniant, quam si calamo describi deberent. Ad hoc

De filiolo meo Eusebio divina Providentia aliter disposuit. Me nihil plane agente, ter mihi oblata est Imperatoris gratia per quam sumptibus Imperatoriis in Lyceo Nobilium, quod in Zarskoe-Selo prope Petropolim, optimis legibus est stabilitum, qua nobilis (gradu siquidem Consiliarii Aulici auctus, inter nobiles Imperii Russici recensetur), sit nutriendus, educandus, et erudiendus. Cessi tandem trinae oblationi, pro divinae voluntatis significatione eam reputans; atque puerum duo dennem, forma venustum, supra aetatem sagacem, ab omni adhuc corruptione purum, et ad omnia praeclara factum, IX. Kalendas Februarii a. c. non sine lachrymis dimisi. Quidquid Tu, quidquid Pater Tuus optimus, quidquid Episcopus Alba Regalensis ipsi benevole praestituri eratis, ego in acceptis refero, et grata tenebo memoria, sicut et puer verae Hungaricae indolis meminisse nunquam desinet. Quoniam vero in praesens saltem, Proli meae naturali patrocinari amplius non positis, moveat vos gravior Popularis nostri seniculi cura, et partui ingenii sui, periculo suppressionis laboranti, quantum vobis licet patrocinemini, Vale.

Scripsi Sareptae in Gubernio Saratosiensi III. Kal. Mart. MDCCCXVIII. — Saluta Patriem Tuum, Patriae plusquam Mabilonium.\*

autem, ut imprimantur, cum sint commercii objectum, debet Typographus securus esse, quod exemplaria, tamquam merces, venditurus sit, et suas expensas, cum aliquo lucro, recepturus. Si pauci legant, pauci utique ement, et ita Typographi, tamquam producentes, deterrentur ab impressione, et subinde momentosissima Opera, in Manuscriptis, ignota manent una cum rebus, quas illustant. Autores, uti in omnibus Provinciis, ita etiam in Hungaria, plerumque sunt ex classe pauperiorum, et alioquin in conscribendo opere satis temporis, et expensarum impendunt, nec tantos sumtus habent, ut propriis opera a se conscripta imprimi curare possint, praesertim, cum ipsis aut non vacet, aut non conveniat, exemplaria eorum proprio studio divendere, ne illa obtrudere videantur, et jam pridem, etiam in Germania observatum sit, quod Bibliopolae segnius talia divendant, quam quae ipsi ad suam speculationem imprimi curassent. Cum Maecenatibus hodie res aliter pergit. Jam scriptores pauci sunt, qui non erubescant Maecenates quaerere, et non putent, id infra suam dignitatem esse. Neque a Maecenate tantum desiderari potest, quantum aetate nostra impressio constat, et cur id privatus curet, quod pro usu publico scribitur, et si multi emant, facile, neque gratis, parum pecuniae expendere debent. Alioquin venditione librorum tantum typisumtus, et lucrum aliquod Typographorum, et Bibliopolarum, non item labores, et sumtus scriptorum refunduntur. Maecenates igitur apud nos non ad impressionem librorum, sed aliquod incitamentum scriptorum facere possunt. Credimus ex consideratione horum liquide patere, quod rei literariae progressum maxime impediat, si pauci legant consequenter libros emant, ex quo multarum rerum scitu necessarium ignorantia profuit. Cujus maculam nulla nobis natio libenter sustinet. —

K.

\* Veröffentlicht in der Zeitschrift «Tudományos Gyűjtemény» (Wissenschaftliche Sammlung) 1818.



## VII.

*Therese Waldstein an Josef Dessewffy. \**

Le 26. juillet. (1817.)

C'est aujourd'hui à vous que je m'adresse, mon cher Cousin, pour vous envoyer ce Bettelbrief, que vous trouverez d'autant plus juste, qu'en vous écrivant je m'adresse à un Mécène de la patrie, qui trouvera tout naturel qu'en contribuant au bonheur d'un Etre tel que *Fessler*, il suis autant le penchant de son coeur qu'il rend justice au talent, et au mérite que cet individu s'est acquit envers une ingrate patrie.

Vous verrez par la lettre que je vous jains ici, le sort de *Fessler*, sa position, ses souhaits, et le secours que nous devons lui porter. — Je me suis chargée, mais *bien incognito* de rassembler 100 ducats pour le faire quitter la situation embarrassante ou il est, et lui procurer peut-être, en retournant vers sa patrie, une existence plus heureuse; plusieurs personnes, et entre autre Albert, (d'une manière fort généreuse) ont contribués à la petite somme que je cherche de ressembler, j'en appelle donc aussi à vous, mon cher cousin, et je prie Laure de vouloir m'aider, je crois que vous verrez pourtant quelques riches particuliers qui, pour l'honneur de la patrie voudront donner leur Obole. Quand elle aura rassemblée quelque chose fussent 26 ducats je le prie et vous aussi, de vouloir me les faire tenir ici, afin d'envoyer à l'agent qu'il nomme ce petit secours qu'il me ferait tant plaisir à lui faire parvenir.

J'espère, mes chers amis, que vous vous portez tous bien, aussi que vos enfant sont, comme toujours, beaux et sains, et que la Providence vous a accordée, comme presque généralement, une bonne maison. Ne croirez vous quand je vous dirai que votre ami, votre protégé, après avoir fait des folies toute sa vie, couronne encore ses oeuvres par un sot mariage qu'il va faire. Je suis tentée de n'y pas croire, mais on me l'assure si positivement, que je ne

\* Die letzten beiden (und zahlreiche ähnliche) Briefe Fessler's konnten kaum erfolglos bleiben und blieben es auch nicht; wenigstens ist uns bekannt, dass auf letzteren (lateinischen) Brief hin Peter Balogh 50 fl., Graf Ladislaus Teleki 100 fl. und Kovachich selbst 50 fl. durch die Vermittlung des Agramer Bischofs Verhovác — der selbst 100 fl. beisteuerte — an Fessler sandten. Interessant aber ist es zu ersehen, welcher Sympathien sich Fessler erfreute, und dies bezeugt am lebhaftesten das folgende (VII.) Schreiben der Gräfin THERESE WALDSTEIN, geb. Sztáray, an den Grafen JOSEF DESSEWFFY. Auch dieser Brief trug seine Früchte: die edle Gräfin liess Fessler 70 Ducaten zugehen. Fessler erhielt also allein von den hier Genannten, nebst den im Briefe an Kovachich erwähnten 300 fl. des Grafen Illésházy, im Ganzen gegen 1000 fl.

puis en douter. Une certaine Mademoiselle Rosalie Öxner est l'heureuse mortelle qui à fixé son choix. Il prétend être une partie de 300 fl. Sa tête, dit il, en vaut 100 m. — son coeur autant, et son humeur 100 m. — S'il en est tems, prêcher lui un peu pour sauver sa réputation.

Adieu, cher Pips, je vous embrasse avec les vôtres, étant votre dévouée cousine

*Therese.*

### VIII.

*An seinen Verleger W. G. Korn in Breslau. \**

Saratow, den 10. (22.) May 1826.

Geliebter Freund!

Auf Ihre letzte Zuschrift vom 14. December 1826 erwiedere ich, dass ich mit Allem, was Sie sowohl in Ansehung des Bildnisses, als auch in Betreff der Honorirung und des Druckes der Resultate mir geschrieben haben, ganz zufrieden sey. Ob ich es aber erleben werde, die Rückblicke sowohl, als auch die Resultate mit meinen Augen zu sehen, dass weiss ich heute noch nicht; denn von dem Geh. Rath und Oberpostdirector von Goldbeck zu Memel habe ich noch kein Exemplar erhalten; obgleich derselbe angewiesen ist, das Paquet an den Oberpostdirector in St.-Petersburg, wirkl. Etats-Rath *Bulgakow*, zu übermachen, von welchem ich es hernach Postfrey hierher bekommen würde. Wahrscheinlich haben Sie die Exemplare mit Frachtwagen nach Memel spedirt; dann wundert mich das lange Ausbleiben derselben eben so wenig, als dass die mir angekündigte Kiste Bücher, bey Hartmann in Riga bis heute noch nicht eingegangen ist. — Hätten Sie die neun Exemplare der Rückblicke mit der Post nach Memel frankirt, so müssten sie schon lange in meinen Händen seyn. Darum kann ich Ihnen auch auf Ihren am 14. Februar mir angekündigten, weitläufigen, ausführlichen Brief, der wahrscheinlich den Exemplaren beiliegt, noch nicht antworten.

Meine 36jährige Frau liess sich durchaus von mir nicht abhalten, Ihnen ihre Handschrift zu produciren; ich stelle es Ihnen anheim, ob Sie auf den Inhalt ihres Schreibens reflectiren, und in Ihrem Alter gegen eine eben nicht hässliche Frau galant seyn

\* Dieser Brief ist von geringerer Wichtigkeit als die vorigen, aber doch nicht ohne Interesse. Es handelt sich darin um Fessler's Porträt und seine beiden classischen autobiographischen Werke: «Rückblicke auf seine 70jährige Pilgerfahrt» (Breslau, 1824) und «Resultate seines Denkens und Erfahrens» (Breslau, 1826).



wollen. Ich bitte, unseren alten *Rhode* \* recht herzlich von mir zu grüssen und mir recht viel von seinem Leben und Dulden, von seinem Thun und Treiben zu berichten; oder ihn dahin zu bewegen, dass er es selbst thue. Meine Liebe und Achtung für ihn fand noch immer lebendige Gefühle in meinem Herzen. Leben Sie mit Ihren Lieben (wie viele ihrer sind, weiss ich nicht) recht wohl in freundschaftlichem Andenken an mich,

Ihren

treuen Freund  
*Fessler.*

\* \* \*

## A N H A N G.

### *Kazinczy über Fessler.*

Zum Schlusse geben wir einige Bemerkungen FRANZ KAZINCZY's, des grossen Reformators der ungarischen Sprache und Literatur, über Fessler, die dem deutschen Publicum bisher ebenfalls unbekannt geblieben sind, und die doch für die Charakteristik Fessler's nicht ohne Bedeutung sind.

In seiner Autobiographie schildert Franz Kazinczy sein persönliches Zusammentreffen mit Fessler, der im Jahre 1787 als Professor der Universität Lemberg mit dem Abt IGNAZ MARTINOVICS — der im Jahre 1795 als Haupt einer Verschwörung hingerichtet wurde — Ungarn besuchte und bei dieser Gelegenheit auch Kaschau berührte und den dort wohnenden Grafen LUDWIG TÖRÖK besuchte. Der Graf lud sie zu Tische und mit ihnen zugleich seinen Liebling und späteren Schwiegersohn Kazinczy. «Die zwei Gäste — erzählt nun Kazinczy — traten ein: der eine (Martinovics) war klein, behäbig, brünett, kahlköpfig; der zweite (Fessler) stämmig, von grosser Nase und grossem Mund, sein Gesicht capuzinerfarbig, wie sein Rock; dieser schweigsam, jener gesprächig. Zum Ersteren fühlte ich mich nicht hingezogen, von Fessler sogar abgestossen.» Das geführte Gespräch deutet Kazinczy nur ganz dunkel an, doch ist es wahrscheinlich, dass Martinovics seine Wühlereien schon damals begann und diese den Stoff des Discourses bildeten.

Auch in seinen Briefen an den Superintendenten und Dichter JOHANN KISS und den Abt und Dichter ISIDOR GUZMICS thut Kazin-

\*\* J. G. Rhode, mit dem Fessler im Jahre 1801 gemeinschaftlich die «Eunomia, eine Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts» gründete und redigirte.

czy Fessler's Erwähnung; im Jahre 1825 theilt er nämlich seinen Freunden mit, dass er einen Maler kennen lernte, der zwanzig Jahre in St.-Petersburg wohnte und sich jetzt in Eperies niederliess. Bei diesem sah er Fessler's Portrait. «Ich sprach mit ihm viel über Fessler. Der Czar Alexander zürnt ihm, die Grossen wollen ihn nicht kennen, die Verständigen lachen ihn aus, weil er jeden Tag anders denkt. Im Alter von nahezu 70 Jahren vermählte er sich mit einem jungen Mädchen. — In Sarepta setzte er sich eine Infula, den Bischofshut auf und zankt mit Jedermann . . . . Ich konnte Fessler nur in seinem «Aristides» lieb haben. Seine Denkart kann nicht meine Denkungsart sein.»

Der grelle Contrast zwischen diesen Aeusserungen Kazinczy's und der Darstellung Fessler's in seinen autobiographischen Schriften und dem Geist, der die hier mitgetheilten Briefe durchweht, macht es unmöglich, schon jetzt eine objective, unparteiische Charakteristik Fessler's zu geben: dies wird erst bei genauerer Kenntniss seiner gesammten Correspondenz möglich sein.

---



# AUS «KÖNIG BUDA'S TOD» VON JOH. ARANY.

Uebersetzt von ALBERT STURM.

## I.

### Die Märe von dem Wunderhirsch.

Von Zweig zu Zweig der Vogel zieht, Es zieht von Mund zu Mund das Lied; Aus alten Gräbern sprosst das Grün, Die Leier weckt den Kämpfen kühn.	Der Panther und der wilde Leu Durchheulen diese Wüstenei; Da wirft der Tiger seine Brut, Die er verschlingt in Hungers Wuth.
Zum edlen Waidwerk zogen aus Die Söhne aus Schön-Enéh's Haus. Zwei Recken, Hunor und Magyar, Aus Ménróth's Stamm ein Brüder- paar.	Es zieht der Vogel und es zieht Von Enéh's Söhnepaar das Lied. Von Zweig zu Zweig der Vogel singt, Das Lied von Lipp' zu Lippe dringt.
Jedweder fünfzig Helden da Sich zur Gefolgschaft ausersah; Und wie zu einem blut'gen Strauss, So zogen gen das Wild sie aus.	Schon glüht die Sonn' im Nieder- gehn Im Abendroth auf Wolkenhö'h'n Und stets noch jagen sie das Wild, Bis in die Dämm'ung es sich hüllt.
In Blut das Wild vor ihnen schwimmt, Dem Tod' sind Hirsch und Reh bestimmt, Bald ist erlegt der rasche Hirsch, Der Hirschkuh gilt allein die Pirsch.	Die dann herniederstieg, die Nacht, Hat an den Kurfluss sie gebracht; Und Weide fett am Stromesrand Für ihre Rosse da sich fand.
Hinjagen sie sie unverwandt, An salz'ger Meerfluth ödem Strand, Wo Wölfe nie, wo Bären nie Gehauset, allda reiten sie.	Held Hunor sprach: Ein Halt ist hier, Da tranken wir, da schlafen wir. Es sagt Magyar: Wir kehren beim Frührothe mit den Mannen heim

Hei Recken ihr, ihr Degen hei!  
Sagt uns, was das für Land wohl sei?  
Gen Osten sich die Sonne neigt,  
Nicht gegen West sie niedersteigt.

Ich sah sie — sprach ein Degen —  
  heut  
Sich neigen nach der Mittagsseit'.  
Ein Andrer sagte: Und ich dacht',  
Roth sei die Seit' gen Mitternacht.

Sie steigen von den Rossen nun,  
Und tranken die; sie selber ruhn,  
Auf dass sie mit den Mannen beim  
Frührothe wieder kehren heim.

Kühl weht es über'n Ufersand,  
Purpurn färbt sich des Himmels  
  Rand.

Sieh da, die Hinde springt allfort,  
An dem jenseit'gen Ufer dort.

Es zieht der Vogel und es zieht  
Von Enéh's Söhnepaar das Lied.  
Von Zweig zu Zweig der Vogel singt,  
Das Lied von Lipp' zu Lippe dringt.

Nun drauf, ihr raschen Recken,  
  drauf,  
Verfolgen wir des Wildes Lauf!  
Da hilft kein Ja, da hilft kein Nein,  
Sie jagen über Stock und Stein.

Durchschwommen haben sie den  
  Kur,  
Noch wüster wird der Wildniss Spur,  
Kein einz'ger Grashalm sprosset da,  
Kein Tropfen Wasser fern und nah.

Geborsten ist der Erde Haut,  
Von Salz die kahle Fläche thaut,

Wo Wasser quillt, giebt's keinen  
  Trank,  
Ausathmen Teiche Schwefelstank.

Oelig brichts aus der Erde Schooss,  
Und hie und da, wo's sich ergoss,  
Da lodert's hell, — in dunkler  
  Nacht,  
Flammt also auf die Feuerwacht.

Jedweden Abend reut sie's jetzt,  
Dass sie die Kuh so weit gehetzt,  
Dass sie in dieses wüst' Revier  
Gefolgt dem müd' gehetzten Thier.

Doch in der Früh, trotz aller Reu,  
Beginnt die wilde Jagd auf's Neu.  
Wie Spreu der Wind vor sich hin-  
  treibt,  
Wie Schatten treu dem Vogel bleibt.

Es zieht der Vogel und es zieht  
Von Enéh's Söhnepaar das Lied.  
Von Zweig zu Zweig der Vogel singt,  
Das Lied von Lipp' zu Lippe dringt.

Sie dringen über'n Donfluss jäh  
Bis zu Mäotiens kleinem See.  
Durch tiefer Teiche täuschend Grün  
Erreichen sie ein Eiland kühn.

Da war des Wildes Spur verlor'n  
Und Nebel hinten, Nebel vorn.  
Eh' sie noch dessen sich versehn,  
War's um die Hirschkuh schon ge-  
  sehne.

Wo ist das Wild? haho! hoha!  
Der Eine ruft: da läuft es ja!  
Der Andere: dort ist es, dort!  
Der Dritte ruft: fort ist es, fort!



Jedweden Busch befragen sie,  
Jedweden Strauch durchjagen sie,  
Eidechsen wohl, Birkhennen auch,  
Doch keine Hirschkuh in dem  
Strauch.

Den Weg zum Heimatland, wer wagt  
Zu finden ihn? Magyar dies fragt.  
Rund ist der Himmel allerwärts,  
Du stirbst daran, o Mutterherz!

Doch Hunor spricht: Die Jagd ist  
aus,  
Wir bleiben hier, wir sind zu Haus.  
Süss ist das Wasser, zart das Gras,  
Aus Bäumen fliesst des Honigs Nass.

Viel Fische beut der blaue Fluss,  
Das Hochwild saft'gen Fleischge-  
nuss.  
Straff ist der Bogen, rasch der Pfeil,  
Und Beute ist des Kriegers Theil.

Es zieht der Vogel und es zieht  
Von Enéh's Söhnepaar das Lied.  
Von Zweig zu Zweig der Vogel singt,  
Das Lied von Lipp' zu Lippe dringt.

Als endlich sie nicht mehr gewillt  
Zu fahn Fisch, zu jagen Wild,  
Ziehn in die Wüste wiederum  
Sie nach der Waffen schönern  
Ruhm.

Die Ebne dehnt sich weit und lang,  
Durch dunkle Nacht zieht heller  
Klang;  
Drommett' und Zink' in solchem  
Raum?  
Als käm's vom Himmel — wie im  
Traum?

Es wohnt da eine Elfenschaar,  
Aus Nebeldunst gewoben war  
Ihr Zelt, da weilen sie nun drin  
Und zieh'n in raschem Reigen hin.

Kein Mann in ihrer Nähe hält;  
Die schönsten Jungfrau'n doch der  
Welt,  
Belar's und Dul's, in Nebeldunst  
Lernen sie da die Elfenkunst.

Des König Dul's die schönsten zwei,  
Die zwölf Belar's sind auch dabei.  
Und insgesamt sind hundertzwei,  
Zu lernen da die Feerei.

Gar harte Prob' ist zu bestehn:  
Neun Jünglinge sich zu erseh'n  
Und in der Liebe Bann zu fahn,  
Doch selbst zu fliehn der Liebe  
Wahn.

So lernen sie die Kunst der Feen,  
Gar herzberückend anzusehn.  
Allnächtlich finden sie sich ein,  
Allnächtlich tanzen sie den Reih'n.

Es zieht der Vogel und es zieht  
Von Enéh's Söhnepaar das Lied;  
Von Zweig zu Zweig der Vogel singt,  
Das Lied von Lipp' zu Lippe dringt.

Dem Wind entgegenschleichen sacht  
Den Tönen nach in dunkler Nacht  
Vorsichtig sie und schattengleich:  
Wer Faltern nachjagt, stille  
schleich'!

Die Flötenklänge, sagt Magyar,  
Durchziehn mich, Bruder, ganz und  
gar.

Und Hunor spricht: Das Blut mir  
wallt,  
Seh' ich der Jungfrau'n Duftgestalt.

Ihr Degen hei, ihr Recken vor!  
Nehm' Jeder eine aus dem Chor.  
Jedweder nehm' ein Weib sich mit,  
Der Wind verwehet Spur und  
Schritt.

Die Rosse fühlen scharfen Sporn,  
Die Zügel hängen wild nach vorn.  
Im Kreis dreht sich der Mädchen  
Schaar —  
In Mannesarm bald manche war.

Ein gross' Geschrei erhebt sich  
drauf,  
Sie möchten fliehn im wilden  
Lauf.  
Doch Wasser hinten, Feuer vorn;  
Für Nixenkunst sind sie verlorn.

Entkommen waren wohl die Feen  
— Sie hatten Flügel — in die  
Höh'n.  
Allein die Andern, sollen sie  
Versinken in die Erde hie?

Mit keuschem Trotze Zauberfeen  
Zu werden, darum ist's geschehn.  
Die Rosse rasen, stille Nacht  
Hält fürder in der Wildniss Wacht.

Es zieht der Vogel und es zieht  
Von Enéh's Söhnepaar das Lied.  
Von Zweig zu Zweig der Vogel singt,  
Das Lied von Lipp' zu Lippe dringt.

Dul's Töchter, sie das schönste  
Paar,

Die freiten Hunor und Magyar.  
Die Andern hundert an der Zahl,  
Sie hatten hundert sich zur Wahl.

Der Mädchenstolz söhnt bald sich  
aus  
Mit Frauenloos im eig'nen Haus.  
An Heimkehr keine denken wollt',  
Da sie gebaren Söhne, hold.

Das See-Eiland ihr Vaterland,  
Das Zelt fürder ihr Heim genannt,  
Gesegnet auch ihr friedlich Bett,—  
Was zöge sie nach and'rer Stätt'?

Gebaren Söhne, Heldenart,  
Liebwerthe schöne Mägdlein zart.  
Dem edeln Stamm ein junges Reis;  
An eig'ner Statt die Jungfrau'n  
weiss.

Jedweder Heldensohn zeugt zwei,  
Die beiden Führer zweimal zwei.  
Und jedem Haus ein Haupt entstammt:  
Hundertacht Zweige insgesamt.

Die Hunen zeugte Hunor's Zweig.  
Magyaren zeugt Magyar desgleich.  
Viel wurden sie und stark an Zahl,  
Das Eiland ward zu klein zumal.

Sie zogen dann in's Scythenland,  
Wo sich das Erbe Dul's befand.  
Seither von Mund zu Munde zieht,  
Von euch, o Heldenpaar, das Lied!



II.

**IX. Gesang. Wie Gottes Schwert gefunden ward.**

Früh Morgens kommt Perlinde an König Buda's Pfühl,  
 Sie kreischt wie eine Möve in Sturmes Vorgefühl:  
 Was schläfst du, alter Degen? so fährt sie an ihn wild,  
 Bei Bruder Etzel führt man Geheimes gegen dich im Schild.

An Sehern, weisen Männern, jeglichen Zaubers kund,  
 Ist Alles dort versammelt, die Priester in der Rund'.  
 Weissager, Runenleser, geheimer Künste Kenner,  
 Die Traum- und Zeichendeuter, ein ganzes Heer sothaner Männer.

Ich hab' es längst gesagt schon, doch war mein Lohn nur Hohn,  
 Nun seh' ich zu da drüben seit Sonnenaufgang schon!  
 Bei deinem Bruder schafft man an gar gewalt'gem Plan,  
 Doch dich, der du der König — dich ruhig schlafen sie noch lan.

Sofort erhebt sich Buda, die Augen er sich reibt,  
 Wie, was? die übrige Rede ihm in der Kehle bleibt.  
 Dann taumelt er von dannen, zu Dietrich möcht' er gehen,  
 Der hat gewiss erfahren, was dort bei Etzel will geschehen.

Und wirklich war versammelt bei Etzel eine Schaar  
 Jeglichen Wissens Kund'ger, all denen Alles klar.  
 Vor allen rief er Torda, den Seher von weisem Mund,  
 Und denen, die versammelt, gab so sein Traumgesicht er kund:

Ihr weisen Greise, sagt er, der Weisheit Thore ihr,  
 Die ihr hier steht auf Erden als Wacht an Gottes Thür'.  
 So hört denn, was mir träumte, ihr ehrenwerthen Alten,  
 Ob gut, ob schlecht ich träumte, darob will Auskunft ich erhalten.

So hört, was ich erlebte. Mir war es heut im Traum,  
 Als spielte Krieg ich wieder in erster Jugend Flaum,  
 Die kriegerischen Spiele als hochgemuthen Knabe,  
 Wie ich's am lauten Hofe des Vaters froh getrieben habe.

Da war mein Spielgefährte, das Kind Aëtios,  
 Des alten Römerstammes, des fürstlichen, ein Spross';  
 Da haben gen einander zwei Heer' wir aufgestellt  
 Und haben gen einander die beiden dann geführt in's Feld.

Mit harmlosem Geräthe spielten wir eine Weil'  
Mit stumpfen Kinderschwertern und hakenlosem Pfeil.  
Wir thaten uns in Listen und Finten überbieten,  
Kämpften nach Römerweise, bald wieder nach der Art der Scythen.

Doch plötzlich kriegten Schärfe die Schwerter insgesamt,  
Das Gras färbt sich vom Blute, ein wahrer Kampf entflammt  
Und Schlachtenrufe schallen, einhüllt die Himmel Nacht,  
Des Kriegsgotts blaue Pfeile erdröhnen zündend rings mit Macht.

Und sieh', in lichtem Glanze aus ew'ger Himmelsruh  
Steigt nun ein Greis hernieder, kömmt g'rade auf mich zu,  
Umgürtet meine Hüfte mit einem grossen Schwerte,  
Ich spürt' den Druck des Riemens, da meine Seite es beschwerte.

Dann war's für Augenblicke, als ob daheim ich wär',  
Ich taste nach dem Schwerte, ich fühle seine Schwer'.  
Vor meinen Augen leuchtend sah ich den Greis da stehen  
Und habe mein Gezelte sich wölben über ihn gesehen.

Der Traum umfing mich wieder und einsam hin ich glitt  
Dahin durch ferne Weiten, wie der da Wasser tritt.  
Wiewohl ich ohne Flügel, den Aether doch ich spalte,  
Dieweil in meiner Rechten ich fest das nackte Waffen halte.

Da hat's in dunkeln Wäldern tief unter mir gesaut,  
Da sind des Westens Ströme tief unter mir erbraust;  
Und Emsen gleich durchwühlen die Menschen dort die Erde,  
Nicht sah auf schwarzer Haide ich weiden dorten eine Heerde.

Auftauchten grosse Städte aus festem Stein empört,  
Ich stieg hinab zu ihnen, hab' sie von Grund zerstört,  
Fortfezt' mit jedem Hiebe des Schwerts ich eine Stadt. —  
Nun sagt, ihr weisen Greise, was dieser Traum bedeutet hat?

Als er geschwiegen, stille im weiten Kreis es ward,  
Jedweder starret sinnend in seinen eignen Bart.  
Und fragend König Etzel herum im Kreise blickt,  
Bis endlich als der Erste Torda zu reden sich anschickt:

So ist's! So war's beschlossen von grauen Zeiten her,  
*Drei sieben* wenn sich finden — also die Kunde hehr,  
Die sich in uns'rem Hause vererbt seit all' den Jahren,  
Die jeder Priester-Aelt'ste von dem, der vor ihm war, erfahren.



Dieweil ich deiner Rede gehorcht, hab' ich versucht,  
Im Geiste mir zu ordnen der Jahre lange Flucht.  
Da hab' beisammen heuer *drei sieben* ich gefunden:  
Nun ist des Sehers Zunge, die weise, nimmermehr gebunden.

Im siebenhundertsiebenundsiebenzigsten Jahr  
Gelangt an's Licht des Tages ein Waffen wunderbar.  
Und jener Held, dem *Hadur* dies Wunderschwert verleiht,  
Der wird damit erobern die ganze Erde weit und breit.

Die Zeichen auch am Himmel entbieten frohen Gruss  
Dir Attila, dem Helden, dem Sohn des Bendeguz!  
Nicht weiss ich, wo das Waffen, doch weiss ich, dass es dein,  
Noch eh' dies Jahr das heil'ge, o König, wird verstrichen sein.

Kaum hatt' der greise Seher geschlossen seinen Mund,  
Da rauscht es schon am Eingang von Etzels Zelte und  
Mit einem jungen Knechte der Herzog Búlsú eintritt:  
Sein Angesicht verrieth es, dass Wichtiges bedeut' sein Eintritt.

Ein Schwert in seiner Rechten, ein Waffen nackt und krumm.  
Das ist's, das ist's! rief Etzel. — Ein Brausen rings herum,  
Wie wenn durch alte Wälder hinfegt der Wirbelwind;  
Alsdann Herr Búlsú selber zu reden Folgendes beginnt:

Herr König, eine Weil' ist's, dass dieser Knabe da —  
Er hütet deine Rinder auf einer Weide nah, —  
Als ich an seiner Herde vorüber wollte reiten,  
Sich beugt vor meinem Bügel, da er mir schon gewinkt von Weiten.

Dann hat er mir Undinge, unglaubliche erzählt:  
Wie auf der Morgenweide die Rinder er gezählt,  
Sah seinen Lieblingsfarren er mit dem Fusse hinken,  
Und hinter ihm im Grase sah roth er die Blutstropfen blinken.

Dass er die Ursach' finde, folgt er der Spur zurück,  
Er meint, es sei ein Steinchen, ein Dorn, ein Knochenstück?  
Doch siehe, ein Stück Eisen er in dem Grase fand.  
Wie eines Kriegsgeräthes blanke Spitze empor es stand.

Erst lässt er's ruhig liegen, geht, wend't sich wieder um.  
Ein Eisenstück im Staube, wer bückte sich darum?  
Doch kehrt er um und eilt in des spitzen Eisens Nähe,  
Damit nicht einem andern der Rinder auch ein Leid geschehe.

Doch sieh', die Schwertesspitze ragt *doppeltgross* empor!  
Er langt danach: da schlagen die Flammen d'raus hervor.  
Ihn graut's, er flieht von dannen; doch da nachlässt das Grauen,  
Kehrt er zum dritten Male zurück, das Seltsame zu schauen.

Naht sich auf den Zehen, gewaltig pocht sein Herz.  
Bleibt immer zagend stehen, soll dringen er vorwärts?  
Reckt bald sich in die Höhe, streckt weit sich wieder vor —  
All' das erzähl' ich wieder, wie es zuvor gehört mein Ohr.

Und schon von ferne sieht er, wie aus dem See das Rohr,  
Das schöne Waffen ragen hoch aus dem Gras empor;  
Kein Rost an seinem Stahle, kein Schmutz an seinem Gold,  
Als hätte eben man aus Schwertfegers Schmiede es geholt.

Alsdann, er wagt' nicht einmal zu nähern sich dem Schwert,  
Lief er zu mir — von Weitem hatt' er erkannt mein Pferd. —  
Und kündet mir das Wunder. Ich glaub's nicht, kann's nicht fassen,  
Doch will ich an die Stelle, die seltsame, mich führen lassen.

O dass mein Aug' geschauet den Anblick wunderbar!  
Der Griff allein des Schwertes noch in der Erde war.  
Nicht sengte mehr die Flamme, als ich es wollt' berühren —  
Da ist es nun, da ist es, du, König, sollst allein es führen!

So sprach er und der Hirte nickt immer mit dem Kopf,  
Stets hebt sich und stets senkt sich sein sonnverbrannter Schopf,  
Da hatte man gefüllt ihm die Hand mit Golde schwer.  
Die Seher, Zeichendeuter zerstreuten sich dann rings umher.

Doch Etzel ging alleine nach seinem Waffenhaus,  
Sucht für das neue Eisen dort eine Scheide aus.  
In seiner Scheiden schönste passend er es fand —  
Er gürtet's um und zückt es und schwenkt's mit starker Hand.

Nach jeder der Windseiten führt er drei Hiebe fest,  
Nach Norden und nach Süden, nach Osten und nach West.  
Ein fürchterlicher Kolben durchsaust der Stahl die Luft.  
Und hoch empor sich reckend, der Geist aus König Etzel ruft:

Sternschnuppen und Erdbeben, das Wunderjahr ist da!  
Der Hammer bin ich worden der Welt, ich Attila!  
Tret' unter meine Ferse die Völker nah und fern!  
Und auf der weiten Erde giebt ausser mir es keinen Herrn!



Sprach's und an einen Nagel hängt er das Waffen schwer,  
Und ging, Heerschau zu halten über der Hunen Heer.  
Schon haben alle Mannen vom Zauberschwert erfahren,  
Und wie vor Gott so neigen sie sich vor ihm, dem Wunderbaren.

Es tränkt die grosse Märe mit Jubel Jedermann,  
Nur Buda's Herz bleibt nüchtern, nicht freuen er sich kann.  
Und sein Gemahl hegt sorgsam die bange Sorg' und zagt,  
Sich allfort dess' berühmend, dass sie es immer ja gesagt.

In ihrer Kämenate Frau Hilda emsig sass,  
Die durch den Teppich dringen, die Worte sie auflass.  
Die Nadel lässt sie fahren aus ihrer zarten Hand,  
Und als der Herre wegging, nimmt sie das Waffen von der Wand.

Und sprach zu ihrem Knaben : Wie klein du heut' noch bist,  
O Reis du meiner Hoffnung, das in die Höhe schiesst,  
O du mein grünes Stämmchen, mein goldig schlanker Knabe —  
Da Aladár, das Erbe, das ich für dich ansehen habe.

Wohl eine starke Stütze der Frauen ist der Mann,  
Doch ist die nicht für ewig, hinstürzen rasch sie kann ;  
Drum wird auf ihren Sohn sie stets sicherer noch bauen  
Und mit des Kindes Wachsen gedeiht der Mutter fest Vertrauen.

Im Schooss des Glückes habe zu fürchten ich gelernt,  
Gar jäh der Tod die Männer von meiner Seit' entfernt.  
Wie bald musst' ich verlieren, wie rasch den ersten Gatten :  
Ach traurig meiner Ehe Umarmungen begonnen hatten.

Es zittert vor Eidechsen, den einst die Schlange biss,  
Vor Schatten bebt das Herze, das Trauer einst zerriss ;  
Mich haben gebissen Schlangen, die eigenen Verwandten,  
Die mich bräutlichen Hauptes in's Trauerland verbannten.

Was haben sie gesündigt mir o an dem Gemahl,  
Den magdlich ich geliebet, am Manne meiner Wahl !  
Ich lieb' ihn auch als Todten, ich liebe ihn noch heute,  
Und werde ihn noch lieben, bin ich auch schon des Grabes Beute.

Zu jagen sie ihn lockten, erschlugen ihn im Tann,  
Und warfen vor die Thüre mir den gemordeten Mann.  
Und da ich ihn beweinte, den süssen Gatten mein,  
Versenkten seine Schätze sie in den abgrundtiefen Rhein.

Und selbst in meiner Trauer gönnten sie mir nicht Ruh',  
Und führten einen Freier mir nach dem andern zu.  
Den letzten Werber sandte der Hunen Königsspross:  
Da war es, dass der Rache Gedanke in den Kopf mir schoss.

Ich hielt ihn für den Drachen in menschlicher Gestalt,  
Von dessen wildem Heulen die Wüste widerhallt;  
Solch' einen Gatten braucht' ich, drum schlug ich freudig ein,  
Denn er, er sollt' mein Rächer an meinen bösen Brüdern sein.

Doch fand ich Etzel edel, doch fand ich Etzel gross  
Und werth, dass selbst nach Siegfried ihn lieb' sein Eh'genoss.  
Wohl wär' mein Wittwenherz da in Liebesglück genesen,  
Wäre die Lieb' darinnen nicht längst schon eingesargt gewesen.

Wohl weiss ich, dass Held Etzel mit seinem guten Heer  
Mein Rachewerk vollführte, doch ist's nicht mein Begehr.  
Hieher will ich sie locken und wenn gelockt sie kamen,  
Soll sich mein Auge weiden an ihren blutigen Leichnamen.

Soll ich im Kampfe fallen Gunther, den falschen, lan,  
Soll Gernot's schwarze Seele von Odin werden empfahn?  
Und der ein Meuchler rücklings, mir den Gemahl schlug, Hagen,  
Soll er im Tod geehrt sein, vom Schwerte Attila's erschlagen?!

Nein, nein, ihr theuern Brüder, ihr Könige am Rhein,  
Nein, Hagen, euer Lohn soll recht zugemessen sein!  
So garstig, wie's ihr triebet, soll euch es auch geschehen:  
Verrathen sollen alle die Nibelungen untergehen!

In eurem Becher wandle sich froher Trank in Blut,  
Ein gastlich Bett besteigend in eurem Sarg ihr ruht.  
Verlässliche Herberge, die lod're auf bei Nacht,  
Und ihre Asche begrabe, die den Gemahl mir umgebracht.

Doch all' das, kleiner Knabe, mit Nichten du begreifst,  
So spiel' nur mit dem Schwerte, das hinter dir du schleifst;  
Bald, bald, bist du erst König . . . Doch bis du das wirst, fache  
Im Schatten des Vergessens ich an in deiner Brust die Rache.

In schmerzzerzeugter Liebe, *dazu* ich dich gearb,  
Selbst da ich dich empfangen, *dess'* eingedenk ich war.  
Ich trug in meinem Schooss dich zugleich mit *jener* Last,  
Aus meiner Brust das Erbe der Rache du gesogen hast.



Drum stehst du mir auch näher als König Etzel gut,  
Denn dein Leib ist wie mein Leib und meines ist dein Blut.  
Wie fürchterlich auch wäre, die du einst nimmst die Rache,  
Nie übst du eine bess're, nie eine edlere grosse Sache. —

Und wahrlich nicht verstand der, was seine Mutter sprach;  
Zog immer an dem Riemen das schwere Waffen nach.  
Wie einen kleinen Wagen schleppt er's von Ort zu Orte,  
Froh lachend auch zuweilen recht über seiner Mutter Worte.

Doch unterdessen bohrte mit zartliebendem Sinn,  
G'rad in des Riemens Mitte ein Loch die Königin,  
Damit die schmale Hüfte des Kindes sie umgürte:  
Wie freute sich der Knabe, da hinter ihm es rasselnd klirrte.

Im Zelte auf und nieder, hinaus auf grünen Plan,  
Hinab das Thalgelände, den Hügel dann hinan, —  
Lässt er im weichen Grase das Waffen sich nachgleiten;  
Der Mutter Liebesblicke von unterm Vordach ihn geleiten.

Und schon war er nicht fern mehr von König Buda's Zelt,  
Da bleibt das Waffen stecken und hin der Knabe fällt.  
Schlägt sich das kleine Antlitz blutig an einem Stein:  
Da musste die Frau Buda's gerad' vorbeigegangen sein!

Und da das Kind sie sahe, ward ihr das Herze weich,  
Entbrannte rasch in Mitleid, entbrannt' in Zorn zugleich.  
Rasch läuft sie hin zur Stelle, hebt ihn vom Boden auf,  
Und solchen grimmen Worten lässt ihre Zunge freien Lauf:

Nur eine Mutter thöricht, kann solches mitansehn,  
Nur einer Mutter thöricht kann so etwas geschehn.  
Die *das* ihm in die Hand giebt, *damit* ein Kind lässt spielen,  
Was weiss auch eine solche von mütterlichem Fühlen!

Das wirft wie eine Bestie nur einmal seine Brut,  
Und scheert sich nicht mehr weiter, was dann das Junge thut.  
Wenn nur die Brunst gestillt ist, befriedigt ihr Verlangen,  
Was kümmert sich *die* Mutter, *wie so* ihr Wurf zu Grund gegangen!

So keift und schreit noch lange die Fraue in der Art,  
Dieweil das Blut sie auffängt in ihrem Schleier zart.  
Doch lief herbei Chrimhild' auch, da Aladár gefallen,  
Reisst ihr hinweg den Knaben und zornig ihre Worte schallen:

«Rühr' du mir nicht mein Kind an, rief sie Perlinden zu,  
Lehr mich nicht Kinder warten, du Unfruchtbare, du . . .  
Wärest besser du, so wäre gesegnet auch dein Schooss,  
Nicht kenn' ich Garstigeres als Frauen, so da kinderlos.»

Bin *nicht* unfruchtbar, *bin's* nicht, was zeihst mich dessen du ?  
Selbst meine Mägte führte ich meinem Gatten zu . . .  
So schrie voll Schmerz Perlinde verhüllend ihr Gesicht —  
Sie konnt' vor lauter Schluchzen und Weinen weiter reden nicht.

D'rauf lachte laut Chrimhilde, sie war die Siegerin,  
Doch Buda hört das Lärmen und geht nun selber hin :  
Und da sein Weib er weinen und jene lachen sieht,  
Besinnt er sich nicht lange, zum Zank die Miene er verzieht.

Was soll das heissen, Schwäh'rin, wie gestern so auch heut' ?  
Soll das so alle Tage fortgeh'n in Ewigkeit ?  
Ich bin ein Mensch, der sanft ist, doch bringt man mich in Zorn —  
Ich bitt' dich, Fraue, lass' mir mein Weib du ungeschor'n.

Ich hab' wohl deinetwegen beschämt auch gestern sie,  
Doch will ich's nimmer dulden, ich leide es nun nie.  
Noch bin ich Herr und König im Haus, das mir zu eigen ! —  
So sprach er und die Fäuste, die feisten, that er drohend zeigen.

Da war zurückgetaumelt die Königin Hilda auch,  
Es füllt in ihrem Grimme mit Thränen sich ihr Aug'.  
Und da so wild sie zankten, nahmen sie gar nicht wahr,  
Wie nahe König Etzel, der da auf sie einherschritt, war.

Als ob ein Wetter plötzlich da ausgebrochen wär',  
So war er, ein Gewölke, erschienen schwarz und schwer.  
Frau Hilda's weisse Schulter berührt er mit dem Finger,  
An seiner breiten Brust das hinstürzende Gemahl auffing er.

Stumm stand er eine Weile, und starr, er rührt sich nicht,  
Doch fliegt sein Blick von einem zum anderen Gesicht,  
Von Buda's auf Perlindens, von ihr zurück auf ihn :  
Und endlich solche Worte den Lippen sein gemach entfliehn :

Fort, meine gute Fraue, fort ziehen wir sofort,  
Nach unserm Königsheime, nur fort von diesem Ort.  
Alldort bist du die erste, die fürstlichste der Frauen,  
Dir Thränen zu erpressen, wer würde das sich dort getrauen ?



Heut' wollen wir's noch dulden, zum letzten Mal es sei!  
 Die Schuld trägt König Buda, drum ist's mit uns vorbei.  
 Ich werde dort zu Hause befehlen meinem Heer,  
 Auch Buda mag befehlen, gehorche ihm nur irgendwer!

Sprach's und den Knaben hob er auf seinen Arm empor,  
 Zum Gruss für König Buda er keinen Blick verlor.  
 Und fort ging er mit Hilda. Buda stand da ein Götze,  
 Und sah, wie leer geworden, des andern Königsaares Plätze.

Und noch zur selb'gen Stunde sieht man die Reihen bunt  
 Von Attila's Gezelten verschwinden von dem Grund.  
 Und bis der Abend graute, war auch sein Hof verschwunden:  
 Da hatten Berg und Thale verödet wieder sich gefunden.\*

\* „*König Buda's Tod*“ («Buda halála») ist ein episches Gelicht, welches — um mit dem Dichter selbst zu sprechen — «insofern es das Verhältniss Buda's zu Etzel behandelt, ein vollständiges Ganzes ist; das aber, insofern es späteren Entwicklungen als Grundlage dient, gleichsam nur das Vorspiel einer grossen Tragödie bildet, die in dem Geiste des Dichters bereits ihre Gestaltung gefunden.» JOHANN ARANY, der dieses Epos auf der Höhe seiner Schaffenskraft geschrieben, dürfte daher ursprünglich die Idee einer Trilogie vorgeschwebt haben, in welcher «König Buda's Tod» lediglich die Rolle der Exposition zu spielen berufen gewesen wäre; das Schluss-Epos würde wahrscheinlich «König Etzel's Tod» geheissen haben, während in dem mittleren, dem Haupt-Epos, die hunische Sage ihre Darstellung gefunden hätte. Leider haben aber Krankheit und Stimmung den Dichter trotz des Jubels, mit welchem *Buda halála* vor fünfzehn Jahren seitens der ganzen Nation aufgenommen wurde, an der Fortsetzung der Trilogie verhindert, — ein Umstand, den wir übrigens nur als *lucrum cessans*, d. h. als entgangenen Gewinn, keineswegs aber als *damnum emergens*, d. h. als eine zugefügte Beeinträchtigung beklagen dürfen, da uns die fehlende Fortsetzung nicht in dem Genuss der vorhandenen und als abgeschlossen zu betrachtenden schönen Dichtung beeinträchtigen kann.

Der Inhalt von *König Buda's Tod* ist mit dem Stoffe der Nibelungensage verwandt. Ein Theil derselben ist sogar mit dem Inhalte des Nibelungenliedes identisch, indem die Vorgeschichte Chrimhildens dem grossen deutschen Epos entlehnt ist. Andererseits aber standen dem Dichter, der uns an den Hof Buda's und Etzel's, der gewaltigen Hunenkönige, führt, die Chroniken des Simon de Kéza, des Jordanis, des Belae regis anonymus notarius zur Verfügung. Ueberdies hat JOHANN ARANY die im Bewusstsein des Magyarenvolkes schlummernde Ueberlieferung, den reichen Schatz volksthümlicher Sagen und Erinnerungen auf echt dichterische

Weise wieder zu beleben verstanden. Und wie dem kundigen Baumeister das Bruchstück eines gothischen Bogens genügt, um zu demselben den ganzen Bogen construiren zu können, so sehen wir auch, wie des Dichters schöpferische Intuitionsgabe, auf die dürftigsten Anhaltspunkte gestützt, ein ganzes Religions-, Staats- und Heersystem, ja das vollständige Bild einer ganzen eigenartigen Civilisation zu construiren versteht.

Die mitgetheilten zwei Gesänge sollen als Proben einer Uebertragung des ganzen Epos, welche demnächst in Leipzig erscheinen soll, gelten. Das erstere Gedicht ist eine Ballade, welche heimische Barden zu ihrem Saiteninstrumente gelegentlich eines Jagdmahls im Matragebirge singen; die zweite Probe, der IX. Gesang, schildert, wie Gottes Waffe gefunden wurde und wie theilweise in Folge dieses Fundes der Bruch zwischen den beiden Brüdern Buda und Etzel erfolgt. Im Nibelungenliede wird Buda (Blödel) der jüngere genannt, allein auch Amadée Thierry führt Buda als den älteren Bruder an und auch aus der betreffenden Stelle in Simon de Kéza's Chron. Hung., welche den Brudermord behandelt, scheint hervorzugehen, dass Etzel als der jüngere Bruder den älteren erschlagen habe . . . . *eo quod . . . . metas inter fratres stabilitas transgressus fuerit dominando*. In «König Buda's Tod» theilt Buda in einer Anwandlung von Schwäche die Herrschaft mit seinem jüngeren Bruder Etzel; diese Theilung ist für Buda selbst die Quelle fortwährender Eifersucht, die, von seiner kinderlosen Frau Perlinde noch genährt, endlich zum Bruche zwischen den beiden Brüdern führt. In diesem Sinne enthält der IX. Gesang die Peripetie, worauf (drei Gesänge später) die Catastrophe erfolgt.

Das Metrum der Uebersetzung weicht von dem des Originals äusserlich ab; denn dieses ist in ungarischen Alexandrinern, einer vierzeiligen, paarweise gereimten, aus trochäischen Trimetern gebildeten Strophe, geschrieben. Wie glücklich aber die Wahl des Metrums seitens des Uebersetzers war, wird wohl am Besten aus dem Umstande ersichtlich, dass JOHANN ARANY selbst das Epos ursprünglich in Nibelungenstrophen zu schreiben begonnen, dann aber von diesem Vorhaben abgekommen ist. Der Uebersetzer war bestrebt, die schöne Dichtung möglichst treu zu verdeutschen und doch dabei den Charakter und Stil des Originals genau wiederzugeben. *König Buda's Tod* ist nicht nur als eine der bedeutendsten epischen Dichtungen der Gegenwart besonderer Beachtung würdig, sondern überdies eben für das deutsche Publicum auch stofflich von tieferem Interesse, da das Epos den gewaltigsten aller deutschen Sagenkreise vielfach berührt und theilweise ergänzt.

D. Red.



## LITERATUR.

### **Az országos képtár kiválóbb művei (Die hervorragenderen Werke der Reichsgallerie) von KARL PULSZKY, Budapest 1878.**

Seitdem die früher Eszterházy'sche Gallerie vom ungarischen Reichstage angekauft wurde, hat sich dieselbe mehrfacher Berücksichtigung zu erfreuen gehabt, deren sie unter den vielen Kunstschatzen Wiens nahezu verschwindend weniger theilhaftig werden konnte. Das Bedeutendste hat in dieser Hinsicht GUSTAV KELETI, Director der Landes-Musterzeichnen-Schule, veröffentlicht, während der Catalog oder vielmehr die Schätzung MÜNDLER's bisher bloß Manuscript geblieben ist.

Um so erfreulicher erscheint die wenn auch nur 64 Seiten starke Brochure KARL PULSZKY's, welche zehn Bilder der Sammlung in eingehender kritischer Weise bespricht.

Der Verfasser hat einzelne Werke aus der italienischen, der flämischen, holländischen und spanischen Schule gewählt und an diesen die Richtigkeit und Stichhaltigkeit seiner kritischen Methode bewiesen, welche er an mehreren Stellen seiner Schrift im Einzelnen theoretisch angewendet hat.

Neben urkundlichen Aufzeichnungen und Nachrichten steht wie billig obenan die Vergleichung wohl constatirter Werke desselben Meisters untereinander, welche desto entscheidender wird, je zahlreicher und vollständiger diese Werke in der Vergleichung erscheinen.

In dieser Weise erkennt PULSZKY ein Werk, welches ehemals Leonardo da Vinci zugeschrieben wurde, als das seines vorzüglichen Schülers Giovan Antonio Bellaffio, indem er es mit 17 bekannten Bildern dieses Meisters vergleicht und zugleich die von älteren Schriftstellern über Bellaffio gemachten Bemerkungen würdigt. Unser Gemälde stellt die Madonna mit ihrem Kinde dar, welches gierig nach einem emailirten Gefässe greift, und in der Bewegung des nach einer Blume greifenden Kindes desselben Meisters, welches sich in Mailand in der Capa Poldi-Pezzoli befindet, sehr ähnlich ist.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser dem Bilde einer Ceres, die auf ihrem Throne zwischen Blüthen und Früchten sitzend dargestellt ist. Die Figur selbst ist nicht besonders ansprechend, das Beiwerk

aber — Thron, Früchte und Blüten — meisterhaft gemalt. Eine Aufschrift «Ex Michaelae Pannonio» veranlasst PULSZKY zu einer eingehenden Forschung über diesen, höchst wahrscheinlicher Weise ungarischen Maler; und so findet er in LUIGI CITADELLA's «Notizie relative a Ferrara» zwei ungarische Künstler, erwähnt «Georgius de Ungaria» und «Michele Ongaro», welche sich in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts an Vittore Pisano und Piezzo della Francepa in Ferrara anschlossen und daselbst manches Werk vollendeten. Die Vindicirung unserer Ceres an Michele Ongaro ist mit grosser Umsicht und strenger Kritik durchgeführt.

Gelegentlich der Anführung eines Mädchenbildnisses von Palma Vecchio giebt PULSZKY eine zwar kurze, jedoch bündige Würdigung des Realismus in Wahl des Gegenstandes und Farbenstimmung der Venezianer, welche er in Gegensatz stellt zu den Meistern des continentalen Italiens.

Das ausgezeichnete Bild der Familie van Eyck's von Gonzales Cotx, eines ziemlich selten vorkommenden vorzüglichen flämischen Meisters ist neuerdings durch einen trefflichen Stich Eugen Doby's, eines ungarischen Kupferstechers, in weiteren Kreisen bekannt geworden.

In Hinsicht der holländischen Schule geht PULSZKY ganz systematisch zu Werke. Nach einer kurzen Besprechung der Anfänge und der Entwicklung der Malerschulen in Holland spricht er von der zu allererst höchst günstigen Aufnahme des Portraits, besonders um das Vaterland verdienter Männer, wie sich dann weiter die Kunst des alltäglichen Lebens selbst der niederen Gesellschaftsclassen, der Landschaft, der Marinen und des Stillebens bemächtigt, um schliesslich wieder zum high life zurückzukehren und in den feinen Bildern Terborch's, Metsu's, van der Meer's u. A. ihren Kreislauf nochmals aufflammend zu schliessen.

In diesem Sinne wählt er auch nun zuerst zur Besprechung ein Bildniss von Frans Hals, dann ein Genrebild von van Steen, ferner einen Seesturm von Beerestraaten und endlich ein Genrebild von Gabriel Metsu (letzteres ist gleichfalls in einem neueren Stich publicirt worden).

Von Frans Hals besitzt die Gallerie ein einziges männliches, höchst breit hingeworfenes Portrait. Bemerkenswerth ist, dass PULSZKY zwischen diesem und anderen Selbstportraits des Künstlers auf Gemälden in Harlem und Amsterdam eine auffallende Aehnlichkeit findet. Das Bild der Landes-Gallerie scheint den Künstler im Beginne seines siebenten Decenniums darzustellen.

Das Gemälde van Steen's «Eine lustige Gesellschaft» ist von seltener Grösse, da Steen gewöhnlich kleineres Format wählte. PULSZKY beschreibt die darauf abgebildete Scene ebenso humoristisch, als sie der Künstler, der darin selbst mitspielt, humoristisch auffasste. Das Bild gehört zu den breit behandelten des Meisters.

Bezüglich des auf dem nächst besprochenen Gemälde vorkommenden Monogrammes AB kann der Verfasser nach den bis jetzt vorliegenden Daten nicht entscheiden, ob die mit J. Beerestraaten und die mit dem angezogenen Monogramm bezeichneten Gemälde einem und demselben



Meister angehören; andererseits spricht er sich, nach Vergleichung der *AB* bezeichneten und Jahreszahlen aufweisenden drei Bilder in Paris und Amsterdam mit dem Bilde der Landesgalerie dahin aus, dass alle vier einem und demselben Meister zuzuschreiben wären.

Treffend beschrieben ist Gabriel Metsu's Bild «Die Ueberreichung eines Medaillonportraits»; wobei die Etiquette der gleichzeitigen, den französischen Sitten sich anschmiegenden vornehmen holländischen Gesellschaft hervorgehoben wird, wie sie hier lebendig aufgefasst zur Erscheinung kommt.

Den Glanzpunkt der Landesgalerie bilden, schon ihrer grösseren Anzahl nach, die Werke der spanischen Schule.

Von den sechs Murillo's der Gallerie bespricht PULSZKY die «Madonna mit dem Kinde, welches Brode austheilt» und das Portrait eines ältlichen Mannes. Im ersteren Gemälde zeichnet sich «die leidenschaftliche Andacht der Spanier lebhaft in dem Antlitz der drei im Helldunkel gehaltenen Männer, wie sie blos ein Spanier zu empfinden, blos Murillo zu malen vermag; sie steht in augenscheinlichem Gegensatze zur würdevollen Haltung der Jungfrau, dem milden Ausdrucke der Barmherzigkeit des Kindes und der Sanftmuth des Engels». — Das männliche Portrait, welches Mündler für ein Selbstbildniss des Künstlers hielt, kann PULSZKY nach einer Vergleichung mit dem sicher beglaubigten Portrait des Künstlers in der Spencer'schen Sammlung nicht anerkennen, doch lässt er demselben andererseits volle Gerechtigkeit widerfahren.

Den Schluss bildet eine der «Krugträgerinnen» Francipo Goya's, von welcher eine vortreffliche Radirung Rajon's als Kunstbeilage das Werkchen ziert. Wenn der erst 1828 verstorbene Künstler hier «der erste moderne Künstler, der Prophet der Malerei unseres Zeitalters» genannt wird, findet dies Berechtigung in seinem Festhalten an der Natur. Zwischen Conventionalismus und leere Formalität, zwischen Tiepolo und Rafael Mengs gestellt, die gleichzeitig Hofmaler in Madrid waren, wusste er einen gesunden Realismus zu bewahren und verdient so das volle Lob, das PULSZKY seinem Werke spendet.

Dr. E. HENSZLMANN.

### **Les eaux minérales de la Hongrie.** Budapest, 1878. 8°. 147 Seiten.

In literarischer Hinsicht sind die Mineralwässer Ungarns einem bedauernswerthen Missgeschicke unterworfen, denn über dieselben wird selten etwas Vollständiges geschrieben. Wenn aber doch von Zeit zu Zeit Gesamtbeschreibungen erscheinen, so enthalten dieselben meist äusserst unrichtige Angaben. Wenn Autoren, welche ausserhalb Ungarns sich befinden und demnach zu den richtigen Daten gar nicht oder sehr schwer gelangen können, über die Mineralwässer Ungarns unrichtige Mittheilungen bringen, so mag dies einige Entschuldigung finden; wenn aber Autoren in Ungarn und sogar in der Landeshauptstadt wohnen, wo die nöthigen und bisher

bekannten Daten leicht zu beschaffen sind, dennoch Unrichtigkeiten verbreiten, ja selbst in dieser Beziehung die ausländischen Autoren noch übertreffen, so muss dies selbstverständlich Erstaunen und Aergerniss erregen.

Ein auffallendes Beispiel hiezu bietet ein im letzten Sommer erschienenes Buch, dessen Titel: «Les eaux minérales de la Hongrie» (Budapest, 1878, 8°, Schillerformat, 147 Seiten). Das Buch verdankt seine Entstehung der Anregung von Seite der königlich ungarischen Ausstellungs-Commission, welche bei Gelegenheit der internationalen Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 von der ungarischen Regierung creirt wurde. Das Buch wurde zu dem Zwecke verfasst, um die Welt mit den vielen Mineralwässern Ungarns bekannt zu machen, weshalb denn auch auf Landeskosten viele Exemplare gedruckt und in Paris an die Besucher der Weltausstellung freigebig vertheilt wurden.

Die Absicht war jedenfalls lobenswerth, nur hatte man den grossen Fehler begangen, die Zusammenstellung des Buches solchen Händen anzuvertrauen, welche, wie das Resultat zeigte, hiezu keine Fähigkeiten besaßen, denn es entstand ein sonderbares Machwerk, welches bezüglich der Verbreitung von Unrichtigkeiten ein Bedeutendes leistet, demnach das gerade Gegentheil der oberwähnten Absicht erzielt. Wegen der Unrichtigkeit und deshalb Werthlosigkeit des Inhaltes wäre es am angezeigtesten, das Buch einfach zu ignoriren; da aber dasselbe durch die besondere Art der Vertheilung eine grosse Verbreitung in der Welt gefunden hat und auch wegen des officiellen Charakters der Herausgeber (nämlich der Ausstellungs-Commission) einen gewissen Grad von Glaubwürdigkeit besitzt, so fühle ich mich verpflichtet und in die traurige Nothwendigkeit versetzt, das Buch einer kleinen Analyse zu unterziehen, um nach Möglichkeit zu verhindern, dass irgend Jemand die darin enthaltenen irrigen Daten benütze und zum Nachtheile der Wahrheit und der Wissenschaft weiter verbreite.

Das typographisch schön ausgestattete Buch ist ohne Angabe eines Autors, also anonym erschienen; das Titelblatt trägt das ungarische Landeswappen, wie dies bei ämtlichen Ausgaben gebräuchlich ist; das Werk besitzt demnach das äussere Abzeichen des officiellen Charakters. Ein Vorwort, eine Einleitung oder irgend ein erklärender Text ist nicht zu finden; das Buch enthält blos ein Namensverzeichnis, d. h. in alphabetischer Ordnung sind die Namen jener Orte angeführt, in denen Mineralwässer entspringen. Viele Ortsnamen sind mit Anhängseln versehen, welche vorherrschend aus chemischen Formeln und Zahlen bestehen und in Kürze die Hauptresultate der Wasseranalysen verdeutlichen sollen. Auf diese Art wird theils in *topo-geographischer*, theils in *chemisch-analytischer* Beziehung Aufschluss gegeben, freilich in sehr dürftigem Maasse.

Unterzieht man die gebotenen *topo-geographischen* Daten einer genauen Prüfung, so vermisst man viele Orte, in denen factisch Mineralwässer vorkommen, deren Wässer bereits analysirt wurden und deren Existenz selbst durch das königlich ungarische statistische Landesbureau



schon längst nachgewiesen ist. So wurde z. B. der Ort Nagy-Igmánd gar nicht erwähnt, dessen Bitterwasser im Jahre 1873 auf der Wiener Weltausstellung prämiirt wurde, dessen Wasser jetzt noch benützt wird und einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bildet. Betreffs der Angabe der Quellenorte ist das Buch äusserst unvollständig und erwähnt kaum die halbe Anzahl der bekannten Orte, welche in der betreffenden Fachliteratur bisher beschrieben wurden.

Für die vielen ausgelassenen Fundorte der Mineralwässer wird man dadurch ein wenig entschädigt, dass das Buch einige Orte künstlich vermehrt. So lesen wir, dass nach Seite 11 in *Bibarczfalva* und nach Seite 12 in *Borhegy* ein alkalisches Mineralwasser entspringt. Aber diese zwei Orte beziehen sich auf nur eine Quelle, denn der anonyme Autor wusste nicht, dass der erste Name das betreffende Dorf und der zweite Name den in jenem Dorfe befindlichen Berg (nicht aber eine Ortschaft) bezeichnet, woraus die Quelle entspringt.

Ein ähnlicher Fall ist es bei den angeblichen drei Quellenorten: *Luchi-Margit-forrás* (p. 38), *Luch-Szolocsin-község* (p. 38) und *Szolocsin* (p. 59), in denen überall ein alkalisches Mineralwasser vorkommen soll. In der Wirklichkeit beziehen sich diese drei Orte auf nur *ein* Dorf und auf nur *eine* Quelle, denn im Dorfe Szolocsin, am Abhange des Berges Lúhi, befindet sich die Margarethen-Quelle (ungarisch: Margit-forrás), woraus der Autor durch Combination drei Orte und drei Quellen schuf.

Eine andere Art der Vermehrung besteht darin, dass einfach Orte angeführt werden, welche gar nicht existiren und weder im officiellen Ortslexicon zu finden sind, noch in der betreffenden Fachliteratur je erwähnt wurden. Solche Orte sind z. B. Csomátfalva (p. 23), Feredő-György (p. 127), Morány (p. 105), Nemes-Nédek (p. 41), und noch mehrere andere. Hier ist auch zu erwähnen, dass die Mineralwässer der Hauptstadt Budapest unter sechs verschiedenen Namen angeführt sind, so dass der mit den Localverhältnissen unbekannte Leser sechs verschiedene Orte vermuthen muss. Diese sind: Buda-Dobogó (p. 74), Buda-Lágymányos (p. 75) Buda-Örmező (p. 80), Budapest (p. 97), Pest (p. 116) und Buda (p. 17). Die ersten drei Benennungen habe *ich* vor einigen Jahren in die Fachliteratur eingeführt und damit im Extravillan der Hauptstadt drei Thalmulden bezeichnet.

Nicht ohne Rüge ist es zu bemerken, dass zur Vermeidung von Undeutlichkeiten neben keinem Ortsnamen angegeben ist, in welchem Comitate (Verwaltungsbezirke) der betreffende Ort liegt, oder dass bei gleichlautenden Orten wenigstens der unterscheidende Beiname angegeben sein sollte. So z. B. befinden sich in Ungarn etwa 50 Orte, welche Szent-György (Sanct Georg) heissen, von denen acht Orte auch Mineralquellen besitzen. Wenn demnach das Buch auf Seite 108 einfach «Szent-György» ohne irgend eine Nebenbezeichnung anführt, so ist es unmöglich zu verstehen, von welchem Orte die Rede sein soll. Solcher undeutlichen Stellen enthält das Buch mehr als vierzig. — Nur einmal, auf Seite 146, wird neben dem Namen «Toplicza» zwischen Klammern bemerkt, dass dieser Ort im Co

mitate Heves liegt, was aber irrig ist, denn in diesem Comitate befindet sich gegenwärtig keine Gemeinde oder Puszta mit einem solchen Namen.

Aber auch auf die richtige Mittheilung der Ortsnamen wurde eine sehr geringe Sorgfalt verwendet, denn man findet viele Namen mit ausgelassenen oder veränderten Buchstaben, wodurch uneingeweihte Leser irre geführt werden. So liest man z. B. Baracz (p. 8 statt Baracza), Kifalud (34. Kisfalud), Nelipna (41. Nelipina), Budu (77. Buda), Makra (144. Mokra), Orechu (41. Orecho), Pinkatö (43. Pinkafö) u. s. w.

Wohin man also blickt, überall findet man in topographischer und geographischer Beziehung Mängel und Fehler; unterzieht man nun die *chemisch-analytischen* Angaben gleichfalls einer fachmännischen Controle, so findet man auch hier äusserst unrichtige Daten.

Die im Buche angeführten Orte sind in neun Gruppen gesondert und wurden nach der chemischen Beschaffenheit und Natur der dort befindlichen Mineralwässer mit folgenden neun Aufschriften versehen:

Les eaux minérales alcalines.

»	»	»	amères.
»	»	»	chlorurées sodiques.
»	»	»	sulfureuses.
»	»	»	ferrugineuses.
»	»	»	thermales indifferentes.
»	»	»	minérales terreuses (Calciques).
»	»	»	vitrioliques et alunates.
»	»	»	minérales indéterminées.

Wie schon Eingangs bemerkt wurde, sind nach einigen Ortsnamen die analytischen Resultate angegeben, und zwar in runder Summe ausgedrückt: nach 120 Orten 210 Analysen. Das Resultat jeder einzelnen Analyse ist einfach auf die Art dargestellt, dass neben den durch chemische Formeln ausgedrückten einfachen Sätzen Zahlen stehen, welche die Gewichtsmengen jener einfachen Sätze anzeigen.

Wenn man diese schematisch-tabellarische Zusammenstellung genauer besichtigt, so vermisst man die Angabe: worauf sich denn die angeführten Zahlen beziehen, ob diese Zahlen Grane, Gramme oder andere Gewichtseinheiten bezeichnen, ferner auf welche Wassermenge (auf ein Pfund, ein Liter, ein Kilogramm oder deren Multipla) diese Gewichtseinheiten sich beziehen. Zur Orientirung könnte hier einigermassen das spezifische Gewicht dienen, welches aber nirgends angeführt ist; es sind demnach die gesamten Zahlenangaben unverständlich und rein unbrauchbar.

Wenn man die im Buche angeführten mit den bisher bekannten Analysen der ungarischen Mineralwässer vergleicht, so nimmt man mit Erstaunen wahr, dass mehr als hundert Analysen, welche grösstentheils aus neuester Zeit stammen, vollständig ignorirt wurden, so dass der Stand unserer gegenwärtigen Kenntniss der ungarischen Mineralwässer gar nicht getreu wiedergegeben ist. Es ist auffallend, dass gerade die allerältesten Analysen von zweifelhaftem Werthe in das Buch aufgenommen wurden,



wodurch irrige Angaben gemacht werden. So z. B. werden die Thermalwässer bei Grosswardein (pag. 105) nach einer aus dem Jahre 1835 herrührenden werthlosen Analyse zwischen die Schwefelwässer gestellt, während diese Mineralwässer keine Spur von Hydrothion oder ähnlichen Verbindungen enthalten, wie dies auch HAUER im Jahre 1860 analytisch bestätigte.

Der anonyme Autor scheint seine Aufgabe ungemein oberflächlich genommen zu haben, denn sonst wären nicht solche Angaben in das Buch gelangt, welche factisch gar nicht bestehen. So z. B. wurde das Mineralwasser zu Szinye-Lipócz (p. 54 und 108) in zwei verschiedene Gruppen gestellt, als wenn dort Quellen von verschiedener Eigenschaft vorkommen würden, während der Unterschied blos zwischen der neueren und der alten Analyse besteht. Ebenso findet man auf Seite 102 angeführt, dass im Herculesbade bei Mehadia die *Hercules-Quelle* Schwefelwasser (sulfureuse) enthält, was unrichtig ist und noch von Niemand behauptet wurde, da man in dieser Quelle bisher keine Spur von Hydrothion oder ähnlichen Schweferverbindungen nachweisen konnte.

Es scheint, dass der Autor die Wasseranalysen, namentlich der neueren Zeit, gar nicht kannte, denn es werden die Namen von mehreren bekannten Bade- und Quellenorten einfach angeführt (z. B. p. 134 Koritnicza, p. 24 Czigelka, p. 41 Németh-Keresztúr, p. 105 Monyásza, p. 62 Tátrafüred etc.), ohne irgend ein analytisches Resultat folgen zu lassen, so dass man glauben müsste, es sei noch keine Analyse ausgeführt worden, während die Mineralwässer jener Orte factisch und schon längst untersucht sind. Ebenso werden in der letzten Gruppe, wohin die noch nicht untersuchten Mineralwässer unbekannter Natur (eaux indéterminées) gestellt wurden, solche Orte aufgenommen, deren Mineralwässer untersucht, bekannt und in Verwendung sind, wie z. B. das Bitterwasser in Debreczin (p. 140), das Schwefelwasser im Curorte Bréb (p. 139), das alkalische Sauerwasser in Polena (p. 145) und noch andere. — Die Analysen jener Mineralwässer, deren Orte im Buche gar nicht erwähnt wurden, konnten selbstverständlich auch nicht angeführt werden.

Ich könnte noch mehr unrichtige Daten von minderer Bedeutung angeben (z. B. dass oft einem solchen Chemiker die Analyse zugeschrieben wird, welcher dieselbe gar nicht ausführte u. dgl. m.), aber ich meine, dass die bisherige Blumenlese der wesentlichsten Unrichtigkeiten genügen wird, um ersichtlich zu machen, dass das Buch, dessen Inhalt grösstentheils unrichtig und werthlos ist, geeignet sein dürfte, uns vor dem Auslande zu compromittiren, wenn wir dazu stillschweigen und dadurch die im Buche enthaltenen veralteten und unrichtigen Angaben als richtig anerkennen würden. Ich glaube daher die Anerkennung jener Fachgelehrten ein klein wenig verdient zu haben, die vielleicht geneigt wären, den Inhalt jenes Buches irgendwo anzuwenden; zugleich ersuche ich auch die geehrten Fachkreise des Auslandes, von dieser meiner Publication freundlichst Notiz zu nehmen, um zu verhüten, dass die in jenem Buche enthaltenen Unrichtigkeiten weiter verbreitet werden.

JOSEF BERNÁTH.

**A pannonhalmi apátság alapító oklevele.** (Die Gründungsurkunde der Martinsberger Abtei von LADISLAUS FEHÉRPATAKY). Budapest 1848. 8° VII. 221. Preis 1 fl. 60 kr.

Unter den zahlreichen Stiftungen des heiligen Stefan rühmt sich blos die nach dem heiligen Martin genannte Abtei auf dem «pannonischen Hügel», die Stiftungsurkunde des heiligen Königs im Original zu besitzen. Die Urkunde ist vom Jahre 1001 datirt, d. h. kurz nach Beginn der Regierung Stefans; die nächstfolgende als echt anerkannte Urkunde ist die der Abtei Tihany, 1055; die andern Urkunden Stefans selbst sind von der Kritik als falsch oder gefälscht gebrandmarkt. Diesem Schicksal konnte auch unsere Urkunde nicht entgehen, über deren Echtheit der Kampf nun schon ein Jahrhundert lang währt; wir besitzen schon eine ganze Literatur über diesen Gegenstand, ohne dass die Frage bisher ihre endgiltige Lösung gefunden hätte. Die Historiker, die sich damit beschäftigten, wussten wenig Diplomatik, die Diplomatiker verstanden noch weniger von Geschichte. In jüngster Zeit ist es in Folge der Darstellungen von MICHAEL HORVÁTH und LADISLAUS SZALAY zur allgemeinen Ansicht geworden, dass die Urkunde, — wenn auch die darin erwähnten Donationen wahr wären — der Form nach jedenfalls eine Fälschung ist, deren Abfassung ein Jahrhundert nach dem Datum fällt. Dieser allgemeinen Ansicht entgegen, bestrebt sich der Verfasser des oben genannten Buches, ein Schüler SICKEL's, die vollkommene, zweifelloste Echtheit des Diploms, in Beziehung auf Form und Inhalt, zu beweisen.

Die Frage ist nicht ohne Wichtigkeit; denn wenn die Urkunde echt ist, übertrifft sie als ältestes Denkmal der ungarischen Diplomatik die frühesten dänischen, polnischen, russischen und böhmischen Urkunden an Alter. Durch den Beweis der Echtheit gewinnen wir eine Basis zur Beurtheilung der andern Urkunden des heiligen Stefan, die uns im Original nicht erhalten sind. Ohne Zweifel ist ein grosser Theil von diesen falsch, doch ist es schwer glaublich, dass alle in derselben Zeit durch dieselben Fälscher fabricirt worden wären, wie dies MICHAEL HORVÁTH voraussetzt.

Eine so wichtige Frage, welche man aus Mangel an andern gleichzeitigen einheimischen Quellen nur auf indirectem Wege zu lösen vermag, erfordert jedenfalls die ausgedehnteste Forschung, die Beleuchtung der Details in jeder Hinsicht. Verfasser wünschte ein möglichst vollständiges Bild der Urkunde und der für und wider die Echtheit seit einem Jahrhundert ins Feld geführten Argumente zu geben. Er wollte, wie die Vorrede sagt, das fernere Studium der bisherigen zerstreuten und weitläufigen Literatur durch ausführliche Excerpte entbehrlich machen. Zugleich aber ist er bestrebt, die Echtheit der Urkunde auch durch bisher unbekannte Gründe darzulegen. Demgemäss zerfällt das ganze Werk in drei Theile.

Der erste giebt so zu sagen die äussere Geschichte des Diploms. Er würdigt dessen Aeusseres, den Text, die Ausgaben und späteren Bestätigungen; nur hätte er nicht ermangeln sollen, wenigstens ein Facsimile



beizufügen, da die Photographie der ganzen Urkunde (sie zählt zu den grössten, 48·25 Centimeter hoch, 44·75 Centimeter breit) mit zu viel Schwierigkeiten verbunden wäre. Ein neues Facsimile wäre um so nothwendiger, da das von Stefan Horváth 1836 verfertigte nur Wenigen zugänglich ist. Zum Theil wenigstens entschädigt für diesen Mangel der vollkommen treue Text, dessen nunmehr wohl schon definitive Herstellung ein besonderes Verdienst des palaeographisch wohl geschulten jungen Gelehrten ist. Dieser ist mit dem der bisherigen Ausgaben und Transcriptionen verglichen, wobei wir zu dem beinahe unglaublichen Ergebniss gelangen, dass wir bis jetzt keine pünktliche Ausgabe dieses hochwichtigen Schriftstückes besaßen. Es war kein Mangel an Ausgaben — Verfasser weist deren 23 nach, nebst 15 Transsumptis — der Text derselben enthält aber, wie er zeigt, ohne Ausnahme mehr oder weniger Fehler. Die Transsumpta fanden bisher im Allgemeinen nicht die Beachtung, welche sie verdienen. Es ist wahr, das häufige Transsumiren beweist noch nicht die Echtheit einer Urkunde; kennen wir ja zahlreiche Transsumpte von zweifellos gefälschten Diplomen. Doch ist das Zeugniß eines Urkundenkenners, wie Papst Innoceuz III. war, nicht leichthin zu verwerfen. In den ersten Jahren des XIII. Jahrhunderts nämlich entstanden Streitigkeiten zwischen dem Abt von Martinsberg und dem Bischof von Veszprém über den Zehnten des Comitats Somogy, welchen die Urkunde des heiligen Stefan der Abtei schenkt. Der Bischof erhob Anspruch auf den Zehnten des zu seiner Diocese gehörenden Comitates und brandmarkte die Urkunde, mit welcher der Abt sein Recht bewies, als gefälscht. Der Abt appellirt an Innoceuz, sendet ihm aber nicht das Original, sondern eine durch König Andreas II. authenticirte Copie. Der Papst schenkt der Abschrift keinen Glauben und fordert das Original. Endlich nach langer Untersuchung spricht er das Urtheil aus (1215) demgemäss: *Ne igitur ipsi privilegio ulterius possit opponi vitium falsitatis illud quod contradicto iudicio comperimus esse verum, de verbo ad verbum praesenti paginae jussimus annotari.*» Verfasser hebt diese Stelle hervor, ohne ihr indess besondere Beweiskraft beizumessen und behält sich die Apologie für den III. Theil vor.

Der zweite Theil stellt uns den seit dem vorigen Jahrhundert über unsere Urkunde gefochtenen literarischen Zwist ausführlich, beinahe zu ausführlich dar. Es ist bekannt, dass Mansi der erste war, der über die Echtheit der Urkunde den Stab brach. Die drei Argumente, die er vorbrachte, waren so schwach, sogar so falsch, dass die Vertheidigung durch Stilling und Kollár beinahe überflüssig war. Auch Cornides liess vernehmen, dass er die Urkunde für unecht halte; unter seinen zahlreichen über diesen Gegenstand geschriebenen Briefen an Josef Koller und Samuel Székely sind nur zwei erhalten. Diese führen schon wissenschaftliche Gründe gegen die Urkunde ins Feld. Endlich 1779 geschah der erste öffentliche Angriff.

Es erschien ein anonymes Werk unter dem Tittel «Schreiben an einen Freund, darin einige Zweifel wider die Echtheit der Stiftungs-

urkunde». Hier wird die Urkunde mit fast denselben Gründen angegriffen, welche Cornides gebrauchte. Man hielt ihn allgemein für den Verfasser, doch erfuhr man bald, dass es JOSEF BENCZUR, Magistratsrath der Stadt Pressburg war, der zweifellos von Cornides, wenigstens indirect, unterstützt sein Werk verfasste. Der Angriff, der die Echtheit durch Anführung von 19 Argumenten angreift, war so kühn und wirbelte so viel Staub auf, dass er unmöglich ohne Antwort bleiben konnte. Besonders der angegriffene, der Fälschung angeklagte Orden durfte die Sache nicht auf sich beruhen lassen, und doch — gerade die Apologie des Ordens liess am längsten auf sich warten.

Nicht lange nach dem BENCZUR'schen Werke erschien die Vertheidigungsschrift des Grafen Ignaz Batthyány, damals Grossprobst von Erlau, später Bischof von Siebenbürgen, unter dem Pseudonym «Agamans Palladius academiae philalethorum socius»; einige Monate später die des Grosswardeiner Domherrn Anton Gánóczy. Endlich 1780 erschien die Apologie des Benedictinerordens, mit deren Abfassung der Orden Chrysostomus Novák, den späteren Erzabt, betraut hatte. BENCZUR entgegnete auf jede Vertheidigungsschrift in einem besondern Werke. FEHÉRPATAKY fasst die für und gegen die Urkunde angeführten Gründe in drei langen Capiteln zusammen, und lässt uns so den Standpunkt des vorigen Jahrhunderts erkennen.

Wenn wir in Betracht ziehen, mit welchen Gründen BENCZUR auftrat, müssen wir seine diplomatischen Kenntnisse sehr gering anschlagen. Er hat, wie er selbst eingesteht, das Original der Urkunde nie gesehen; man kann sich also denken, mit welchen Gründen er sie angriff. Man disputirte darüber, ob sie auf Papier oder Pergament geschrieben sei, ob das Siegel ein hängendes oder festes sei, ob *eine* Hand das Ganze geschrieben habe, endlich ob die Tinte der Nachschrift nicht blässer sei? Lauter Dinge, von denen sich BENCZUR durch Autopsie leicht hätte Gewissheit verschaffen können. Die Vertheidiger standen zwar nicht über den Angreifern, sie hatten aber wenigstens den Vortheil, die Originalurkunde gesehen zu haben.

Die Discussion zog bald auch andere Gelehrte in die Schranken, und auch im Auslande liessen sich einzelne Gelehrte über die Frage vernehmen. SCHOENEMANN in Göttingen ergriff entschieden die Partei der Urkunde; aber auch er urtheilte nur nach einem kurzen Facsimile; die Urkunde selbst hatte er nicht gesehen.

Endlich geht Verfasser auf das letzte, neueste Stadium dieser Kämpfe über, die er im III. Theile behandelt.

Besonders wichtig ist die Argumentation MICHAEL HORVÁTH's, der aber seine Gründe mehr der Geschichte als der Diplomatik entnahm. Sein Hauptargument ist: dass die Urkunde zugleich zwei Erzbischöfe in Ungarn erwähnt, Sebastian und Dominicus; da es doch in jener Zeit in Ungarn nur ein Erzbisthum gab: das von Gran. Aus der Urkunde sollte man also schliessen, dass es zu gleicher Zeit zwei Erzbischöfe von Gran gegeben



habe, was unmöglich ist. Aus andern Quellen ersieht man aber, dass der erste Erzbischof von Gran weder Dominicus, noch Sebastian, sondern Asztrik-Anastasius war. Daher ist die Urkunde ohne Zweifel falsch. Knauz, Podhradezky und Mátyás nahmen sie zwar in Schutz, doch blieb die Sache noch immer in der Schwebe.

Zuletzt erschien 1878 das Werk MICHAEL HORVÁTH's über »Das erste Jahrhundert des Christenthums in Ungarn«, \* welches die Urkunde ausführlich behandelt, und auf Grund von zum Theil neuen Argumenten abermals für gefälscht, ihren Inhalt aber grossentheils für wahr erklärt. Das Werk FEHÉRPATAKY's umfasst zwar alle, unsere Urkunde betreffenden Fragen, ist aber in erster Linie doch eine Antwort auf diese letzten Einwände HORVÁTH's.

Es würde zu weit führen, diese Discussion, die von sehr eingehendem Studium der einschlägigen Literatur, und besonders von einem gründlichen Eingehen in die neuesten epochalen Werke SICKEL's und FICKERS zeigt, hier darzustellen. Es sind nicht einige grosse, alles entscheidende Fragen; jedes Wort wird auf die Wagschale gelegt und sein diplomatischer Werth pro und contra erörtert. Besonders lehrreich in dieser Beziehung ist das letzte Capitel, wo FEHÉRPATAKY den Text nach der SICKEL'schen Urkundeneintheilung von der »Invocation« bis zum »Datum« durchgeht und beinahe jedes Wort der Urkunde mit gleichlautenden Stellen der römischen Kaiserurkunden, besonders Otto's III. und Heinrich's II., ausserdem der römischen Päpste und französischen Könige vergleicht. Zu wünschen wäre nur gewesen, dass Verfasser auch auf die JAFFÉ'schen Regesten Rücksicht genommen hätte.

Das Ergebniss ist in Kurzem folgendes: Die unter Stefan dem Heiligen neu eingerichtete ungarische Kanzlei stand unter dem Einflusse und der Leitung von in der deutschen Reichskanzlei wirksam gewesenem Männern. Auch die »cartae pagenses« scheinen nicht ohne Einfluss geblieben zu sein. Nicht unwahrscheinlich erscheint, dass auch ein Mönch von Monte-Cassino an der Redaction theilnahm.

Jedenfalls bedeutet dieses Werk einen Fortschritt in unserer diplomatischen Literatur und wir hoffen, dass der junge Verfasser bald auch die anderen Urkunden des heiligen Stefan und anderer Könige, wenn auch nicht so ausführlich, behandle, und dadurch das so wünschenswerthe Werk der ungarischen Königsregesten anbahne.

\* S. die Besprechung desselben in diesen »Literarischen Berichten« Band II, 2. Heft.

## SITZUNGSBERICHTE.

### I. KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

Das bedeutendste Moment in der Wirksamkeit dieser Gesellschaft während des letzten Quartals war die Jahresversammlung derselben (am 9. Februar), und die hervorragendste Nummer im Programm dieser Festsetzung die Denkrede von PAUL GYULAI über den im vorigen Jahre verstorbenen Dichter EDUARD SZIGLIGETI, von welcher wir an anderer Stelle Mittheilung machen. — Die übrigen Nummern des Programmes waren: die Eröffnungsrede des Präsidenten MORIZ LUKÁCS, welcher darin nach dreijähriger Function seinen Rücktritt ankündigte; der Jahresbericht des Secretärs Prof. AUGUST GREGUSS, der bei dieser Gelegenheit eine ähnliche Erklärung abgab, und von der Stelle des Secretärs, die er zwanzig Jahre hindurch bekleidet hatte, dann auch thatsächlich zurücktrat; ein Gedicht: «Szép-élet» (Kallobiotik), eine Art poetischer Selbstschau, von KARL SZÁSZ, und eine Skizze: «Mr. Polydor», von Dr. ADOLF ÁGAI: — eine humoristische Darstellung eines Sonderlings, der in den fünfziger Jahren in Pest als Musiker lebte und sich einbildete, dass er von den Hunyady's abstamme. Eine mythische, nie veröffentlichte Symphonie, in der er seine grossen Ahnen verherrlichen wollte, war der Hauptgegenstand seiner wahnwitzigen Schwärmereien. — In derselben Sitzung wurden die bisher resultatlos gebliebenen Preisausschreibungen für eine komische poetische Erzählung und für eine Geschichte der ungarischen Romanliteratur neuerdings kundgemacht; und schliesslich wurden die in einer vorausgegangenen Sitzung *ad hoc* gewählten neuen Mitglieder publicirt, und zwar: GREGOR CSIKY, ordentliches Mitglied; der schwedische Schriftsteller VICTOR EMANUEL ÖMAN, der englische, EDUARD DUNDAS BUTLER, Beamter der Bibliothek des British-Museums, der französische, AMADÉE SAISSY, der deutsche, ADOLF HANDMANN (mit seinem Schriftstellernamen ADOLF VON DER HAIDE), und der slavische Schriftsteller DANIEL BACHAT, welche Uebersetzungen ungarischer Poesien in ihren betreffenden Idiomen veröffentlicht haben, correspondirende Mitglieder. In einer späteren Sitzung wurden gewählt: zum Präsidenten PAUL GYULAI (bis dahin Vicepräsident), zum Vicepräsidenten AUGUST GREGUSS (bis dahin Secretär), zum Secretär ZOLTAN BEÖTHY, und zum zweiten Secretär GREGOR CSIKY.



Aus den ordentlichen Monatssitzungen erwähnen wir die nachstehenden Vorkommnisse: Am 29. Januar nahm Graf GÉZA ZICHY seinen Sitz als ordentliches Mitglied mit dem Vortrag zweier Gedichte ein, die beide allegorisch gehalten, vom Geist aufopfernder Liebe dictirt und rührend im Ton sind. In: «Az anya karácsonyfája» (Der Weihnachtsbaum der Mutter) suchen zwei arme Waisen Brod und finden anstatt dessen vier Wachskerzen vom vorigen Jahr, als ihre Mutter noch lebte. Sie schneiden ein Tannenbäumchen ab, schmücken es mit den gefundenen Kerzen, pflanzen es über dem Grab der Mutter in den Schnee und klagen der Todten ihre Noth. Der Pfarrer findet die armen Kleinen und nimmt sie unter seine väterliche Obsorge; von dem Bäumchen aber zeigt es sich im Frühling, nachdem der Schnee weggeschmolzen ist, dass es Wurzel gefasst hat. — In dem andern Gedicht: «Az angyal-ember» (Der Engel-Mensch) erbittet sich ein Engel von Gott, als Mensch auf Erden wandeln zu dürfen, und der Herr giebt ihm einen reichen Vorrath von Liebe mit, auf dass er leidenden Menschen helfen könne. Dies thut denn auch der «Engel-Mensch», und nachdem er allen Vorrath hingegeben hat, kehrt er in den Himmel zurück und bekennt klagend, dass es unmöglich sei allem Erdenleid abzuhelpen.

In eben derselben Sitzung feierte ein junger Lyriker, JULIUS VARGA, einen Triumph, wie ihn — glückliche dramatische Dichter ausgenommen — heutzutage kaum sonst noch ein Poet in solcher Unmittelbarkeit genießt, wie es hier der Fall war. — VARGA ist nicht Mitglied der Gesellschaft; aber PAUL GYULAI, der ihn schon voriges Jahr in der «Budapesti Szemle» eingeführt hatte, las eine Anzahl kleinerer Gedichte desselben vor, — und die schlagenden epigrammatischen Wendungen, die Klarheit der Bilder machten auf das zahlreiche Auditorium einen so lebhaften Eindruck, dass sie alle mit Applaus aufgenommen wurden. Der junge Dichter war zugegen und erlebte durch diese Unmittelbarkeit seines Erfolges eine Art von Dichterkrönung. — Zur Probe theilen wir zwei dieser lyrischen Kleinigkeiten in Uebersetzung mit.

Das Glück der Jugend schildert der junge Dichter mit schlagender Kürze in folgenden zwei Strophen:

Wie ein Kind mit Lachen, Scherzen  
Hüpf' ich über Berg und Thal;  
Wenig braucht es und dem Herzen  
Lacht des Glückes Sonnenstrahl: —

Blickt dein Lieb dich an ein Weilchen,  
Ihres Lächelns flüchtig Spiel,  
Oder ein zerpfücktes Veilchen,  
Das der kleinen Hand entfiel.

Der Macht der Liebe verleiht er in folgenden acht Zeilen, besonders in der epigrammatischen Schlusswendung treffenden Ausdruck:

Einmal schrieb mit deinem Namen  
 Voll ich Thor mein ganzes Herz;  
 Und trotz aller Müh' verkamen  
 Nicht die Lettern, fest wie Erz.

Aber müsst' es doch geschehen . . .  
 Herz, wie bist du arg bethört!  
 Alte Schrift kann nur vergehen,  
 Wenn das Blatt wird mit zerstört!

In der Sitzung am 26. Februar las ARON SZILÁDY mehrere alte ungarische Gedichte aus dem XVI. Jahrhundert vor, worunter zwei das armselige Leben der damaligen ungarischen Wandersänger, der sogenannten «Hegedüs» documentiren. In dem einen schildert der Verfasser zunächst, wie gut es Einer hat, der im Winter warme Kleider besitzt und sich am Wein gütlich thun kann, und sagt dann von sich selber, dass er

«Fünfezhnhundert achtzig sieben  
 In den Tagen des December  
 Im verdamnten Hause fröstelt.»

Das andere der beiden Gedichte enthält die Umrisse eines ganzen Vagabunden-Romans. Der Verfasser erzählt da mit rechtem Galgenhumor: «Mein Ranzen ist leer, Gras ist meine Speise, bitter mein Getränk, mein Rock so sehr geflickt, dass er viele Farben zeigt; Ungeziefer verzehrt mich fast. Ruft man mich in Herrenhöfe, in die schönen Hallen, dass ich lustig singe, — juckt mich oft der Rücken.» Er wird nämlich geprügelt und hinausgeworfen. Dann klagt er, dass man ihm gewässerten Wein zu trinken und nur Rettig zu essen giebt. Und doch ist er ein Wandersänger, jedoch von eigenthümlicher Vergangenheit. Zuerst war er Maurer in Siebenbürgen, dann Töpfer in Kaschau. Hierauf erwachte in ihm die Lust zum Kriegerleben. Er gürtete sich ein rostiges Schwert um, hing sich den Tornister um und wanderte zurück nach Siebenbürgen. Dort wird er in einem Wirthshaus ausgeplündert, und nährt sich in Klausenburg, zu stolz zum Betteln, von Abfällen, die er aufliest. In der Schlussstrophe heisst es: «Diesen Gesang habe ich auf der Wanderschaft in der Moldau, im schätzereichen Klausenburg, in Simánd, Erlau, Tokaj verfasst.»

## II. GESCHICHTE UND GEOGRAPHIE.

Das letzte Quartal der Sitzungen der II. (historisch-staatswissenschaftlichen) Classe der Academie bildet ein treues Bild der vielseitigen, auf diese Fächer sich beziehenden Bestrebungen in unserer Literatur. Neben der vaterländischen Geschichte, welche in beinahe allen grösseren Epochen Stoff darbot, erfreuten sich die Statistik und die Rechtswissenschaft einer angemessenen Pflege. Die Vortragenden gehörten meistens zu den besten Namen der ungarischen Wissenschaft; mehrere ihrer Arbeiten repräsentiren einen wesentlichen Fortschritt unserer Literatur.



In der Sitzung vom 14. October las JULIUS PAULER einen Theil seiner Arbeit über *Die Verfassung des heiligen Stefan*. Dieselbe bildet so zu sagen die Einleitung zu einem Werke über die ungarischen Könige aus dem Hause Árpád, welches Verfasser im Auftrage der historischen Commission der Academie ausarbeitet. Die Vorlesung erweckte durch den Scharfsinn der Kritik und die Originalität der Auffassung, welche sich selbst in den Bruchstücken offenbarte, grosses und gerechtes Aufsehen. Wir werden den werthvollen Vortrag vollständig, oder doch in einem ausführlichen Auszug nachtragen.

In derselben Sitzung behandelte auch ein anderer Vortrag ein Capitel aus der ältesten Geschichte Ungarns. FLORIAN MÁTYÁS las über den *Anonymus Belae regis Notarius*. Er wendet sich hauptsächlich gegen eine Abhandlung von HEINRICH MARCZALI, welche das Zeitalter dieses viel umstrittenen Schriftstellers festzusetzen sucht, indem sie ihn den Notar Béla's IV. nennt und sein Werk in die Jahre 1278—1282 verlegt. Mátyás hält dem gegenüber seine frühere Meinung, dass das Werk am Ende des XII. oder am Anfang des XIII. Jahrhunderts geschrieben sei, und der Verfasser als Notar Béla's III. (1173—1196) gelten müsse, vollkommen aufrecht. Marczali behauptet, dass die Kumanen des Ladislaus vor den Augen des Notars schwebten, als er schrieb; dem gegenüber hebt Mátyás hervor, dass die Kumanen des Notars kahlköpfig gewesen seien, während die kumanischen Zeitgenossen Ladislaus' IV. selbst auf den wiederholten Befehl des Königs und des Papstes von ihrem Bart und ihrem Zopfe nicht liessen. Daraus folge, dass die Kumanen, von denen der Notar spricht, nicht die Zeitgenossen des Ladislaus, der der Kumane zubenannt wurde, gewesen sein konnten.

Wäre ferner der Anonymus der Notar Béla's IV. gewesen und hätte sein Werk zur Zeit Ladislaus' des Kumanen verfasst, — setzt Mátyás fort — so wäre er ein Zeitgenosse Simon's de Kéza gewesen, der als Hofcaplan dieses Königs bald nach 1282 seine Chronik schrieb. Wie ist es also erklärlich, dass zwei Männer desselben Hofes in ihren Meinungen über den Stifter der Dynastie nicht übereinstimmen, da doch der Anonymus die Gründung der Dynastie von Álmos, Kéza von Árpád an rechnet. Auch die anderen Stammhäupter tragen bei beiden Chronisten verschiedene Namen.

Die Ausdrücke «Ultrasylvas» und «jobbágy», beim Notar sehr häufig, seien um 1200 gebräuchlich gewesen, aber um das 4. und 5. Decennium des XIII. Jahrhunderts wären sie verschollen. Ebenso sei der Buchstabe S für den Laut Cs nach dieser Zeit nicht mehr benützt worden, den man doch auf jeder Seite des Manuscriptes des Notars in dieser Anwendung findet.

Endlich versucht er nachzuweisen, dass der Codex der Wiener Hofbibliothek, welcher das einzige Manuscript der *Gesta Hungarorum* des Notars enthält, die eigene Handschrift des Verfassers sei. Nun deute aber Verschiedenes in der Handschrift, besonders das S am Ende des Wortes darauf, dass die Handschrift nicht jünger als vom Anfange des XIII. Jahrhunderts sein könne.

In der Sitzung vom 9. Januar 1879 legte ALEXANDER SZILÁGYI den *Briefwechsel Gabriel Bethlen's* vor und verlas die zu demselben verfasste Einleitung, auf welche wir in unserem nächsten Hefte in einer ausführlichen Anzeige des wichtigen Werkes eingehen werden.

In das XVIII. Jahrhundert führt uns ein Vortrag LUDWIG HAAN's über *Matthias Bél*. Wenn man das XVII. Jahrhundert das Jahrhundert der Theologen nennen kann, verdient das XVIII. Jahrhundert in Ungarn den Beinamen des historischen. Damals schrieben selbst die Staatsmänner theologische Tractate, wie Bethlen, Eszterházy, Apafi, Apponyi u. A.; ein Jahrhundert später warfen sich die Theologen auf die Geschichtschreibung. Wir nennen nur die Namen Pray, Timon, Katona, Peterfy, Schwartz, Kaprinay, Palma, Horányi, Benkő, Bod. Diesem theologisch-historischen Jahrhundert gehörte auch Matthias Bél an. Sein Ruf verbreitete sich weit über die Grenzen seines Vaterlandes. Er erfreute sich der Achtung seines Fürsten, sammelte eine ganze kleine Gelehrten-gesellschaft um sich und war Mitglied der Academien von Berlin, London, Jena und Olmütz.

Bél ward im Jahre 1684 am 24. März in Ocsova (Sohler Comitatz) von lutherischen Eltern geboren. Sein Vater war Metzger, seine Mutter hiess Elisabeth Cseszneky. Seine Geburt fiel in die Zeit der grossen Protestanten-verfolgungen, die jedoch seine Familie nicht berührten. Die Denkmäler der Vorzeit, welche seinen Heimatsort umgaben, die Burgen von Végles, Zólyom und Dobrovica übten früh eine anziehende Wirkung auf sein jugendliches Gemüth. Er besuchte früher die Schule seines Heimortes, dann die zu Neusohl, wo besonders Johann Pilarik auf seine Bildung Einfluss nahm. Im Alter von 24 Jahren ging er nach Pápa und Veszprim, um sich in der ungarischen Sprache auszubilden.

Nachdem er seine Studien an den heimischen Anstalten beendet hatte, besuchte er die Universität in Halle, den damaligen Hauptsitz des Pietismus. Die Concordienformel hatte am Ende des XVI. Jahrhunderts so zu sagen das Dogma der Evangelischen festgesetzt. Die Theologie beschäftigte sich nur mehr mit ihrer Commentirung. Die Reaction gegen diese Richtung war der Pietismus, welcher das Hauptgewicht auf den lebenden Glauben und nicht auf das Dogma legte. Der Kampf der Orthodoxie gegen den Pietismus verbreitete sich von Deutschland aus auch zu uns; auch die Verfolgungen blieben nicht aus.

Bél neigte zu dem «nüchternen, practischen Pietismus». Er schloss sich in Halle besonders an Franke an, der das dortige Waisenhaus aus unscheinbaren Anfängen zu einem der wichtigsten Institute erhob. Was er dort während drei Jahren sah und lernte, besonders die mächtige Person Franke's, waren für seine Entwicklung von höchster Bedeutung. Seine schriftstellerische Thätigkeit beginnt schon in Halle. Bald wurde er Conrector in Neusohl, trotzdem man befürchtete, Neusohl könne durch ihn «ein Nest der Pietisten» werden.

Von Neusohl ging Bél 1714 als Rector nach Pressburg, um, wie es in seiner Berufung heisst, «das sinkende Schulwesen zu ordnen.» Hier begann



seine eigentliche schriftstellerische Wirksamkeit. Er warf sich insbesondere auf das arg vernachlässigte Gebiet der Geographie. Zuerst betraute er seine Zöglinge, nach einem zu diesem Zwecke von ihm ausgearbeiteten Formular, die geographische, naturgeschichtliche und wenn möglich historische Beschreibung ihrer Heimatsorte zu liefern. Aus diesem Anfange wuchs seine höchst werthvolle *Notitia Hungariae Novae Historico-Geographica* empor. Aber unter welchen Schwierigkeiten! Als er seine Notizen zum Druck vorbereitete, veröffentlichte er 1720 einen Aufruf an das vaterländische Publicum. Seine Feinde verdächtigten ihn gleich, dass er im Sold einer fremden Macht stehe und sein Vaterland deshalb so ausführlich beschreiben wolle, damit jene fremde Macht zur Kenntniss Ungarns gelange. Uebrigens diente diese Anklage Bél zum Vortheil. Durch sie ward er mit dem Palatin Pálffy bekannt, der ihn lieb gewann und dem Grafen Zinzendorf vorstellte, welcher ihm dann eine Audienz bei König Karl III. bewirkte.

Von nun an gestalteten sich die Umstände für ihn günstiger. Die Regierung selbst nahm sein Werk unter ihre Protection. Der König gab eine Beisteuer von 400 Gulden, der Statthaltereirath forderte die Comitате auf, ihm die nöthigen Daten einzusenden. Der Ingenieur Samuel Mikoviny (einer der geschicktesten Kartenzeichner des vorigen Jahrhunderts) wurde ihm von der Regierung zur Beihilfe gegeben.

Jetzt aber fand sein Werk bei den Comitaten Widerstand. Mehrere glaubten, dass es für die Besitzverhältnisse ein Präjudiz bilden könne. Am heftigsten war das Comitат Heves, das im Voraus dagegen protestirte, dass Bél's Werk in juridischen Fragen als Autorität dienen könne. Trotz alledem kam das Werk zu Stande. Es erschienen aber blos vier Bände (bei van Zelen in Amsterdam), obwohl es wahrscheinlich auf zwölf Bände berechnet war.

Ein anderes Hauptwerk Bél's war der *Adparatus* zur Geschichte Ungarns. Endlich schrieb er die Einleitungen zu den *Scriptores Rerum Hungaricarum* von J. G. Schwandter. Er beschloss 1749 am 29. August sein thätiges und erfolgreiches Leben.

In derselben Sitzung berichtete FLORIAN RÓMER über seine Reise in Nordwest-Europa, um den Codices der *Corvina* und anderen auf die Geschichte Ungarns bezüglichen Quellen nachzuforschen. Am wichtigsten ist die Entdeckung eines bisher unbekannten Holzstiches mit ungarischem Texte von Johann Ruda, der die Stadt Gran darstellt.

Von hohem bibliographischen Interesse ist die Vorlesung WILHELM FRANKÓ's über *in Buchdeckeln aufgefundene alte ungarische Drucke aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert*. Durch eifriges Nachforschen in den Einbänden des National-Museums, der Academie und des Landesarchives gelang es Frankó, die altungarische Bibliographie mit 45 Nummern zu bereichern, eine reiche Ausbeute, wenn man bedenkt, dass Karl Szabó (s. Liter. Berichte II, 4. Heft) erst unlängst das Material mit riesigem Fleisse zusammenstellte. Die meisten sind theologischen Inhalts, ausserdem Lieder und Gedichte, Grammatiken, Kalender u. s. w. Das älteste ist eine

Abhandlung über das h. Abendmahl aus dem Jahre 1559. Interessant ist ein Kalender von 1595, in dem der Julianische und der Gregorianische Kalender neben einander stehen. In einem anderen Kalender von 1658 ist Balthasar Rákosi als «siebenbürgischer Astronom» erwähnt. Einer der neugefundenen Drucke beweist, dass Hermannstadt schon 1576 eine Buchdruckerei besass — nicht erst 1592, wie der fleissige Localhistoriker Friedrich Müller glaubt, eine erhielt.

Den Vortrag von KARL KELETI über *die Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarns nach Nationalitäten* haben die Liter. Berichte (III. Bd. 1. Heft) schon mitgetheilt.

Auf dem Gebiete der Geographie haben wir weniger Neues zu verzeichnen. Der Bericht JOHANN HUNFALVY's in der geographischen Gesellschaft über *Die Fortschritte der Geographie im vorigen Jahre* konnte leider über heimatliche Forschungen nur wenig berichten. Die Thätigkeit dieser Gesellschaft beschränkte sich bisher beinahe ausschliesslich auf die Bemühung, das alljährlich in der Weltliteratur sich anhäufende geographische Material einem grösseren Kreise zugänglich zu machen.

Dagegen las in der zweiten Classe der Academie THEODOR ORTVAY einen theilweise geographischen Vortrag über die *Donauinseln*, dessen auch unten Seite 341 gedacht ist.

In den häufigen Friedensschlüssen mit der Türkei spielten die Donauinseln immer eine Rolle. Besonders der Belgrader Friede 1739, die Eini-gung von Karansebes 1741 und neuestens der Berliner Vertrag (Ada-Kaleh) bestimmen ihre politische Zugehörigkeit.

Unter den ungarischen Inseln sind 667 in die Administrationsdistricte aufgenommen; an 200 aber sind als ganz unbenützbare nicht catastrirt.

Von dem aufgenommenen Flächeninhalte von 514,689 Joch entfallen auf das

Comitat Pressburg . . .	37.3689 ‰
» Komorn . . .	17.1627 ‰
» Pest-P.-S.-Kl.-K. . .	11.7616 ‰
» Baranya . . .	11.6540 ‰
» Raab . . .	9.3168 ‰
» Tolna . . .	2.4977 ‰
» Wieselburg . . .	2.4923 ‰
District Peterwardein . .	1.9095 ‰
Comitat Temes . . .	1.8459 ‰
» Bács-Bodrog . . .	1.5726 ‰
» Syrmien . . .	1.5751 ‰
» Torontal . . .	0.4618 ‰
» Neograd . . .	0.3918 ‰
» Weissenburg . . .	0.1841 ‰
» Gran . . .	0.1779 ‰
» Verőceze . . .	0.1527 ‰
» Szörény . . .	0.0228 ‰
» Hont . . .	0.0118 ‰



Dem Gebiete der Rechtswissenschaft gehörte GEORG ZLINSZKY's Vortrag über *Zwei neue Gesetzbücher über das Civilprocessrecht* an. Er nahm die Reform der vaterländischen Processordnung zum Ausgangspunkt, verglich sie mit dem Stand der diesbezüglichen Gesetzgebung in Oesterreich, Deutschland, Frankreich u. s. w. und versuchte so mehrere diesbezügliche Fragen in's Reine zu bringen.

Als Hauptsatz stellt er auf, dass unser Processrecht auf keiner richtigen Basis stehe, so lange die Gesetzgebung das Princip des *unmittelbaren mündlichen Verfahrens* nicht annehme. Auch in anderen Staaten gelang dies erst nach harten Kämpfen. Nach Aufzählung der Entstehungsgeschichte der auf der Basis dieses Grundsatzes stehenden Gesetzbücher bespricht der Vortrag die mit dem mündlichen Verfahren zusammenhängenden Hauptfragen. 1. Welcher Spielraum der Schriftlichkeit im mündlichen Verfahren eingeräumt werden könne? — Lange betrachtete die öffentliche Meinung die Mündlichkeit als Zweck und hielt jenes Gesetz für das beste, in dem das Princip am consequentesten durchgeführt sei und das der Schriftlichkeit am wenigsten Raum einräume. Dies sei ein Irrthum. Die Mündlichkeit ist nicht Selbstzweck, sie dient bloß als Mittel zum Zweck: der Erreichung einer guten und raschen Justiz, und wenn man dies Ziel vor Augen behält, darf man das schriftliche Verfahren nicht gänzlich ausschliessen. Die deutsche und österreichische Processordnung weist der Schrift einen angemessenen Raum ein in den vorbereitenden Processacten und im Protocoll der Sitzung. — 2. Ist die Frage von Wichtigkeit: wie viel Einfluss der Richter auf die Leitung des Processes üben könne? Er hebt die diesbezüglichen Anordnungen in den Processordnungen hervor, die in dieser Richtung den Richtern einen grossen Wirkungskreis gewähren und ihn nicht zu einer passiven Rolle verurtheilen, wie das französische Gesetz und dessen Nachbildungen. Er beruft sich auf die Arbeit von Franz Chorin: «Ueber die Umgestaltung unseres Processsystems» und auf Lorenz Tóth, der dem Richter nicht auch die Last des Referirens aufbürden will. Zlinszky selbst ist Anhänger derjenigen Richtung, welche dem Richter von der Vorbereitung des Processes an in jeder Phase einen ausgedehnten Einfluss einräumt. — 3. Auf das Contumazverfahren übergehend, spricht er sich gegen die Verfügung der Processordnungen aus, dass der Abwesende als stillschweigend übereinstimmend betrachtet werden solle. Man sollte dem Nichterscheinen keine andere Folge zuschreiben, als die, dass der Abwesende auf seine Vertheidigung verzichte und die Angelegenheit mit den Anwesenden verhandelt werde. Er entwickelt sodann den Unterschied zwischen der deutschen und österreichischen Processordnung, der sich darin kund giebt, dass der österreichische Entwurf einen wesentlichen Unterschied in den Consequenzen der Verlegung und Vertagung einer Angelegenheit aufstellt. Während nämlich nach diesem Entwurf bei der Verlegung die Wiederholung des schon Vorgetragenen nicht gefordert wird, muss bei der Vertagung über die Angelegenheit aufs Neue verhandelt werden, und demzufolge ist die Abwesenheit der Partei bei der vertagenden Verhandlung für

diese von den schwersten Consequenzen. — Endlich hält er die Bestimmung der deutschen Gesetze, dass gegen die einmalige Abwesenheit mit einem einfachen Gesuche recurrirt werden könne, für richtiger als die des österreichischen Gesetzes, welches für diesen Fall eine Rechtfertigung vorschreibt. — 4. Endlich hebt er rühmend hervor, dass diese Processordnungen die Theorie des freien Beweises in ausgedehntem Maasse anwenden, und nur was die Documente betrifft, einige nothwendige Ausnahmen machen. Dagegen hält er nicht für gut, dass bei der Herstellung der Beweispflicht dem Richter nicht genug freie Bewegung eingeräumt sei. Was den Beweis durch einen Schwur anbelangt, erklärt er es für einen Uebelstand, dass das deutsche Gesetz die alte Schwurtheorie aufrecht hält, während das österreichische ganz richtig vorschreibt, dass die Parteien als Zeugen zu verhören sind.

### III. NATURWISSENSCHAFTEN.

Wir beginnen unsere Uebersicht mit den Arbeiten auf dem Gebiete der Botanik.

In der Academiesitzung vom 20. Januar 1879 las PAUL GÖNCZY eine Abhandlung FRIEDRICH HAZSLNSZKY's vor, welche neue *Beiträge zur Kryptogamen-Flora Ungarns* enthält. Der durch seine Arbeiten auf diesem Felde bekannte Verfasser hat auch im Jahre 1878 seine Forschungen fortgesetzt und dabei 86 neue Arten, welche zu 29 Gattungen gehören, aufgefunden.

Erzbischof Dr. L. HAYNALD zeigte in der Academiesitzung vom 17. Februar 1879 ein *ausserordentlich grosses Exemplar des acanthus mollis* aus dem Véper Garten des Grafen Alexander Erdödy vor. Dasselbe ist viermal höher als die gewöhnliche Acanthus-Art, wie sich durch unmittelbare Vergleichung ergab.

In derselben Sitzung las Professor J. KLEIN über *die Pinguicula alpina*, betrachtet als eine Insecten fressende Pflanze und in anatomischer Beziehung.

Darwin erwähnt unter den «Insecten fressenden Pflanzen» seines gleichnamigen Werkes die Art Alpina der Pinguicula nicht. J. Klein benützte daher die Gelegenheit, die sich ihm im Sommer 1878 im steierischen Badeorte Neuhaus bot, in dessen Nähe die P. alpina reichlich vorkommt, um dieselbe sowohl in physiologischer, als auch besonders in anatomischer Beziehung näher zu untersuchen; letzteres hauptsächlich, weil Darwin die anatomischen Verhältnisse der in seinem Werke behandelten Pinguicula-Arten nur kurz bespricht. Die physiologischen Versuche ergaben, dass die Blätter der P. alpina, die auf ihrer Oberfläche zahlreiche gestielte und ungestielte Drüsen tragen, ebenso wie die übrigen Pinguicula-Arten durch Insecten und andere Gegenstände, wie Fleisch, hartgekochtes Eiweiss, Brodkrumen, Pilzstückchen u. s. w. dazu veranlasst werden, ihre Ränder mehr oder weniger nach einwärts zu krümmen und so diese Gegenstände fest-



znhalten; zugleich damit beginnen die Drüsen einen schon früher ausgesonderten klebrigen Stoff, der das Festhalten der Insecten erleichtert, in noch reichlicherem Maasse auszusondern. Mit der Zeit wird dieser Saft sauer und wirkt zersetzend auf die weichen Theile der Insecten, auf Fleisch, Eiweiss u. s. w. Die aufgelösten Stoffe werden von den Blättern aufgesogen und dienen theilweise zur Ernährung der Pflanze. Klein bespricht ferner ausführlich die anatomischen Verhältnisse der *Pinguicula alpina* und bringt hierüber interessante Details vor.

In der Academiesitzung am 20. Januar 1879 besprach Professor KRENNER die *Arbeiten der mineralogischen Abtheilung des ungar. National-museums*. Krenner begann mit den *Dioplas in Ungarn*. Der sogenannte sibirische Dioplas, der wegen seiner prachtvollen smaragdgrünen Farbe auch Kupfersmaragd genannt wird, ist ein Kupferhydrosilikat, welches eigentlich aus der Kirgisen-Steppe nach Europa gebracht wird. Es sind die Hügel Altye-Tubeh am Altye-Su-Flusse, der zwischen Ural und Altai befindlichen mittleren Kirgisenhorde, welche dieses grüne Mineral in Kalkstein eingebettet beherbergen. Als Fundort dieses interessanten Mineralen kann nun auch *Rézbánya* im Biharar Comitae angeführt werden, da Krenner es in den Kandstücken von dort auffand. *Rézbánya*, welches in mineralogischer Beziehung so viele Aehnlichkeit zu Russisch-Asien zeigt, ist als Mineral-Lagerstätte am eingehendsten von Peters untersucht worden, und es scheint, dass man den Dioplas für crystallisirten Malachit hielt. Krenner geht nun auf die chemischen und morphologischen Eigenschaften dieses Mineralen, welches somit im crystallisirten Zustande in Europa zuerst nachgewiesen ist, des Näheren ein. Weitere Mittheilungen desselben betrafen den *Felső-Bányaer Miargyrit und Kenngottit*. Krenner erwähnt seine Nachweisung des Miargyrits in den Schriften der ungar. naturwissenschaftlichen Gesellschaft; doch war eine genauere Untersuchung, deren Resultate er gegenwärtig vorlegt, erst ermöglicht, als Herr A. v. Semsey während seiner wissenschaftlichen Reisen in Siebenbürgen jene Prachtstufen sammelte, die gegenwärtig die Sammlung unseres Museums zieren. Es ergab sich trotz des durch Sipöcz nachgewiesenen Bleigehaltes eine haarscharfe Uebereinstimmung zwischen dem ungarischen und sächsischen Mineral. Auch zeigte sich, dass der Kenngottit in der That ein modificirter Miargyrit sei, wie der mexicanische. Ferner spricht der Vortragende über den *Azurit von Utah* im Mormonenlande, dessen complicirte Crystallverhältnisse durch Krenner und seinen Assistenten Franzénau untersucht und festgestellt wurden.

Darauf legt Krenner eine Arbeit FRANZENAU's vor, welche die Aufindung und Beschreibung der *Anglesite von Vissó* in der Máramáros behandelt, die nach dem Verfasser die grösste Uebereinstimmung mit dem von Kirlibaba in der Bukowina zeigen.

Endlich gelangte die Arbeit des Lehramtscandidaten K. WEIN zur Verlesung: über den *Anatas von Rauris* in Salzburg. Dieser Anatas erhält durch das Auftreten einer neuen Fläche eine ganz eigenthümliche, von den schweizer Anatasen abweichende Form.

Unter den Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie erwähnen wir vorerst die Untersuchungen Dr. R. ULBRICHT's: *Ueber die Parkes'sche Methode der Kupferbestimmung* (Müegyetemi Lapok, Decemberheft 1878). Gelegentlich seiner Untersuchungen über die Methoden der Weinanalyse hat der Verfasser auch den obigen, schon mehrfach von Anderen bearbeiteten Gegenstand einer nochmaligen Prüfung unterzogen, und ist dabei zu folgenden Resultaten gelangt. 1. In Uebereinstimmung mit den Beobachtungen Anderer (v. Liebig, Fresenius, Steinbeck) fand sich, dass der Verbrauch von Cyankalium von der Menge des vorhandenen freien Ammoniaks und des salpetersauren Ammons abhängig ist, dass aber auch eine Vermehrung der Salpetersäure und die dadurch bedingte Verminderung des freien Ammoniaks auch den Verbrauch an Cyankalium beeinflusst. — 2. Die verbrauchte Cyankaliummenge hängt weiterhin von der Menge der nach der Titrirung resultirenden Flüssigkeit, von deren Endconcentration oder Endverdünnung ab. — 3. Die Parkes'sche Methode ist bei Tage und bei Gaslicht gleich anwendbar. — 4. Es ist durchaus nicht gleichgiltig, ob man die Cyankaliumlösung ohne Unterbrechung bis zum Verschwinden der Blaufärbung der Kupferlösung fließen lässt, oder ob der Zusatz nach und nach, innerhalb kürzerer oder längerer Zeit erfolgt; die Differenzen sind ziemlich gross. Die gewöhnliche Weise der Titrirung ergibt ebenso übereinstimmende Resultate, als die Modification mit periodischem Zusatze der Cyankaliumlösung. Letztere erheischt eine oder zwei Vorproben, die nicht immer durchführbar sind. Die Parkes'sche Methode erlaubt eine Unterbrechung der Titrirung *nicht*, der Experimentator darf sich dabei in keiner Weise stören lassen. — 5. Innerhalb gewisser Grenzen (0.0176—0.2635 Gr. Kupfer) ist das Resultat der Titrirung von der Menge des vorhandenen Kupfers unabhängig. — 6. Die Parkes'sche Methode liefert sehr gute Resultate und entspricht selbst strengeren Anforderungen, wenn bei der Bestimmung des Wirkungswerthes der Cyankaliumlösung genau so gearbeitet wird wie bei der Kupferbestimmung selbst, wenn die zu titrende Flüssigkeit in beiden Fällen eine gleiche Menge freier und an Kupfer gebundener Salpetersäure enthält, eine gleiche Menge Ammoniak erhält, durch Verdampfen der Kupferlösung, eventuell durch vorheriges Verdünnen mit Wasser dafür gesorgt wird, dass nach dem Titriren eine und dieselbe Menge Flüssigkeit resultirt, der Zusatz der Cyankaliumlösung immer in gleicher Weise und innerhalb desselben Zeitraumes erfolgt, der Kupfergehalt der Flüssigkeit bei der Titenstellung der Cyankaliumlösung nicht sehr erheblich von dem Gehalte der zu analysirenden Flüssigkeit an Kupfer abweicht, und wenn endlich die Bestimmung des Wirkungswerthes der Cyankaliumlösung und des Kupfergehaltes eines Untersuchungsobjectes am gleichen Tage ausgeführt wird.

Unter diesen Bedingungen und unter der Voraussetzung, dass alle Momente berücksichtigt werden, welche überhaupt bei genaueren mass-analytischen Bestimmungen in Betracht kommen, ist die Parkes'sche Methode in der Hand des Chemikers vortrefflich zur Bestimmung des bei der



*Fehling'schen* Zuckerbestimmung sich abscheidenden Kupfers geeignet. Die Versuche Ulbricht's berechtigen zu der Annahme, dass der der Methode anhaftende mittlere Fehler nicht mehr als  $\pm 0.29\%$  der vorhandenen Kupfermenge beträgt. Dem Laien kann man jedoch diese Methode wegen der giftigen Eigenschaften des Cyankaliums nicht empfehlen.

In der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 24. Februar 1879 zeigte V. WARTHA ein Exemplar des in letzter Zeit mehrfach erwähnten *Chromographes* vor, mittelst dessen man mit Anilintinte geschriebene Briefe u. s. w. mit geringer Mühe vervielfältigen kann. Vortragender erläuterte diese Erklärung durch practische Ausführung einer solchen Vervielfältigung.

In derselben Sitzung las C. HIDEGH über *die quantitative Analyse der Tetraedrite*. Hidegh führt die im allgemeinen angewandten Methoden an und beschreibt insbesondere diejenige, welche er zur Trennung des Arsens vom Antimon benützte. Da dieser Vortrag der Auszug einer von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft preisgekrönten Arbeit ist, welche demnächst publicirt wird, werden wir gelegentlich ausführlicher darauf zurückkommen.

Unter dem Titel: *Der Beweis des verallgemeinerten Boltzman-Clausius'schen Satzes und Erweiterung seiner Gültigkeitsgrenze* (Müegyetemi Lapok, Juliheft 1878) giebt M. RÉTHY einen Beitrag zur mathematischen Physik. Der Verfasser nimmt folgendes Kraftgesetz an:

$$X_{ij} = \frac{dV}{dx_{ij}} - \frac{d}{dt} \frac{dV}{dx'_{ij}} + \frac{d^2W}{dx_{ij} dt^2},$$

es sind dabei  $V$  und  $W$  zwei von den Coordinaten  $x_{ij}$ , den Geschwindigkeits-Componenten  $x'_{ij}$  beider Punkte und der Zeit  $t$  abhängige, vorläufig jedoch willkürliche Functionen, welche Réthy allgemein Kraftfunctionen nennt.

Obiger Ausdruck gilt nur für zwei Punkte; bildet man die Summe sämtlicher dieser einzelnen Functionen  $V$  und  $W$  für ein System von Massenpunkten, dann sind die so erhaltenen  $V$  und  $W$  die *inneren* Kraftfunctionen, wenn sie für *nur ein* System gelten, jedoch die *vollständigen* Kraftfunctionen, wenn sie für alle wirkenden Systeme gelten.

Das obige Kraftgesetz entspricht dem Princip der Energie, wenn die Bedingung:

$$\frac{d}{dt} \left[ V - \sum \frac{dW}{dx'} x' \right] = 0$$

erfüllt ist; es erhält dann dies Princip die Form:

$$\sum \frac{d(T+V)}{dx'} \cdot x' - (T+V) = E;$$

dabei ist  $T$  die lebendige Kraft der *inneren* Punkte,  $E$  die *gesamnte* Energie. Dieser Satz hat für den Fall Geltung, wo das Potential ausser von den Coordinaten und Geschwindigkeits-Componenten noch explicite von der Zeit abhängt; ja derselbe gilt sogar auch für die unfreie Bewegung, so lange in

den Bedingungsgleichungen der Bewegung die Zeit explicite *nicht* vorkommt.

Réthy beweist nun, dass für dieses Gesetz der Boltzman-Clausius'sche Satz Geltung hat, wenn die Kraftfunction von der Zeit explicite unabhängig ist; betrachtet man jedoch Körper (*e*) vom sogenannten stationären Zustande, d. i. solche Körper, auf welche die äusseren Kräfte nur von geringem Einfluss sind und deren gesammte Energie daher nur geringen Veränderungen unterworfen ist, so erhält man:

$$\begin{aligned} \overline{\delta E} + \sum x_{ie} \delta x_e = \frac{1}{t} \delta \left[ \sum \overline{\frac{dH}{dx'} \cdot x'} \right] - \frac{1}{t} \int_0^t \sum \frac{dH}{dx'} \delta x \\ + \sum \left[ \overline{\frac{d^2 W}{dx' dt}} \delta x - \frac{dH}{dt} \delta t \right]; \end{aligned}$$

wobei  $T + V = H$ .

Damit für diese Körper der Boltzman-Clausius'sche Satz giltig sei, ist nur nöthig, dass der Werth der letzten Summe gegen 0 convergire, wenn  $t$  unendlich gross wird.

Schliesslich erweitert Réthy diesen Satz auf alle im Weltenraume befindliche Körper und erweist dessen allgemeine Giltigkeit.

In Verlaufe seiner theoretischen optischen Studien gelangt J. Fröhlich zu folgendem Satze in der Theorie der Diffraction (Műgyetemi Lapok, Septemberheft 1878, Wiedemann's Annalen d. Ph. u. Ch. 1878). Die lebendige Kraft des von einer grossen, gleichmässig leuchtenden Kugelfläche ausgehenden, auf ein Element des auffangenden Schirmes fallenden gebeugten Lichtes ist gleich der lebendigen Kraft des vom conjugirten leuchtenden Elemente herrührenden, auf den ganzen auffangenden Schirm fallenden gebeugten Lichtes; daraus folgt: die Beleuchtung des mittleren Theiles des Beugungsbildes einer sehr grossen, gleichmässig leuchtenden Kugelfläche ist dem Flächeninhalte der Projection der beugenden Oeffnung auf die einfallende Wellenfläche direct proportional, hingegen von der Gestalt und Lage der beugenden Oeffnung gänzlich unabhängig. Der Verfasser verificirte auch diese Folgerung auf experimentellem Wege.

In der Academiesitzung am 20. Januar 1879 legt v. KONKOLY die an seiner Privatsternwarte zu Ó-Gyalla im letzten Jahre angestellten *Sonnenflecken-Beobachtungen* vor, aus welchen ersichtlich ist, dass diese Flecken noch nicht über das Minimum der elfjährigen Periode sind. Der dabei benützte neue Heliograph hat sich während des dreizehn Monate seines Gebrauches sehr gut bewährt.

In derselben Sitzung legte derselbe die *Sternschnuppen-Beobachtungen* vom Jahre 1878 vor, welche in Ó-Gyalla, Schemnitz und Hódmezővásárhely angestellt wurden. Gyulafehérvár und Agram haben diesmal keine Beobachtungen eingeschickt.

Ueber die *Wärmequellen der Sonne* las P. HOIRSY in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 19. Februar 1879. Nach Er-



wähnung der verschiedenen hierüber bestehenden Ansichten übergang Hoitsy zu einer detaillirten Kritik derselben und suchte durch numerische Daten nachzuweisen, dass keine dieser Hypothesen genügend sei, um die Wärmeausgabe der Sonne vollständig zu erklären.

Ueber die *Factoren der Gruppierung und Formation der Douauinseln* betitelt sich eine Abhandlung des Pressburger Professors P. ORTVAY, welche C. GALGÓCZY der Academie vorlegte. (Siehe auch oben S. 334.) Ortway behandelt darin eingehend die geographische Gruppierung der Donauinseln in den verschiedenen Wasserläufen, erörtert den Vorgang der Inselbildung, deren Ursachen, Verhältnisse zum Strombette, zur Geschwindigkeit, Uferentwicklung; die atmosphärischen Ursachen, den Einfluss des Eises auf die Inselbildung u. s. w. Durch eine von Ortway verfertigte Karte wurde ersichtlich, dass die Donau von Dévény bis Komorn 497, von Komorn bis Paks 119, von hier bis zur Draumündung 94, von da bis zur Savemündung 88, schliesslich von da bis Orsova 69, zusammen daher auf dem ungarischen Krongebiete 867 Inseln bildet. \*

\* Den Bericht über die Arbeiten der *geologischen Gesellschaft* tragen wir im nächsten Heft in einem besonderen Referate nach.

---

## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften herausgegeben von PAUL GYULAI. VII. Jahrgang. 1879.)

38. Heft (März-April): AUGUST GREGUSS, Shakespeare's Charakterzeichnung und Compositionsweise. — LEO BEÖTHY, August Comte's socialwissenschaftliche Ansichten. — KARL SZÁSZ, Aus Dante's Divina Commedia. III. und IV. Gesang. — GUSTAV KELETI, Ueber das Deák Denkmal. — SAMUEL ORLAY, Beiträge zur Biographie Petőfi's. II. — ANDREAS GYÖRGY, Zwei preisgekrönte Statistiken. — ST. TOLDY, Aus Franz Toldy's hinterlassenen Papieren. II. — JULIUS VARGHA, Gedichte, 1—3. — STEF. RAKOVSKY, Die orientalische Frage aus dem Gesichtspunkte des Völkerrechts. — GÉZA BALLAGI, Die constitutionelle Monarchie und ihr Majestätsrecht der Vertretung nach Aussen. — *Literatur.*

**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VIII. Band. 1879.

1. Heft (Januar): GABRIEL SZARVAS, Neologische Angriffe. — JOSEF BÁNÓCZI, Die ungarische Sprache in der Philosophie. — GABRIEL SZARVAS, Das Wörterbuch der ungarischen Sprache. — ADAM BODÓ, Anwendung einiger Localsuffixe. — ALBERT LEHR, Abschied von Kún-Szent-Miklós. I. — PAUL KIRÁLY, Zu Marczali's Bemerkungen. — SIGMUND SIMONYI, Die ungarische Sprache in der Tagespresse. — FERDINAND KÖNNYE, Sprachgeschichtliche Beiträge. — EMIL P. THEWREWK, Berichtigungen, Erläuterungen. — JULIUS TÓTH, Er widerungen. — Volkssprachliche Ueberlieferungen.

2. Heft (Februar): SIGMUND SIMONYI, Worterklärungen. — JOSEF SZINNYEI jun., Bocsát. — BERNHARD ALEXANDER, Unsere Uebersetzer. I. — ALBERT LEHR, Abschied von Kún-Szent-Miklós. II. — PAUL KIRÁLY, Die ungarische Sprache an der Budapester Universität. — JOSEF NIKOLÉNYI, Sprachgeschichtliche Beiträge, Sprichwörter und Redeweisen. — JULIUS NAGY, Ungarische Wörter in Urkunden. — Berichtigungen. — Erläuterungen. — Volkssprachliche Ueberlieferungen.

3. Heft (März): JOSEF SZINNYEI jun., Das Grundwort aj- und dessen Familie. — SIGMUND SIMONYI, Worterklärungen. — BERNHARD ALEXANDER, Unsere Uebersetzer. II. — ALBERT LEHR, Abschied von Kún-Szent-Miklós. III. — GABRIEL SZARVAS, Die «Fővárosi Lapok» (Hauptstädtische Blätter), die Logik und die Sprachwissenschaft. — STEFAN SZIGETI, Sprachwissenschaftliche Bemerkungen. — Sprachgeschichtliche Daten. — Volkssprachliche Ueberlieferungen.



**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von Dr. EMER. HENSZLMANN und Baron ALB. NYÁR.) XIII. Band. 1879.

1. Heft (Januar): Dr. E. HENSZLMANN, Jahresbericht über die Thätigkeit der provisorischen Commission für die Baudenkmäler Ungarns im Jahre 1878. — Fr. SCHULECK, Bericht über die an der Ofner Hauptkirche vorgenommenen Restaurationsarbeiten im Jahre 1878. — Dr. JOSEF HAMPEL, Eine in Unter-Pannonien gefundene römische militärische Urkunde. — BÉLA LUKÁCS, Der Heidenfriedhof von Botes. — EMERICH NAGY, Die Siegel unserer Magnaten und Prälaten aus dem Jahre 1304. — Archäologische Literatur. — Kunstgeschichtliche Notizen. — Vaterländische gelehrte Anstalten und Funde. — Ausland. — Bibliographie. — Mittheilungen des Landesvereins für Archäologie und Anthropologie.

2. Heft (Februar): STEINDL, Bericht über die 1878er Restaurationsarbeiten an der Kaschauer Elisabeth-Kirche. — FRIEDR. SCHULECK, Bericht über die 1878 auf die Herstellung des sogenannten Salomonthurmes zu Visegrád und des nach den oberen Ruinen führenden Weges verwendeten Arbeiten. — ALEXIUS CSETNEKI-JELENIK, Die prähistorischen Friedhöfe der Csepelinsel. — KARL FABRITIUS, Ueber die Gewerbsthätigkeit der Siebenbürger Sachsen in den Kriegsjahren 1595—1605, mit besonderer Rücksicht auf die Hermannstädter Goldschmiedekunst. — WOLFGANG DEÁK, Zwei Wappensiegel aus dem Jahre 1412. — Archäologische Literatur. — Feuilleton. (Kunstgeschichtliche Kleinigkeiten.) — Vaterländische Anstalten und Funde. — Ausland. — Bibliographie. — Mittheilungen des Landesvereins für Anthropologie und Archäologie.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XIII. Jahrgang. 1879.

1. Heft (Januar): Dr. JULIUS PAULER, Stefan der Heilige und seine Verfassung. I. — Dr. WILHELM FRANKÓI, Die Verschwörung des Martinovics und seiner Genossen. IV. — *Historische Literatur* (1. B. Alexander, Die Idee der Geschichte der Philosophie, angez. von Fr. Irmei; 2. J. Wicher, Geschichte des Stifts Admont, angez. von L. L.; 3. T. Füßsy, das Leben Pius' IX., angez. von X.). — *Miscellen.* — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft. Verschiedene Mittheilungen. Historische Bibliographie).

2. Heft (Februar): Dr. JULIUS PAULER, Stefan der Heilige und seine Verfassung. II. — Dr. WILHELM FRANKÓI, Die Verschwörung des Martinovics. V. — *Historische Literatur* (Friedr. Pesty, Geschichte des Severiner Banats und Comitats, II. Bd., angez. von Th. Ortway). — *Verschiedenes* (Dr. H. MARCZALI, Anonymus Belae regis notarius. — Dr. W. LIPP, Beitrag zu K. Szabó's altungarischer Bibliographie). — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft. Zeitschriftenschau. Vermischte Notizen. Historische Bibliographie.)

3. Heft (März): ALEXIUS JAKAB, Geschichte der pragmatischen Sanction in Siebenbürgen. I. — LEOPOLD ÓVÁRY, Neapolitanische Forschungen aus der Zeit der Anjou's. — *Historische Literatur* (Diplomatarium des Anjou-Zeitalters und Zichy-Codex). — *Verschiedenes* (KOL. GÉRESI, Die diplomatischen Verbindungen des Ungarkönigs Matthias Hunyadi mit dem Russenczar Iwan Vasilievics. III. — Dr. L. FEHÉRPATAKY, Noch einmal der Anonymus). — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft. — Provincial-Vereine. — Literaturschau. — Zeitschriftenrevue. — Vermischte Notizen. — Historische Bibliographie).

**Magyar Könyvszemle.** (Ungarische Bücher-Revue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Redigirt von Dr. WILHELM FRANKÓI.) IV. Jahrgang. 1879.

1. Heft (Januar-Februar): WILHELM FRANKÓI, Neuere Daten zur Geschichte des Johannes Vitéz. — FLORIAN RÓMER, die Stelle Grosswardeins in der ungarischen bibliographischen Literatur. — Dr. A. BALLAGI, Oberungarische Bibliotheksforschungen. — Beiträge zu K. Szabó's altungarischer Bibliographie. — Aus der Bibliothek des ungarischen National-Museums. — JOSEF SZINNYEI sen., Beiträge zu K. Szabó's altungarischer Bibliographie. — JOHANN CSONTOSI, Beitrag zur Geschichte der ungarischen Bücherabschreiber und Miniaturen im XIV.—XV. Jahrhundert. — *Vermischte Mittheilungen*: Schulprogramme vom Schuljahre 1877/8. — Die ungarische Literatur im Jahre 1879. — Nichtmagyarische Literatur Ungarns. — Ungarn betreffende Werke des Auslandes.

**Koszorú.** (Der Kranz. Monatsschrift der Petöfi-Gesellschaft. Redigirt von THOMAS SZANA. Budapest, Verlag von Friedrich Rautmann.) Erster Band, 1879. (Die mit einem \* bezeichneten Beiträge sind Gedichte.)

1. Heft (Januar): M. JÓKAI, Zu Zweien. Beitrag zur Petöfi-Literatur. — \*ALEX. ENDRÖDI, Das verlorene Ideal. — K. KERTÉNYI, Petöfi's Porträt. — ALEX. BALÁZS, Das 139. Blatt. Erzählung. — THOM. SZANA, Petöfi's Handschrift. — LAD. NÉVY, Ueber unsere Prosa. — \*PÁSZTÓI, Die Liebe. — *Literatur und Kunst* (Alte Schriftsteller und junge Titanen von Korn. Ábrányi jun. — Endrödi's Gedichte von Jul. Reviczky. — Ueber Révai's Leben und Schriften). — *Beilage*: Petöfi's Bild nach einer gleichzeitigen Daguerrotypie.

2. Heft (Februar): GUST. LAUKA, Petöfi's Heirat. — \*G. SZÁSZ, Die Unendlichkeit. — LUDW. ABONYI, Die arme Frau Balaton. Erzählung. — \*ANDR. SZABÓ, Tante Kató. — PET. HATALA, Der Islam und die Civilisation. — *Literatur* (Literarische Uebel von Korn. Ábrányi jun. — Anzeigen von Thom. Szana und Emil Ábrányi). — *Beilage*: Petöfi's Frau nach einem gleichzeitigen Steindruck.

3. Heft (März): Graf GÉZA ZICHY, Denkrede auf Eduard Szigligeti. — DES. MARGITAY, Marczell Komádi. Novellistische Skizze. — \*LAD. TORKOS, Einer jungen Frau. — Dr. B. ERŐDI, Musliheddin Sa'di. — ANT. VÁRADI, Dr. Alb. Arday, Charakterskizze. — LUDW. ABAFI, Vörösmartý's Handschrift. — *Literatur* (Beiträge zu Petöfi's Leben. — Der geborene Feind oder die Wespen der Kritik von Korn. Ábrányi jun. — Anzeigen von Emil Ábrányi und Thom. Szana). — *Beilage*: Szigligeti's Porträt in Steindruck.

**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUDWIG ABAFI.) VI. Band. 1879.

1. Heft (Januar). Dr. B. JANCsó, Die Entwicklung der ungarischen Sprachwissenschaft im XVI.—XVII. Jahrhundert. — Dr. GUST. HEINRICH, Die Geschichte des Poncianus. — LAD. KÖRÖSY, Berzsenyi's Leben. V. — LUDW. ABAFI, Franz Kazinczy und Gregor Édes. — LUDW. ABAFI, Biographien ungarischer Schriftsteller. — Dr. ARON KISS, Altungarische Bibliographien. — JOS SZINNYEI, Literarhistorisches Repertorium.

2. Heft (Februar). FRANZ BAYER, Gregor Czuczor. — ALEXIUS JAKAB, Unsere Archive und Bibliotheken und unsere Literaturgeschichte. — LAD. KÖRÖSY, Berzsenyi's Leben. VI. — EDMUND JAKAB, Ueber Franz



Kazinczy's Classicismus. — Dr. B. JANCsó, Die erste ungarische Grammatik. — LUW. ABAFI, Franz Kazinczy und Gregor Eöds. — LUDW. ABAFI, Biographien ungarischer Autoren. — JOS. SZINNYEI, Literaturhistorisches Repertorium.

3. Heft (März). ALEXIUS KERÉKGYÁRTÓ, Michael Tompa's Poesie. — Dr. B. JANCsó, Johannes Erdösy's Sprachwissenschaft. — ALEX. JAKAB, Die Teleki'sche Bibliothek und die Sigmund Kemény-Gesellschaft in Maros-Vásárhely. — BENED. CSAPLÁR, Das Leben und die Werke Nicolaus Révay's. — Dr. AL. MÁRKI, Biographien ungarischer Schriftsteller. — JOS. SZINNYEI, Literaturhistorisches Repertorium.

**Egyetemes Philologiai Közlöny.** (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], redig. von Dr. GUST. HEINRICH und EMIL THEWREWK.) III. Jahrgang. 1879.

1. Heft (Januar): *Abhandlungen*: Dr. EUGEN ÁBEL, Ueber das Leben und die Werke des Janus Pannonius. — ALEX. MARKOVICS, Ueber die Verzweigung der ungarischen Sprachen. — EMIL P. THEWREWK, *Variae lectiones*. — IVAN TÉLFY, Aus der Griechenwelt. — Dr. GUST. HEINRICH, Ignaz Mészáros und sein Roman «Kartigám». — *Vaterländische Literatur* (Die neue Petöfi-Ausgabe, angez. von Adolf Hahn. — K. Szabó's altungarische Bibliographie, angez. von G. Heinrich. — W. Bacher, Die Agada der babylonischen Aurora, angez. von K. Heinrich. — Csalomjai, Die Episteln des Horatius Flaccus, angez. von Joh. Csengeri. — Gustav Heinrich, Bánkban in der deutschen Literatur und Kazinczy's «Bácsmegyei gyötrelmei»). — *Ausländische Literatur* (ROHDE, Der griechische Roman und seine Vorläufer, angez. von E. Ábel u. a.). — *Bibliographie*.

2. Heft (Februar): Dr. EUGEN ÁBEL, Zur «Anthologia latina». — PAUL HUNFALVY, Bemerkungen über einige Ansichten der heutigen Sprachwissenschaft. I. Der Begriff der «turanschen Sprachen». — II. Die Classification der Sprachen. — Dr. GUST. HEINRICH, Die Geschichte des «tapfern Francisco» («Vitéz Francisco»). — EMIL P. THEWREWK, *Variae lectiones* und das Leydener Register der Dies aegyptiaci. — *Vaterländische Literatur* (Die neue Petöfi-Ausgabe, angez. von A. Hahn. — A. Szilády, *Corpus veterum poetarum hungaricorum*, angez. von G. Heinrich u. a.). — *Ausländische Literatur*. — *Vermischtes*. — *Bibliographie*.

3. Heft (März): Dr. GUST. HEINRICH, Ueber die Toldi-Sage. — Dr. EUGEN ÁBEL, Pannonische Vers-Inschriften. — EMIL P. THEWREWK, *Variae lectiones*. — ALEX. MARKOVICS, Die Verzweigung der ungarischen Sprachen. II. — Dr. WILH. PETZ, Plautus und Terentius. — ARVID GENETZ, Zwei finnische Volksmärchen. — *Vaterländische Literatur* (Josef Victorin, Grammatik der slovakischen Sprache; Fr. Miklosich, Altslovenische Lautlehre, angez. von L. Wagner. — Lessing's Nathan, übers. von A. Zichy, angez. von Joh. Wigand. — E. Ábel, Epistula ad Emiliu Thewrewk de Ponor, angez. von M. Latkóczy). — *Ausländische Literatur* (Fr. Bücheler, Grundriss der lateinischen Declination. 2. Ausg., angez. von E. Thewrewk. — Lucian Müller, Fr. Ritschl, Eine wissenschaftliche Biographie, angez. von Dr. G. Heinrich). — *Bibliographie*. — Kurzer Bericht über die Sitzungen der sprachwissenschaftlichen Classe der ungarischen Academie der Wissenschaften und der philologischen Gesellschaft.

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgege-

ben von der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOS. PASZLAUSZKY.) XI. Band. 1879.

1. Heft (Januar): 1. OTTO HERMANN, Das Thierleben als Arbeit. I. — Dr. JOSEF SZABÓ, Die Eröffnung des Josef II.-Erbstollens. — Kleinere Mittheilungen. — Vereinsangelegenheiten. — Briefkasten. — Meteorologische und erdmagnetische Aufzeichnungen in Budapest.

2. Heft (Februar): 3. OTTO HERMANN, Das Thierleben als Arbeit. II. — 4. LAD. DAPSY, Ergebnisse mit verschiedenen Weizengattungen angestellter Anbauversuche. — Kleinere Mittheilungen u. s. w. wie im Hefte 1.

3. Heft (März): 5. OTTO HERMANN, Das Thierleben als Arbeit. III. — 6. Dr. VINCEZ BORBÁS, Die zahme Kastanie in unserem Vaterlande. — Kleinere Mittheilungen u. s. w. wie oben.

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

6. Heft (Nr. 11, 12, November-December): *Abhandlungen*: LIVIUS MADERSPACH, Daten zur geologischen Zeitbestimmung der Schichten des Tetöcske und Nyergeshegy im Gömörer Comitate. — ALEX. SCHMIDT, Die crystallographischen Elemente des Pseudobrookits. — Dr. SAMUEL ROTH, Notizen aus der hohen Tatra. — Dr. ALEX. KÜRTHY, Petrographische Untersuchung der crystallischen und Wassergesteine des Hegyes-Drócsa-Pietrócsa-Gebirges und einiger ähnlichen Gesteine Siebenbürgens. — Dr. JOSEF SZABÓ, Bericht über den ersten Geologencongress in Paris; Antrag im Auftrage des ersten Geologencongresses in Paris. — Literatur. — Vermischtes. — Vereinsangelegenheiten.

IX. Jahrgang. 1879. 1. Heft (Nr. 1, 2, Januar-Februar): *Abhandlungen*: JOHANN BÖCKH, Geologische Notizen in Bezug auf den südlichen Theil des Severiner Comitates. — *Kurze Mittheilungen*: LIVIUS MADERSPACH, Ein neues Zinkerzlager in Gömör. — JAKOB MATYASOVSKY, Ein neuer Fundort des Glenodictyum in Siebenbürgen. — Literatur. — Vereinsnachrichten.



## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.

ARANY JÁNOS. Prózái dolgozatai. — Arany Johann. Prosaische Schriften. (Budapest, Academie. 8° 518 S.)

BRANKOVICS GYÖRGY. Shakespeare jellemképei. Ujabb tanulmányok. — Brankovics Georg. Shakespeare's Charakterbilder. Neuere Studien. (Budapest, Aigner. 8° 153 S.)

CSONTOSI JÁNOS. Magyarországi könyvmásolók és betűfestők a XIV.—XV. században. (Különnyomat a «Magyar Könyvszemle»-ből). — Csonatosi Johann. Ungarns Büchereopisten und Buchstabenmaler im XIV.—XV. Jahrhundert. Separatabdruck aus «Magyar Könyvszemle». Budapest, 8° 20 S.)

*Emlékek, Magyarországi régészeti.* Monumenta Hungariae archaeologica. Kiadja a m. t. Akadémia archaeol. bizottsága. III. köt. 2. rész. Lőcse régiségei. Irta Henszlmann Imre. — *Denkmäler, archaeologische in Ungarn.* Herausgegeben von der archaeolog. Commission der ung. Academie der Wiss. III. Bd., 2. Theil. Leutschau's Alterthümer von Emerich Henszlmann. (Budapest, Academie. 4° 163 S., XIV. Tafeln, mit 88 Holzschnitten. Preis 8 fl.)

*Emlékek, Magy. tört.* Monumenta Hung. historica. Kiadja a m. tud. Ak. tört. bizotts. III. oszt. Erdélyi orsz. emlékek, tört. bevezet. A m. tud. tört. bizotts. megbíz. szerk. Szilágyi Sándor. 4-ik köt. 1597—1601. — *Denkmäler, Ung. historische.* Herausgegeben von der historischen Commission der ung. Academie der Wiss. III. Abtheilung. Die siebenbürgischen Landtage betreffende Denkmäler, mit histor. Einleitung. Im Auftrage der histor. Commission der Academie redigirt von Alexander Szilágyi. IV. Bd. 1597.—1601. (Budapest, Verlag der Academie. 8° 579, VIII S.)

*Évkönyv, Magyar statistikai.* VI. évfolyam 1876. 5., 10. füzet. — *Jahrbuch, Ung. statistisches.* VI. Jahrgang. 1876. 5., 10. Heft. (Budapest, Kön. ung. statist. Landes-Bureau. 4° 6, 24 S.)

FERENCZI ZOLTÁN. A népies versalakok története műköltészetünkben. — Ferenczi Zoltán. Geschichte der volksthümlichen Versformen in unserer Kunstpoesie. Budapest, Franklin-Verein. 8° 156. S.)

FRANKÓI VILMOS. Könyvtáblákban felfedezett magyar ős-nyomtatvány-unicumok. (Különnyomat a «Magyar Könyvszemle» 1876. VI. füzetéből). — Frankói Wilhelm. In Buchdeckeln entdeckte Incunabeln. (Separat-Abdruck aus «Magyar Könyvszemle» 1878. VI. Heft. Budapest, 8° 52 S. mit zwei Facsimiles.)

FRANKÓI VILMOS. Vitéz János esztergomi érsek élete. — Frankói Wilhelm. Das Leben des Graner Erzbischofs Johann Vitéz. (Budapest, herausgegeben von dem Sanct-Stefan-Verein. 8° VIII, 247. S.)

GALLIK GÉZA. Utmutatás a tápszerek, edények, szövetek és egyéb házi czikkek orvosrendőri vizsgálatára. — Gallik Géza. Anleitung zur gesundheitspolizeilichen Untersuchung der Nahrungsmittel, Gefässe, Gewebe und anderer häuslichen Artikel. (S.-A.-Ujhely und Budapest. Ludwig Kállay. 8° 184 S. Preis 1 fl. 80 kr.)

HERMANN OTTÓ. Magyarország pókfaunája. III. kötet. — Herman Ottó. Ungarn's Spinnen-Fauna. III. Band. (Budapest, Verlag der kön. ung. naturwissensch. Gesellschaft. 4<sup>o</sup> XIX, 894 S. mit 4 lithogr. Tafeln und zwei Anhängen.)

KALCHBRENNER KÁROLY. Szibériai és délamerikai gombák. (Értekezések a természett. köréből VIII. köt. 16. szám.) — Kalchbrenner Karl. Siberische und südamerikanische Pilze. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. VIII. Bd. 16. Heft. Budapest, Academie. 8<sup>o</sup> 23 S. mit vier Tafeln. Preis 60 kr.)

KELETI KÁROLY. Magyarország népesedési mozgalma 1876-ban, összehasonlítva a megelőző évekkel. (Népszertű természettudományi előadások gyűjteménye. II. k. 13. f.) — Keleti Karl. Ungarn's Bevölkerungs-Bewegung im Jahre 1876, verglichen mit den vorhergehenden Jahren. (Sammlung populärer naturwissensch. Vorträge. II. Bd. 13. Heft. Budapest, Verlag der kön. ung. naturwiss. Gesellschaft. 8<sup>o</sup> 36 S. Preis 25 kr.)

KELETI KÁROLY. Magyarország népességének szaporodása és fogyása országrészek és nemzetiségek szerint. (Értekezések a társadalmi tudományok köréből. V. köt. 5. füzet.) — Keleti Karl. Die Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarn's nach den Landestheilen und Nationalitäten. (Abhandlungen aus dem Kreise der socialen Wissensch. V. Bd. 5. Heft. Budapest, Academie. 8<sup>o</sup> 30 S. Preis 20 kr.)

KONKOLY MIKLÓS. Álló csillagok szinképének mappirozása. Új módszer a csillagok szinképét könnyen megfigyelhetni. (Értekezések a mathemat. tudományok köréből. VII. k. 2. f.) — Konkoly Nicolaus. Die Mappirung des Farbenbildes der Fixsterne. Neue Methode das Farbenbild der Sterne leicht zu beobachten. (Abhandl. aus dem Kreise der mathem. Wissensch. VII. Bd. 2. Heft. Budapest, Academie. 8<sup>o</sup> 6 S. Preis 10 kr.)

KONKOLY MIKLÓS. Mars felületének megfigyelése az ó-gyallai csillagdán az 1877-iki oppositio után. (Értekezések a mathemat. tudományok köréből. VII. k. 1. f.) — Konkoly Nicolaus. Die Beobachtung der Oberfläche des Mars auf der Ó-Gyallai Sternwarte nach der 1877er Opposition. (Abhandl. aus dem Kreise der mathem. Wiss. VII. Bd. 1. Heft. Budapest, Academie, 8<sup>o</sup> 8 S. mit einer Tafel. Preis 10 kr.)

KONKOLY MIKLÓS. Mercur átvonulása a nap előtt. (Érték. a mathem. tudom. köréből. VI. köt. 10. sz. — Konkoly Nicolaus. Der Durchgang des Mercur durch die Sonne. (Abhandlungen aus dem Kreise der mathemat. Wissenschaften. VI. Bd. 10. Heft. Budapest, Academie. 8<sup>o</sup> 7 S. Pr. 10 kr.)

KÖRÖSI JÓZSEF. A fővárosi halandóság kérdéséhez. Önvédelem és felvilágosítás. — Körösi Josef. Zur Frage der Sterblichkeit in der Hauptstadt. Selbstvertheidigung und Aufklärung. Budapest, Moriz Rath. 8<sup>o</sup> 24 S. Preis 50 kr.)

Közlémények. Archaeologiai. A hazai műemlékek ismeretének előmozdítására. Kiadja a m. t. Akadémia archaeol. bizottsága. XII. kötet. (Új folyam. IX. kötet.) — Mittheilungen, Archaeologische. Zur Beförderung der Kenntniss der vaterländischen Kunstdenkmäler. Herausgegeben von der archaeol. Commission der ung. Academie der Wiss. XII. Band. (Neue Folge IX. Bd. Budapest, Academie. 4<sup>o</sup> 136 S.)

Közzoktatás. A vallás- és közzokt. m. k. miniszternek a közzoktatás állapotáról szóló hetedik jelentése. (1876/7—1877/8.) — Siebenter Bericht des k. ung. Cultus- und Unterrichts-Ministers über den Zustand des öffentlichen Unterrichts. (1876/7—1877/8. Budapest. Kön. ung. Universitäts-Druckerei. 4<sup>o</sup> VIII, 878 S.)



## UEBER DAS STAATSWESEN DER GERMANEN. \*

**E**s ist ein charakterisches Zeichen unserer Zeit, dass auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit die Anforderung erhoben wird, die Lehren der Wissenschaft im practischen Leben zu thatsächlicher Anwendung zu bringen.

Unter allen Wissenschaften ist aber keine, welche in dieser Richtung eine tiefergehende Wirksamkeit auszuüben berufen ist, als die Anthropologie.

Aus zahlreichen Stämmen und Nationen, aus zahlreichen Berufs- und Gesellschaftsclassen setzt sich die Menschheit zusammen, und die richtige Würdigung dieser einzelnen Glieder, die genaue Kenntniss der sie bewegenden Kräfte sind unerlässlich, sobald die Aufgabe entsteht, aus gegebenen Elementen ein organisches Staatswesen aufzubauen, in welchem die verschiedenen Thätigkeiten sich zum Wohle der Gesammtheit gegenseitig ergänzen und fördern, und nicht einen todten Mechanismus, der, durch äussere Zwangsmittel in eine willkürliche Form gebracht, unter dem trügerischen Scheine äusserer Ruhe den inneren Widerstreit birgt.

Mit beredten Worten hat der vor Kurzem dahingeschiedene Präsident der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Professor ROKITANSKY, diesen Gedanken Ausdruck gegeben in einer feierlichen Ansprache, mit welcher er am 13. Februar 1870 die constituirende Versammlung dieser Gesellschaft eröffnete, indem er namentlich hervorhob, welch' hohe Aufgabe der anthropologischen Forschung speciell in unserer Monarchie gestellt sei.

\* Aus dem 39. (Mai-Juni) Hefte der «Budapesti Szemle» (Budapester Revue).

Wie oft wird nicht Oesterreich-Ungarn gepriesen wegen der Mannigfaltigkeit seiner Naturverhältnisse, wegen seines Reichthums an Naturproducten; aber dasjenige, was in Wahrheit der wirkliche Stolz des Reiches ist, sein Reichthum an tüchtigen Volksstämmen, von denen jeder den Keim einer grossen Zukunft in sich trägt, dieser Reichthum wird geflissentlich übergangen, ja er wird sogar ganz allgemein directe für einen Nachtheil, für ein Uebel gehalten, das man leider nicht abändern kann; und doch ist es klar, dass so lange sich diese Anschauung behauptet, unmöglich jene Zuversicht, jenes Selbstvertrauen entstehen kann, welches im Staate wie im Individuum die Grundlage jeder fruchtbringenden Thätigkeit ist. Diese Grundlage zu schaffen, die hier herrschenden Vorurtheile zu zerstreuen, wäre eine der höchsten Aufgaben, welche sich die Wissenschaft stellen kann.

Wie steht es nun aber damit, hat die Anthropologie diese ihre Aufgabe erkannt, hat sie den Versuch gemacht, inmitten des Getümmels der Leidenschaften die Stimme der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen, inmitten des Sturmes der Parteien ein Asyl zu schaffen, in welchem jedes ernste Streben seine Würdigung findet?

Man muss dies leider verneinen, ja mit Bedauern muss man sogar gestehen, dass es im geraden Gegentheile nur zu oft vorkommt, dass die Wissenschaft zum Deckmantel nationaler Gehässigkeit gemacht wird, dass man dasjenige, was man im öffentlichen Leben doch nicht mehr zu sagen wagt, in wissenschaftlichem Gewande in anthropologischen Abhandlungen niederlegt.

So erschien vor Kurzem in den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien eine Arbeit des bekannten Alterthumsforschers Dr. M. MUCH unter dem Titel: «Ueber den Ackerbau der Germanen», in welcher der Verfasser die alten Germanen als ein freies Bauernvolk hinstellt und von dieser Grundlage auf die allgemeinen Gesetze der Culturbildung übergehend schliesslich zu dem Schlusse gelangt, dass Nomadenvölker ihrer inneren Natur nach jeder wirklichen Cultur unzugänglich seien.



Er spricht sich hierüber folgendermassen aus:

«Wenn wir die Bedingungen untersuchen, unter welchen ein Volk zur Cultur, und namentlich auf jene höchste Stufe gelangen kann, welche die Indogermanen erklommen haben, so drängt sich uns von vornherein und erfahrungsgemäss die Ueberzeugung auf, dass nur vorzugsweise von Pflanzennahrung lebende, also Ackerbau treibende Völker *culturfähig* sind. Fischer, Jäger und Nomaden dagegen, also reine Fleischesser, gelangen aus sich selbst heraus niemals zur Cultur, da sie die Bedingungen derselben nicht in sich tragen; wo sie bei Berührung mit Culturvölkern nicht gar hinsterben und untergehen, nehmen sie doch die Cultur anderer Völker nur sehr schwer und sehr langsam und vielleicht nur bei gleichzeitiger Vermischung mit Ackerbauern in sich auf, und wir wissen, dass selbst nach Jahrhunderten das *avitische Wesen des Nomaden noch oftmals durchschlägt*.» — — — «Jäger und Wanderhirten führen ein Leben, das mehr einem Traume gleicht, ihr Charakter ist mehr passiv und darum ihre Gemüthsstimmung stets eine traurige, entgegen dem activen Charakter des Ackerbauers und seinem vorwaltend fröhlichen Gemüthe. *Das conservativ-apathische Wesen des Jägers und Nomaden schliesst jede Möglichkeit des Fortschrittes aus.*» \*

«Dieses, der Cultur verschlossene Naturell des Jägers und Nomaden gestattet uns daher den Rückschluss, dass die Indogermanen niemals Jäger oder Nomaden gewesen sein können.»

Damit man nun aber ja nicht im Zweifel darüber bleiben

\* Es giebt wohl kaum ein conservativ-apathischeres, passiveres Volk als die Türken, kaum ein Volk, welches mehr in hinbrütende Träumereien versunken ist als die Hindu, kaum ein Volk, welches sich hartnäckiger jedem Fortschritte widersetzt als die Chinesen und doch sind dies alles ackerbauende Völker; umgekehrt werden die Mongolen und Kirgisen allgemein als ein leicht bewegliches lebhaftes Volk mit sanguinischem Temperament geschildert, welches ebenso gesprächig als unterhaltungsüchtig ist. Ebenso sind auch unter den deutschen Bauernstämmen diejenigen am gewecktesten und activsten, welche die Alpen bewohnen und mehr Hirten als Ackerbauer sind.

möge, wer unter den «culturunfähigen Nomaden» gemeint sei, so heisst es auf Seite 270:

«In Ungarn konnten dagegen der oftmalige Wechsel der Bevölkerung und die wiederholten Einbrüche von *Nomadenvölkern*, die dem Ackerbau feindlich waren, wie der Hunnen, Avaren und Ungarn, die Verwüstung grosser Strecken zur Folge haben, die bei dem Ueberflusse an gutem Boden nicht mehr bebaut wurden.»

Also der ackerbautreibende deutsche Bauer mit seinem «activen» Charakter ist der eigentliche Träger der Cultur, der ackerbaufindliche, conservativ-apatthische Ungar hingegen mit seinem «passiven» Charakter, der sein Leben mehr im Traume zubringt, ist als Nomade vollständig culturunfähig und wenn er auch nach langer Zeit und mit sehr viel Mühe in Berührung mit dem Deutschen etwas äussere Cultur annimmt, so schlägt doch das «avitische» Wesen immer wieder durch.

So Herr MUCH, — welche Consequenzen es aber haben müsste, wenn man diese Lehre zur Richtschnur seiner Handlungen im öffentlichen Leben machen wollte, braucht wohl nicht ausführlich auseinandergesetzt zu werden.

Es ist zwar richtig, dass die Wissenschaft auch eine gewisse Eigenberechtigung hat, und dass jedem Forscher das Recht und die Pflicht zusteht, die Resultate seiner Studien auszusprechen, unbekümmert um die Consequenzen, welche daraus entstehen können; aber je mehr man bereit ist der Wissenschaft diese unbedingte Freiheit einzuräumen, eine um so grössere Verpflichtung erwächst daraus für jeden Forscher, Sätze so schwerwiegender Art nicht leichtsinnig in die Welt zu setzen, und um so dringender tritt die Anforderung an die wissenschaftlichen Kreise heran, auf wissenschaftlichem Gebiete entsprungene Irrlehren auf demselben Gebiete und mit denselben Waffen wieder zu bekämpfen.

Diese Erwägungen sind es, welche mich bewogen haben den Ausführungen des vorerwähnten Aufsatzes entgegenzutreten, und ich glaube dies am besten damit thun zu können, indem ich den Nachweis liefere, dass die Grundlage, auf welcher Herr MUCH sein System aufbaute, historisch vollkommen unhaltbar ist, dass



der freie Bauernstaat der Germanen eine reine Fiction ist, welcher niemals eine reale Existenz zukam und dass es nur eine natürliche Consequenz dieses Umstandes ist, dass jeder Schritt, den Herr MUCH in der falschen Richtung vorwärts machte, ihn nur mehr und mehr von der Wahrheit entfernen musste.\*

Die Ursache dieses fundamentalen Irrthums, in welchen Herr MUCH verfiel, liegt hauptsächlich darin, dass derselbe seinen Studien fast ausschliesslich die im Ganzen genommen zwar wichtigen, jedoch sehr einseitigen Berichte von Caesar und Tacitus zu Grunde legte, die anderen Quellen jedoch, wie Herodot, Diodor von Sicilien, vor Allem aber die altgermanischen Rechtsbücher vollständig unberücksichtigt liess.

Gerade diese altdeutschen Rechtsbücher jedoch, welche uns ja fast vollständig überliefert wurden, gestatten uns bei richtig angewandter Kritik die tiefsten Einblicke in alle wesentlichen Theile des altgermanischen Staatswesens zu thun, ja man überzeugt sich sogar bald, dass ohne ein eingehendes, tiefes Studium derselben die Nachrichten Caesar's und Tacitus' gar nicht richtig aufgefasst werden können und zu den grössten Missverständnissen Anlass geben müssen.\*\*

\* Um nicht einer ungerechten Einseitigkeit geziehen zu werden, muss ich jedoch gleich von vorneherein erklären, dass ich mich blos gegen die staatsrechtlichen Auseinandersetzungen der in Rede stehenden Arbeit, so wie die daraus abgeleiteten allgemeinen Folgerungen kehre, dass ich hingegen alles dasjenige, was Herr MUCH vom Standpunkte des Oeconomen über den Ackerbau der Germanen berichtet, für äusserst treffend und sehr wichtig halte, so dass dieser Theil der Arbeit gewiss vollständig die allgemeine Anerkennung verdient, welche ihm von allen Seiten entgegengebracht wird.

\*\* Die vollständigste Sammlung der altdeutschen Gesetze ist die von CANCIANI «*Barbarorum leges antiquae cum notis et glossariis*. Venetis 1781—1792». Die Aufzeichnung dieser Gesetze fand in verhältnissmässig später Zeit, vom fünften bis ins neunte Jahrhundert statt, und man könnte dabei vielleicht Zweifel hegen, ob dieselben auch wirklich auf die germanische Urzeit Anwendung finden können. In Bezug auf das ostgothische, westgothische und burgundische Gesetz sind diese Zweifel auch berechtigt, denn dieselben enthalten thatsächlich fast mehr römisches als deutsches Recht; was jedoch die übrigen Gesetze anbelangt, so ist dies entschieden nicht

Würde der Verfasser diese alten Rechtsbücher mit derselben Schärfe und Kritik studirt haben wie die römischen Schriftsteller, er wäre gewiss nicht dahin gekommen, die altgermanischen Gemeinwesen als freie und friedliche Bauerngemeinden hinstellen, während sie in der That doch nichts Anderes waren als Adelsrepubliken in der Weise der späteren ungarischen und polnischen Staatswesen, Vereinigungen von begüterten Grundbesitzern, welche auf ihren mitunter ungeheuern Gütercomplexen den Ackerbau durch grosse Schaaren leibeigener Slaven betreiben liessen.

Dass dies buchstäblich und ausnahmslos der Fall war, geht nicht nur aus den altdeutschen Rechtsbüchern mit voller Evidenz hervor, sondern wird bei näherer Prüfung auch von Caesar, Tacitus, sowie von sämmtlichen anderen alten Schriftstellern übereinstimmend bestätigt, so dass hierüber nicht der mindeste Zweifel übrig bleibt und man sich überhaupt nur wundern muss, wie eine so einfache und von allen Seiten so übereinstimmend bezeugte Thatsache so lange von sämmtlichen Historikern übersehen werden konnte.

Es werden aber hiedurch eine Menge scheinbarer Widersprüche in ebenso einfacher als befriedigender Weise gelöst.

Wenn z. B. Dr. Much nachweist, dass in Germanien ausgedehnter Ackerbau getrieben wurde, so hat er ganz Recht, und wenn Caesar sagt: *«agriculturae non student, vita omnis in venationibus atque in studiis rei militaris consistit»*, und Tacitus von den Germanen ebenfalls berichtet: *«dass ihre Tage,*

der Fall und enthalten dieselben, wenn man von den leicht kenntlichen Zusätzen absieht, welche durch das Christenthum und das fränkische Königthum bedingt wurden, wirklich nur althergebrachtes, avitisches deutsches Recht. Der Beweis hiefür liegt einerseits darin, dass in der Einleitung zu mehreren Gesetzen ausdrücklich erwähnt wird, dass nur althergebrachtes Recht aufgezeichnet wurde, noch mehr aber darin, dass mit Ausnahme der erwähnten leicht kenntlichen Zusätze alle übrigen Gesetzes-Bestimmungen in geradezu überraschender Weise mit den Angaben von Tacitus sowie mit der Edda übereinstimmen. — Am reinsten sind das friesische und sächsische Gesetz, obwohl gerade diese zuletzt aufgezeichnet wurden.



wenn sie nicht in den Krieg ziehen, dem Waidwerk gehören», so sind diese beiden Gewährsmänner ebenfalls vollkommen im Rechte. Was Dr. Much sagt, bezieht sich eben auf die Leibeigenen und was Caesar und Tacitus berichten, bezieht sich auf den staatsrechtlich privilegierten Stand der deutschen Herren.

Die Sache geht aber noch weiter. Nach der Natur der Sache, nach der Analogie mit anderen Völkern, sowie nicht minder nach vielfachen Zeugnissen der alten Rechtsbücher, der Edda, des Tacitus u. s. w., ist gar nicht daran zu zweifeln, dass der Gegensatz eines staatsrechtlich bevorzugten, waffengeübten kriegerischen Standes und einer arbeitenden Sklavenbevölkerung, ebenso wie bei den Indern, Egyptern und Griechen, so auch bei den alten Germanen in seiner ursprünglichen Grundlage auf einem nationalen Gegensatze beruhte, indem die arbeitenden Leibeigenen die ursprünglichen Bewohner des Landes, der bevorrechtete Herrenstand jedoch einen später siegreich eingedrungenen kriegerischen Volksstamm darstellen.\*

Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen wir aber erst das volle Verständniss für die Erzählungen der römischen Autoren.

Wenn dieselben nämlich erzählen, die Germanen seien ein prachtvoller Menschenschlag von hohem, schlankem, kräftigem Wuchs, mit blonden Haaren und blauen, blitzenden Augen; welche als freie und selbständige Herren auf ihren Gütern leben und im Frieden nicht einmal eine Obrigkeit über sich dulden; welche alle Arbeit tief verachten und ihr Leben mit nichts hinbringen als mit Kriegführen, Jagen, Spielen und unmässigen Zechgelagen, dann haben dieselben ja vollständig und buchstäblich Recht; denn die armen Leibeigenen, die kleinen, verkrüppelten Gestalten mit schwarzem Gesicht, triefenden Augen, schwieligen Händen und von Arbeit gekrümmten Rücken,\*\* die in Erdlöchern wohnten und ihren Körper nothdürftig mit Fellen verhüllten, diese

\* Es geht dies namentlich aus dem Rigsmal der Edda hervor, in welchem allegorisch die Entstehung der Ständeunterschiede dargestellt wird.

\*\* So wird im Rigsmal der Stand der Knechte geschildert.

erbarmungswürdigen Geschöpfe, welche zu Hunderten und zu Tausenden ihrem deutschen Herrn frohndeten, die waren ja gar keine Germanen, \* sondern grösstentheils wohl Slaven und Letten, und von ihnen weiss auch Tacitus nichts weiter zu berichten, als dass sie bisweilen von ihren deutschen Herren erschlagen würden, doch geschehe dies, wie er entschuldigend hinzusetzt, nicht aus böser Absicht, sondern meist nur im Zorn, auch würde der Herr deshalb von Niemand zur Verantwortung gezogen.

Oder glaubt man vielleicht, dass dies nicht möglich sei? Ist es denn heutzutage nicht noch genau so? Wenn man von den Ungarn spricht, hat man nicht fast ausschliesslich den ungarischen Landedelmann vor Augen, und wenn man den Charakter der Polen schildert, wen schildert man dann, etwa den Bauer? gewiss nicht, sondern den polnischen Edelmann. Genau so aber schilderten Caesar und Tacitus die Germanen.

Die Richtigkeit dieser Darstellung ergibt sich, wie gesagt, aus den alten deutschen Rechtsbüchern mit voller Sicherheit und die Aufschlüsse derselben verbreiten sich überhaupt über eine so grosse Menge von Details, dass man über alle wesentlichen Verhältnisse vollkommene Klarheit erhält.

Die Leibeigenen der Germanen waren Slaven im vollen Sinne des Wortes, denn nicht nur dass sie nicht die mindesten staatsbürgerlichen Rechte besaßen, wurden ihnen nicht einmal die einfachsten Menschenrechte zuerkannt. Die Gesetzbücher sprechen von ihnen stets mit den Ausdrücken der tiefsten Verachtung, sie werden fortwährend dem Viehe gleich gestellt und ausdrücklich eine Sache genannt. Der Slave wurde gekauft und verkauft. Der Herr konnte seinen Slaven misshandeln, verstümmeln und tödten, er war Niemand darüber Rechenschaft schuldig

\* So war dies wenigstens ursprünglich der Fall, im weiteren Verlaufe mussten sich die Verhältnisse allerdings etwas verschieben, da durch die rücksichtslose Eintreibung der ungeheuren Vermögensstrafen nicht nur viele freie Germanen in Knechtschaft gestossen wurden, sondern die einzelnen deutschen Stämme gegeneinander einen wahren Vernichtungskrieg führten und sich wechselseitig massenhaft in die Slaverei stürzten.



und nur wenn er einen fremden Slaven verstümmelte oder tötete, war er natürlich zum Schadenersatz verpflichtet.\* Einen Rechtsschutz für den Slaven gab es nicht, denn nicht nur, dass er selbständig vor Gericht gar nicht erscheinen durfte, so bestimmen die Gesetzbücher noch ausdrücklich, wenn ein Slave wider seinen Herrn aussage, so dürfe ihm nicht geglaubt werden.

Der Slave bebaute aber nicht nur das Feld, hütete das Vieh und bildete das Hausgesinde des Herrn, sondern auch sämtliche Handwerke wurden durch Slaven betrieben und die Rechtsbücher geben ganz genau an, was ein Zimmermann, ein Wagner, ein Waffenschmied, ein Goldarbeiter u. s. w. koste. Einen freien Handwerkerstand gab es gar nicht und die Gesetzbücher nennen jede nützliche Beschäftigung consequent «knechtische Arbeit».\*\*

Von der Menge der Leibeigenen kann man sich wohl einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass die Herren eben gar nicht arbeiteten, sondern alle Arbeiten durch leibeigene Knechte verrichtet wurden. Dass eine Herrenfamilie 10—20 leibeigene Familien besass, war gar nicht viel, auf den Gütern der Grossen

\* Ich führe aus der grossen Menge einschlägiger Bestimmungen nur probeweise folgende an:

*Lex Fris. Tit. IV.* De servo aut jumento alieno occiso. — Si quis servum alterius occiderit, componat eum, juxta quod a domino ejus fuerit aestimatus. Similiter equi et boves, oves, caprae, porci et quidquid mobile in animantibus ad usum hominum pertinet, usque ad canem, ita solvatur, prout fuerint a possessore eorum adpretiata.

*Lex Alam. Tit. LXXXVI. § 1.* Si quis pignus tulerit contra legem, aut servum, aut equum, postquam illum in domum suam duxerit, et ille servus ibi hominem occiderit, aut ille equus aliquod damnum fecerit, illud damnum ad illum pertineat, qui illud pignus tullit, non ad illum dominum cujus illud pignus fuerit.

*Lex Baju. Tit. XV. § 1.* Si quis vendiderit res alienas sine voluntate domini sui, aut servum, aut ancillam aut qualemcunque rem, ipsam per legem reddat, et consimilem aliam addat.

\*\* *Lex Sal. reform. Tit. XI. § 5.* Si quis servum aut ancillam valentem sol. 15 aut 25 furaverit, aut vendiderit, seu porcarium, aut fabrum, sive vinitorem, vel molinarium, aut carpentarium, sive venatorem, aut quemcunque artificem, MDCCC den. qui faciunt sol. LXX culp. jud. except. cap. et dilat.

aber zählten sie nach Hunderten und Tausenden. Die Germanen brachten von ihren Raubzügen ganze Heerden von Menschen zurück, und durch ganz Deutschland wurde ein schwunghafter Menschenhandel getrieben, wie denn einmal in Mecklenburg an einem einzigen Markttag 7000 Sklaven feilgeboten wurden.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben muss man allerdings bekennen, dass es auch ausser den leibeigenen Sklaven noch eine zweite arbeitende Classe, nämlich die Liten, Hörigen gab, welche eine etwas bessere Stellung hatten; indessen auch bei diesen kann man nicht im Entferntesten von «freien Bauern» sprechen.

Der Hörige hatte ebenfalls keine bürgerlichen Rechte, er hatte keinen Antheil am öffentlichen Leben und konnte selbständig nicht vor Gericht erscheinen. Der Acker, den er bebaute, das Haus, das er bewohnte, gehörten nicht ihm, sondern seinem Herrn, dem er dafür in unmässiger Weise frohnden musste. Gegen seinen Herrn hatte er kein Klagrecht und ebenso wenig einen Rechtsschutz als der Leibeigene, was ja bereits aus der Bestimmung hervorgeht, dass er sich vor Gericht stets von seinem Herrn vertreten lassen musste. Der einzige Vorzug, den er vor dem Sklaven hatte, bestand darin, dass er nicht frei verkauft werden durfte, sondern nur mit dem ganzen Gute von einer Hand in die andere überging, wodurch wenigstens das Familienband gesichert und ihm die Möglichkeit geboten war, sich aus beweglichen Gütern ein kleines Eigenthum zu erwirtschaften; staatsbürgerliche Rechte jedoch besass er nicht und war in Allem und Jedem ebenso dem Herrn unterthan wie der Sklave, und besass gegen jenen ebenso wenig einen Rechtsschutz wie dieser.\*

Ueber dieser traurigen Grundlage rechtloser, geknechteter

\* Die Stellung des Liten wird am besten durch nachfolgende Gesetzesbestimmungen illustriert:

*Lex Fris. Tit. XX. § 2.* Si servus dominum interfecit tormentis interficiatur. *Similiter et litus.*

*Lex Saxon. Tit. XI. § 1.* Quidquid servus aut litus, jubente domino perpetravit, dominus emendet.



Volksmassen erhob sich nun stolz und kraftvoll das freie, deutsche Herrenthum, nicht Menschen, nein, ein Geschlecht von Halbgöttern. Von den Göttern stammten sie ab, zu den Göttern kehrten sie zurück, mit den Göttern verkehrten sie wie mit Ihresgleichen. Tief unter ihnen, kaum unterschieden vom Vieh, keuchte unter der Last knechtischer Arbeit die Heerde leibeigener Slaven, erschöpfte sich in Frohnden die Masse höriger Liten, sie aber thronten auf ihren Herrensitzen frei und ungebunden wie die Könige; Land, Vieh und Volk war ihr Eigen, und was ihr Land nicht bot, das verschaffte das Schwert; der Kampf war ihre Lust, die Jagd ihr Vergnügen und der Raub ihr tägliches Geschäft.

So gestalteten sich die Grundzüge der altgermanischen Staatsverfassung und man sieht nun, was es mit der so hoch gepriesenen altdeutschen Freiheit für eine Bewandniß hatte. Dieselbe war keine allgemeine Volksfreiheit, wie man irrthümlicher Weise noch immer annimmt, sondern die Freiheit einer privilegierten Classe, eine aristocratische Freiheit.

Man darf sich nicht dadurch irre machen lassen, dass die alten Rechtsbücher zwischen edlen und nichtedlen Freien unterscheiden und den ersteren abermals bedeutende Vorrechte einräumen, denn die sogenannten gemeinen Freien der Urzeit sind nichts Anderes als der spätere niedere Adel, die edeln Freien aber die nachmaligen Fürstengeschlechter. Dass dem wirklich so sei, geht schon aus der geringen Anzahl der adeligen Familien hervor. So wird die Anzahl der sächsischen Edlinge oder edlen Freien einmal auf 12 und ein anderes Mal auf 25 angegeben.\* Die edlen Familien Baierns werden im bairischen Rechtsbuche namentlich angeführt, es sind ihrer *sechs*! Dass unter solchen Umständen die sogenannten edlen Freien der altdeutschen Rechtsbücher nicht der gesammte spätere Adel, sondern nur die fürstlichen Geschlechter sein konnten, liegt auf der Hand.

\* Es wird hiebei allerdings nur von einem Theile Sachsens gesprochen, doch schon die namentliche Anführung zeigt ja, wie wenig solche adelige Familien existirten.

Herr MUCH möchte aus den alten Germanen gerne friedliche Bauern machen, welche ursprünglich die Waffen nur zum Schutze ihrer Felder und Heerden gegen wilde Thiere brauchten und erst später, als sie in die Kämpfe mit den Römern verwickelt wurden, kriegerische Gewohnheiten annahmen.

Hören wir doch, was die Geschichte hierüber berichtet.

Im Südosten Europas, am Schwarzen Meere, sassen im Alterthume die Gothen oder Geten und südlich von ihnen die Thracier. Die Griechen standen mit den Thraciern von Alters her in regem Verkehr und ihre Schriftsteller haben uns über die Sitten und Staatseinrichtungen derselben ausführliche Berichte hinterlassen. Alles nun, was die griechischen und später auch die römischen Schriftsteller von den Thraciern erzählen, stimmt so auffallend und so bis in's Kleinste mit den deutschen Rechtsbüchern, mit der Edda, mit Tacitus und Caesar überein, dass nicht der mindeste Zweifel darüber bleiben kann, dass die Thracier ein germanischer Stamm gewesen.\*

Wie schildert nun z. B. Herodot die Thracier:

«Nach den Indern sind das grösste Volk unter allen die Thracier; wären sie untereinander einig, so würden sie unüberwindlich und von allen Völkern bei weitem das mächtigste sein. Doch hierin liegt ihr Gebrechen, Einheit und Einigkeit wird ihnen nicht nur schwer, sondern geradezu unmöglich, und nur dadurch werden sie schwach und ohnmächtig. Sie theilen sich nach Verschiedenheit der Gegenden in viele und mannigfache Stämme mit

\* Der Verfasser schliesst sich der von JACOB GRIMM vertretenen Ansicht an, dass die Gothen und Geten ein und dasselbe Volk, dass demnach die letzteren Germanen, und da Geten und Thraker einander, nach den Berichten der alten Schriftsteller, sehr nahe standen, auch die Thraker ein germanisches Volk gewesen seien. Diese Ansicht wird heute im Allgemeinen für unrichtig gehalten; für die Darstellung des Verfassers ist dieselbe übrigens von geringerem Belang, da seine Schilderung der gesellschaftlichen Zustände der Thraker eben nur beweist, dass ähnliche Verhältnisse überall in der Welt ähnliche Zustände erzeugen, und dass dort, wo es frohnende Slaven giebt, die Herren stets frech und hochmüthig sind, — mögen sie nun übrigens Germanen oder Slaven oder Jnkas heissen. D. Red.



eigenen Sondernamen; doch im Ganzen haben sie ganz gleiche Sitten und Staatseinrichtungen. *Der Müssiggang steht bei ihnen in hohen Ehren, für überaus schimpflich halten sie es daher, den Acker zu bebauen, und für äusserst ruhmvoll, nur von Kampf und Beute zu leben.* Als Götter verehren sie vorzüglich drei, zwei männliche und eine weibliche Gottheit. Sie glauben, dass sie nach dem Tode fortleben, d. h. nach diesem Leben zu ihrem Gott Zalmoxis oder Gebebizis gehen. Die Todten setzen sie drei Tage hintereinander aus; dann wird ein grosser Leichenschmaus gehalten und die Ueberreste des Leichnams nach vorgängiger Verbrennung begraben, oder der Leib auch unverbrannt in die Erde gesenkt.»

Zur Zeit Herodot's also schon waren die Thracier ein germanischer Stamm, ein kriegerisches Volk, und alle Schriftsteller stimmen in diesem Urtheile so sehr überein, dass sie ausdrücklich erklären, sie würden an kriegerischer Tüchtigkeit von keinem anderen Volke übertroffen, wie denn auch die Griechen mit Vorliebe zu ihren Kriegen thracische Krieger in Sold nahmen.

Doch sehen wir weiter. Als im Jahre 114 v. Chr. die Cimbern und Teutonen im Norden der Alpen erschienen, erschlugen sie nacheinander Schlag auf Schlag fünf römische Heere sammt den Consuln und verbreiteten einen solchen Schrecken, dass man in Rom die Zeiten Hannibal's wiederkehren sah.

Im Jahre 73 v. Chr. brach in Capua ein Aufstand deutscher Gladiatoren aus. Unter der Führung eines Thraciers, Namens Spartacus, nahm derselbe rasch gewaltige Dimensionen an, die Deutschen schlugen nacheinander sechs römische Heere in so furchtbarer Weise, dass die römischen Soldaten nicht mehr kämpfen wollten und der römische Feldherr eine Heeresabtheilung, die am feigsten geflohen war, decimiren liess. Erst als die Deutschen, den Rath des Spartacus in ihre Heimat zurückzukehren verachtend, sich auflösten und dem Raube und der Plünderung hingaben, wurden sie vereinzelt geschlagen. Spartacus aber fiel als Held auf dem Felde der Ehre.

Sind dies Alles Thaten von friedlichen Bauern, die erst im

Kämpfe mit den Römern das Kriegshandwerk lernen müssen? Und blieb es sich nicht immer so gleich? Wer kennt nicht den tödtlichen Schrecken, der das Heer Caesar's erfasste, als es zum ersten Male den Germanen gegenüber stand, wer kennt nicht die denkwürdige Scene, wie der allmächtige Beherrscher des römischen Weltreiches dem Irrsinne nahe durch die Säle seiner Paläste heulte, als er erfuhr, dass ferne im Norden ein kleiner deutscher Stamm sein bestes Heer vernichtet hat?!

Die Thaten der Geschichte sind beredt, und doch giebt es ein historisches Denkmal, das eindringlicher und überwältigender als alle Thaten die volle Kampfesgluth der alten Germanen enthüllt, und dies ist die *altgermanische Götterlehre*.

In nichts spricht sich der wahre Geist eines Volkes klarer aus, als in seinen angestammten religiösen Anschauungen. Der Götterglaube der alten Germanen ist aber durch und durch echt germanisches Erzeugniss, bis in die feinsten Fasern hinein ist Alles urdeutsch, nichts darin ist fremdartig, nichts von anderen Völkern entlehnt, und originell in allen seinen Theilen reicht er auch bestimmt bis in die graueste Urzeit zurück.

Was ist nun aber der Kernpunkt dieses alten Götterglaubens? Es ist die Lehre von der Unsterblichkeit, von der glanzvollen Fortsetzung des irdischen Lebens im Reiche der Stammesgötter. Nicht jeder aber wird der ewigen Freuden theilhaftig. Wer im Frieden an Krankheit und Siechthum stirbt, der kommt hinab in das traurige Reich der Hehle, und nur wer auf dem Kampfplatz im Getümmel der Waffen den Heldentod findet, der wird von Schlachtenjungfrauen, den Botinnen Odins, hinaufgeleitet in's Reich der Aasen, in Odins Palast, und hier verweilen nun die Helden, die Einherier im seligen Vereine mit den Göttern, ihre Zeit theilend zwischen ritterlichem Kampf und fröhlichem Zechgelage.

Ist diese Religion eine Lobpreisung und Verherrlichung der Arbeit und des Ackerbaues? Aber noch mehr. — Die alten Germanen waren keine Theoretiker und Philosophen, die sich mit Anschauungen, Theorien und Hypothesen abgaben; was sie glaubten, das glaubten sie wirklich und wenn ihre Religion sie lehrte,



dass der Heldentod sie nach der Walhalla brächte, so waren sie davon so fest überzeugt und rechneten so sicher darauf wie wir, dass auf jeden Winter ein Frühling folgt. — Aus dieser Ueberzeugung entwickelte sich nun die unmenschliche Sitte, dass Greise, welche ihr Lebensende herannahen fühlten, um nicht eines natürlichen Todes zu sterben und um sich der Freuden der Walhalla zu vergewissern, sich ermorden liessen. Dass diese Sitte wirklich in Uebung war, geht aus einem Berichte des Prokopius über den gothischen Krieg hervor, worin derselbe genau beschreibt, wie dies geschah. Der Greis oder der Kranke wurde nämlich auf einen Scheiterhaufen gelegt und von einem Nichtverwandten erdolcht. Derselbe brachte hierauf zum Beweise der vollbrachten That den blutigen Dolch der harrenden Familie, worauf dieselbe sich an den Thatort begab, den Scheiterhaufen anzündete und die Knochen sammelte und begrub.

Ich frage nun wieder, sind dies Sitten und Gebräuche eines friedlichen, ackerbauenden Bauernvolkes? Ist es denn überhaupt denkbar, dass in einem Volke, in welchem die arbeitende Classe einen integrirenden, eigenberechtigten Bestandtheil des Gemeinwesens ausmacht, eine Religion sich ausbilden könnte, durch welche dieser, weitaus grösste Theil des Volkes von vorneherein von dem Genusse der ewigen Seligkeit ausgeschlossen ist?

Nein, nicht den Frieden, nicht die Arbeit heischt der germanische Götterglauben, sondern den Kampf und den Krieg, \* mit

\* Herr MÜCH sucht zwar sonderbarer Weise selbst den germanischen Götterglauben zu einer Symbolik des Ackerbaues zu machen, aber es zeigt dies nur, bis zu welchem Grad man sich der Erkenntniss der offenkundigsten Thatsachen verschliessen kann, wenn man eben ein Vorurtheil hartnäckig festhalten will. Wenn die germanischen Götter irgend eine Arbeit brauchten, so wandten sie sich immer an die Riesen und Zwerge, die Aasen selbst arbeiten niemals, ihre einzige Beschäftigung ist vielmehr der Kampf, der Trunk, das Spiel und die geheime Wissenschaft. Odin, der Vater der Götter, war der Gott des Kampfes und des Wissens. Thor war zwar allerdings bis zu einem gewissen Grade der Beschützer der Bauern, er übte dieses Amt aber nur im Geiste und Sinne eines wohlwollenden, gutgesinnten Herrn und niemals als Theilnehmer oder Führer der Arbeit.

tiefstem Abscheu wandte sich der freie Germane von Allem ab, was Arbeit hiess, wie von einer Besudelung seiner göttlichen Natur. Der Kampf und der Krieg war die einzige Beschäftigung seiner Götter, der Kampf war die Beschäftigung der Einherier in Walhall, «Rosse tummeln, Schlachten erregen und Länder erobern» \* hat bei der Erschaffung des Menschengeschlechtes Gott dem freien Manne als Beschäftigung zugewiesen, und Krieg führen, Jagen und Rauben war nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Geschichtsquellen das Leben der Germanen.

Nicht also friedliche Bauern waren die alten Germanen, sie hätten einen solchen Schimpf wohl blutig gerächt, nein, ein kriegerisches Volk waren sie, ein Volk von Helden und — *Räubern!*

Ja Räubern! — Der Ausdruck mag wohl etwas hart klingen, namentlich in einer Zeit, in der man bemüht ist, das deutsche Volk als das friedliche Culturvolk katexochen hinzustellen und die Anlage zu dieser weltgeschichtlichen, humanitären Mission so gerne schon in der Urzeit finden möchte; aber die Geschichtsforschung, soll sie anders ihre hohe Aufgabe erfüllen und die Lehrmeisterin der Menschheit werden, darf sich nicht von Lieblingsmeinungen und politischen Tendenzen beeinflussen lassen,

Wenn Herr Much nun aber vollends behauptet, der eigentliche Nationalgott der Germanen sei Thor und nicht Wodan gewesen, so ist dies eine ganz willkürliche Behauptung, die durch nichts gestützt wird als eben durch den Wunsch, aus der germanischen Götterlehre einen Cultus des Ackerbaues zu machen.

Vollkommen unverständlich scheint es, wenn der Verfasser im weiteren Verlaufe seiner Auseinandersetzungen den Satz aufstellt, dass der Winter dem Ackerbauer als eine feindliche Macht entgegen trete, was bei Hirten und Jägern nicht der Fall sei, da es mir doch ziemlich klar zu sein scheint, dass das gerade Gegentheil das Richtige ist. Für den Bauer, der eine sichere Hütte und hinreichende Wintervorräthe hat, ist der Winter die Zeit der Ruhe, der Erholung und des Vergnügens, umgekehrt leiden bei den Nomadenvölkern die Heerden ausserordentlich im Winter und die Jägervölker sind ja im Winter häufig geradezu dem Verhungern ausgesetzt!

\* So wird im Rigsmal der Edda die Beschäftigung des freien Mannes geschildert.



sondern sie hat unparteiisch und objectiv die Zustände eines Volkes auf Grundlage der vorliegenden Quellen zu untersuchen und zu zeigen, wie die späteren Zustände aus den vorhergehenden sich folgerichtig entwickelten.

So sehr es daher auch der herrschenden Zeitrichtung entgegen sein, so sehr es vielleicht auch momentan die nationale Eigenliebe verletzen mag, der Geschichtsforscher darf sich hiedurch nicht irre machen lassen, er hat die Verhältnisse treu und objectiv darzustellen und dies zwingt ihn zu dem Bekenntnisse, dass nichts in der Geschichte sicherer begründet ist, als die Habsucht und das Räuberthum der Germanen.

Was sagt doch Herodot von den Thraciern? «Für überaus schimpflich halten sie es den Acker zu bebauen, und für äusserst ruhmvoll, nur von Kampf und Beute zu leben.» Was berichtet Caesar von den Germanen? «Der Raub hat bei ihnen durchaus nichts Schimpfliches, sobald er ausserhalb ihres Stammes ausgeführt wird, und sie behaupten, dass dies sowohl zur Ergänzung ihres Bedarfes *als auch zur Einübung ihrer Jugend geschehe*», und wie schildert Tacitus die Sitten und Gebräuche der freien Deutschen in der Urzeit? «Sie lieben nicht den Acker zu bebauen und von dessen Ertrag zu leben, sondern wollen Krieg und ehrenvolle Wunden; ja es wird bei ihnen sogar für unwürdig gehalten, etwas, was man durch den Krieg verdienen könne, durch Mühe und Arbeit zu erwerben.»

Und strafen die Ereignisse diese übereinstimmenden Zeugnisse vielleicht Lügen?

Die Thracier waren im ganzen Alterthume die gefürchtetsten Räuber und Condottieri und die Römer nannten sie nur Thraci ladrones.

Als eine Schaar Thracier von den Athenern angeworben wurde, um den Zug des Demosthenes gegen Sicilien mitzumachen, das Geschäft aber nicht zu Stande kam, weil die Thracier zu viel verlangten, zogen dieselben wieder in ihre Heimat zurück, konnten sich aber nicht enthalten im Vorbeigehen eine Stadt in Böotien zu überfallen und nach Ermordung ihrer Einwohner

gänzlich auszuplündern. — Als Philipp von Macedonien von einem glücklichen Zug gegen die Perser zurückkehrte und durch Thracien ziehen wollte, stellten sich ihm die Triballer, ein Stamm der Thracier, entgegen und verlangten einen Theil der Beute als Lösegeld für die Erlaubniss des Durchzuges. Als Philipp dies verweigerte, schlugen die Triballer das macedonische Heer und nahmen ihm alle Schätze ab, der König selbst aber wurde tödtlich verwundet.

Als Armin in der Entscheidungsschlacht gegen Germanicus durch ein glänzendes Manöver die Römer im Rücken gefasst hatte und die vollständige Vernichtung des römischen Heeres unvermeidlich erschien, wurde das römische Gepäck sichtbar. Sogleich liessen die Germanen vom Kampfe ab und machten sich über das Gepäck her, die Römer aber fanden Zeit zu entweichen.

Dergleichen Züge, wo die Germanen von Habsucht und Raubgier verblindet momentan Alles vergassen, kommen zu wiederholten Malen in der Geschichte vor. Indessen es ist wohl nicht nöthig nach vereinzelt Zwischenfällen zu urtheilen. Die Heereszüge, welche die Germanen in römisches Gebiet unternahmen, waren fast ausschliesslich Raubzüge ohne jedweden tieferen oder nationalen Hintergrund, einzig und allein in der Absicht unternommen um Beute zu machen. Die Römer konnten sich der unablässigen Angriffe der Germanen schliesslich nicht anders erwehren, als indem sie den Frieden von ihnen erkauften, sie wurden auf diese Weise vom zweiten Jahrhundert an den germanischen Stämmen längs ihrer ganzen Grenze förmlich tributpflichtig und alle Kämpfe, welche von dieser Zeit an bis zum Zusammenbruche des römischen Reiches geführt wurden, hatten immer nur den einen Grund, dass die Römer den Tribut verweigerten, und schlossen immer in der Weise, dass die Römer den Tribut wieder entrichteten. — Soll ich noch von den Zeiten der Völkerwanderung sprechen, von der Plünderung Roms durch die Westgothen und Vandalen, oder von den Raubzügen der Normänner, die als Seeräuber die Gestade ganz Europas weithin plünderten und durch Jahrhunderte die Geissel der Menschheit waren? Ich glaube es



ist genug. Es ist allerdings richtig, dass auch andere Völker, wie z. B. gleich die Römer, es mit fremdem Eigenthum nicht so genau nahmen und speciell der Krieg war in früheren Zeiten wohl allgemein von Raub und Plünderung begleitet; indessen andere Völker verfolgten bei ihren Kriegszügen doch meist bestimmte politische Zwecke und der Raub ging so nebenbei, bei den Germanen hingegen war der Raub die einzige Triebfeder ihrer kriegerischen Unternehmungen und er wurde von ihnen mit einer Plan- und Geschäftsmässigkeit betrieben wie von keinem anderen Volke.\*

Und blieb die Sache sich denn nicht auch noch lange nachher im Grunde genommen gleich? Nachdem ein Jahrtausend verflossen war, nachdem das Christenthum die eisernen Bande der Slaverei gesprengt, nachdem das deutsche Bürgerthum die freie Arbeit zu Ehren und Ansehen gebracht, nachdem Fürsten und Könige sich vor der deutschen Hansa beugen mussten, nachdem schliesslich durch das Lehenswesen die Verhältnisse der Urzeit vollständig umgestaltet waren, wie äusserte sich im XV. Jahrhundert SEBASTIAN MÜNSTER über die deutschen Adeligen? Man höre. «Diese Leute», sagt MÜNSTER von den deutschen Adeligen, «meinen, dass ihr Adel nicht wenig geschwecht wird, wann sie sollten Kaufmannschaft treiben oder ein Handwerk führen, oder so einer eine unedle Hausfrau nehmen. Die Fürsten und Edlen hängen gemeiniglich an dem Jagen, und meinen es gehör ihnen allein zu aus langwierigem Gebrauch und gegebener Freiheit, aber andern verbieten sie zu fahnen Hirschen, Rehe, Hasen und Hinner, bei Verlierung der Augen, ja an etlichen Orten ist es verboten bei Kopf abhauen. Es essen auch die Edlen gar lustbarlich, und so ein ferner Weg vorhanden ist, gehen sie nicht zu Fuss: denn sie meinen es sei ihnen unehrlich, *aber Rauben, wenn*

\* Wie wenig die Germanen bei allen ihren Unternehmungen irgend welche politischen oder nationalen Zwecke verfolgten, geht wohl am besten aus dem Verhalten des so hoch gepriesenen Alarich hervor, der nach der Einnahme und obligaten Ausplünderung Roms nichts Besseres zu thun wusste, als einen römischen Kaiser wählen zu lassen und mit seinem ganzen Stamme in die Dienste dieses Kaisers zu treten.

*sie Noth angeht, schämen sich ihrer ein Theil nicht. Wenn ihnen ein Schmach von jemand begegnet, tragen sie es selten mit dem Rechte aus, sondern sie versammeln ihre reissige Gespannen und rächen sich mit Schwert, Feuer und Raub.*» — Glaubt man hier nicht Herodot zu hören über die Thracier oder Tacitus über die Germanen? Ja wohl, das Raubritterthum ist keine Erscheinung des Mittelalters, das Raubritterthum ist so alt als der freie deutsche Herrenstand, und alles Christenthum und alle Cultur konnten daran nichts ändern. Das Rauben steckte ihnen im Blut, und brach immer wieder hervor, sobald nicht die eiserne Faust des Kaisers die stolzen Nacken beugte.

---

Die Logik ist unerbittlich, und wer sich einmal von vorneherein auf einen falschen Standpunkt gestellt, der kann sicher sein, bei weiterem Vordringen immer tiefer und tiefer in Irrthümer und Widersprüche zu gerathen.

Herr Much ging von der irrigen Ansicht aus, die alten Germanen seien ein friedliches Bauernvolk gewesen und sofort verfällt er in den weiteren Irrthum, bei den Germanen sei das Land Gemeinde-Eigenthum gewesen und den Einzelnen nur alljährlich zur Nutzniessung zugetheilt worden, ja er hält diese eigenthümliche Agrarverfassung sogar für einen Grundpfeiler des altgermanischen Gemeinwesens und meint, dass auf derselben sowohl die leichte Beweglichkeit der germanischen Stämme, als auch ihre Widerstandsfähigkeit gegen Rom beruht hätte, denn ohne diese solidarische Gemeinschaft wären sie gewiss längst von den Römern unterjocht worden.

Wir werden später sehen, was es mit dieser leichten Beweglichkeit und dieser solidarischen Gemeinschaft für eine Bewandtniss hatte und wenden uns zuerst zu der Agrarverfassung selbst.

Herr Much stützt seine Ansicht auf eine Stelle bei Caesar und diese Stelle ist auch wirklich vorhanden und sagt beiläufig das aus, was Herr Much behauptet. Gleichwohl ist es jedoch offenbar,



dass hier entweder Caesar falsch berichtet war, oder aber die Stelle anders aufzufassen ist.

Der Hang nach Selbständigkeit, der zu allen Zeiten den Grundzug des deutschen Charakters ausmachte und die ganze Geschichte des deutschen Volkes beherrscht, muss eine derartige Gütergemeinschaft bereits von vorneherein als ganz unglaublich erscheinen lassen, auf das Bestimmteste aber wird sie von den alten Rechtsbüchern widerlegt.

In diesen alten Rechtsbüchern findet sich keine Spur eines derartigen gemeinsamen Eigenthums, und wird der Landbesitz im Gegentheil stets in unzweideutigster Weise als Privateigenthum behandelt.

So bestimmen z. B. alle Gesetze in dem Abschnitte über das Erbrecht, dass die weiblichen Nachkommen blos Anspruch auf Schmuck, Kleider und Hausgeräthe haben, die Waffen aber und der Grundbesitz ausschliesslich im Mannesstamm vererben, und es wurde dieser Grundsatz mit solcher Strenge festgehalten, dass fast bei allen Stämmen, selbst im Falle des Fehlens männlicher Erben, der Grundbesitz keineswegs auf die Töchter, sondern auf die nächsten männlichen Anverwandten in aufsteigender Linie überging.

Dass aber die Güter der Einzelnen keineswegs ohne bestimmte Grenzen waren, ist aus den Gesetzen ebenfalls ersichtlich. Es kommen nämlich eine Menge Gesetze über Grenzstreitigkeiten vor, und da immer ausdrücklich von alten, behauenen Grenzsteinen und von alten Grenzbäumen u. s. w. die Rede ist und in vielen Fällen das Zeugniß der alten Leute angerufen wird, so ist wohl klar, dass hier von bleibenden Grenzen die Rede ist und nicht von solchen, die von Jahr zu Jahr wechseln. \*

\* Ich citire für Alles dies nur nachstehende Gesetze:

*Lex Anglic. et Wern. Tit. VI.*

1. Hereditatem defuncti filius non filia suscipiat. Si filium non habuit, qui defunctus est, ad filiam pecunia et mancipia, terram vero ad proximum paternae generationis consanguineum pertineat.

2. Si autem nec filium habuit, soror ejus pecuniam et mancipia, terram proximus paternae generationis accipiat.

Die meisten Geschichtsforscher nehmen an, dass die Güter der alten Deutschen untheilbar waren, und dass der Erstgeborene gewisse Vorrechte besessen, und selbst WIRTH neigt sich dieser Ansicht zu. Ich muss jedoch gestehen, dass es mir nicht klar ist, worauf sich diese Ansicht stützt, da die Gesetze nirgends auch nur mit einer Silbe einer solchen Einrichtung Erwähnung thun, hingegen jedesmal mit grösster Bestimmtheit festsetzen, dass das väterliche Erbe unter *alle* Söhne *gleichmässig* vertheilt werden solle.\* Es stimmt dies auch viel besser mit dem Verfahren der merovingischen und carolingischen Könige überein, welche ihr Reich jedesmal gleichmässig unter ihre Söhne vertheilten, ein Verfahren, welches vollständig unverständlich wäre, wenn die Untheilbarkeit des Grundbesitzes und das Recht der Erstgeburt ein Grundsatz des altgermanischen Erbrechtes gewesen wäre.

Die untheilbaren Grundbesitze, die Majorate kamen offenbar erst später mit dem Königthume auf. Als nämlich die fränkischen Könige anfangen ihren neuen Dienstadel mit Grundbesitz auszustatten, gaben sie ihm die Güter nicht als Eigenthum, sondern

3. Si autem nec filium, nec filiam, neque sororem habuit, sed matrem tantum superstitem reliquit, quod filia vel soror debuerunt, mater suscipiat, id est pecuniam et mancipia. etc. etc.

*Lex Bajuv. Tit. XI. § 1.*

Si quis limites complanaverit, aut terminos fixos ausus avellere, si ingenuus est, per singula signa vel notas vicanos sex solidos componat.

— *Tit. XI. § 3.*

1. Quotiescunque de terminos fuerit orta contentio, signa quae antiquitus constituta sunt oportet inquire, id est, aggerem terrae, quem propter fines fundorum antiquitus apparuerit fuisse ingestum, lapides etiam quos propter indicium terminorum notis evidentibus sculptos vel constiterit esse defixos.

2. Si signa defuerint, tunc in arboribus notas, quas decorcas vocant, convenit observare, *sed illas quae antiquitus probantur incisae.*

\* *Lex Bajuv. Tit. I. § 1.* Si quis liber persona voluerit, et dederit res suas ad Ecclesiam pro redemptione animae suae, licentiam habeat de portione sua, postquam cum filiis suis partivit.

*Lex Alam. Tit. LXXXVIII.* Si fratres post mortem patris eorum aliquanti fuerint, divideant portionem patris eorum. Dum hoc non fuerit factum, nullus rem suam dissipare faciat usque dum *aequaliter partiant.*



nur zur Nutzniessung oder zu Lehn, und da folgte es natürlich aus der Natur der Sache, dass der jeweilige Lehnsherr das Eigenthum seines königlichen Herrn nicht nach Belieben vertheilen konnte. Bei den alten Deutschen jedoch war die freie Theilbarkeit des Grundes die herrschende Regel.

Diese freie Theilbarkeit des Grundbesitzes war offenbar die Hauptschuld, dass später der unabhängige Adel in vielen Gegenden so sehr verarmte, dass er von den grossen ritterlichen Lehnsherren geradezu Bauernadel genannt und für nicht ebenbürtig gehalten wurde. So nannten die Habsburger die Schweizer Eidgenossen stets nur Bauern, obwohl sie zum grossen Theile Freie und Edle waren \* und dasselbe war auch mit dem heldenmüthigen Volke der Stedinger, sowie mit den sogenannten Dithmarser Bauern der Fall. Dass die wirklichen Bauern aus sich selbst heraus zu einem nachhaltigen, ausdauernden Kampfe nicht befähigt waren, haben die späteren Bauernkriege wohl zur Genüge erwiesen. \*\*

Aber noch aus einer anderen Einrichtung geht der Privatbesitz des Gutes bei den alten Deutschen hervor. In der Urzeit war nämlich nach germanischem Rechte gegen einen freien Mann keine andere Strafe als eine Geldstrafe zulässig und so lange Jemand zahlen konnte, war seine Person und Freiheit unantastbar. Diese Strafgeelder, das sogenannte Wehrgeld, waren jedoch mitunter enorm hoch und wurden mit unerbittlicher Strenge eingetrieben. Das Gesetz «Chrenechruda», welches den Vollzug der zuerkannten Geldstrafen sichert, bestimmt, dass der Schuldige

\* Der Beweis hiefür liegt in der Antwort, welche Herzog Leopold dem Grafen von Tockenburg ertheilte, der einen Ausgleich mit den Waldstätten herbeiführen wollte, in welcher er sagte: «dass die Eidgenossen in den Waldstätten, Freie wie Unfreie, Edle wie Unedle, sich gleichermassen veründigt hätten und daher gleichermassen gezüchtigt werden müssten.»

\*\* Auch der ewig denkwürdige Befreiungskampf der Tiroler Bauern unter Andreas Hofer verlief nur deshalb resultatlos, weil der Adel des Landes sich der patriotischen Erhebung nicht anschloss und die Bauern nach der blutigen Erringung ihrer Unabhängigkeit, sich selbst überlassen, bei allem guten Willen nicht im Stande waren, eine zweckmässig eingerichtete Landesregierung zu organisiren.

mit Allem, was er besitzt, haftbar sei und dass der Beleidigte, um sich zahlbar zu machen, das Recht habe dem Sachfälligen der Reihe nach Alles zu nehmen, was er besitzt, sein Geld, seine fahrende Habe, sein Vieh, seine Slaven und zuletzt auch sein Gut, bis der letzte Pfennig der Schuld beglichen war, der unglückliche Schuldige wurde zuletzt noch bis auf's Hemd ausgezogen, von Haus und Gut gejagt und schliesslich erst noch hingerichtet.

Wenn sich dies nun aber Alles wirklich so verhält, wenn der Landbesitz eines Freien sich einerseits auf seine Nachkommen vererbte, andererseits von einem Privatgläubiger an Geldesstatt als Zahlung angenommen wurde, so ist doch wohl klar, dass der Landbesitz Privatbesitz gewesen sein müsse.

Unter solchen Umständen muss demnach die oben erwähnte Stelle bei Caesar, wofern sie nicht geradezu auf einem Irrthum beruht, nothwendig einen andern Sinn haben, als Herr Much ihr unterlegte, und ich glaube, dass die richtige Erklärung sich auf Grundlage der vorher geschilderten Verhältnisse auch ohne allzugrossen Zwang ergibt.

Die Stelle bei Caesar lautet wie folgt: «*Neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus, cognationibusque hominum, qui tum una coierunt, quantum et quo loco visum est agri, adtribuunt atque anno post alio transire cogunt. Eius rei multas adferunt causas: ne assidua consuetudine capti studium belli gerendi agricultura commutent; ne latos fines parare studeant potentioresque humiliores possessionibus expellant; ne acuratus ad frigora atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re factiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate plebem contineant, cum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat.*»

Versetzen wir uns nun in die damalige Zeit. Bei den Römern war namentlich seit den Zeiten der agrarischen Unruhen der kleine freie Grundbesitz sehr verbreitet. Ueberdies bestand die Uebung, ausgediente Soldaten mit einem kleinen Grundeigenthum zu entlohnen, und wenn diese kleinen Grundbesitzer nun auch



durchaus nicht alle römische Bürger waren, so waren sie doch freie Eigenthümer ihres Grundes und durchaus keine Leibeigenen oder Hörige. Als nun Caesar nach Deutschland kam und die Niederlassungen der Leibeigenen und Hörigen sah, von denen keiner persönliches Eigenthum an Grund und Boden besass, musste ihn so etwas billiger Weise befremden, und er erkundigte sich, woher dies käme.

Wenn man nun noch vor Kurzem einem russischen Grundbesitzer gegenüber die Ansicht aussprach, dass es endlich doch an der Zeit wäre die Leibeigenschaft aufzuheben, was bekam man dann regelmässig zur Antwort? Es läge dies gar nicht im Interesse der Bauern, die Bauern würden dadurch nur übermüthig und hoffärtig werden, die meisten würden dann gar nichts mehr arbeiten und andere würden sich wieder unverhältnissmässig bereichern, das gebe dann böses Blut und endlose Reibereien; wenn dann schlechte Zeiten kämen, müsste der grösste Theil verhungern, während gegenwärtig doch der Grundherr für sie Sorge und darauf sehe, dass jeder stets das Seinige habe.

Genau dieselbe Antwort mochte aber Caesar von seinen deutschen Freunden bekommen haben, und es scheint mir hieraus hervorzugehen, dass Caesar hier einmal ausnahmsweise von den Leibeigenen und Hörigen spricht und die Leute ohne Grundbesitz, denen alljährlich ein Acker von ihrem «*princeps*» angewiesen werde, eben die Hörigen seien.

Caesar ist überhaupt nicht sehr genau, wie auch Herr Much erwähnt, und confundirt Vieles; wie leichtfertig er aber gerade hier schildert, geht daraus hervor, dass er zuerst sagt: «*magistratus ac principes in annos singulos gentibus quantum et quo loco visum est agri adtribuunt*», wenige Zeilen später aber Folgendes schreibt: «*In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorum inter suos jus dicunt, controversiasque minuunt*». Während er also zuerst sagt, die Aecker seien alljährlich von der Obrigkeit vertheilt worden, sagt er gleich hinterher, dass es in Friedenszeiten gar keine Obrigkeit gegeben habe! — Die letzte Stelle ist aber noch in anderer Hinsicht wichtig. Caesar sagt

nämlich, die «principes» hätten unter den Ihrigen Recht gesprochen und Zwistigkeiten geschlichtet, aus den altdeutschen Rechtsbüchern wissen wir jedoch, dass bei den freien Germanen das Recht nicht von einem einzigen Richter gesprochen, sondern in öffentlicher Gerichtsversammlung unter Mitwirkung der Priester oder unter dem Vorsitze des Grafen geschöpft wurde. Unter solchen Umständen können demnach die Leute, denen ihr «princeps» Recht sprach, unmöglich Freie, sondern nur Leibeigene und Hörige gewesen sein, und die «principes», von denen hier Caesar spricht, sind eben die Gutsherren, die ihren Leibeigenen und Hörigen Aecker anweisen und unter ihnen die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ausüben, wie dies Alles auch noch lange nachher genau so der Fall war.

Wo die Ursache wegfällt, da fällt auch die Wirkung weg, und wenn daher die von Herrn MUCH supponirte Agrarverfassung bei den alten Germanen in Wirklichkeit nicht bestand, so müssen auch die daraus abgeleiteten Folgen eine andere Erklärung finden. Es verhält sich dies auch wirklich so.

Was vor allen Dingen die sogenannte leichte Beweglichkeit der Stämme anbelangt, welche Herr MUCH aus der Agrarverfassung ableitet, so scheint mir, dass hier bereits in der Sache ein Missverständniss obwaltet, indem Herr MUCH die sogenannten Heergefolge der Germanen mit Wanderungen der Stämme verwechselt.

Diese Heergefolge waren jedoch einfach die Folgen der Uebervölkerung und waren nichts als Eroberungs- und Raubzüge, welche von unternehmungslustigen verarmten Freien unter der Führung irgend eines angesehenen Adelinges zu dem Zwecke unternommen wurden, um zu rauben und sich grösseren Landbesitz zu erwerben.

Caesar schildert die Entstehung solcher Eroberungsgeleite sehr anschaulich, indem er Folgendes erzählt: «Atque ubi quis ex principibus in concilio dixit, se ducem fore, qui sequi velint, profiteantur, consurgunt ii, qui et causam et hominem probant, suumque auxilium pollicentur atque ab multitudine conlaudantur;



qui ex his secuti non sunt, in desertorum ac proditorum numero ducuntur, omniumque his rerum postea fides derogatur.»

Herr Much schreibt jedoch seiner Agrarverfassung noch eine zweite, viel wichtigere Wirkung zu, indem er sagt, dass nur die hierdurch hervorgerufene grosse Solidarität der Stammesgenossen es den Germanen möglich gemacht habe, den Angriffen Roms zu widerstehen.

Es ist wohl kaum möglich, die inneren Verhältnisse des alt-germanischen Gemeinwesens, sowie das Verhältniss der Germanen zu den Römern gründlicher zu verkennen, als es hier geschieht. Aus Allem, was uns die Geschichte überliefert hat, geht nämlich mit überzeugender Klarheit hervor, dass die Germanen, was körperliche Stärke, was Todesverachtung, was überhaupt Kriegstüchtigkeit anbelangt, den Römern himmelweit überlegen waren.

Die Cimbern und Teutonen, das Heergeleite eines kleinen deutschen Stammes, erschütterten das römische Reich bis in's Mark, ein Aufstand deutscher Sklaven war, so lange sie vereinigt blieben, mit dem Aufgebot aller Kräfte überhaupt nicht niederzuwerfen, und als die Cherusker sich empörten und das römische Heer im Teutoburger Walde erschlugen, glaubte Augustus, das Ende Roms sei gekommen. Vergewegenwärtigen wir uns nun das ungeheure Areal, welches von den germanischen Stämmen bewohnt wurde, vom Dnister, vom Schwarzen Meer, vom Hellespont angefangen durch ganz Mitteleuropa bis in die Alpen und weit in's heutige Frankreich hinein, so erhalten wir die Vorstellung von einer nationalen Wehrkraft, gegen welche die gesammte Militärmacht Roms kaum in Betracht kam. Würde unter den germanischen Stämmen nur der mindeste Nationalsinn vorhanden gewesen sein, hätten sie sich nur ein einziges Mal zu gemeinsamem Handeln entschlossen, das römische Reich mit ihrer gesammten vereinigten Macht angegriffen, das römische Reich wäre nicht unterlegen, nein, es wäre sofort in Atome aufgelöst worden, ja es hätte kaum von einem ernstlichen Widerstande die Rede sein können. Die Römer kannten diese Sachlage selbst am besten und darum erschrak ja Augustus so bis in den Tod, weil er eben glaubte,

Armin, dessen Kühnheit, dessen Genialität und dessen allgemeine Beliebtheit den Römern kein Geheimniss war, hätte einen allgemeinen Aufstand der Germanen unter seiner Führung zu Stande gebracht.

Unter solchen Umständen liegen die Verhältnisse ja aber ganz anders, als Herr Much annimmt; wenn etwas räthselhaft ist, wenn irgend etwas einer Erklärung bedarf, so ist es nicht, wie die Germanen sich der römischen Herrschaft erwehren konnten, sondern umgekehrt, wie es denn gekommen, dass die schwachen Römer die titanenhaften Riesengeschlechter der germanischen Stämme bis zu dem Grad unterwerfen und knechten konnten, als dies thatsächlich der Fall war, und die Erklärung dieser auffallenden Thatsache liegt in jenem traurigen Mangel an Gemeinsinn, der leider die ganze deutsche Geschichte beherrscht, in jener Zersplitterung in unzählige Stämme und Stämmchen, in jener Auflösung der gesammten Gesellschaft in einzelne Privatherrschaften, welche in ihrem unmässigen Hang nach Selbständigkeit so weit gingen, dass sie nach Caesar's eigenem Zeugnisse in Friedenszeiten nicht einmal ein Stammesoberhaupt über sich duldeten. Dass unter solchen Verhältnissen von irgend einer nationalen Politik, von irgend einem planmässigen Vorgehen, von irgend welchen nachhaltigen gemeinsamen Unternehmungen nicht die Rede sein konnte, das ganze Leben der Germanen nach Aussen sich vielmehr in planlose Raubzüge einzelner Stämmchen, ja einzelner Familien auflösen musste, liegt auf der Hand, und ebenso klar ist es, dass ein so loses Gemeinwesen trotz aller persönlichen Ueberlegenheit der einzelnen Individuen, doch den planmässigen, mit hartnäckiger Consequenz geführten Angriffen der Römer schliesslich unterliegen musste.

Dass diese Darstellung kein Phantasiegemälde, sondern nur der Ausdruck der thatsächlichen Verhältnisse ist, dies geht aus allen historischen Ueberlieferungen nur zu deutlich hervor.

Was sagte doch Herodot von den Thraciern? «Nach den Indiern sind das grösste Volk unter allen die Thracier. Besässen sie Nationaleinheit, oder wären sie untereinander einig, so würden



sie unüberwindlich und von allen Völkern bei weitem das mächtigste sein. Doch hierin liegt ihr Gebrechen, Einheit und Einigkeit wird ihnen nicht nur schwer, sondern geradezu unmöglich, und dadurch werden sie schwach und ohnmächtig.»

Die Cimbern und Teutonen waren so lange siegreich als sie vereint blieben, und als sie sich trennten wurden sie beide geschlagen. Die deutschen Slaven unter Spartacus waren unüberwindlich, so lange sie zusammenhielten, und erst als sie sich, von ihrer Raubsucht verblendet, zerstreuten, wurden sie einzeln aufgerieben. Der glänzende Sieg der Cherusker im Teutoburger Walde blieb ohne entsprechende weitere Folgen, weil die Cherusker nach Erreichung ihres nächstgelegenen Zweckes vollständig genug gethan zu haben glaubten, trotz Armin's Drängen zu nichts Weiterem mehr zu bewegen waren und weil Marbod jede Mitwirkung schroff ablehnte. Die Erhebung der Bataver unter Claudius Civilis verlief in Sand, weil die germanischen Stämme am rechten Rhein-Ufer absolut zu keiner Theilnahme zu bewegen waren, und so ging es in's Unendliche fort. Jeder Stamm, jedes Stämmchen schlug vereinzelt gegen die Römer, während die Nachbarn mit kurzsichtiger Schadenfreude zusahen, wie ihre Stammesgenossen vernichtet wurden, ja und dies war noch der relativ günstige Fall, in den meisten Fällen aber machten die Germanen sogar gemeinsame Sache mit dem Reichsfeind und verbanden sich mit den Römern gegen ihre eigenen Stammesgenossen. Sowie in späteren Zeiten die Deutschen sich so häufig zu fremden Kriegsdiensten verdingten, so war dies bei den alten Germanen ganz allgemeiner Gebrauch und sie traten massenhaft in römischen Sold. Hiedurch kommt aber erst volles Licht in die Sachlage. Nicht Römer also, sondern Germanen waren es, welche die Germanen bezwangen und genau so wie später Napoleon mit deutschen Regimentern das deutsche Reich in Trümmer schlug, so waren es auch germanische Cohorten, mit denen Rom Germanien in Knechtschaft stürzte.\*

\* Es muss hier jedoch erwähnt werden, dass bei den Germanen allerdings eine gewisse Solidarität der Familienglieder bestand, doch wur-

Wenn aus allen diesen Auseinandersetzungen nun auch hervorgeht, wie weit sich die von Much gegebene Darstellung der altgermanischen Staatsverhältnisse von den quellenmässig nachweisbaren Thatsachen entfernt, so darf hiebei doch nicht übersehen werden, dass in dem angezogenen Aufsätze des Herrn Much die staatsrechtliche Frage doch nur in zweiter Linie steht und der eigentliche Kern seiner Auseinandersetzungen in der Schilderung der Culturverhältnisse zu suchen ist, indem er namentlich nachzuweisen sucht, dass die alten Germanen bereits eine gewisse Cultur besaßen und keineswegs mit Wilden verglichen werden dürfen.

Was nun diese Seite der Arbeit anbelangt, so muss man derselben wohl unbedingt beistimmen, ja man könnte nach dieser Richtung hin sogar noch bedeutend weiter gehen, als Herr Much dies thut.

Durch den Nachweis nämlich, dass die Thracier der Griechen und Römer ein germanischer und zwar gothischer Stamm waren, gewinnt die ganze Frage eine vollständig veränderte Gestalt, denn wenn wir die Behauptung des Gothen Jornandes, dass die Gothen in Dacien, Thracien und Moesien durch ihre Philosophen Zeutas, Diceneus und Zalmoxes so gebildet wurden, dass sie beinahe den Griechen gleich kamen, billiger Weise für eine patriotische Uebertreibung halten müssen, so geht doch aus allen geschichtlichen

zelte dieselbe keineswegs in einem gemeinsamen Besitz, als vielmehr in der Einrichtung der Blutrache, nach welcher alle Mitglieder einer Familie verpflichtet waren, die Beleidigung eines von ihnen solidarisch zu rächen. In Verbindung mit diesem Rechtsgrundsatz stand dann ferner das Erbrecht, nach welchem die Familienmitglieder sich wechselseitig beerbten und es dem Einzelnen durchaus nicht freistand, sein Gut nach freiem Willen zu vermachen, sowie andererseits die Bestimmung, dass bei Zahlungsunfähigkeit eines Sachfälliggewordenen die Familienglieder zur Zahlung herbeigezogen wurden und zwar in derselben Reihenfolge, in welcher sie das Gut des Veurtheilten zu erben berechtigt gewesen wären. Hier hätten wir nun allerdings eine gewisse Solidarität, es ist aber sogleich klar, dass diese Solidarität gar nichts zur Festigung des Stammes beitrug, sondern dass sie im Gegentheile die Quelle der furchtbaren Zersplitterung war.



Ueberlieferungen mit Sicherheit hervor, dass sie eine nicht unbedeutende Cultur besaßen. — So gab es in Thracien bereits seit den ältesten Zeiten Städte und die Thracier standen überhaupt seit dem Beginne der griechischen Geschichte mit den Griechen in fortwährendem Verkehre, wie denn z. B. die sogenannten thracischen Mysterien, ein eigenthümlicher, geheimnissvoller Cultus, in Griechenland weit verbreitet waren und sich stets neben der einheimischen Religionslehre erhielten. Worin diese Mysterien eigentlich bestanden, wissen wir mit Sicherheit allerdings nicht, doch wäre es sehr gut denkbar, dass der bei allen germanischen Stämmen und so auch bei den Gothen bestandene Glaube an die Unsterblichkeit, die Basis zu einem derartigen eigenthümlichen Cultus gegeben habe.

Sehr bemerkenswerth erscheint auch der Umstand, dass nach den griechischen Sagen Orpheus, der Sänger, der mit seinem Gesange die wilden Thiere bändigte, aus Thracien kam. Auf den ersten Blick erscheint es zwar bedenklich, auf einen derartigen Mythos weitere Folgen zu bauen, doch ist die Sache deshalb auffallend, weil thatsächlich der Gesang bei keinem anderen Volke, und am wenigsten bei den Griechen, eine so tiefgreifende Rolle spielte, als dies bei den Germanen zu allen Zeiten der Fall war. So erzählt z. B. Diodor von Sicilien in seiner Schilderung der germanischen Sitten Folgendes: «Nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden folgen die Deutschen vorzüglich den Priestern und den Lieder singenden Dichtern. Oft, wenn in der Feldschlacht die Heere sich nähern, die Schwerter geschwungen und die Speere geworfen werden, treten die Barden dazwischen, und augenblicklich tritt die tiefste Ruhe ein, gleichsam als wäre ein wildes Thier mit einem Zauberstabe berührt worden. So weicht auch bei den rohesten Barbaren der Ungestüm des Muthes der Weisheit und der Kriegsgott den sanfteren Musen.» Glaubt man hier nicht unwillkürlich, den griechischen Mythos von Orpheus vor sich zu haben, der mit seinem Gesange den Kampf der Menschen beschwichtigt und die wilden Thiere zähmt? Aber auch weiter kommt die Macht des Gesanges wiederholt in der deutschen Geschichte vor. Als

Gelimer, der letzte König der Vandalen, von den Oströmern in seiner letzten Burg belagert wurde und das Ende seiner Herrschaft herannahen fühlte, sandte er einen Boten zu Belisar und liess ihn um drei Dinge bitten: ein Stück Brod, um seinen Hunger zu stillen, einen Schwamm, um seine glühende Stirne zu kühlen, und eine Harfe, um sein Lied zu singen. Belisar war aber durch das Lied so gerührt, dass er ihm die Freiheit schenkte und Kaiser Justinian beschenkte ihn noch überdies mit reichen Ländereien in Galatien. Welche grosse Rolle der Gesang im Mittelalter bei den Deutschen spielte ist allgemein bekannt, aber auch später erscheint er noch zu wiederholten Malen in bedeutungsvollen Momenten in der deutschen Geschichte. So kniete z. B. bei Lützen das protestantische Heer vor Beginn der Schlacht angesichts des Feindes nieder und in den kalten Novembormorgen hinaus tönte mächtig und kraftvoll der Schlachtgesang der Protestanten: «Eine feste Burg ist unser Gott.» — Die mächtige Anregung, welche in den deutschen Freiheitskämpfen die Bardengesänge Körner's gegeben, ist noch in frischer Erinnerung.

Doch wir wollen diesen Dingen keine grössere Bedeutung beilegen als sie vielleicht verdienen und kehren wieder auf den festen Boden der historischen Quellen zurück, indem wir uns von den östlichen Germanen oder Thraciern zu den westlichen wenden.

Hier ist es nun vor Allem auffallend, dass die Cimbern, als sie in Italien einfielen, keineswegs als Wilde in Thierfellen kamen, wie man die Germanen mit besonderer Vorliebe darzustellen liebt, sondern dass sie ganz nach Art der späteren Ritter auftraten, in glänzendem Panzer, mit kunstvollen Helmen und Schildern, und dies hätte doch wohl schon davon abhalten sollen, die Germanen mit Indianern zu vergleichen.

Noch viel mehr Einzelheiten über den Culturgrad der Germanen in der heidnischen Urzeit erhalten wir jedoch aus Diodor von Sicilien, und ich setze daher seine Schilderung im Wesentlichen wörtlich hierher: \* Wegen des Uebermaasses der Kälte erzeugt

\* Es ist dies die Uebersetzung, wie sie WIRTH in seiner Geschichte der Deutschen, Stuttgart 1846, giebt.



das Land weder Wein noch Oel und die Germanen bereiten sich daher ihr Getränk aus Gerste. Da sie aber auch den Wein leidenschaftlich lieben, so verschaffen sie sich solchen von fremden Handelsleuten und trinken ihn unvermischt so maasslos, dass sie sich berauschen und alsdann entweder schlafen oder in einen der Raserei ähnlichen Zustand versetzt werden. Die italienischen Kaufleute beuten zur Befriedigung ihrer Gewinnsucht die Weinliebe der Germanen eifrig aus, indem sie theils auf den Strömen, theils zur Achse Wein in Deutschland einführen und ungeheuren Gewinn nehmen. So erhalten sie z. B. für einen Krug Wein öfters einen Slaven.

Im Ganzen giebt es in Germanien kein Silber, doch viel Gold, welches die Natur den Eingeborenen darbietet, ohne dass sie es zu graben brauchen. Die Flüsse führen nämlich Massen von Goldsand, aus dem eine Menge Gold gewonnen wird. Da letzteres aber häufig ist, so gebrauchen es die Deutschen zum Schmuck, und zwar nicht blos die Frauen, sondern auch die Männer. Sie tragen Fingerringe, um Hände und Arme goldene Bänder, um den Hals dicke Ringe; auch zu den Panzern wird Gold gebraucht. Die Deutschen haben sehr lange Leiber, weisse und durchsichtige Haut und goldgelbe Haare. Letztere sind schon von Natur so, allein man sucht dieselben auch noch künstlich zu verschönern, indem sie mit Gypsmehl gerieben werden. Dadurch erlangen die Haare nicht nur Durchsichtigkeit, sondern werden auch so dick, dass sie den Pferdemähnen ähnlich werden. Den Bart scheren die Einen, die Anderen lassen ihn mässig wachsen. Die Edlen nämlich scheren das Kinn und lassen nur einen Schnurbart stehen, welcher den Mund bedeckt. Wenn sie also essen, so wird dieser Bart voll Speise, und bei dem Trinken wird die Flüssigkeit wie durch ein Sieb geführt. Bei dem Essen sitzen sie nicht auf Stühlen, sondern am Boden auf Wolfs- oder Hundsfellen. Sie werden von Slaven beiderlei Geschlechts bedient, welche noch dem jüngeren Alter angehören. Ihr Sitz beim Essen ist nahe am Herd, der von Kesseln und Bratspiessen strotzt, wo grosse Stücke Fleisch zubereitet werden. Auch Fremde laden sie zu ihrem Schmause ein und

nach dem Essen fragen sie, wer sie seien und was sie verlangen.

Wenn sie bei dem Gelage in Wortwechsel gerathen, so fordern sie sich zum Zweikampf heraus und dieser findet auch sogleich statt, da sie den Tod für nichts achten. Es besteht nämlich bei ihnen die Lehre des Pythagoras, dass die Seelen der Menschen unsterblich sind. Sie glauben daher, dass sie nach bestimmten Jahren wieder leben, und deshalb werfen manche bei der Bestattung den Verstorbenen geschriebene Briefe an ihre abgeschiedenen Verwandten mit in's Grab, gleichsam als wenn sie solche verstünden. Auch bei Schlachten pflegen einzelne aus den Reihen heraus zu treten und die Tapfersten unter den Gegnern zum Zweikampf herauszufordern, die Waffen schwingend und den Feind abschreckend. Wenn man sie vor der Schlacht höhnt, so preisen sie die Waffenthaten ihrer Voreltern, erheben ihre eigene Tapferkeit, schmähen den Feind und benehmen ihm überhaupt schon durch Worte vor dem Kampf Zuversicht und Kühnheit des Geistes. Den gefallenen Gegnern nehmen sie die Köpfe und hängen sie an die Häse ihrer Pferde. Die Waffenbeute übergeben sie ihren Slaven, sie selbst jubeln und singen den Siegesgesang. Nach der Heimkehr hängen sie die Kriegsbeute an ihren Häusern auf, wie bei manchen Jagden das erlegte Wild; die Häupter der Ausgezeichnetsten von den gefallenen Feinden salben sie mit Cederöl ein und bewahren sie in einem Schranke auf. Sie zeigen dieselben alsdann dem Fremden und deuten dabei an, dass entweder ihre Ureltern oder ihr Vater oder sie selbst dieses Siegeszeichen nicht für grosse gebotene Schätze hingegen hätten. So entwickeln sie denn eine gewisse barbarische Seelengrösse.

Sie tragen gefärbte Unterkleider mit den mannigfaltigsten Blumen durchwirkt und Beinkleider, die sie Bracken nennen. Darüber werfen sie grobe Mäntel, welche im Winter rauh, im Sommer glatt mit vielblumigen Vierecken durchwirkt sind.

Als Waffen führen sie eigenthümlich bemalte Schilde. Zuweilen sind auch Thiere von Erz darauf abgebildet, was nicht allein zur Zierde, sondern auch zur grösseren Sicherheit dient. Auf dem



Haupte tragen manche eherne Helme, oben mit hervorragenden Theilen, die denen, welche sich ihrer bedienen, ein gewaltiges Aussehen geben; denn die Einen haben fest angebrachte Hörner daran, die Anderen Vordertheile in erhabener Arbeit, Vögel oder vierfüssige Thiere darstellend. Ein Theil trägt auch Panzer, die aus Eisen kettenartig geschmiedet sind, ein anderer Theil muss sich aber mit dem von der Natur Gegebenen begnügen, d. h. er kämpft nackt. Statt der Degen führen sie breite, grosse Schwerter, die sie mit eisernen oder ehernen Ketten an die rechte Seite hängen.

Einige halten auch die Gewänder mit vergoldeten oder versilberten Gürteln zusammen. Sie werfen Speere, Lanzen genannt, mit ellenlangen eisernen Spitzen, wovon die einen gerade, die anderen spiralförmig geschmiedet sind, so dass sie beim Zurückziehen das Fleisch zerreißen.

Vom Aussehen sind die Deutschen schrecklich und ihre Stimmen rauh und dumpfhallend. Im Gespräch sind sie kurz und räthselhaft, indem sie Bilder und Anspielungen lieben. Sie übertreiben gerne, zeigen viel Selbstgefühl und verachten andere Völker. Vom Geiste sind sie scharfsinnig und nichts weniger als ungeschickt zum Lernen. Es giebt auch Dichter bei ihnen, welche Barden heissen. Diese begleiten ihre Gesänge mit der Leier und preisen darin ihren Stamm, während sie andere Nationen mit Geringschätzung behandeln. Ebenso haben die Germanen auch Weise und Priester, welche in hohem Ansehen stehen, sowie Wahrsager, auf die sie viel halten. Dieselben verkünden aus dem Flug der Vögel und aus den Eingeweiden geschlachteter Thiere die Zukunft voraus, und das ganze Volk hört mit Ehrfurcht auf sie, glaubt und folgt ihnen. Wenn sie aber über eine grosse und wichtige Angelegenheit die Zukunft schauen wollen, befolgen sie eine abscheuliche Sitte; denn die Priester opfern einen Menschen und deuten nach dem Zucken der Glieder und den Strömungen des Blutes die kommenden Ereignisse an, indem sie vorgeben, dass ihre Kunst durch langjährige Erfahrungen immer bestätigt worden sei.» ...

Wenn wir aber auch gar keine directen Nachrichten über die

Zustände der Cultur bei den alten Germanen hätten, so giebt es doch ein geschichtliches Denkmal, welches lauter und eindringlicher zu uns spricht als alle Schilderungen der alten Historiographen und dies ist wieder die altgermanische Mythologie.

Es liegt in der Natur der Sache und wird auch durch die Erfahrung allenthalben bestätigt, dass die Art und Weise, wie sich die verschiedenen Völker das Jenseits vorstellen, stets nur der Widerschein ihrer eigenen Verhältnisse ist, so dass das Leben jenseits aus genau denselben Elementen besteht wie hier auf Erden, nur dass Alles in grösserem Maassstabe gedacht wird.

So denkt sich der brasilianische Ureinwohner das bessere Leben als einen grossen Urwald voll Calabassenbäume, der nordamerikanische Indianer spricht von einem grossen Götterzelt und von weiten Prairien voll Büffelheerden, der Eskimo aber träumt von einem Lande voll Rennthierheerden, in welchem ein beständiger Sommer herrscht, und von einem grossen Wasser mit Ueberfluss von Vögeln, Fischen und Seehunden, welche sich ohne Mühe fangen lassen oder lebendig in einem grossen Kessel sieden.

In derselben Weise aber geht es fort. Wenn uns von den alten Griechen gar nichts Anderes erhalten geblieben wäre als ihre Götterlehre und ihre heiligen Sagen, so wüssten wir doch ganz bestimmt, dass hier ein hochcultivirtes Volk gelebt haben müsse, welches Städte, Paläste und Tempel besessen, welches Ackerbau, Viehzucht, Handel und Industrie betrieben und bei welchem alle Künste und Wissenschaften in hohen Ehren gestanden.

Wenn wir nun aber von diesem Gesichtspunkte aus die altgermanische Mythologie in's Auge fassen, was finden wir da in derselben? Etwa einen grossen Urwald mit Bären, Büffeln und Rennthieren, oder grosse unterirdische Höhlen, wo die Seelen der Abgeschiedenen um grosse Feuer herum sitzen? Nicht im Allerentferntesten; die Unterwelt ist wohl eine grosse Höhle voll Nacht und Graus, aber im Lande der Aasen da sieht es ganz anders aus, da giebt es prachtvolle Paläste, Schlösser und Burgen, da giebt es kostbares Hausgeräthe, kunstvolle Waffen, reiche Gewänder und köstliches Geschmeide in Hülle und Fülle, und das Leben der



Götter ist auch gar nicht das von Wilden, da werden ritterliche Kämpfe aufgeführt, da wird allerlei Scherz und Kurzweil getrieben, da steht Gesang und jede Art von Kunstfertigkeit in hohen Ehren und Odin, der Herr des Kampfes und der Lenker der Schlachten, wandert zu gleicher Zeit unablässig in der weiten Welt umher, von unauslöschlichem Wissensdurst getrieben, und sinnt über die Lehren der Vorwelt.

Wenn nun aber dies Alles im Lande der Aasen sich fand, dann ist hiermit auch der Beweis erbracht, dass Alles dies auch im Lande der Germanen vorhanden war, dass auch die Germanen Schlösser und Burgen besaßen, dass sie kostbare Hausgeräte, kunstvolle Waffen, reiche Gewänder und Geschmeide und Kleinodien hatten, dass ritterliche Waffenübungen, Gesang und geheime Wissenschaft bei ihnen hoch in Ehren standen, und da die Sagen der Edda offenbar uralt sind und höchst wahrscheinlich bis in die Zeit zurückreichen, wo die Germanen noch in Asien wohnten, so folgt daraus auch weiter mit Bestimmtheit, dass diese gesammte Cultur bis in's graueste Alterthum zurückreicht, denn so unmöglich es ist, dass ein Kind, welches nie von einem Elephanten etwas gehört oder gesehen hat, von einem Elephanten träumt, ebenso unmöglich ist, dass die alten Germanen sich diese Vorstellungen von der Aasenwelt schufen, wenn sie diese Vorstellungen nicht aus eigener Erfahrung besessen hätten.

Das Leben der Aasen in Walhalla war Zug für Zug genau dasselbe, wie wir es später auf den Schlössern der deutschen Fürsten finden und hieraus folgt, dass das Leben der deutschen Freien auf ihren Herrnsitzen bereits in der Urzeit im Wesentlichen ebenso war, und es wäre dies vollkommen sicher und gewiss, wenn uns auch gar keine weiteren Urkunden über Schlösser und Burgen der alten Germanen vorliegen würden.

Ist es denn aber wahr, dass derartige geschichtliche Urkunden nicht vorliegen? Tacitus erzählt, dass Segest, der Schwiegervater Armin's, der es mit den Römern hielt, von den Cheruskern unter Anführung Armin's belagert worden sei und zu seiner Befreiung die Hilfe der Römer anrief, die ihm auch durch ein römisches

Heer unter der Führung des Germanicus gewährt wurde. Ich frage nun aber, belagert man mit einer Armee eine Holzhütte? zieht man mit einer grossen Armee herbei, um allenfalls ein Blockhaus zu entsetzen?

Aber noch mehr. Zur Zeit Karl's des Grossen befanden sich die Sachsen noch vollkommen im heidnischen Urzustand und die Verhältnisse waren bei ihnen noch genau dieselben wie zur Zeit des Tacitus. Als nun Karl der Grosse zum ersten Mal nach Sachsen einfiel, auf was stiess er denn dort? er stiess auf das alte Nationalheiligthum der Irmensäule und er stiess auf die festen Burgen *Ehresburg* und *Sigisburg*. Um diese beiden Burgen entbrannte nun ein heisser und langer Kampf, indem sie abwechselnd von den Sachsen und Franken erstürmt, zu wiederholten Malen auch niedergerissen und wieder aufgebaut wurden. Hatten nun die alten Deutschen Burgen oder hatten sie keine?

Es kommt allerdings sehr häufig vor, dass man durch irgend ein Vorurtheil an der Erkenntniss irgend einer naheliegenden Wahrheit gehindert wird, selten aber wird sich dies in solchem Maasse und in solchem Umfange gezeigt haben, wie bei Beurtheilung der altgermanischen Zustände, und es wird wohl binnen Kurzem geradezu unglaublich erscheinen, wie man so lange Zeit die Masse von sicheren historischen Ueberlieferungen so vollständig ignoriren konnte, nur um einem alten Aberglauben nicht zu nahe zu treten.

Ich will hier beispielsweise nur noch Eines erwähnen.

Es wird gegenwärtig noch allgemein gelehrt und geglaubt, dass die alten Germanen weder Tempel noch bildliche Darstellungen ihrer Götter gehabt, sondern ihre religiösen Handlungen blos in heiligen Hainen vorgenommen hätten. Gleichwohl ist das Gegentheil historisch unwiderleglich bewiesen.

Chlotilde, die Gattin Chlodwig's, welche diesen zum Christenthume bekehren wollte, nannte die deutschen Götter Götzenbilder aus Holz und Stein, welche weder sich noch Anderen helfen könnten. Adam von Bremen berichtet, «dass in einem mit Gold geschmückten Tempel zu Upsala die Bildsäulen dreier Götter sich



befanden, wovon einer Wodan geheissen, die Schlachten gelenkt, den Menschen Tapferkeit öder Sieg über die Feinde gegeben habe, und darum bewaffnet abgebildet worden sei. Wenn ein Krieg bevorstand, habe man dem Wodan Opfer gebracht.» Walafrid Strabo erzählt in der Lebensbeschreibung des heiligen Gallus, dass derselbe bei den Allemannen und Sueven drei Götzenbilder, welche dieselben vorzugsweise verehrten, zu zerstören versuchte.

Von der sächsischen Irmensäule, welche von Karl dem Grossen zerstört wurde, haben wir bereits oben gesprochen. Tacitus sagt in seiner Germania allerdings, dass die Deutschen die Gottheit sich zu erhaben vorstellten, um sie in Wände einzuschliessen oder nach der menschlichen Gestalt abzubilden, aber er selbst erwähnt in seinen Annalen den prächtigen Tempel Tanfana und er selbst erzählt ausdrücklich, dass die Deutschen im Kriege die Bildsäulen ihrer Götter in den Kampf zu tragen pflegten und dass diesen Götzenbildern Menschen geopfert wurden. — In dem friesischen Gesetzbuche wird verordnet, dass Derjenige, der einen Tempel erbricht und plündert, an das Meer geführt, daselbst entmannt und hierauf den beleidigten Göttern geopfert werden solle. Ja, als ob es mit allen diesen Beweisen noch nicht genug wäre, so liegt uns noch ein Schreiben des Gregorius Magnus an den Abt Mellitus vor, worin derselbe anrath, dass man die heidnischen Tempel der Germanen nicht zerstören solle, weil das Volk dadurch nur noch erbitterter würde. Man möge vielmehr die gut gebauten Tempel mit geweihtem Wasser besprengen, Altäre daselbst errichten, und die Deutschen, welche einmal an ihre heiligen Orte gewohnt sind, würden diese Kirchen lieber besuchen und dadurch allmählig zum Christenthum gebracht werden. — Und allen diesen Beweisen zum Trotz will man noch immer behaupten, dass die alten Deutschen in der Zeit des Heidenthums keine Tempel gehabt hätten!

Es wäre noch sehr verlockend von dem Priesterstand der alten Germanen zu sprechen, welcher von vielen Seiten ebenso bestritten wird wie die Existenz der Tempel, obwohl fast alle Schriftsteller übereinstimmend die Existenz und den ungeheuren Einfluss

des Priesterstandes bezeugen, ich will jedoch für diesmal davon abstehen und nur so viel erwähnen, dass ein Priesterstand wirklich vorhanden war, dass derselbe in ältesten Zeiten ausschliesslich die Gerichtsbarkeit ausübte, dass Priester den öffentlichen Versammlungen präsidirten und dass dieser Stand überhaupt einen so ungeheuren Einfluss besass, dass man das altdeutsche Gemeinwesen wohl am richtigsten als eine von Priestern geleitete Adelsrepublik charakterisiren könnte. Die Reformen Karl's des Grossen aber, weit entfernt, durch Einführung des Christenthums das religiöse Element im Germanenthum zu heben, müssen vielmehr als eine entschiedene Verweltlichung angesehen werden, da durch dieselben die Gerichtspflege, die früher der Kirche zustand, in weltliche Hände gelegt wurde.

---

Nachdem ich es im Vorhergehenden versucht habe die Irrthümer nachzuweisen, in welche Herr Much in seiner Darstellung der altgermanischen Staatsverfassung gerathen war, gehe ich nunmehr auf jenen Theil seiner Arbeit über, in welchem er über seine unmittelbare Aufgabe hinausgehend, die allgemeinen Principien der Cultur- und Staatenbildung in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, indem ich es versuche den Nachweis zu liefern, wie der Verfasser, von seinen unrichtigen Prämissen ausgehend, in immer grösseren Widerspruch mit der Geschichte geräth.

Auch in diesem Theile der Arbeit finden sich indessen neben dem durch Voreingenommenheit entstellten Thatbestand viele treffende Bemerkungen.

Wie richtig ist es nicht, wenn der Verfasser hervorhebt, dass durchaus nicht alle ackerbauenden Völker zuvor ein Nomadenleben geführt, sowie dass ein Nomadenvolk niemals freiwillig zum Ackerbau greife, dass Ackerbau und Nomadenthum überhaupt keineswegs verschiedene Entwicklungsstufen eines und desselben Volkes, sondern zwei coordinirte Formen der menschlichen Ge-



sellschaft seien, welche selbständig nebeneinander entstanden und unabhängig von einander existiren.\*

Wenn nun aber der Verfasser weitergehend behauptet, dass nur die von Pflanzennahrung lebenden, Ackerbau treibenden Völker culturfähig seien, die Nomaden hingegen als reine Fleischesser niemals aus sich selbst heraus zur Cultur gelangen\*\* und gewissermassen culturunfähig sind, so ist dies eine Behauptung, welche mir im schroffsten Widerspruch mit Allem zu stehen scheint, was uns die Erfahrung und historische Ueberlieferung lehrt, und weit entfernt diesen Grundsatz acceptiren zu können, ist es vielmehr gar nicht schwer den sicheren Nachweis zu liefern, *dass gerade umgekehrt die Nomaden es sind, welche die civilisirenden Elemente der menschlichen Gesellschaft lieferten und dass unsere gesammte Bildung ihre Wurzeln im Nomadenthum hat.*

Ich gehe sofort zu einer näheren Begründung dieser Behauptung über.

Der Kampf ist der Nerv des Lebens und das Wandern die Quelle der Gedanken; Wandern und Kämpfen aber ist das Leben der Nomaden. Er zieht von den Bergen zur Ebene, von der Ebene zum Meer, die Wölfe umheulen sein Lager, der Sturm zerstreut seine Heerde, im blutigen Kampfe erringt er den Weideplatz für seine Thiere und mit dem Schwert in der Faust erwirbt er sich Alles, was sein eigen ist. Sein ist die Welt so weit die Blicke reichen und die Sterne am Himmel weisen ihm seinen Weg. In

\* Die prähistorischen Alterthümer beweisen doch wohl, dass die Völker unter allen Himmelsstrichen erst Jäger, dann Hirten und zuletzt Ackerbauer gewesen sind.

D. Red.

\*\* Der Verfasser beruft sich an dieser Stelle sogar auf das Thierreich, indem er darauf hinweist, dass fast alle Hausthiere Pflanzenfresser seien. Es ist dies wohl ganz richtig, aber weshalb eignen sich denn diese Thiere eben zu Hausthieren, doch nur wegen ihrer passiven Unterordnung unter den Willen des Menschen, wegen ihres freiwilligen Ertragens der Knechtschaft. Das einzige Hausthier, welches seine Stellung seiner Intelligenz verdankt, ist der Hund und dieser ist wie bekannt ein Fleischfresser. Ueberhaupt gilt im Gegentheile für das ganze Thierreich die Regel, dass die Raubthiere im Allgemeinen höher begabt sind als die Pflanzenfresser,

dunkler Nacht am hellen Feuer gelagert gedenkt er der Thaten seiner Ahnen und sein Geist schweift in die Weite, von den Bergen zum Meer und hinauf zum Firmamente, wo unter tausend Sternen der Stern seines Lebens glänzt.

So ist das Leben des Nomaden und demgemäss gestaltet sich sein Charakter. Betrachten wir jeden Nomadenstamm, den wir wollen, den Kirgisen, den Mongolen, den Araber, den Kurden, den Turkomanen, überall finden wir die Wirkungen dieser Verhältnisse. Ueberall finden wir einen kühnen, kriegerischen Sinn, einen stolzen, selbstbewussten Geist, eine strenge militärische Organisation, welche bei aller Freiheit, die sie dem Einzelnen lässt, doch eine nachdrückliche, kraftvolle Centralgewalt sichert, überall finden wir die Sucht nach äusserer Pracht und Auszeichnung, und überall einen regen, lebendigen Geist.

Hören wir doch, wie z. B. GUTHE in seinem bekannten Lehrbuche der Geographie die nomadisirenden Araber beschreibt:

«Das ewige, mühsame Wander- und Hirtenleben in der öden Wüste hat den Körper der Wüstensöhne eigenthümlich gestählt, die schmale und geringe Kost den Leib hager erhalten. In diesem schlanken, aber geschmeidigen und muskelkräftigen Körper wohnt ein muthiger und aufmerksamer Geist, den der Kampf mit Raubthieren oder feindlichen Stämmen in steter Spannung erhält. So entwickelt sich bei ihnen jener stolze unabhängige Sinn, jene Liebe zur Freiheit, welche sie auf die Städtebewohner verächtlich herabsehen lehrt. Dabei ist das Gefühl der Anhänglichkeit an den väterlichen Stamm sehr stark entwickelt; die Grossthaten der Ahnen bilden den Lieblingsgegenstand der Unterhaltung, und jeder Einzelne steht bis zum Tode für die Ehre des Stammes ein. Ihr lebendiger, scharfer Verstand, der in dem einfachen Wüstenleben nicht genug Nahrung fand, hat sich schon früh auf Bearbeitung ihrer Sprache geworfen, deren Regeln durch einfache Hirten festgesetzt wurden, und noch jetzt kann man an den nächtlichen Hirtenfeuern Disputationen über grammatische Fragen hören. Schon frühzeitig entwickelt sich bei ihnen die Dichtkunst. Der stete Aufenthalt im Freien, wo noch jetzt die Karawanen, um der



Tagesgluth zu entgehen, die Nacht durchreisen und die Hirten sie durchwachen, führte von selbst zur Verehrung der Sterne, die mit ihrem regelmässigen Erscheinen und Verschwinden die Jahreszeiten zu beherrschen schienen. Gleichermassen wurden sie aber auch als Beherrscher des menschlichen Schicksals angesehen. Astrologie und Astronomie gingen Hand in Hand. Vom Himmel herabgefallene Steine, Meteoriten, waren ihnen Sinnbilder der Götter und wurden auf den Bergen aufgerichtet und angebetet.»

In neuerer Zeit hat allerdings der bekannte russische Forschungsreisende PRSCHEWALSKI in seinem Werke über die Mongolei eine Schilderung der Mongolen gegeben, welche sehr wenig mit der eben gegebenen Charakterisirung der Nomadenvölker übereinstimmt, indem er die Mongolen als unkriegerische, feige, stupide Menschen ohne jegliches Selbstgefühl darstellt, welche so ziemlich alle nur denkbaren schlechten Eigenschaften an sich haben.

Wenn es nun auch allerdings zugegeben werden muss, dass die Nomadenvölker durchaus nicht alle gleich sind und namentlich die Nomaden mongolischen Stammes im Allgemeinen eine mindere Begabung zeigen und auf einer tieferen Stufe stehen, als diejenigen arischen Stammes, so ist es doch augenscheinlich, dass PRSCHEWALSKI in seiner Darstellung zu sehr auf dem russischen Parteistandpunkte steht und es ist auch gar nicht schwer, dies aus seinen eigenen Mittheilungen nachzuweisen.

Dass die Mongolen, welche selbst meist nur Pfeil und Bogen besitzen, den gut bewaffneten Europäer scheuen, ist ebensowenig ein Beweis ihrer Feigheit, als die Thatsache, dass sie in so panischer Furcht vor den Dunganen\* flohen, denn auch bei den tapfersten Menschen kommt es bisweilen vor, dass gleichsam wie aus der Luft eine Panik einreißt, die einmal entstanden sich unaufhaltsam epidemisch fortpflanzt.

Wären aber die Mongolen wirklich so feige und unkriegerisch, wie PRSCHEWALSKI angiebt, wozu hätten denn die Chinesen ihre

\* Diese Dunganen, welche das chinesische Reich bis in seine Grundfesten erschütterten, sind übrigens auch ein mongolischer Stamm.

lange Mauer errichtet, und wie wäre es denn gekommen, dass sie einstmals unter Dschingis Khan's Führung fast ganz Asien eroberten und durch Jahrhunderte Russland beherrschten? wie käme es denn, dass sie ganz militärisch organisirt sind und die Reiterei der chinesischen Armee bilden?

Aber auch aus anderen von PRSCHEWALSKI erzählten Thatsachen erhellt ganz deutlich, welch' grossen Respect die Chinesen vor den Mongolen haben und wie sehr sie dieselben scheuen. So wird erzählt, dass, trotz der formellen Unterwerfung unter China, die einzelnen mongolischen Stämme ihre inneren Angelegenheiten vollkommen autonom verwalten und von den eingetriebenen Steuern nichts nach China abführen. Die Fürsten erhalten gewöhnlich chinesische Princessinen zu Frauen und wenn sie nach Peking kommen, bringen sie wohl Geschenke mit, doch werden dieselben sofort durch Gegengeschenke in weit höherem Grade erwiedert und überdies erhält jeder Fürst von China einen alljährlichen Gehalt, der bis zu 2000 Lan Silber und 25 Stück Seidenzeug steigt. Mit anderen Worten, nicht die Mongolen sind den Chinesen, sondern umgekehrt die Chinesen sind den Mongolen tributpflichtig und diese thun hiefür nichts, als dass sie formell deren Oberhoheit anerkennen und ihnen Kriegsdienste leisten. Wäre aber ein solches Verhältniss denkbar, wenn die Mongolen wirklich so feige und unkriegerisch wären, als PRSCHEWALSKI angiebt?

Was nun aber die geistige Trägheit und Stupidität anbelangt, die unser Gewährsmann den Mongolen zuschreibt, so wird diese Behauptung ebenfalls durch seine eigenen Mittheilungen Lügen gestraft. So erzählt PRSCHEWALSKI, dass fast ein Drittel der männlichen Bevölkerung dem geistlichen Stande angehören, und aus einer weiteren Bemerkung geht hervor, dass diese fast sämmtlich lesen und schreiben können,\* so wird weiter erzählt, dass die Mongolen sehr neugierig seien und sich nach Allem erkundigen, dass sie ausserordentlich die Unterhaltung lieben und dass ihre

\* Ich möchte Herrn PRSCHEWALSKI doch fragen, ob in Russland ein Drittel der männlichen Bevölkerung lesen und schreiben könne.



Lieblingsunterhaltung in der Erinnerung an die Heldenthaten ihrer Vorfahren bestünde. Ganz besonders auffallend ist jedoch die Schilderung des Umganges mit den Prinzen und dem Fürsten von Alaschan und ich setze dieselbe deshalb wortgetreu hieher.

PRSCHEWALSKI schreibt: «Mit dem Higur und Sia ritten wir einige Male auf die Jagd und waren häufig Abends bei ihnen, wo dann bis in später Nacht geplaudert wurde. Obgleich es schwer war, sich mit Hilfe eines Dolmetschers zu verständigen, so verbrachten wir doch die Zeit vergnügt und dieses um so mehr, als wir hierdurch aus der unfreiwilligen Haft in unserer Fanse befreit wurden. Die jungen Prinzen verhielten sich ganz ungezwungen, lachten, scherzten und häufig kam es sogar zu Spielen und gymnastischen Uebungen.

«Während der Unterhaltung richteten der Higur und Sia mit fieberhafter Neugierde Fragen über Europa, über das dortige Leben, über Menschen, Maschinen, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w. an uns. Unsere Erzählungen erschienen ihnen wie Sagen und erregten in ihnen den Wunsch, Alles mit eigenen Augen zu sehen. Die Prinzen baten uns allen Ernstes sie mit nach Russland zu nehmen. Einmal brachten sie uns verschiedene in Peking und Kiachta gekaufte Gegenstände, wie Revolver, Stöcke mit Dolchen, Spielmaschinen, Uhren, ja sogar Flacons mit Eau de Cologne.

«Endlich nachdem wir acht Tage in Dynjuan-in gelebt hatten, wurden wir zur Audienz beim Amban geladen. Vor allen Dingen fragte uns Lama Sordschi, gewiss im Auftrage des Fürsten selbst, in welcher Weise wir seinen Herrn begrüßen werden, ob in unserer Weise oder nach mongolischer Sitte, d. h. indem wir vor ihm niederfallen. Als ich ihm, wie natürlich, erwiedert hatte, dass wir den Fürsten nach europäischer Sitte begrüßen werden, begann Sordschi zu bitten, dass wenigstens unser Dolmetscher, der Kosak, vor dem Fürsten knien möge, aber auch diese Zumuthung wurde entschieden verweigert.

«Die Audienz beim Amban fand gegen acht Uhr Abends in seiner Fanse statt. Diese Fanse ist sehr schön ausgestattet; es befindet sich sogar ein grosser europäischer Spiegel in ihr, der in

Peking um 150 Lan gekauft worden ist. Auf den Tischen standen in neusilbernen Leuchtern brennende Stearinlichter und eine für uns vorbereitete Bewirthung, welche aus Nüssen, Pfefferkuchen, russischen Bonbons mit Verschen auf den Etiquetten, Aepfeln, Birnen u. s. w. bestand.

«Nachdem wir eingetreten waren und uns vor dem Fürsten verbeugt hatten, bat er uns auf absichtlich für uns hergerichteten Sesseln Platz zu nehmen; der Kosak blieb an der Thüre stehen. Ausser dem Amban befand sich in der Fanse noch ein Chinese, der, wie ich in der Folge erfuhr, ein reicher Kaufmann war. In der Thür der Fanse und weiter im Vorzimmer standen die Adjutanten des Fürsten und seine Söhne, welche ebenfalls der Audienz beiwohnen mussten.

«Nach den gewöhnlichen Fragen nach der Gesundheit und der glücklich überstandenen Reise, versicherte der Fürst, dass so lange Ala-schan existirt, in ihm noch kein Russe gewesen ist, dass er selbst diese Ausländer das erste Mal sieht und über unseren Besuch sehr erfreut ist.

«Hierauf begann er Fragen über Russland an uns zu richten, und zwar fragte er, welchen Glauben wir bekennen, wie der Boden bearbeitet wird, wie Stearinlichter fabricirt werden, wie man auf Eisenbahnen fährt, und endlich wie photographische Bilder angefertigt werden. «Ist es denn wahr», fragte der Fürst, «dass zu diesem Behufe Flüssigkeit aus menschlichen Augen in die Maschine gelegt wird?» «Zu diesem Zweck», fuhr der Fürst weiter fort, «haben die Missionäre in Tjen-tsin Kindern, welche sie zur Erziehung zu sich genommen hatten, die Augen ausgestochen; das Volk hat sich deshalb empört und alle diese Missionäre ermordet.» Als der Fürst von mir in dieser Beziehung eine verneinende Antwort erhalten hatte, bat er mich, ihm eine Maschine zum Anfertigen von Bildern mitzubringen, und ich vermochte es nur mit Mühe, diesen Auftrag abzulehnen, indem ich versicherte, dass die Gläser der Maschine während der Reise gewiss zerbrechen würden.»

Ich frage nun aber jeden Unbefangenen, ob diese Mongolen hier wirklich als so stupide, geistig träge Geschöpfe erscheinen, wie



der Verfasser sie anfänglich schildert, oder ob sie nicht vielmehr eine grosse Regsamkeit des Geistes und sogar eine gewisse Feinheit des Benehmens zeigen? — PRSCHEWALSKI erzählt mit einem gewissen Selbstgefühl, dass er selbst dem Kosaken nicht gestattet habe, vor dem Fürsten niederzuknien, aber wie lange ist es denn her, dass es in Russland allgemeine Sitte war, vor dem Czaren das Knie zu beugen?

Wir können daher billigerweise die Charakterschilderung PRSCHEWALSKI's nicht als einen Beweis betrachten, dass die Mongolen wirklich auf einer so tiefen Stufe stünden, und es wird dies noch klarer, wenn man die nomadischen Mongolen mit den Jakuten vergleicht, welche ebenfalls dem mongolischen Stamme angehören, aber Ackerbauer sind.\*

Mit den eigentlichen Nomaden enge verwandt und eine ähnliche Rolle in der Geschichte spielend, erscheinen jene kriegerischen Bergvölker, welche, ohne gerade ein Wanderleben zu führen, doch grösstentheils von Viehzucht leben und sich ebenso durch ihren stolzen, kriegerischen Unabhängigkeitssinn als durch ihre Arbeitscheue auszeichnen, und von denen ich blos die Afghanen, die Chewsuren, die Tscherkessen, die Albanesen und Montenegriner zu erwähnen brauche.

Wenden wir uns nunmehr von den Nomaden zu den Ackerbauern; welch' ganz anderes Bild bietet sich uns hier dar.

An die Scholle gebunden, niedergebeugt von der Last harter, ununterbrochener Arbeit tritt uns im Bauer ein körperlich und geistig vollständig veränderter Mensch entgegen. An die Stelle der aufrechten, elastischen Haltung des Nomaden ist ein gebeugter Körper, an Stelle des selbstbewussten, kriegerischen Stolzes sind Unterwürfigkeit und Knechtsinn getreten, der Unternehmungsgeist

\* Zum Ueberflusse möchte ich noch bemerken, dass die Mongolen keineswegs reine Fleischesser sind, sondern sich nach PRSCHEWALSKI hauptsächlich von Milch und — Hirse nähren! Die Araber nähren sich grösstentheils von Datteln, die Patriarchen des alten Testaments bucken sich Brod und so finden wir wohl bei den meisten Nomaden und Hirtenstämmen neben der Fleischnahrung auch pflanzliche Kost.

ist geschwunden, der geistige Horizont auf ein Minimum verengt, auf die Erwerbung der Nahrung ist sein ganzes Streben gerichtet, und wenn er seinen Gedanken die Zügel schiessen lässt und vergangener Zeiten gedenkt, dann spricht er nicht von den Thaten seiner Ahnen, sondern von einer reichen Ernte, von einem starken Frost und einem grossen Hagelschlag.

Man hört freilich sehr oft die Redensart, dass die Ackerbauer sich gleichsam im Kampfe mit der Natur befinden, aber ist dies denn mehr als eine Redensart, ist denn dies wirklich noch ein Kampf zu nennen? Wenn der Frost seine Saaten zerstört, wenn die Sonnenglut die Felder versengt, wenn der Hagel die Ernte vernichtet, was kann der Bauer dagegen thun? nichts, rein gar nichts! und dasjenige, was er allenfalls noch thun könnte, geht so weit über seinen Horizont, übersteigt so weit die Kräfte eines Einzelnen, dass der Bauer nicht im Entferntesten daran denkt, etwas dagegen zu unternehmen, und Thatsache bleibt immer das Eine, dass der Bauer niemals gegen ein Uebel mit eigener Energie ankämpft, sondern mechanisch sein Tagewerk vollführt und alles Uebel stumpfsinnig und passiv über sich ergehen lässt und dies selbst in Fällen, wo man mit einer Kleinigkeit abhelfen könnte.

Oder ist diese Schilderung vielleicht unrichtig? Nun, man reise durch alle Länder Europas, von Dorf zu Dorf, und man wird überall dasselbe finden, überall die Schwerfälligkeit und Beschränktheit des Bauern, überall das Ueberwiegen des Materiellen und den fast vollständigen Mangel an Unternehmungsgeist. Und wenn man von den Culturstaaten weg seinen Blick auf die wilden Völkerschaften richtet, findet man hier nicht dasselbe? die Neger und die Papuas, die ackerbauenden Völker kat exochen, stehen sie nicht fast auf der untersten Stufe der Menschheit? Man vergleiche doch nur einmal einen nomadisirenden Araber mit einem ackerbauenden Neger und frage sich, wer höher steht!

Wenn sich dies Alles nun aber wirklich so verhält, wenn es wahr ist, dass die kriegesischen Hirten und Nomadenvölker durchschnittlich eine höhere geistige Begabung zeigen als die friedlichen Bauernvölker, woher kommt es denn dann, dass Hirten und



Nomadenvölker es trotzdem aus sich selbst heraus niemals zu einer intensiveren Cultur gebracht haben, dass vielmehr alle wirklichen Culturstaaten ausnahmslos auf dem Ackerbau beruhen?

Diese Frage scheint auf den ersten Blick einen unübersteiglichen Einwurf gegen die Richtigkeit der vorhergehenden Ausführungen zu enthalten und doch ist es nicht im Entferntesten so und löst sich vielmehr Alles in äusserst einfacher und befriedigender Weise auf.

Nomadische Völkerschaften können allerdings trotz ihrer höheren geistigen Qualitäten, so lange sie allein sind, zu keiner reicheren Cultur gelangen, da nicht nur das unstäte Wanderleben ein Hinderniss dagegen bildet, sondern weil sie auch ganz insbesondere durchgehends äusserst arbeitsscheu sind und es ihnen hiemit ganz unmöglich ist, ihren theoretischen Entwürfen auch die reelle Ausführung folgen zu lassen. Nomaden bleiben aber nicht unter allen Umständen Nomaden, es ereignet sich vielmehr bisweilen, dass einzelne Nomaden- und Hirtenstämme die väterlichen Steppen und Hochländer verlassen und mit ihren Heerden hinabsteigen in die fruchtbaren Länder der Ackerbauer, weite Gebiete erobernd und grosse Reiche begründend. Die unterworfenen Bevölkerung wird in die Sklaverei gestossen und zur Arbeit verdammt, die siegreichen Eindringlinge hingegen bilden die bevorrechteten, herrschenden Stände, die sich den geheimen Wissenschaften, dem Kriege und der Jagd ergeben. Nun haben sich die Verhältnisse aber mit einem Schlage vollständig geändert. Der weitumfassende lebendige Geist des früheren Nomaden sucht nach irgend einer Bethätigung, arbeitende Kräfte sind in unbegrenzter Masse vorhanden und wo sie dennoch nicht ausreichen sollten, werden Raubzüge unternommen und neue Menschenheerden herbeigeschleppt. Zu Tausenden arbeiten die Sklaven an den Flüssen, zu Tausenden arbeiten sie in den Steinbrüchen und wie mit Zauberschlag entstehen mit einem Male jene ungeheuren Bewässerungssysteme, jene riesigen Paläste und Tempel, welche noch heute nach so vielen Jahrtausenden unsere Bewunderung und unser Staunen erregen, Werke, welche gewiss niemals von einem Bauern-

volke ausgeführt worden sind, sondern welche nur dort geplant, nur dort verwirklicht werden können, wo ein schöpferischer Geist, eine feste eiserne Faust Tausende von arbeitenden Slaven zur Verfügung hat.

Ich glaube kaum, dass irgend Jemand die Richtigkeit dieser Darstellung für die alten Culturstaaten in Abrede stellen wird. Die Zustände des alten Egypten und Indien, die Gründung des chaldäischen Reiches in Babylon, die Geschichte der medischen und persischen Staaten sind ebenso viele sprechende Beweise. Ueberall finden wir die Bevölkerung getheilt in eine rechtlose Arbeiterklasse und eine bevorrechtete Herrscherklasse, welche die Krieger und Priester in sich schliesst, überall erscheinen die letzteren als eingewanderte Nomaden und Hirten; und überall wird der Beginn der Cultur von dem Zeitpunkt der Einwanderung derselben an datirt.\*

Und so wie hier so ist es auch in allen ähnlichen Fällen; in allen Culturstaaten ohne Ausnahme finden wir den Ständeunterschied, und in allen ist er um so schroffer, je weiter wir in der Geschichte zurückgehen. Es ist bei den neueren Historikern allgemeiner Brauch, den Ständeunterschied bei den modernen Culturstaaten als ein Product späterer Entwicklung aufzufassen, gleichsam als hätte sich dasselbe aus einem Zustande allgemeiner Gleichheit erst nach und nach differenzirt; nichts ist aber irrthümlicher als dies, und gegen nichts erhebt unsere gesammte historische, anthropologische und sociale Erfahrung einen entschiedeneren Protest. Nein, nicht allgemeine Freiheit und Gleichheit ist der ursprüngliche Zustand unserer Culturstaaten und nicht ein friedliches Paradies eröffnet sich dem Blicke des Forschers, der unbeirrt von Vorurtheilen und Voreingenommenheit mit scharfem Blicke in die Urzeit der Geschichte dringt; rauh sind die Menschen und hart die Verhältnisse, Sieger und Besiegter, Herr und

\* Die Gründung der arabischen Culturstaaten durch die Eroberungen der Araber ist ganz die nämliche Erscheinung und fällt vollständig in die historische Zeit.



Knecht, das ist die Basis unserer Staaten und eine andere kennt die Geschichte nicht.

Es klingt dies zwar sehr hart und Mancher möchte vielleicht glauben, es sei zu hart, aber hören wir doch noch einmal die deutschen Rechtsbücher. Im Salischen Gesetz Cap. II, § 6 heisst es: «Si quis servum aut ancillam, aut bovem, aut jumentum aut quam libet rem sub alterius potestati agnoverit, mittit eam in tertiam manum etc.» Das Friesische Gesetz bestimmt in der *additio sapientium*. Tit. 9 §, 1: «Si quis in pignus suscepit aut servum aut equum, et ille servus aliquod damnum ibi fecerit, ad illum pertineat, cujus est servus, non ad illum, qui eum in pignus suscepit.» Ferner heisst es in demselben Gesetze *additio Wiemari ad* Tit. 2: «Si quis servum, aut ancillam, caballum, bovem, ovem, vel cujuscunque generis animal etc.,» und weiter *additio sapientium* Tit. 8: «Si servus, aut ancilla, aut equus, aut bos, aut quodlibet animal fugiens etc.» Was sagt man wohl dazu? ist der Ausdruck Herr und Knecht zu hart für die deutsche Urzeit? Nein, er ist nicht zu hart, er ist zu milde, viel zu milde, nicht Herr und Knecht, sondern Mensch und Thier, das ist die altgermanische Auffassung des Ständeunterschiedes, denn ausdrücklich auf eine Stufe mit dem Vieh wird der Slave gestellt, er wird ein Thier, eine Sache genannt. Nun begreift man vollkommen, warum der Germane sich mit solchem Abscheu von aller Arbeit abwandte, denn arbeiten war ja eine Sache der vierfüssigen und zweifüssigen Thiere, aber nicht der Menschen.

Ist es wohl möglich und denkbar, dass solche Zustände sich aus einem Zustand allgemeiner Gleichheit herausdifferenziren können? gewiss nicht, und da überdies nach der Edda bei den alten Deutschen die Freien und Slaven auch körperlich verschiedenen waren, so ist es wohl vollkommen sicher, dass auch im altgermanischen Staatswesen der bevorrechtete herrschende Stamm den siegreichen Fremdling darstellt; was aber dieses fremde Volk in seiner früheren Heimat gewesen, das hat die Geschichte uns allerdings nicht aufbewahrt, aber friedliche Ackerbauer waren es gewiss nicht, und nach aller Analogie können wir nur den Schluss

ziehen, dass es Nomaden waren. Ja, als Nomaden frei und kühn durchzogen dereinst die deutschen Stämme die Steppen Kleinasiens, bevor sie nach Europa einbrachen und weit und breit die eingeborenen Völkerschaften unterjochten und zu Thieren herabwürdigten. Ochs und Pferd, Schaf und Hund, Knecht und Magd bildeten seinen Viehstand, er aber selbst, der angestammte Nomade, er arbeitete nicht, seine Sache war nach wie vor der Krieg, der Raub, die Jagd und das Spiel.

So stellen sich bei unbefangener Forschung die Verhältnisse dar und wir sehen nun, wie einfach und ungezwungen sich die scheinbaren Widersprüche lösen. Es ist ganz richtig, wenn man behauptet, dass alle Culturstaaten auf dem Ackerbaue beruhen, aber ebenso richtig ist es, dass alle Cultur im Nomadenthum wurzelt. Ein Culturstaat ist eben von vorneherein kein einfaches, homogenes, sondern ein zusammengesetztes Ding, entstanden durch den Zusammentritt verschiedener Volkselemente, welche theils dem Bauernthum und theils dem Nomadenthume entlehnt sind, wobei die ersteren die dienenden und arbeitenden, die letzteren die herrschenden und führenden Classen bilden. \*

Dass aber in jedem Volk die Culturbewegung in den höheren Classen ihren Anfang nahm und von den höheren Classen ausging, dies erst ausdrücklich beweisen zu wollen, wäre wohl eine ziemlich überflüssige Sache, ein Blick auf die Geschichte alter und neuer Völker lehrt dies zur Genüge.

Dass auch die deutsche Nation hievon keine Ausnahme macht, geht aus dem Entwicklungsgang derselben deutlich hervor. Bis weit in das Mittelalter hinein concentrirte sich sämmtliche Cultur

\* Wenn man die Entstehung der Culturstaaten auf naturhistorische Grundlagen zurückführen wollte, so könnte man dieselben in dem Gegensatze zwischen Steppe und Flussland suchen. In den peripherischen Flussniederungen Asiens entwickelte sich der Ackerbau, in den centralen Steppen das nomadisirende Hirtenleben und aus der Vereinigung beider entstand der Culturstaat. Aus den centralen Steppen brachen die Nomadenvölker der Mongolen, der Hindu, der Chaldaeer, Meder, Perser und Israeliten, der Parther und der Ungarn, und aus derselben Quelle stammten zweifelsohne auch die Germanen.



und Bildung ausschliesslich in den Kreisen des Adels und der Geistlichkeit, und erst als der durch weise Regenten zur Brechung der Sklaverei und zur Ausgleichung des starren Ständeunterschiedes geschaffene Bürgerstand an Wohlhabenheit, Macht und Ansehen gewann, erst dann begann auch dieser sich allmählig an der Culturarbeit zu betheiligen, der Bauernstand jedoch verharrte stets in träger Passivität; die Cultur, die er besitzt, ist stets den höheren Ständen entlehnt und niemals ist derselbe der Ausgangspunkt auch nur der geringsten Culturbewegung gewesen. Wie sehr dies der Fall ist, haben die deutschen Culturhistoriker seit Langem erkannt, welche nachgewiesen haben, dass die sogenannten Bauerntrachten durchaus nicht aus dem Bauernstande stammen, sondern nur Nachahmungen städtischer Trachten sind, so dass wir in den jetzigen Bauerntrachten nur die Trachten vor uns haben, welche in früheren Jahrhunderten von den Bürgern und von dem kleinen Landadel getragen wurden. Sowie mit den Trachten ist es aber auch mit dem Hausgeräthe, dem Häuserbau, kurz mit Allem der Fall, was die Cultur des Bauern ausmacht, Alles dies ist erborgt und nichts ist eigenes Erzeugniss.

Wenn sich dies nun aber wirklich Alles so verhält, wenn die Cultur wirklich im Nomadenthume, respective in den bevorrechteten Classen ihren Anfang nahm, wie kommt es denn dann, dass nicht auch in Deutschland ebenso wie in Indien, Egypten und Babylonien sogleich nach erfolgter Festsetzung der Germanen eine Aera der Cultur anhub, woher kommt es denn, dass diese Völker noch durch Jahrtausende in verhältnissmässiger Barbarei verharrten, obgleich doch alle Bedingungen zu einem reichen Cultur-Aufschwunge gegeben zu sein schienen? \* Dieser Einwurf scheint auf den ersten Blick sehr schwerwiegend zu sein, bei näherer Betrachtung jedoch giebt sich die Erklärung in sehr ungezwungener Weise.

\* Die einzige bedeutendere Ausnahme von dem im Vorhergehenden entwickelten Gesetze scheint auf den ersten Blick die Gründung des Christenthums zu machen: doch Christus stammte ja aus dem jüdischen Volke, die Juden aber waren ja ursprünglich Nomaden und haben ihr nomadisi-

Bei den orientalischen Völkern war von jeher das monarchische Princip das vorherrschende, dadurch bekam aber der jeweilige Herrscher nicht nur die gesammte arbeitende Volksclasse in seine directe oder indirecte Gewalt, sondern auch die Mitglieder der höheren Stände waren zur Wahrung ihrer Interessen darauf angewiesen, dem Könige dienstwillig und hilfreich zu sein, und diesem stand daher nicht nur eine ungeheure Masse physischer, sondern auch ein reiches Capital geistiger Kräfte zur Verfügung.

Ganz anders verhielt es sich bei den Germanen; bei diesen war der Trieb nach Selbständigkeit so gross, dass dieselben nur zum Zwecke der Kriegsführung sich einen Herzog wählten, in Friedenszeiten aber überhaupt gar keine Obrigkeit über sich duldeten, so dass also in Zeiten der Ruhe das ganze Staatswesen sich in eine Unzahl kleiner, selbständiger Familienherrschaften auflöste, welche sich überdies in unaufhörlichen Familienfehden bekämpften. Dass unter solchen Umständen aber von der Entwicklung äusserer Cultur in grösserem Stile nicht die Rede sein konnte, liegt wohl auf der Hand.

Erst als die zersplitterten deutschen Stämme sich zu einzelnen grösseren Stammgenossenschaften zusammenfanden, erst als in einigen derselben das monarchische Princip mehr und mehr zur

rendes Leben in einem gewissen Sinne noch bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten. Wirkliche Ackerbauer und Arbeiter sind die Juden gegenwärtig nirgend und waren es auch gewiss in früheren Zeiten niemals. Ein Beweis hiefür liegt wohl darin, dass sie zweimal in die Slaverei geschleppt und jedesmal wieder frei gegeben wurden. Wären sie tüchtige Arbeiter gewesen, wie allenfalls die Neger, die Egypter hätten sie gewiss nicht wieder ziehen lassen und die Perser ebensowenig. Ueberdies erscheint auch das Leben Jesu von Anbeginn an auf das engste mit dem Nomadenthume verbunden. Hirten wurde zuerst von den Engeln die Geburt des Heilands verkündet, Nomaden waren es, die von ihrem Sterne geführt, ihm zuerst ihre Huldigung darbrachten, kaum geboren, flüchteten die Eltern mit dem Kind nach Egypten, und als endlich die Zeit der Erfüllung heranrückte, ging Jesu in die Wüste, um hier in der Einsamkeit mit sich selbst abzurechnen und seine letzten entscheidenden Entschlüsse zu fassen. — Ja, der ganze Lehrberuf Jesu und seiner Jünger, war er nicht ein fortwährendes Nomadisiren?



Geltung gelangte, begannen sich auch die Culturbestrebungen zu regen, und erst als mit dem fränkischen Königshause der Karolinger das Königthum zur allgemeinen Herrschaft gelangte und alle deutschen Stämme unter einem Scepter vereinigte, erst von diesem Zeitpunkte an erwachten die Culturbestrebungen in grösserem Maassstabe und begann namentlich eine grössere Bauthätigkeit. — Wie rasch nun aber diese Bewegung das deutsche Volk ergriff, wie gründlich sie dasselbe in kurzer Zeit umgestaltete, kann man am leichtesten ermessen, wenn man die Zeiten der Ottonen mit jenen der Karolinger vergleicht; und doch liegt zwischen beiden kaum ein Zeitraum von 150 Jahren, während früher das gesammte Culturleben durch Jahrtausende stagnirt hatte.

So löst sich auch diese Frage sehr einfach, ja wir werden durch diese Lösung sogar noch einen Schritt weiter geführt.

Wir haben im Vorhergehenden gezeigt, dass die Anregungen zur Cultur stets aus den höheren Ständen stammen, wir werden nun aber noch einen Schritt weiter geführt, indem wir sehen, dass die allerersten Anfänge sogar direct mit dem Königthume zusammenhängen und die höhere Cultur mithin ihren Ursprung unmittelbar im Königthume findet.

Es mag dieser Ausspruch allerdings der herrschenden demokratischen Zeitrichtung gar sehr widersprechen, aber die Geschichte darf eben keine Parteisache sein, und so ist denn nichts in der Geschichte fester begründet als der Ausspruch, dass die gesammte Cultur ihren ersten Ursprung im Königthume gefunden. Oder will man daran zweifeln?

Alle die grossen Bauwerke Egyptens, Babyloniens, Assyriens, Palästinas und Persiens wurden von Königen ausgeführt, alle die grossen bewunderten Bauten Griechenlands wurden von Tyrannen errichtet, der Höhepunkt der römischen Cultur und Bauthätigkeit fällt in die Kaiserzeit, und auch in Deutschland beginnt die eigentliche Culturepoche mit Karl dem Grossen.

In den heutigen Culturstaaten wurde dieses ursprüngliche Verhältniss bei weiterer Entwicklung allerdings etwas modificirt, indem nach Entstehung des freien Bürgerthums die Culturarbeit

grösstentheils auf diesen Stand übergang, indessen ist dies nicht im Entferntesten ein Widerspruch gegen die vorausgegangene Darstellung, denn eben das Bürgerthum selbst mit allen seinen Folgen ist ja nur ein Erzeugniss des vorgeschilderten Stände-Unterschiedes und ohne diesen gar nicht denkbar.

---

Wir haben gesehen, dass der Ständeunterschied, der die Grundlage aller Culturstaaten ausmachte, seinem Ursprunge nach auf nationale oder Stammesunterschiede zurückgeführt werden muss und dies legt uns wohl die Frage nahe, woher denn eigentlich diese Unterschiede von Stämmen und Nationen kommen.

Die herrschende Schule verfährt in diesem Punkte ziemlich mechanisch, indem sie für die einzelnen Stämme ein hypothetisches Urvolk annimmt, welches sich allmählig durch Theilung und Veränderung dieser Theile in eine grössere und geringere Anzahl verschiedener Völkerschaften zerspalten habe, und so wird denn auch z. B. für den gesammten indogermanischen Stamm irgend ein indogermanisches Urvolk angenommen, aus dem sich wie Zweige eines Baumes die einzelnen Völkerschaften entwickelten, ja man geht sogar so weit, die Beschaffenheit dieses Urvolkes, seine Lebensweise und Culturstufe festzustellen.

Diese Anschauungsweise, welche augenscheinlich in der alttestamentarischen Erzählung von der Erschaffung des Menschengeschlechtes wurzelt und in neuerer Zeit durch die Lehren der Darwinistischen Schule einen scheinbaren naturhistorischen Hintergrund gefunden, ist gegenwärtig so allgemein verbreitet, dass man geradezu Gefahr läuft, die Rolle eines Sonderlings zu spielen, wenn man die Richtigkeit derselben anzweifeln wollte und doch geht es hier wie in so vielen Fällen: das, was man für das Richtige hält, weil es allgemein als solches angesehen wird, ist ganz bestimmt das allein Unrichtige.

Es ist nicht schwer dies zu zeigen.

Wenn es wahr ist, dass die verschiedenen Völkerschaften eines



Stammes von einem gemeinsamen Urvolke abstammen, so folgt daraus nothwendig, dass früher kleinere Völkerschaften bestanden haben müssen und dass dieselben einander näher standen als später. Ist dies nun aber thatsächlich der Fall, ist es wahr, dass wir rückschreitend in der Geschichte auf eine immer grössere Vereinigung, auf eine immer grössere Gleichmässigkeit des Menschengeschlechtes stossen? Wir wissen es wohl alle, dass dies nicht der Fall ist, dass vielmehr das gerade Gegentheil stattfindet. Je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, um so mehr finden wir das Menschengeschlecht in einzelne Stämme und Stämmchen zersplittert und um so grösser ist die Mannigfaltigkeit der Sitten und Sprachen.

Nehmen wir nur z. B. MOMMSEN's römische Geschichte zur Hand und lesen wir das zweite Capitel über die ältesten Einwohner Italiens. Da finden wir ausser den Griechen, Brettiern und Sabinern noch eine Menge Völkerschaften, welche in drei grosse, wesentlich verschiedene Stämme geschieden werden, in den japygischen, etruskischen und italischen Stamm, der letztere aber zerfällt wieder einerseits in die Latiner, andererseits in die Völkerschaften der Umbrer, Marser, Volsker und Samniten. Alle diese verschiedenen Völkerschaften wurden aber im Laufe der Zeiten zu der einen römischen Nation verschmolzen und nahmen die römische Sprache an.

Dasselbe finden wir aber bei jedem Volke, bei jeder Nation. Nehmen wir doch einmal die römischen Schriftsteller vor, wie unzählige Stämmchen werden hier nicht bei den Germanen unterschieden, und wenn viele dieser Namen wohl auch nur Provincialnamen sein mögen, so waren doch schon bei den Uermanen eine Menge Verschiedenheiten nach Sitten und Sprache vorhanden. Wenn wir die alten erhaltenen Sprachproben durchschauen, so finden wir, dass eine jede eine eigene Sprache darstellt, und noch heutzutage sind uns die Ueberreste davon in den verschiedenen Volksdialecten erhalten geblieben.

Alle diese einzelnen Stämme und Stämmchen flossen jedoch im Laufe der Zeiten zu der einen grossen deutschen Nation zu-

sammen und durch Vermischung und Verschmelzung der verschiedenen Dialecte entstand die gegenwärtig allgemein adoptirte deutsche Schriftsprache.

Wenn man die Entstehung neuer Nationen und Sprachen aus einer Mutternation illustriren will, werden gewöhnlich die romanischen Nationen vorgeführt, die sämmtlich Kinder des Römischen sein sollen. Ist dies denn aber auch wahr? stammen die Franzosen und Spanier wirklich von den Römern, ihre Sprache von der römischen ab? Jedermann weiss, dass dies nicht der Fall ist. Die Franzosen sind hervorgegangen aus einer Mischung germanischer und keltischer Stämme mit römischen Ansiedlern, die Spanier aus einer Mischung von Römern mit iberischen, keltischen, germanischen und arabischen Stämmen, die Italiener aus einer Verschmelzung von Römern und Germanen. Was diese drei Nationen Gemeinsames haben, beruht darauf, dass sie ein gemeinsames Element enthalten, und ihre Verschiedenheiten wurzeln in den besonderen Elementen, welche eine jede besitzt und die den anderen fehlen.

Mit anderen Worten, die romanischen Sprachen sind aus der römischen nicht auf die Weise entstanden, dass die römische Sprache sich in mehrere Zweige theilte und jeder dieser Zweige sich im Laufe der Zeiten selbständig nach einer anderen Richtung veränderte, sondern vielmehr dadurch, dass die römische Sprache sich in der verschiedensten Weise mit anderen Sprachen mischte und aus diesen verschiedenen Gemischen sich nach vollzogenem inneren Ausgleich natürlich auch verschiedene Producte ergaben. — In den Gebieten, in welchen gegenwärtig die drei Sprachen Französisch, Spanisch und Italienisch gesprochen werden, wurden in alten Zeiten mehrere Dutzende, und noch weiter zurück vielleicht Hunderte von verschiedenen Sprachen gesprochen und die Masse von Volksdialecten, welche sich in jedem Lande bei der bauerlichen Bevölkerung findet, mag einen Anhaltspunkt dafür geben; hieraus folgt aber weiter, dass wir auch hier nicht die leiseste Spur von einer Ursprache, von einem Urvolke und von Differenzirung finden, sondern im Gegentheile eine ursprüngliche ungemeine Mannig-



faltigkeit, welche allmählig zu einer geringeren Anzahl grösserer Typen verschmilzt.

Dieselbe Erscheinung finden wir aber überall, wir mögen von Continent zu Continent wandern, wir mögen in der Geschichte eines jeden Volkes blättern, wir finden niemals eine Differenzirung vorhergegangener Einheiten, sondern ausnahmslos ein Verschmelzen vorhergehender Gegensätze zu einer grösseren Einheit, und daraus folgt doch, sollte man glauben, mit logischer Nothwendigkeit, dass je weiter in der Zeit zurück, um so grösser auch die Mannigfaltigkeit sein muss und weit entfernt, dass die Erfahrung und historische Ueberlieferung uns auf ein gemeinsames Urvolk hinführt, aus dem sich nach allen Richtungen die ganze Mannigfaltigkeit des Menschengeschlechtes entwickelt hätte, weist Alles vielmehr auf den entgegengesetzten Weg hin und scheint das Menschengeschlecht aus einem Zustande allgemeiner Zersplitterung dem einer allgemeinen Vereinigung entgegenzustreben.

Es ist bekannt, in welcher ausserordentlichen Zersplitterung sich die eingeborene Bevölkerung Amerikas befindet. Man kennt gegenwärtig von diesem Continente bereits gegen 400 verschiedene Sprachen, manche von diesen werden nur von einer geringen Anzahl von Individuen gesprochen und dabei sind die Sprachen so ausserordentlich verschieden, dass oft nahe benachbarte Stämme sich nicht verständigen können. Dies beiläufig ist aber der Zustand, in welchem wir uns die menschliche Gesellschaft vom Anbeginne an zu denken haben.\*

Wenn wir nun aber wieder fragen, woher kommen denn diese Verschiedenheiten? so können wir wohl keine andere Antwort darauf geben als die, die Verschiedenheiten sind ganz auf dieselbe Weise entstanden wie das Menschengeschlecht überhaupt, und so lange wir nicht wissen, wie das Menschengeschlecht zu Stande gekom-

\* WALLACE hat im malayischen Archipel 59 verschiedene Sprachen constatirt und auch die Negerbevölkerung Innerafrikas ist nach MÜLLER in eine Unmasse kleiner Stämme zersplittert, welche eine Menge derartig grundsätzlich verschiedener Sprachen sprechen, dass es ganz unmöglich ist, dieselben auf eine gemeinsame Grundlage zurückzuführen.

men, ist es auch vollständig müssig nach dem Ursprung der Verschiedenheiten zu forschen.

Wie die Verschiedenheiten entstanden, das wissen wir nicht, was wir aber wissen, was uns alle Ueberlieferungen lehren und alle Erfahrungen zeigen, das ist, *dass in diesen ursprünglichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts die Triebfedern jedes Fortschrittes und jeder Cultur enthalten sind, dass ohne diese ursprünglich gegebenen Gegensätze die menschliche Gesellschaft sich niemals aus dem Zustande der Barbarei hätte erheben können, und sowie in der ursprünglichen Verschiedenheit der stofflichen Elemente die Grundlage zu allen Bewegungen in der materiellen Welt niedergelegt ist, so ist es auch ein unübersehbares Heer verschiedener organischer Elemente, aus deren mannigfacher Wechselwirkung und Verknüpfung sich der unerschöpfliche Reichthum organischen Lebens aufbaut.* Das Gesetz des Gegensatzes aber herrscht in der Natur, aus der Wolke bricht der Blitz, aus Fehlern und Irrthum entspringt die Wahrheit, aus Knechtschaft und Vergewaltigung erheben sich Freiheit und Recht. Der Gegensatz von Herr und Knecht hat das freie Bürgerthum geschaffen, der Ständeunterschied hat seine Aufgabe erfüllt, aber die Triebkräfte des Menschengeschlechtes sind noch nicht erschöpft, Nation reiht sich an Nation und im freien Wettkampf der Nationen entzündet sich eine neue Bewegung, erwachen neue Kräfte, mächtiger und gewaltiger als alle, die bisher das Menschengeschlecht bewegt; mögen sie anhalten diese Kräfte und mögen sie das Menschengeschlecht auf jene lichten Höhen heben, auf denen die Menschlichkeit thront.

---

*Nachschrift.* Die vorstehenden Auseinandersetzungen, so weit sie sich auf die altgermanischen Staatseinrichtungen beziehen, lehnen sich auf das Engste an die entsprechenden Darstellungen in J. G. A. WIRTH's Geschichte der Deutschen, Stuttgart 1846, an. Es ist dies ein Werk, welchem, was umfassendes Quellenstudium,



was Tiefe und Schärfe der Auffassung und Klarheit der Darstellung anbelangt, sich höchstens noch MOMMSEN's römische Geschichte an die Seite stellen kann und dessen fast vollständige Unbekanntheit wohl nur dem Umstande zugeschrieben werden kann, dass es sich seinerzeit in so schroffen Gegensatz zu der damals allmächtigen LUDEN'schen Schule setzte und dass es bei seinem warmen Eintreten für die rechtlichen Grundlagen und organischen Einrichtungen des Staatskörpers so wenig zu den politischen Grundsätzen passte, welche später in Deutschland die Oberhand gewannen. — Es ist vor einer Reihe von Jahren von diesem Werke eine von ZIMMERMANN redigirte sogenannte «Volksausgabe» erschienen, in welcher das WIRTH'sche Werk jedoch bis zur vollständigen Unkenntlichkeit verstümmelt und entstellt ist. — Das Original ist im Buchhandel nicht mehr zu haben und wäre es wohl eine dankenswerthe Aufgabe für einen, tiefere nationale Zwecke verfolgenden Verein, diesem vom reinsten Freiheitsgefühl und männlichsten deutschen Patriotismus getragenen Werke eine Wiederauferstehung zu verschaffen.

Wien. December 1878.

THEODOR FUCHS.

## URVÖLGYIT,

Kupferkalk-Hydrosulphat, ein neues Mineral von Herregrund.

IN einem aufgelassenen Theile der Kupferbergwerke in Herregrund (= Urvölgy) nächst Neusohl im nordwestlichen Theile Ungarns fand man ein grünes, blätteriges Mineral, welches in der ersten Zeit für Brochantit und Langit gehalten wurde, bis die in Schemnitz ausgeführte, vorläufige chemische Untersuchung darin einen beträchtlichen Kalkgehalt nachwies und somit einen Unterschied zeigte, demzufolge dasselbe als eine neue Species angesehen werden durfte, für welche man den ungarischen Ortsnamen in Vorschlag brachte.

Bergrath WINKLER, Professor an der Bergacademie, theilte mir die Resultate der von Dr. S. SCHENEK, Professor der Chemie an der Bergacademie, und Herrn M. REITZNER, Districts-Chemiker, an sorgfältig ausgesuchtem und hinreichendem Material ausgeführten chemischen Analyse mit dem Ersuchen mit, das Mineral zu beschreiben. Ich nahm um so weniger Anstand diesem Wunsche nachzukommen, da von dem Mineral, trotzdem dass unseres Wissens Exemplare an mehrere auswärtige Händler und Sammler geschickt worden sind, bis 21. April, wo ich in der Sitzung der ungarischen Academie der Wissenschaften die Resultate meiner Untersuchungen mittheilte, keine Beschreibung veröffentlicht worden ist. \*

\* Zwei Tage später erhielt ich aus Wien von Herrn Dr. BREZINA eine vom 22. April datirte gedruckte Notiz «Herregrundit, ein neues basisches Kupfersulfat», in der er auf eine in der GROTH'schen Zeitschrift demnächst erscheinende Beschreibung aufmerksam macht und zugleich die



### I. *Physikalische Eigenschaften.*

*Morphologische Verhältnisse.* Das Mineral bildet dunkelgrüne, an manchen Seiten bläuliche, blätterige, auf einem gelblichen Quarzconglomerat (Grauwacke) aufgewachsene Gruppen; dieselben sind so symmetrisch gebildet, dass sie im Ganzen ein kugeliges Aggregat mit rauher Oberfläche und dunkelgrünem Sammetglanz darstellen.

Auf dem beiliegenden Bild ist der Gesamthabitus sammt einem kleinen Theile des gelblichen Muttergesteins chromolithographisch reproducirt (1). Das Mineral macht mit der Anordnung der Blättchen, mit seinem lebhaften Glanz sowie mit dem intensiven Farbenton einen recht gefälligen Eindruck.

Einzelne Krystalle kommen nicht vor; es ist ein blätterig krystallinisches Aggregat, jedoch in der Weise ausgebildet, dass die Blättchen an der Aussenseite als mit Krystallflächen versehene Individuen betrachtet werden können.

Das mir zu Gebote stehende Material war so klein, dass die Bestimmung der morphologischen Verhältnisse auf dem Tische des Microscops vorgenommen werden musste. Das Bild von einem solchen Blättchen ist auf der Tafel abgebildet (2).

Auffallend sind die Parallelstreifen, welche an ihren Enden durch je eine Fläche eine Abstumpfung erleiden, während diesel-

Haupteigenschaften des neuen Materials mittheilt. Ich konnte jedoch von dieser bei meinem Vortrag noch nichts wissen, und so kam es, dass es mir nur nach vollendetem Drucke möglich war, am Schlusse meiner Arbeit derselben Erwähnung zu thun.

Ich versandte meinen ungarischen academischen Aufsatz am 29. April; erhielt einen Separat-Abdruck von Dr. BREZINA aus der Zeitschrift von GROTH «XXI. Herrengrundit, ein neues basisches Kupfersulfat» am 5. Mai.

Da seine höchst werthvolle Arbeit das Mineral mehr von einer anderen Seite beleuchtet, so halte ich es nicht für überflüssig, namentlich in Betracht der chemischen Eigenschaften, bezüglich welcher ein namhafter Unterschied vorwaltet, meinen Vortrag auch dem Leserkreise dieser Blätter mitzutheilen.

ben an ihren Seiten eine Zuschärfung zeigen. Die abstumpfenden Flächen bilden mit der Ebene der Lamelle scheinbar einen rechten Winkel, unter einander dagegen einen Winkel von  $130^{\circ}$  (annäherungsweise).

Aus diesen Daten kann gefolgert werden, dass der Typus rhombisch ist, und dass die Parallel-Streifen der Richtung der Brachydiagonale entsprechen.

Die Ebene der Lamelle wäre das basische Pinakoid  $oP$ ; die zwei Abstumpfungsflächen, welche sich an der Brachydiagonale berühren, sind die Prismflächen  $\infty P$ ; während die Zuschärfungsflächen das Brachydom  $mP\infty$  darstellen. Somit wäre die Combination  $oP \cdot \infty P \cdot mP\infty$  ausgebildet.

Nach einer durch Herrn SCHAFARZIK im mineralogischen Institute der Universität gemachten Messung bilden die Flächen  $oP : mP\infty = 130-131$ ;  $mP\infty : mP\infty 102^{\circ}$ . Auch nach Prof. WINKLER's Mittheilung ist die Messung des Winkels  $oP : P\infty$  zu  $130\frac{1}{2}-131^{\circ}$  gefunden worden.\* Ausser den Flächen dieses Doma erscheint noch eine Fläche, ohne auf der anderen Seite eine correspondirende zu besitzen, und welche demnach der Combination einen monoklinen Habitus verleiht, falls die Ursache des Fehlens nicht in der Unvollkommenheit der Ausbildung, hervorgebracht durch die ungleiche Central-Distanz, begründet ist.

Nach vielen Messungen hat Dr. BREZINA das Krystallsystem für monoklin mit geringer Neigung bestimmt. Elemente  $a : b : c = 1.8161 : 1 : 2.8004$ .  $\beta = 91^{\circ} 9' 5''$ .

*Optisches Verhalten.* Bei Drehung des unteren Nicols zeigt sich schwacher Dichroismus: blaulichgrün, grünlichgelb. Bei gekreuzten Nicols ist zu bemerken, dass das Maximum der Extinction mit der Richtung der Parallel-Linien zusammenfällt.

Nimmt man eine etwas dickere Lamelle, so erscheint auf der Ebene derselben ein Axenbild. Demselben zufolge ist das Mineral optisch zweiaxig; die Axen liegen in der Ebene des brachydia-

\* Diese Messung stammt von Professor G. v. RATH her, dem Professor WINKLER Blättchen von dem Mineral nach Bonn geschickt hatte.



gonalen Hauptschnittes. Der Axenwinkel ist ziemlich gross; die beiden Bilder sind vollkommen symmetrisch. Die Dispersion der optischen Axen ist  $\rho < v$ . Die Bissectrix fällt mit der Hauptaxe zusammen, und somit sprechen auch die optischen Eigenschaften für das rhombische Krystallsystem. Es ist jedoch sehr schwer ein vollkommen homogenes Individuum zu finden. Ist das Blättchen auch homogen sowohl im gewöhnlichen wie auch im polarisirten Lichte, aber an einem Ende z. B. dünner, was in Folge der sehr leichten Spaltbarkeit häufig der Fall ist, so erscheint das eine Bild kleiner, das andere grösser, und man wird an eine Dispersion inclinée erinnert. Der Unregelmässigkeiten anderer Natur giebt es eine Menge, die aber alle unberücksichtigt bleiben können neben dem Bild, das ich an einem Exemplar erhalten und welches der Symmetrie nach dem des Nitrits sehr ähnlich sah.

Im polarisirten Lichte zeigen die ganz dünnen Blättchen auffallend dieselben Farben, welche auch den Dichroismus bedingen; die dickeren Blättchen spielen dagegen sehr lebhafte Farben, und bei diesem Versuche überzeugt man sich auch, dass Zwillingsbildungen ziemlich häufig vorkommen. Es sind lauter Juxtapositions-Zwillinge: die Zwillingssebene geht parallel mit der Brachydiagonale.

*Glanz und Farbe.* Beide sind zweierlei: Glasglanz und Perlmutterglanz; dunkel smaragdgrün bis bläulichem Aquamaringrün. Der Glasglanz zeigt sich lebhaft auf der Zone der Peripherial-Flächen, und bei den dünnen mehr weniger gekrümmten blätterigen Aggregaten bemerkt man auf diesen Flächen an manchen Exemplaren einen eigenthümlichen Kupferschimmer.

Die Ebene der Flächen (oP) im auffallenden Lichte schief gesehen zeigt Perlmutterglanz, während auf einer dünnen Lamelle der Glanz sich mehr dem Glasglanz neigt. Das Mineral ist an den Peripherial-Flächen dunkel smaragdgrün; auf der Ebene der Blättchen in durchfallendem Lichte zeigt sich eine bläuliche lichtgrüne Färbung. Es giebt aber Varietäten, welche in Folge einer substanciellen Veränderung den Glanz und damit auch die smaragdgrüne Färbung verloren haben und eine einförmige grünlich blaue matte Farbe zeigen.

*Spaltbarkeit.* Der Urvölgyit ist spaltbar in drei Richtungen: am besten in der Richtung der Ebene der Lamellen (basisches Pinakoid); erwärmt man ein dickeres Blättchen, so bemerkt man die Theilung in noch feinere Blätter. Gut spaltbar ist es auch nach der Richtung der Parallel-Streifen (Brachydiagonale). Zerreibt man die Blätter zwischen den Fingern, so bemerkt man unter dem Microscop, dass die länglichen Trümmer nach dieser Richtung entstanden sind. Endlich bemerkt man in seltenen Fällen unter dem Microscope, dass manche Blättchen auch eine Theilungslinie parallel den Prismaflächen zeigen (so wie in der beiliegenden Zeichnung angegeben). Die Spaltbarkeit ist demnach oP sehr vollkommen;  $\infty P \sim$  vollkommen;  $\infty P$  unvollkommen.

*Härte:* 2.5—3. Stärker angeedrückt nimmt man eine geringe Ritzung selbst am Calcite wahr; während der Fluorit durchaus nicht geritzt wird.

*Dichte* nach Professor WINKLER's Mittheilung 3.132.

## II. Chemische Eigenschaften.

Mit hinlänglichem und reinem Materiale hat Bergrath SCHENER, Professor der Chemie an der Bergacademie zu Schemnitz, die chemische Analyse ausgeführt und die Resultate mir im Folgenden mitgetheilt.

a) *Qualitative Analyse.* «Das Mineral erwärmt mit viel Wasser zeigt im Filtrate eine schwache Reaction auf Schwefelsäure und Kalk; der Rückstand mit Salzsäure behandelt löst sich darin leicht mit smaragdgrüner Farbe.

In der Lösung findet man Cu, Ca, H<sub>2</sub>SO<sub>4</sub> in grösseren Mengen; Fe, Mn in Spuren, Mg in noch geringeren Spuren.

Das Mineral in geschlossenem Glasrohre schwach erhitzt giebt Wasser ab, während die Farbe der zunehmenden Temperatur angemessen immer dunkler wird; bei dunkler Rothglühhitze entwickeln sich saure Dämpfe und das Mineral bekommt eine braunschwarze Färbung.

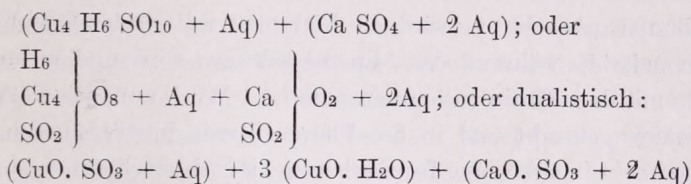
b) *Quantitative Analyse.* In 100 Theilen findet man:



H<sub>2</sub>O 16.726. CuO 49.510. CaO 8.587. SO<sub>3</sub> 24.620. SiO<sub>2</sub> 0.332. FeO 0.142. Mn Mg Spuren = 99.917.

Als Einheit wird das CaO + FeO als isomorphe Verbindungen genommen und geben als Quotienten 0.1547.

Somit erhalten wir 6 Moleküle H<sub>2</sub>O; 4 CuO; 2 SO<sub>3</sub>; 1 CaO; und so die Formeln:



Bei der Aufstellung der Formeln spielt das Verhalten des Wassers eine wesentliche Rolle; dasselbe wurde bei verschiedenen Temperaturen direct bestimmt:—

bei 160° C. beträgt der Verlust an Wasser	5.051 ‰	} 8.832
» 200 » » » » » »	3.181 ‰	
» 250 » » » » » » »	2.417 ‰	
» 300 » » » » » » »	4.040 ‰	
über 300 » bei anfangender dunkler Roth-		
glühhitze . . . . .	2.037 ‰	
	<hr/> 16.726 ‰	

Bei einer Erhitzung bis 200° C. ist nahezu die Hälfte (8.832 ‰) vom Wassergehalt entwichen, was zu dem Schlusse berechtigt: dass von den gefundenen 6 Molekülen Wasser 3 als Krystallwasser (2 bei dem Calciumsulphat, 1 bei dem Kupfersulphat) enthalten sind; während die übrigen 3 Moleküle viel energischer gebunden sind.»

c) *Chemische Versuche.* Auf der Kohle für sich erhitzt verliert die grüne Farbe, schmilzt, wird schwarz, giebt aber kein Kupferkorn. Mit Salzsäure angefeuchtet färbt die Flamme blau. Mit Soda auf der Kohle giebt es Hepar und dehnbares Kupferkorn.

Im Wasser unlöslich; in Salzsäure mit gelblicher intensiver Farbe und Hinterlassung eines kleinen weissen Rückstandes —, in Salpetersäure mit bläulichgrüner Farbe vollkommen löslich. Die

Salpetersäure-Lösung giebt mit einer Baryumlösung einen weissen Niederschlag; mit Ammoniak in Ueberschuss eine azurblaue Flüssigkeit, in welcher ein Tropfen Oxalsäure einen weissen Niederschlag hervorbringt.

*Flammenreaction.* Wird eine kleine Lamelle mit angefeuchtetem, sehr dünnem Platindraht in die Flamme der Bunsen'schen Gaslampe gebracht, so wird die Flamme vorübergehend schwach grün gefärbt, während das Mineral schwarz wird und mitunter auch mit dem Platin zusammenschmilzt. Wird nun das Korn in Salzsäure getaucht und in die Flammenbasis hineingehalten, so bemerken wir die blaue Kupferflamme, jedoch erscheint sie nicht allein, sondern daneben tritt auch die gelblich-rothe Calciumflamme auf. Je öfter der Versuch wiederholt wird, um so deutlicher ist die Reaction.

Das  $\text{CaCl}_2$  ist viel flüchtiger als das  $\text{CuCl}_2$ , und so kommt es, dass die Färbung des Calciums zuerst bemerkbar wird; es giebt dann eine Zeit, wo die zwei Farben neben einander bestehen; endlich hört die viel grellere Farbe des  $\text{CaCl}_2$  auf, während die Farbe des  $\text{CuCl}_2$  noch fort dauert.

Die Eigenschaft, gegründet auf die grössere Flüchtigkeit der färbenden Verbindungen, fiel mir zuerst bei meiner Methode der Feldspath-Bestimmungen auf, wo ich die Ueberzeugung gewann, dass das  $\text{CaCl}_2$  flüchtiger ist als die Chloride von Na und K.

### III. *Einreihung in das Mineralsystem.*

Der Urvölgyit ist in die Gruppe von basischen Kupfersulphaten, namentlich in die Nähe von Brochantit, Langit, Linarit und Cyanotrichit zu setzen. Von diesen stehen demselben der Brochantit und Langit am nächsten, so dass es angezeigt ist, von den physikalisch-chemischen Unterscheidungsmerkmalen hier zu sprechen.

Das Pulver von *Brochantit* erscheint unter dem Microscop immer grün, ohne eine Spur von Blau; das des *Langit* dagegen immer rein blau, dickere Massen tiefblau, dünnere himmelblau,



höchstens mit einer Nuance in's Grüne. Diese beiden Minerale können daher unter dem Microscop ( $40 \times$  Vergrößerung) ebenso sicher unterschieden werden wie Malachit und Azurit.

Nicht so der *Urvölgýt*; derselbe nimmt einen Platz zwischen den beiden ein: in dickeren Massen ist derselbe smaragdgrün, jedoch niemals mit der Intensität von Brochantit, in dünneren grünlichblau. Er unterscheidet sich aber durch sein chemisches Verhalten. Auf nassem Wege lösen sich alle drei in Salpetersäure und geben mit Ammon im Ueberschuss eine azurblaue Lösung, in welcher ein Tropfen Oxalsäure bei dem Brochantit und Langit keinen, bei dem Urvölgýt einen weissen Niederschlag hervorbringt. Noch charakteristischer ist die Flammenreaction: der Brochantit und Langit geben nur die blaue Kupferflamme, während der Urvölgýt die gelblichrothe Calcium- und die blaue Kupferflamme zu gleicher Zeit nebeneinander zeigt. Dieser Versuch kann mit Theilchen ausgeführt werden, von dessen Eigenschaften man sich auf dem Tische des Microscopes überzeugt hat.

Auch bei dem Brochantit habe ich die Spaltbarkeit in ähnlichen drei Richtungen unter dem Microscope beobachtet; das Krystallsystem wird theils rhombisch theils monoklin angegeben. Bei dem Langit liegen die optischen Axen ebenfalls im brachydiagonalen Hauptschnitt; die beobachteten Combinationen stimmen nahezu überein. Die drei Species sind also sehr nahe verwandt.

#### IV. *Paragenetische Verhältnisse.*

Unter den Mineralien, welche mit dem Urvölgýt als secundäre Producte auftreten, ist zunächst der Gyps zu bemerken. Derselbe bildet eine Lage, welche sich stets unter der Decke von Urvölgýt befindet. Dieselbe ist selten über 1  $\frac{m}{m}$  dick. Auf der Lage von weissem feinkörnigen Gyps breitet sich zuweilen unmittelbar der Urvölgýt aus und zwar von zweierlei Beschaffenheit; man kann eine ältere und eine jüngere Bildung unterscheiden. Die jüngere ist das dunkelgrüne, stark glänzende Mineral, welches sich im normalen Zustande befindet; die ältere ist bläulich matt und

scheint mit einem weissen Pulver überzogen zu sein. Auf den ersten Blick sieht es wie ein verschiedenes Mineral aus, bei näherer Betrachtung wird man jedoch gewahr, dass die morphologischen Verhältnisse dieselben sind und auch die Flammenreactionen genau entsprechen. Die glasglänzenden smaragdgrünen Gruppen sind manchmal merklich über die blauen ausgebildet, so dass in der Succession ein Unterschied zu machen ist: die bläuliche Modification ist älter, ihre Bildung ward unterbrochen und sogar eine chemische Veränderung, wahrscheinlich durch theilweisen Verlust an Kupfersulphat hat sich geltend gemacht. In Folge neu eingetretener günstigerer Umstände hat sich eine zweite Periode für die Bildung von Urvölgýt gebildet, in welcher sowohl die einzelnen Blätter als auch deren Gruppen grösser geworden sind.

Das Zusammenvorkommen von Urvölgýt und Gyps ist eine bedeutsame Erscheinung, scheint aber noch nicht zu genügen zur Bildung von Kupferkalkhydrosulphat. Die Kruste bei dem Langit von Cornwall z. B. hat PISANI für kalkhaltiges Kupferhydrosulphat gefunden, während TSCHERMAK nachgewiesen hat, dass es ein Gemenge von Langit und Gyps bildet; auch ich habe mich davon überzeugt bei dem Langit von demselben Fundorte, dass das Pulver dieser Kruste unter dem Microscope in der That nebst Langit auch Schuppen von mechanisch gemengtem Gyps enthält, welche PISANI bei der chemischen Analyse nicht ausgeschieden hat; aus diesem Grunde sind die unter dem Namen Devillit oder Lyellit eingeführten Mineralien, bei welchen neben dem Kupferhydrosulphat chemisch auch ein Kalkgehalt nachgewiesen wurde, als selbständige Species bis jetzt nicht allgemein angenommen worden. Ganz anders verhält es sich mit dem Urvölgýt: hier ist es an einer tadellos reinen und auch optisch sich homogen zeigenden Substanz nachgewiesen worden, dass das basische Kupferhydrosulphat und die Bestandtheile von Gyps zusammen krystallisirten, jedoch in der Weise, dass die Brochantit- oder Langit-Substanz überwiegenden Einfluss behalten und somit auch den rhombischen Typus erhalten hat. Andererseits darf man es aber nicht ausser Acht lassen, dass wenn man die vorher nach Professor SCHENEK mitgetheilten Molekul-



Verhältnisse 6 H<sub>2</sub>O, 4 CuO, 2 SO<sub>3</sub>, 1 CaO so gruppirt, dass man zunächst ein Molekul Gyps abzieht (CaO, SO<sub>3</sub> + 2 H<sub>2</sub>O), den Rest folgendermassen zusammenstellen kann: 3 CuO, SO<sub>3</sub> + CuO, H<sub>2</sub>O + 3 H<sub>2</sub>O, eine Formel, welche unter den für den Langit aufgestellten Formeln genau in dieser Weise sich vorfindet; woraus dann der Schluss gezogen werden kann, dass der Urvölgyit mit dem Langit näher verwandt sei, als wie mit dem Brochantit. Dieser Umstand ist noch auffallender, wenn wir unsere Betrachtung der percentischen Zusammensetzung von Urvölgyit zuwenden:

<i>Gyps :</i>		<i>Kupferhydrosulphat :</i>	
CaO	8.58	CuO	49.52
SO <sub>3</sub>	12.27	SO <sub>3</sub>	12.35
H <sub>2</sub> O	5.55	H <sub>2</sub> O	11.16
<hr/>		<hr/>	
26.40		73.03	

wenn man die letztere Summe von 73.03 auf 100 Theile berechnet, so erhält man

CuO 67.79; darin O 13.65; dessen Verhältniss 7				
SO <sub>3</sub> 16.90	»	» 10.13	»	» 5
H <sub>2</sub> O 15.29	»	» 13.58	»	» 7
<hr/>				
99.98				

Bei dem Langit von Cornwall stimmen zwei Analysen beinahe vollkommen überein:

CuO 67.43	67.78
SO <sub>3</sub> 16.79	16.88
H <sub>2</sub> O 15.73 Church; 15.73 Warrington.	

Es ist zwar die Abweichung auch bei den übrigen Analysen für Langit keine grosse und anderentheils stehen auch die Zahlen mancher Analysen für den Brochantit nicht fern, doch findet man eine so eclatante Uebereinstimmung in der Brochantitreihe nicht. Daraus folgt nun, dass man den Urvölgyit so betrachten kann, dass eine Molekul Langit- und eine Molekul Gyps-Substanz zusammen krystallisirt haben, was bei dem basischen Kupferhydrosulphat bei Ausscheidung aus einem gypshaltigen Wasser erfolgen konnte.

Es kommen ferner auch Kupferhydrocarbonate vor, in grösserer Menge der Malachit, welcher eine grüne, mitunter matte Kruste bildet, auf welcher die Lage des älteren bläulichen Urvölgyit sich ausgebreitet findet; doch kommen Exemplare vor, an welchen ein Malachit von späterer Bildung und von lebhafterem Grün mit traubiger Oberfläche sich vorfindet. Der Azurit bildet einzelne runde Pünktchen, gebildet von kleinen blätterigen Aggregaten. Die beiden erwähnten Mineralien sind leicht an ihrer Auflösung in HCl unter Aufbrausen zu erkennen.

An einem Exemplar habe ich unmittelbar dem Muttergestein aufsitzend ein blutrothes amorphes Mineral wahrgenommen, welches eine traubige Oberfläche und muscheligen Bruch besitzt; mitunter nimmt dasselbe den Platz ober der Gypsdecke ein, ist jedoch entschieden älter als die Gruppe der Kupfercarbonate und Sulphate. Ein ganz kleines Körnchen hatte in der Phosphorsalz-Perle keine Veränderung hervorgebracht; molybdänsaures Ammon hat darin keine Phosphorsäure verrathen. Im Wasser, nicht in Salzsäure, löst es sich ohne Brausen mit gelbgrüner Farbe auf. Seinem ganzen Auftreten nach halte ich das Mineral für Pitticit.

Bei der Zusammenfassung der paragenetischen Verhältnisse ergibt sich, wenn man mit dem jüngsten Glied anfängt, folgende Succession:

*Urvölgyit*, smaragdgrüne, lebhaft glänzende, grössere Aggregate bildend.

*Urvölgyit*, bläulichgrüne matte Substanz, ähnlich gruppirte Aggregate aus kleineren Blättern gebildet.

*Azurit* bildet einzelne Kügelchen.

*Malachit*, meist als traubige Kruste von faseriger Structur.

*Pitticit* amorph, blutroth. Höchst selten.

*Gyps*, kurze weisse Fasern; in seltenen Fällen auch 10—12  $\frac{m}{\mu}$  dicke Lager bildend.

Das ursprüngliche Mineral, von welchem das Material zur Bildung von Urvölgyit her stammt, ist der Tetraëdrit und Chalkopyrit, welche in demselben Grauwacke-Conglomerat in kleinen Lagen oder eingesprengt angetroffen werden, und auf welche in Herren-



grund seit langer Zeit ein Bergbau betrieben wird. Am Erbstollen in einem Seitenschlag hat man das neue Mineral in den Zwischenräumen von alten Versatzbergen in geringer Ausdehnung gefunden; die Dimensionen der Masse, welche dasselbe enthält, betragen nicht über 4—5 Cubikmeter. Um ein Meter tiefer, als der Urvölgyit, war Wasser. Man hat Tetraëdrite in dieser Region höher, tiefer und seitwärts weiter gesucht, aber nicht gefunden. Unter den Exemplaren, welche mir Herr v. Cseh auf seiner Durchreise nach Stuhlweissenburg gezeigt hat, wo dieselben bei der Producten-Ausstellung öffentlich zur Schau gestellt werden sollen, sah ich auch solche, in denen der Urvölgyit unmittelbar mit derbem Tetraëdrit in Berührung war, wo doch derselbe gewöhnlich auf Gyps oder Malachit aufgewachsen vorgefunden wird.

Die Gänge zu Herregrund treten in Grauwacke und Glimmerschiefer auf; die erstere liegt auf dem Glimmerschiefer, während der Grauwacke ein Triaskalk aufgelagert vorkommt, in welchen die Gänge nicht übergehen; das zur Bildung von Gyps erforderliche Calcium dürfte jedoch davon herzuleiten sein.

Dr. JOSEF SZABÓ.

## DIE KUNSTDENKMALE LEUTSCHAU'S.

IM X. Jahrhundert entsagen die Magyaren den abenteuerlichen Kriegszügen ins Ausland und nehmen demselben gegenüber statt einer offensiven, eine defensive Stellung ein. Bis dahin war die weite Welt ihr Gebiet, von nun ab ziehen sie sich innerhalb jener Grenzen zurück, welche ihnen die Natur gesetzt; ihr Land bildet ihre engere Welt, und alsbald lässt sich der Uebergang vom Nomadenleben zur ständigen Lebensweise gewahren. Schon ihr Herzog Géza ruft zur Einbürgerung des Gewerbefleisses Ausländer ins Land und sichert denselben nicht bloß Schutz und Schirm, sondern macht ihnen auch bedeutenden Grundbesitz zum Geschenke. Die Ankömmlinge gründen Städte, welche sofort Sanctuarien der Gesittung und des Kunstfleisses werden.

Die mit unserem Staatsleben zu gleicher Zeit beginnende Colonisirung von Einwanderern war von den weitgreifendsten Folgen. Dass die Magyaren die ersten waren, welche von den Karpathen bis zur Adria ein einheitliches Reich bildeten, zeigt jedenfalls von einem mächtig wirkenden Instinct für Staatenbildung; aber gewiss haben bei Zustandebringung der Organisationsarbeiten theils die im Lande vorgefundenen, theils jene später eingewanderten Fremden kräftig mitgewirkt, welche als fertiger europäischer Stoff den Magyaren hilfreich an die Hand gingen, um einen europäischen Staat zu bilden.

Unter diesen Beförderern magyarischen Staatslebens nehmen die Zipser Colonisten eine hervorragende Stelle ein. Nicht bloß deshalb, weil sie in Masse eine grosse Strecke Landes der Cultur



zuführten und dieselbe auf eine hohe Stufe der Civilisation erhoben, sondern besonders dadurch, weil sie mit den Magyaren stets in freundlichstem Einvernehmen lebten und ihre Einwirkung auf dieselben daher um so mächtiger war.

Für den Kunstarchäologen nimmt die Zips ein ganz besonderes Interesse in Anspruch. Wir haben keine einzige Stadt, die in Bezug auf Alterthümlichkeit mit Nürnberg oder Prag wetteifern könnte. Einerseits haben verheerende Kriege unsere Kunstdenkmale vernichtet, andererseits wurden bei Aufführung neuer Gebäude unsere mittelalterlichen Denkmale theils umgestaltet, theils von Grund auf zerstört. Säulen, Giebeldächer und Erker, wie sonstige Merkmale mittelalterlicher Baukunst, sind zum grössten Theile verschwunden, so dass das französische «pignon-sur-rue» hier zu Lande fast gar nicht mehr zu finden ist.

Am besten conservirt erscheint die Zips, wie überhaupt die Städte Oberungarns von den Verheerungen der Türkenkriege am meisten verschont geblieben sind. Auch giebt es in Ungarn kaum eine Stadt, wo so viele Kunstdenkmale zu finden wären, als in Leutschau, der Hauptstadt der Zips. Obendrein giebt es keine Stadt in Ungarn, die eine so ausführliche und reichhaltige Chronik besässe, wie Leutschau, von deren Chronik uns mehrere Abschriften blieben. \* Ein doppelter Grund, um die Aufmerksamkeit der Kunstarchäologen zu fesseln, und das grosse Verdienst des Mannes in hellstes Licht zu stellen, der als Meister der Kunstarchäologie sich der Arbeit unterzog, die Kunstalterthümer Leutschau's in einem starken Quartbande zu beschreiben. \*\*

Leutschau, in der Mitte des Zipserlandes gelegen, ist gleichsam von der Natur dazu bestimmt worden, den Brennpunkt für die

\* Ein Theil der Leutschauer Chronik wurde veröffentlicht im: Magazin für Gesch., Stat. und Staatsrecht der österr. Monarchie. Göttingen, 1806. I. 215—278. II. 312—391.

\*\* Monumenta Hungariae Archaeologica. Vol. III. Pars II. *Löcsének régiségei*. Irta HENSZLMANN IMRE. (Die Alterthümer Leutschau's von Dr. EMERICH HENSZLMANN.) Mit 14 Tafeln und 88 Holzschnitten. Budapest, 1878. Verlag der ungarischen Academie.

Cultur einer grossen Gegend abzugeben. Für die Sicherheit der Stadt ist durch ihre topographische Lage gesorgt. Nicht blos die Stadt, sondern das ganze Comitatz ist von allen Seiten durch Berge geschützt — wie schon der zipser Dichter singt:

Aus fernen Nebeln Alpengipfel schauen,  
Rechts schneegekrönt der Tatra stolzes Haupt,  
Der «Königsberg» zur Linken, waldumlaubt.

Und um die Führer schaart sich weit hinaus,  
Und ringsherum der Berge lange Kette,  
Und breitet wie ein grosses Vaterhaus  
Die Arme aus um Weiler, Dörfer, Städte . . .

Die Ansiedelung geschah mit solcher Umsicht, mit so pünktlicher Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse, dass sie selbst den altrömischen Ansiedlern zur Ehre gereichen würde. Diese erste Niederlassung war mit einer Catastrophe verbunden, von der wir in der leutschauer Chronik folgendes lesen:

«Anno 1245. Wie die Tartaren aus dem Lande waren, haben des Bergs (lapis refugii) Einwohner den Berg gedacht zu verlassen, weil allda ein grosser Mangel und ein steinigter Acker das Feld zu bauen, von allen Seiten Drangsahl, das ihrige auch durch die Flammen ganz verzehret war. Haben derowegen sich um eine andere und bessere Gelegenheit umschaun wollen und erstlich angefangen, bei Georgenberg (Szepes-Szombat), wo jetzund die wüste Kirch stehet, auf der Ebene zu bauen, mussten aber den Ort wieder aus Mangel Wassers und wegen der schweren Zufuhr verlassen. Begaben sich derohalben 3-tens auf den Stadtberg, verliessen aber solchen Berg wiederum aus Mangel Wassers und erkiessten endlich auf Gutachten des Bau-Meisters diesen Berg, da itzund die Leutsch stehet, allda sie Brunnwasser genug funden. Befestigten demnach den Berg und baueten, jedoch mit Furcht und Zittern, eine Stadt, die sie Leutschau nannten. Auf dem Berg, wo die Stadt Leutschau ist gegründet worden, soll vor Zeiten ein Eichwald gewesen seyn, wie denn auch noch Wurtzeln und Blöck in etlichen Orten und Kellern sich finden sollen. Die anderen Leuthe aber sind wieder zu ihren Aeckern gezogen, ihre Haeuser wieder erbauet, unter welchen



nicht ein geringer Streit wegen der Güter vorgefallen. — Die Stadt Leutschau . . . . . soll . . . . . den Nahmen bekommen haben vom Wache-Hauss, so gegen Morgen der Stadt auf dem Berg gelegen, wo jetzund das Bild ist. Denn weil die Tartarn gedreuet wieder zu kommen, wie denn auch geschehen war, als hat man von der Höhe die Bauleute und Bürger der Stadt gewarnet, indem sie laut geschrien und geruffen: Leuth schaut, gebt Achtung, stellet euch zur Wehre, der Feind kommt! wie man denn von der Höhe, da jetzund das Bild noch stehet, . . . . ziemlich weit um sich sehen kann.»

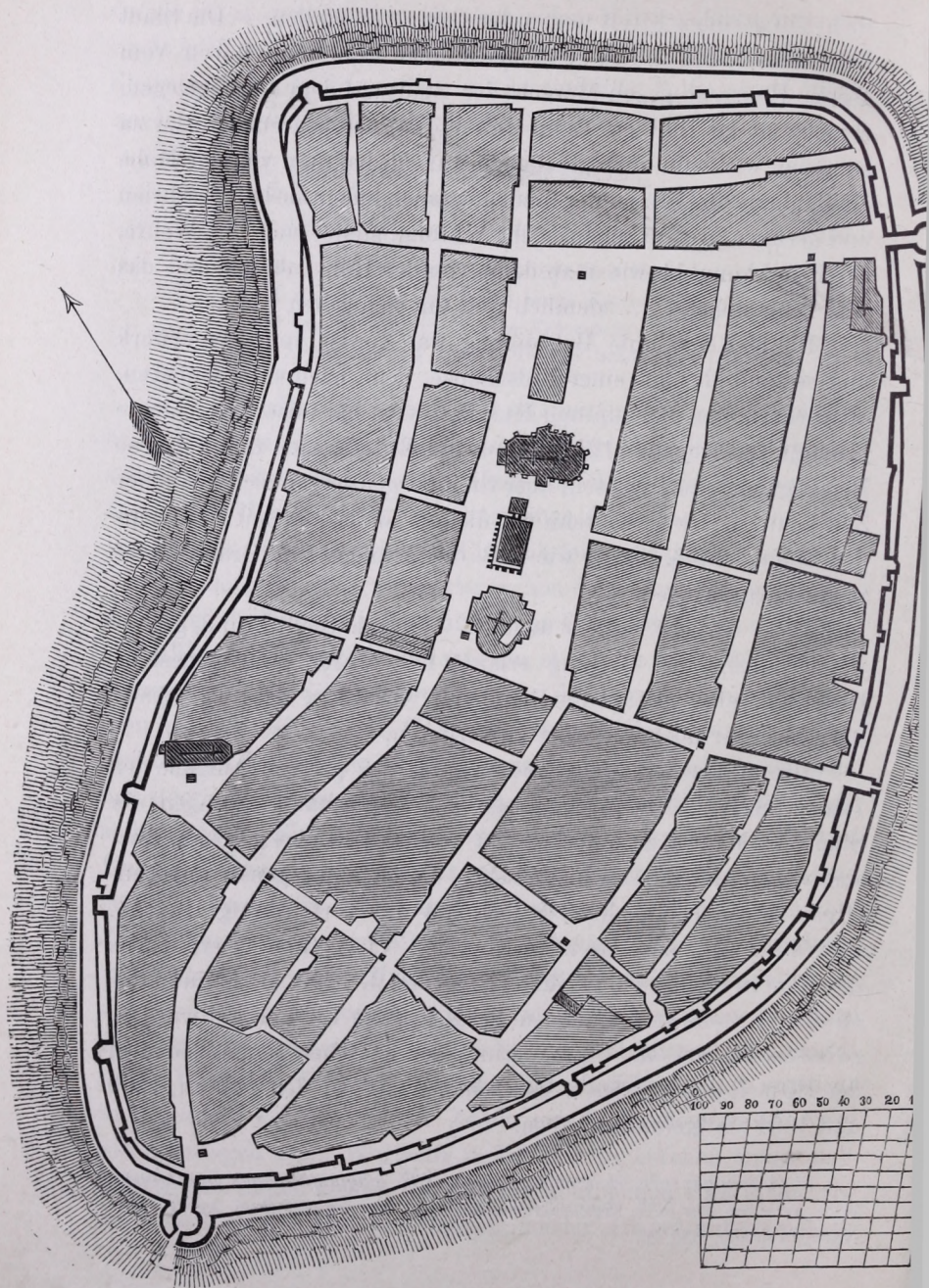
Die hier erwähnte Befestigung war gewiss kein Mauerwerk und bestand blos aus einer Erdschanze, denn nach einer früheren, oft wiederholten Behauptung HENSZLMANN's, hat unsere Geschichte bis zum Tartarenzug (1241—42) wohl Erdschanzen und hölzerne Befestigungen aufzuweisen, aber Steinburgen lassen sich aus jener Zeit kaum nachweisen, wenn wir die aus römischer Zeit stammenden Städtebefestigungen, wie z. B. die Altovens und Grans, nicht in Anschlag bringen.

Diese Ansicht, welche auch G. WENZEL theilt\* und gegenwärtig allgemeine Geltung erlangt hat, wurde zwar neuestens bestritten, aber mit so unscheinbaren Gründen, dass es Schade wäre hierüber noch ein Wort zu verlieren.

Um in den Zeiten des Faustrechtes der grossen Aufgabe des «parta tueri» zu entsprechen, sah sich Leutschau gezwungen die Stadt mit Mauern zu umgeben. Zu welcher Zeit dies geschah, lässt sich wegen Mangels an historischen Daten nicht genau angeben. Grosse Wahrscheinlichkeit jedoch hat die Vermuthung HENSZLMANN's für sich, dass nachdem von den VI Städten Oberungarns die Mauern Kaschau's, als erster Stadt, im J. 1290, die Mauern der an dritter Stelle zu nennenden Stadt Eperies 1394 erbaut wurden, so müsse füglich die Ummauerung der zwischen jenen beiden in der Mitte liegenden Stadt Leutschau zwischen den Jahren 1290 und 1394 stattgefunden haben.

\* *A magyar orv. és természetvizsg. XII. nagygyűlésének munkálatai* (Die Arbeiten der XII. Generalversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher), 385 S.







Durch die topographische Beschreibung der Stadt dürfte der Leser einen beiläufigen Begriff von der Befestigung derselben gewinnen. Die Mauern waren den Hügeln angepasst, auf welchen die Stadt gleich einer Krone prangt. Die Anhöhen, welche die Stadt umgaben, waren der Befestigung nicht eben zuträglich, um so mehr mussten die Bürger bedacht sein, den Mängeln der natürlichen Lage durch starke Mauern zu Hilfe zu kommen. Diesen Mauern und ihrer eigenen Tapferkeit konnten sie es verdanken, dass sie in den Jahren 1682 und 1709 als Anhänger Thököly's und Rákóczi's sich lange Zeit gegen die kaiserlichen Generale als Belagerer behaupten konnten.

An der nordöstlichen Seite der Stadt machte die steil abfallende Anhöhe die Befestigung weniger nothwendig; auch sehen wir hier weniger Thürme als auf der entgegengesetzten Seite. Gegen die Mittagsseite der Stadt jedoch zeigt der Boden mehr Abschlüssigkeit, und von den Hügeln, welche sich in der Nähe der Ringmauer hinziehen, konnte die Stadt nicht bloß von Kanonengeschütz, sondern in früheren mittelalterlichen Zeiten selbst mit Wurfmaschinen bestrichen werden. Ein zweiter Abhang zieht sich von Osten gegen Westen, weshalb der Graben des Zwingers wasserlos bleiben musste.

Wie ganz anders ist die Lage Kaschau's gestaltet! Kaschau auf einer Ebene gelegen, konnte ihren Befestigungsgraben aus dem Flusse Hernád mit Wasser füllen. Kaschau war daher auch in dieser Hinsicht eine weit festere Stadt als Leutschau.

HENSZLMANN lässt sich hier ausführlich über das byzantinische Wehrsystem als über ein solches aus, dem bekanntlich die mittelalterliche Befestigungskunst ihr Entstehen verdankt. Wir wollen hier bloß die Unterschiede beider Systeme angeben. Bei den Befestigungen des Mittelalters kam vorzüglich die Höhe der Mauern in Betracht. Von je grösserer Höhe man auf den anstürmenden Feind die Steine, Balken etc. schleudern konnte, um so grösser war die Wirkung, während dem Belagerer die hohe Mauer den Gebrauch der Leiter, des Sturmbockes und des Bergfriedes am meisten erschwerte.

Der Erbauer der Ringmauer von Leutschau hat die todten

Winkel, welche er überall zu kleinen Kreisbogen zurundete, aufs sorgfältigste gemieden, wodurch dieselben sich wesentlich von den byzantinischen unterschieden. Anstatt der byzantinischen vier-eckigen Thürme sehen wir zu Leutschau runde Thürme, das Parallelepiped jener ist hier zum Cylinder umgewandelt. Der Vortheil dieser Bauart besteht darin, dass sie die Winkel umgeht, und das darum, weil «man nicht über Eck schiessen kann». Wo daher der sogenannte todte Winkel durchaus nicht zu umgehen war, da wurde ein Thurm angebracht, von dem aus man die Ringmauer in allen Richtungen übersehen und vertheidigen konnte.

Das obere Ende der Ringmauer war mit Zinnen und einem hölzernen Wehrgang versehen, von welch letzterem in der Chronik folgender interessante Passus zu lesen ist: «1531. Sint das der Kosztka Kaeszarck innen hatte, warn zu Leutch 3 Thor, als das Niederthor, das Klosterthor, und das Menhards Thüre verschlossen und verfüllet. So waren ingleichen alle Thürme an der Mauer, sowohl *die Mauer von allen Daechern entblösset*, und befreit, welcher Schad hernach mit etlich 1000 fl. kaum konnte recht gebracht werden.» Unserem Verfasser will es nicht einleuchten, weshalb man den Wehrgang eben zur Zeit der Gefahr wegräumte, während gewöhnlich diese vorgekragten Gallerien nur in Kriegszeiten aufgeschlagen wurden. Wir unseres Theils halten dafür, dass die Wegräumung des Wehrgangs aus dem Gebrauche der neuen Belagerungsmittel, der Kanonen und anderer feuerspeiender Maschinen zu erklären ist. Diese mussten es veranlassen, das man nicht bloß in Leutschau, sondern auch in anderen Städten die Wehrgänge von den Stadtmauern entfernte, erstens weil dieselben leicht entzündbar waren und daher die Stadt der Feuersgefahr aussetzten, zweitens und besonders deshalb, weil die Fernwaffen der Vertheidigung eine horizontale Richtung gaben, weshalb der Wehrgang, dessen ursprüngliche Bestimmung im Mittelalter die verticale Vertheidigung war, dem Zwecke nicht mehr entsprach.

Der angeführte Passus der Chronik ist auch in anderer Beziehung sehr lehrreich: wir entnehmen aus demselben, dass Leutschau vier Thore hatte, und nachdem drei Ausgänge verfüllet waren, so



musste der vierte, der das obere Thor bildete, offen bleiben; wir entnehmen ferner, dass das Menhardsthor bloß als Poterne diente; endlich, dass wenn Gefahr drohte, die Thore von inwendig verfüllt und nicht, wie in unserer Zeit, bloß verbarricadirt wurden.

Die Thürme waren sämmtlich überdacht. Zu Zeiten der Gefahr wurden die Thürme abgedacht, damit die Vertheidiger auf den höchsten Punkten sich mit ihren Schleuderstücken frei bewegen, später um die Kanonen frei handhaben zu können. Ein Gleiches findet noch heute auf den englischen Schiffen statt, wo man das Gebahren mit «to clear the deck» bezeichnet. Die Thürme waren bei der Vertheidigung von grosser Bedeutung und dienten der Besatzung als Regulatoren. Der altdeutsche Brauch, die einzelnen Thürme besonderen Zünften zuzutheilen, kam mit den Colonisten auch bei uns in Aufnahme, wie dies die nach den Zünften benannten Basteien zu Pressburg, Nagy-Enyed, Schässburg etc.,\* ganz besonders aber die leutschauer Thürme beweisen, von welchen in der Stadtchronik Folgendes zu lesen ist: «Anno 1605. Den 4. May hat E. E. Rath sammt den H. Vormündern 4 Hauptmannschaften angeordnet, und damit die Stadtthor möchten vor den Feind desto besser verwahret seyn, zogen alle Tag 2 Hauptmannschaft auf. Und sind die Hauptleuth sammt den Faenrichen gewesen . . . . . Ist also diese Stadt in 4 Theil getheilet worden. Neben diesen hat auch E. E. Rath den Zechen die Thurm an der Mauer ausgetheilet. Das Oberthor den Kirschnern, das Menhardsthürl den Schneidern, der dicke Thurm den Becken, Kannengiessern und Kupferschmieden, das Niederthor den Rothgerbern. Den Putschenthurm den Tischlern und Bindern. Den Hentzenthurm den Fleischhackern. Den Klosterthurm den Schustern, den Haberthurm den Weissgerbern, den Wasserthurm den Schmieden und Schlossern. Den Klein und grossen Scharfeneck den Tuchmachern. Den Schützen-thurm den Huttern, den verbritten Thurm den Riemern und Satt-

\* RÓMER FLÓRIS: A régi Pest (Das alte Pest von Dr. FL. FR. RÓMER), 160—165 S.

lern. Zu dieser Anordnung hat auch E. E. Rath eine Katze gebaut oder den Bittelhauss.»

Noch interessanter ist die behufs Vertheidigung geschehene Vertheilung der Thürme von 1670, aus der zu ersehen ist, dass seit 1605 zwei neue Basteien zugebaut wurden und dass mehrere Thürme ihre Namen gewechselt haben. Auffallend ist hiebei, dass weder die eine noch die andere Aufzeichnung einer Goldschmiedbastei Erwähnung thut, während doch dieser Industriezweig in Leutschau in GROSSEM betrieben wurde, was nicht nur die Chronik an mehreren Orten bezeugt, sondern auch aus dem Umstande zu entnehmen ist, dass die Leutschauer, wie es einst bei den Burg-rittern Sitte war, ihre vornehmeren Gäste nie mit leeren Händen abziehen liessen, sondern sie gewöhnlich mit Kelchen, Bechern und andern Goldschmiedearbeiten beschenkten. Dieselben finden wir in Neusohl,\* einer der Städte Oberungarns, wo die Goldschmiedekunst besonders entwickelt war.

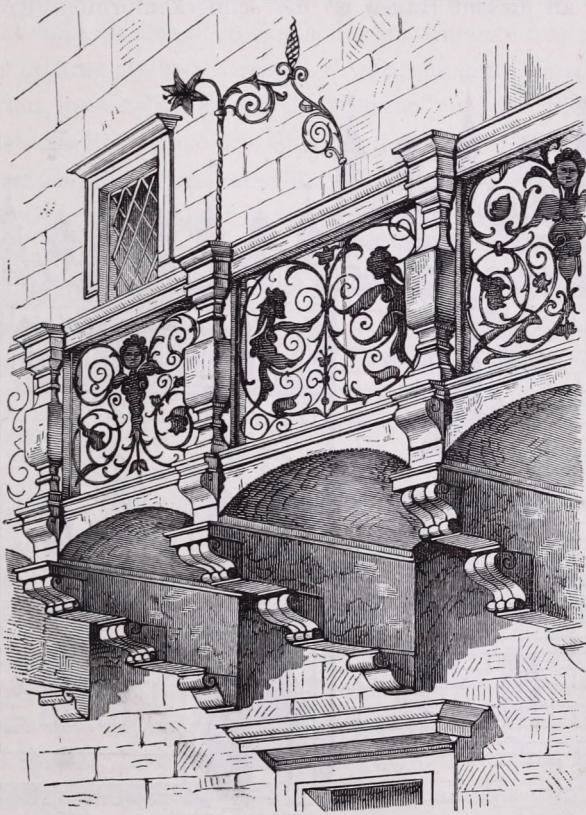
Das Innere der Stadt hat sich in der spätern Zeit wenig verändert. Der sogenannte Ring der Deutschen hat seine ursprüngliche Form gänzlich beibehalten; die einzelnen Gebäude jedoch wurden zum Theil durch neue ersetzt.

Im Erdgeschoss der den Ring umgebenden Häuser zogen sich halbbogige Arcaden hin, welche, wie die Chronik besagt, theils als Waarenlager, theils dazu dienten, um unter denselben bei schlechtem Wetter bequemlich zu verkehren. Gegenwärtig sind solche Arcaden nur noch an drei oder vier Häusern anzutreffen und führen bei den Leutschauern den Namen *Löben*, was so viel heissen soll, als Lauben oder Laubengänge. Solchen Arcaden begegnen wir am häufigsten in Italien, wo dieselben als Schirmdach gegen die Sonnenhitze dienen, auch in Deutschland ist das Vorkommen derselben nicht selten; die Leutschauer jedoch haben unseres Erachtens ihre Arcaden am wahrscheinlichsten von den galizischen Polen entlehnt, mit denen sie in stetem und lebhaftem Handelsverkehr stunden.

\* ARNOLD V. IPOLYI im *Századok* (Jahrhunderte, Zeitschrift der ungarischen historischen Gesellschaft). 1874. S. 627—629.



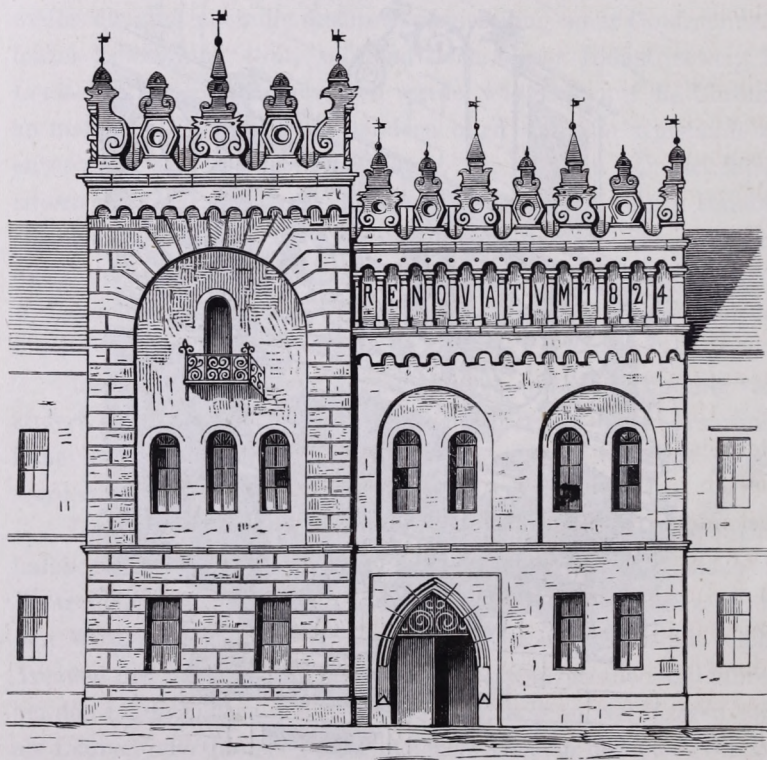
Zwei solche Häuser mit Arcaden besass die Familie Thurzó am Hauptplatze von Leutschau. Der gedeckte Gang an einem dieser Häuser ist ein Meisterwerk des Renaissance-Styles, auch vom Brun-



nen lässt sich ein Gleiches behaupten. Diese Meisterwerke machen es wahrscheinlich, dass das Haus von den Thurzó's selbst bewohnt wurde und lassen vermuthen, dass die Wohnzimmer einstens reich verziert waren.

Am dritten Thurzó'schen Haus sind keine Löben. Das spitzbogige Thorwerk datirt spätestens aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Die obern Theile des Gebäudes weisen auf die

Zopfzeit hin, während die Fenster das Werk der Renovirung aus unserem Jahrhundert sind. Mit einem Worte, an dem Gebäude ist ein reiner Styl nicht wahrzunehmen, sondern vielmehr eine phantastische Mengung verschiedener Stylarten sichtbar. Das interessanteste an diesem Hause ist die schneckenförmige Krone mit



Fialen, dergleichen im Sároser und Zipser Comitat nicht bloß an den Häusern und Schlössern, sondern auch an den Thürmen zu sehen sind, und von denen der kesmarker mit niedlichen Graffito's verzierte Glockenthurm ein ausgezeichnetes Exemplar bietet. Diese Verzierung kam aus Italien über Oesterreich zuerst nach Polen und von da entlehnten dieselbe die Städte Oberungarns.

Im Mittelpunkte des Ringes befand sich die Parochialkirche



und nebenan gegen Norden die grosse Niederlage der Kaufleute, das der heutigen Börse entsprechende Kaufhaus, an dessen Stelle gegenwärtig die Realschule und das Casinogebäude stehen. Das letzte Gebäude südwärts war die Fleischbank, welche demnach wie in Pest und Eperies, so auch hier in der Mitte der Stadt gelegen war. Jetzt steht an derselben Stelle die im Anfange unseres Jahrhunderts erbaute styloose Kirche der evangelischen Gemeinde.

Mitten inne zwischen der Pfarrkirche und der Fleischbank erhob sich das Stadthaus. Die Chronik thut keine Meldung davon, zu welcher Zeit die Leutschauer ihr erstes Stadthaus erbaut haben, erwähnt wird jedoch, dass das alte Stadthaus 1550 und 1559 abbrannte und dass das jetzige Stadthaus 1615 neu errichtet wurde. Demnach müsste das jetzige Stadthaus nach der Renaissancezeit erbaut sein. Diesem gegenüber beweist HENSZLMANN mit überzeugender, auf eingehenden Untersuchungen beruhender Kritik, dass das Gros des Stadthauses, ein grosser Theil der Säule, ja fast das ganze Gerippe derselben älter als 1615 ist.

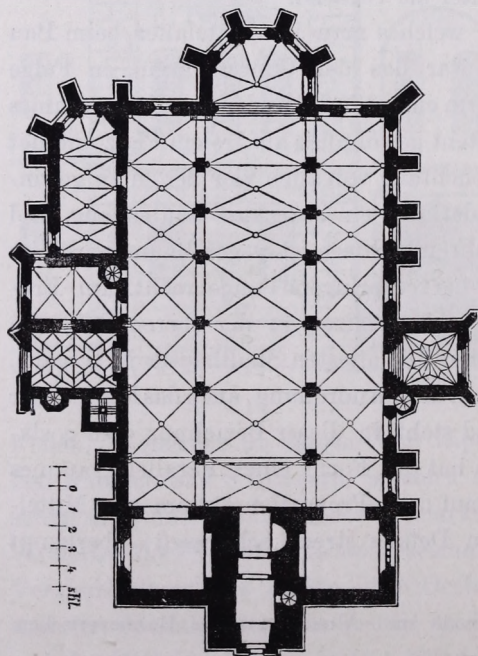
Das Princip nämlich, welches man im Mittelalter beim Bau der Stadthäuser befolgte, war das der Concentration, in Folge dessen sie meistens die Form eines Vierecks oder Parallelogrammes bekamen. Das Stadthaus steht gewöhnlich auf freiem Platz und hat vier Façaden, um die Beleuchtung von allen vier Seiten zu gewinnen. Im Erdgeschoss befindet sich ein bedeckter Säulengang, und die ins obere Stockwerk führende Stiege ist wegen Raumersparniss ausserhalb des Gebäudes hervorspringend angebracht. Im Erdgeschoss sind die Localitäten der Polizei, in der oberen Etage die der Gemeinde und der Räthe. Die ältesten Stadthäuser in Ungarn, wie z. B. das bartfelder, haben diese Anordnung; auch das leutschauer Stadthaus ist so gebaut und steht in dieser Beziehung dem goslarischen \* am nächsten. Es hat die Form eines Parallelogrammes mit Dimensionen, welche auf dem Proportionssystem des Mittelalters beruhen und in den Details streng schliessen; überhaupt

\* MITHOFF: Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen. Hannover, 1875. S. 67.

kann dieser Bau als musterhaftes Beispiel dienen, an dem zu ersehen ist, wie man die grösstmögliche Bequemlichkeit der Communication mit Ersparniss des Raumes zu vereinigen verstand.

Ein grosser Bogen verbindet das Stadthaus mit dem Glockenthurm, auf dessen vier Stockwerken ein sogenanntes italienisches Dach sitzt. Von diesem Glockenthurm lesen wir in der Chronik: «Anno 1656 d. 12. Sept. ist der erste Grundstein zum neuen Glockenthurm gelegt worden.»

Die von den Kirchen abgesondert stehenden Glockenthürme kamen in Oberungarn wahrscheinlich am Ende des Mittelalters in Gebrauch. So datirt der dem heil. Urban geweihte Glockenthurm zu Kaschau und auch der zu Leutschau aus dem XVII. Jahrhundert. In Polen sind die einzelnstehenden Glockenthürme sehr häufig und wir glauben daher nicht irre zu gehen, wenn wir den Gebrauch von einzelnstehenden Glockenthürmen in Oberungarn von dort ableiten.



Wir erwähnten bereits, dass wohlerhaltene profane Baudenkmale bei uns sich nur sporadisch vorfinden. Leutschau bildet in dieser Hinsicht, wie aus dem Bisherigen zu ersehen ist, eine Ausnahme. Es lässt sich also voraussetzen, dass eine Stadt, welche so köstliche Ueberreste profaner Baukunst bewahrte, an Denkmalen kirchlicher Bau-Alterthümer noch viel Bedeutenderes aufweisen wird. In der That sehen



wir uns in dieser Voraussetzung nicht getäuscht, da die *St. Jacobs-Pfarrkirche* zu Leutschau zu den grossartigsten Kirchen des Landes zählt, und auch an Ausdehnung unseren grössten Domkirchen aus dem Mittelalter, wie z. B. der zu Fünfkirchen oder Kaschau, nicht nachsteht.

Deutschland hat zu Ende des XV. Jahrhunderts unsere Sculptur, und in noch früherer Zeit unsere Architectur beeinflusst, so dass wir die Vorbilder der Kirchen von Leutschau, Bartfeld etc. bei den Deutschen suchen müssen.

Die Form ist ganz dieselbe, welche die deutsche Schule im XIII. Jahrhundert begründet und im vierten Jahrzehent desselben Jahrhunderts an der in Marburg zu Ehren der heil. Elisabeth aus Ungarn erbauten Hallenkirche, gleichzeitig bei uns an der Pfarrkirche zu Ofen und der Cisterciater-Kirche zu Bartfeld zur Anwendung gebracht hat. Da man jedoch zu Leutschau beim Bau der Kirche nicht die Bedürfnisse eines Ordens, sondern die einer grossen Gemeinde im Auge hatte, so machte man das Sanctuarium im Vergleich zu dem von Bartfeld beschränkter, während die Seitenschiffe geräumiger ausfielen. In Folge dieser Umstände erscheint es wahrscheinlich, dass die im Jahre 1245 in die Zips eingewanderten deutschen Colonisten den Bau der Kirche sofort in Angriff genommen, welcher dann bis zu Anfang des XVI. Jahrhunderts unausgesetzt fortgeführt wurde.

Diesem widerspricht WENZEL MERKLAS, gewesener Gymnasiallehrer zu Leutschau,\* nach dessen Ansicht der Bau bei längerer Unterbrechung in zwei Zeitläufen zu Ende geführt worden wäre. HENSZLMANN weist die Unhaltbarkeit dieser Behauptung aufs Klarste nach. Nach dem ursprünglichen Plane wäre die Kirche mit hölzernem Plafond zu erbauen gewesen; später, jedoch noch immer im XIII., spätestens Anfangs des XIV. Jahrhunderts, mochte der Wunsch laut geworden sein, dass die Kirche ein steinernes Gewölbe erhalte. Zu diesem Behufe mussten natürlicherweise vor Allem die

\* Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. Wien, 1858. S. 65.

Pfeiler verstärkt werden; man umgab daher die Pfeiler mit einer Mauer von einem halben Fuss Dicke. Das nannte man Ummantelung, ein Verfahren, welches schon die Egyptier beim Bau ihrer Pyramiden in Anwendung brachten. Der Irrthum MERKLAS' entsprang also daher, dass er das Innere der zu wiederholtenmalen übertünchten Pfeiler nicht untersuchte und daher von der Ummantelung nichts weiss.

Dass die Erhöhung des Baues später als ins XIV. Jahrhundert nicht fallen kann, dafür ist Beweis genug der Umstand, dass die an verschiedener Höhe angebrachten Capitäle stylverwandt sind. Constatirt kann also nur so viel werden, dass der Bauplan *abgeändert*, aber nicht, dass der Bau *unterbrochen* wurde; vielmehr spricht für die Continuität der Arbeitsführung der Umstand, dass mit der Aenderung des Bauplans *der Styl unverändert derselbe bleibt*, nämlich der frühere Spitzbogenstyl, der die Bildungen nicht allein des sogenannten Uebergangs-, sondern auch des spätern romanischen Styls beibehält. Dieser frühere Spitzbogenstyl ist in Deutschland im ganzen XIII. Jahrhundert herrschend, während man in Frankreich längst darüber hinaus war; bei uns jedoch erhält sich derselbe noch in der ganzen Hälfte des XIV. Jahrhunderts, wie das die Stuhlweissenburger Ausgrabungen beweisen. Auch konnte es bei dem in Folge der langsamen Verkehrsmittel jener Zeiten von Westen gegen Osten langsam vor sich gehenden Fortschritte der Kunstentwicklung nicht anders kommen.

Die an die nördliche Nebenthür sich lehnenen zwei Capellen, die sogenannten Capellen der Aussätzigen (*capellae leprosororum*), welche gegenwärtig als St. Georgs-Sacristei dient, datirt nach MERKLAS aus der dritten, nach HENSZLMANN aber, wie aus dem Bisherigen zu ersehen ist, aus der zweiten Baupoeche. Die südliche Vorhalle endlich, welche den letzten Zubau der Kirche bildet und so derselben die charakteristische Kreuzform verleiht, stammt aus dem XV. Jahrhundert. Beim Aufbau dieser Halle diente die Kaschauer Vorhalle zum Vorbilde. Ueberhaupt waren die Kunstdenkmale Kaschau's, als der Hauptstadt Oberungarns, von grossem Einfluss auf das Zustandekommen der Kunstdenkmale in der Zips und in Sáros.



Sowohl bei diesen Einzelheiten, als überhaupt beim ganzen Bau dieser Pfarrkirche, sollen nach der Meinung MERKLAS' die Proportionen unbestimmt geblieben sein. Am bezeichnendsten spricht er sich über diesen Punkt an folgender Stelle aus: «Es ist zu bemerken, dass die (von mir) angegebenen, für die inneren Räume im lichten, gemessenen Maasse, wie *bei allen* (?) mittelalterlichen Bauten, nur als durchschnittlich gelten können. Die nicht genau winkelrechte Anlage der Grundmauern, Sorglosigkeit im Abmessen und Zusammenfügen der Hausteine, der ungleiche Mörtelüberzug bewirken bei allen Dimensionen ein Schwanken um mehrere Zoll über und unter dem wahrscheinlich beabsichtigten Maasse und geben bei jeder wiederholten Messung abweichende Resultate.»

Es ist nicht lange her, dass dies die allgemeine Meinung über die Baudenkmale des Mittelalters war, wo man glaubte, dass die mittelalterlichen Bauten ohne Regel und System geführt wurden. Selbst ein Mann der Wissenschaft, wie QUATREMÈRE DE QUINCY, benützte jede Gelegenheit, um es auszusprechen, dass die Architectur des Mittelalters keine Kunst, sondern Compilation war, entstanden aus dem Gemische der verschiedensten und heterogensten Elemente, die eine unwissende und untergeordnete Phantasie geschaffen.\* VITET hat diese Ansicht am entschiedensten angegriffen, gänzlich gestürzt jedoch wurde dieselbe durch unsern Verfasser. «Théorie des proportions dans l'architecture» (Paris, 1860) heisst das Werk, welches den Ruf HENSZLMANN's begründete; und der Mann, der das Werk schrieb, konnte natürlich die angeführte Ansicht von MERKLAS nicht unbeantwortet lassen. Auch weist er in der That nach, dass die in Frage stehende Kirche zu Leutschau, wie alle sonstigen Kirchenbauten des Mittelalters, nach Proportionen aufgeführt wurde, welche auf ein regelrechtes System basirt sind; blos das gibt er zu, dass die Leutschauer Kirche der zu Rheims nicht gleichkommt, dass diese nach dem beabsichtigten

\* Dictionnaire historique d'architecture. T. I. p. 670. T. II. p. 173, 317, 690.

Maasse streng durchgeführt wurde, während in der Bauführung der Leutschauer Kirche vom ursprünglichen Plane einige Zoll starke Abweichungen, respective Fehler sich nachweisen lassen. Und diese Fehler waren, wie der Verfasser meint, aus Uebereilung und Unvorsichtigkeit entsprungen.

Unseres Erachtens mag hiezu auch der Umstand viel beigetragen haben, dass die Baumeister bloß practisch gebildet und die alten Messinstrumente sehr unvollkommen waren. Auch die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass die Unregelmässigkeiten, wie das im Mittelalter oft geschah, \* absichtlich angebracht wurden.

Der Glanzpunkt unseres Buches ist nicht nur in der Bestimmung der Proportionen zu suchen, sondern besteht vorzüglich darin, dass in Bezug auf den Hochaltar nicht bloß die Zeit der Entstehung, sondern auch der Meister und das Vorbild genau angegeben werden. Wenn das Werk nichts sonst enthielte, so würde der Artikel vom Hochaltar allein es würdig machen, dass die Arbeit der wissenschaftlichen Welt als werthvoller Schatz vorgeführt werde.

Der Hochaltar St. Jacobi zählt zu den ausgezeichnetsten Denkmälern dieser Art, und zwar nicht bloß der grossartigen Dimensionen (die Höhe ist 58') und der einsichtsvollen Meisterhand wegen, mit der der Meister das Werk in dem zur damaligen Zeit herrschenden Style aufgefasst und durchgeführt hat: sondern auch deswegen, weil die prachtvolle Ausstattung, das theuere Metall und der reiche Farbenschmuck von vorzüglichem Kunstsinn und fürstlicher Freigebigkeit der Kirchengemeinde zeugen. Was die künstlerische Gestaltung betrifft, wäre bloß die Anwendung der schweren gebogenen Fialen statt regelrechter Strebebögen zwischen den oberen Pfeilern zu tadeln.

MERKLAS, der die mittelalterlichen Sculpturen und Gemälde

\* So ist z. B. die Neigung des Chors gegen Süden, in Tirol traditionell und typisch geworden. In der Klosterkirche von Konradsdorf im Nipperthal verschmälert sich das Schiff von Osten nach Westen nach und nach; die Capelle des Catharinen-Klosters zu Tetín in Böhmen hat in umgekehrter Weise und wohl absichtlich die Trapezform.



der Leutschauer Pfarrkirche zuerst besprach,\* findet dieselbe zuvörderst der künstlerischen Ausführung, dann aber auch deswegen beachtenswerth, weil sie in Verbindung mit einer über die Grafschaft Zips zerstreuten Gruppe verwandter Arbeiten von dem Dasein einer einheimischen Kunstschule Kunde geben, welche eine sehr beachtenswerthe Thätigkeit entwickelte, und sich an den Namen des bekannten VEIT Stosz knüpfte. Er erachtet es für wahrscheinlich, dass der zu Krakau im Jahre 1447 geborene und bis zu Ende des Jahrhunderts daselbst wirkende Stosz persönlich, oder wenigstens durch seine Schüler bei der Ausführung der Leutschauer Kunstarbeiten theilgenommen habe. Auch HENSZLMANN theilt die Meinung, dass Stosz, der Verfertiger des herrlichen Altars der Krakauer Marienkirche, auf die Kunstverhältnisse des nahen Oberungarns, welches mit Krakau in lebhaftem Verkehr stand, von grossem Einflusse war. Aber dass Stosz den Altar verfertigt hätte, dagegen lässt HENSZLMANN Thatfachen sprechen, welche seinen Standpunkt besser vertheidigen, als die beredteste Apologie.

An der östlichen äusseren Mauer der südlichen Vorhalle fand HENSZLMANN einen bemoosten Grabstein, dessen Inschrift er gelesen, wodurch er in Stand gesetzt wurde, über die Entstehungszeit und den Meister des Hochaltars eine bestimmte Meinung abzugeben.

Die Aufschrift am Grabsteine ist so zu lesen :

Anno 1621 Martinus Urbanovitz  
 Statuarius lapicida et murator  
 Civis hujus Reipublicae Leutscho  
 viens . . . sibi conjugi charissimae  
 Margarethae filiae olim Wolf  
 gangi lapicidae item et murato  
 ris et Margarethae quondam Dei  
 Pauli sculptoris filiae qui supremum Al  
 tare Ecclesiae hujus sculpsit quacum

\* Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 1860. 277—293.

hucusque vixi annos 32 nec non libe-  
 ris suavissimis Casparo, filiae abortivae  
 Melchiori Balthasaro, Margarethae omni-  
 bus his tempore pestis Anno 1600 defunct.  
 et Annae elocatae Joanni Abschein  
 superstiti hoc monumentum in vivis exis-  
 tens ipse erexi Anno aetatis meae 57.

HENSZLMANN ordnet mit geschickter Gruppierung die in dieser Inschrift vorkommenden Jahreszahlen. Meister Paul, der Bildhauer des Hochaltars, wurde circa 1485 geboren und war bei der Vermählung seiner Tochter Margarethe mit Urbanovicz 1568 bereits ein Greis von 83 Jahren. Wenn Urbanovicz, der wahrscheinlich ein Schüler Paul's war, mit zehn Jahren 1553 in die Lehre trat, so war nach HENSZLMANN Paul damals 68 Jahre alt. In welche Zeit fällt nun die Verfertigung des Hochaltars? Nach unserem Verfasser keinesfalls früher als 1510 oder 1515, und wenngleich die Bestellung auf früher (wahrscheinlich 1508) angesetzt wird, so war Paul damals doch schon 23 Jahre alt. Dass die Besteller eine solche Arbeit einem 23jährigen Jüngling anzuvertrauen wagten, darf uns nicht wundern, wenn wir bedenken, dass Peter Arler auch nicht älter war, als Kaiser Karl IV. ihn mit dem Bau der Domkirche zu Prag betraute.

Schon die hier angeführten Daten beweisen zur Genüge, dass MERKLAS fehl geht, wenn er die Worte der Chronik: «A. 1508 hat man das grosse Altar in der Leutsch mit der Tafel zugedeckt,» dahin deutet, dass man damals die zwei Bildertafeln oder die zwei Altarflügel befestigte, folglich den Altar *vollendete*. Im Gegentheil kann der Ausdruck sich bloß auf den *Beginn* der Arbeit beziehen, und bezeichnet bloß die behufs bequemer Ausführung vorgenommene Absonderung des Raumes für den Bau des Altares.

Die Motivierung HENSZLMANN's setzt die Beurtheilung des Hochaltars unter ganz neue Gesichtspunkte. Es wird aus derselben klar, dass der Hochaltar St. Jacob nicht bloß spätern Ursprunges ist als MERKLAS behauptet, sondern auch, dass *Veit Stosz nicht der Verfertiger desselben war*, da nach dem Zeugniß der Grabsteininschrift



den Hochaltar Meister Paul verfertigte, der möglicherweise ein Lehrling Stosz' war, aber jedenfalls ein Lehrling, der dem Meister wohl gleichkam. HENSZLMANN geht jedoch um einen bedeutenden Schritt weiter; er bestimmt nicht nur die Entstehungszeit und den Meister des Hochaltars, sondern *weist auch nach, welchem Vorbilde dieses Kunstwerk nachgebildet wurde.*

Der Behauptung MERKLAS' gegenüber, dass der Hochaltar 1508 schon vollendet war, macht HENSZLMANN klar, dass 1508 nicht einmal der Plan desselben existiren konnte, da damals das Original der Leutschauer Altarflügelbilder noch nicht existirte, wenigstens für den Leutschauer Meister nicht existirte. MERKLAS wusste nämlich, dass *die Bilder am Leutschauer Hochaltar nichts anderes sind, als eine Uebertragung der Passion des älteren Lucas Kranach in Farben*; die Holzschnitte dieser Passion jedoch wurden erst 1509 publicirt. HENSZLMANN hat diese hochinteressante Thatsache auf den ersten Blick bemerkt, konnte aber als gewissenhafter Forscher sich so lange nicht zufrieden geben, bis er die Bilder mit den Original-Holzschnitten genau verglichen. Die Vergleichung hat sich gelohnt. HENSZLMANN fand nämlich, dass obgleich in den Details, namentlich in den topographischen Theilen Abweichungen vorkommen, der Maler sich doch in der Gruppierung der Personen so streng an das Holzschnitt-Original gehalten hat, dass er sich nicht einmal so viel Freiheit erlaubte, als bei mittelalterlichen Copirungsgang und gäbe war.

So viel steht also jedenfalls fest, dass die leutschauer Bilder 1508 nicht fertig sein konnten, da zu der Zeit das Original derselben noch nicht existirte, von dessen vierzehn Figuren aus Mangel an Raum bloß acht benützt wurden.

In welchem Verhältnisse diese Bilder zu den Holzschnitten Kranach's stehen, und wie zutreffend die Beobachtung HENSZLMANN's ist, lässt sich klar nachweisen, wenn man die Beschreibung der einzelnen Bilder von drei Autoren, die zu verschiedenen Zeiten geschrieben haben, liest. HENSZLMANN vergleicht die ganze Suite, von der wir zur Probe die Beschreibung eines Bildes folgen lassen.

## Beschreibung MERKLAS'.

1. *Jesus im Garten Gethsemane*. Der Erlöser kniet am Eingang einer trefflich modellirten Felsenpartie und blickt, die Arme ausbreitend, auf drei liebliche Engelknaben, welche, Kreuz, Kelch, Ruthenbündel und Nägel haltend, auf einer Wolke schweben, von der das Licht sich über die Scene ergießt. In dem durch Felsblöcke vom Mittelplane getrennten Vordergrunde ruhen die drei Jünger, unter denen besonders einer in seinem leisen Schläfe meisterhaft dargestellt ist. Im Hintergrunde Judas mit der Härschenschaar, welcher Einer mit einer Laterne vorausseilt. In weiter Ferne die Mauern Jerusalems und Bergreihen, in grauen Duft zurücktretend.\*

## Beschreibung HELLER's.

7. Jesus Christus betet am Oelberge im Garten des Meierhofes Gethsemane mit ausgespannten Händen zu dem himmlischen Vater und richtet seine Blicke links aufwärts gegen eine Glorie von Engeln. Unten links sitzt der schlafende Petrus, rechts die zwei heil. Apostel Jacobus und Johannes. In der Ferne des Hintergrundes erblickt man eine offene Thür, durch welche die Kriegsknechte mit Fackeln kommen.\*\*

## Beschreibung SCHUCHARDT's.

1. *Christus am Oelberge*. Der Heiland kniet mit ausgebreiteten Armen am Eingange einer Felshöhle in der Mitte des Blattes, den Blick nach drei Kindengeln links oben auf Wolken gerichtet, welche Kreuz und Kelch tragen. Vorn liegen die drei schlafenden Apostel; im Grunde rechts kommen die Kriegsknechte mit Judas voran.\*\*\*

Die Holzschnitte Kranachs, welche die Passion darstellen und von dem Leutschauer Meister in Farben übertragen wurden, behandeln den Gegenstand der Composition in dramatischer Weise. Was MERKLAS so hoch erhebt, hat dem leutschauer Meister wenig Mühe

\* Die mittelalterlichen Kunstwerke der Jacobskirche in Leutschau. Mittheilungen etc. 1860. S. 281.

\*\* Lucas Kranach, Leben und Werke. Bamberg, 1821. S. 264.

\*\*\* Lucas Kranach des Aelteren Leben und Werke. Leipzig, 1851. II. S. 201.



gekostet. Was in der Copie unseres Landsmannes Lob verdient, besteht darin, dass er die Härten und Ungeschliffenheiten des Originals abgeglättet und dem Bilde im Ganzen einen sanftern, gefälligeren Anstrich gab. Das war auch höchst nothwendig, um dem Meisterwerke Kranach's die Vollendung zu verleihen; denn Schuchardt ist gewiss im Rechte, wenn er Kranach den reinen, edlen Geschmack abspricht.

Kranach zählte indessen auch zu den ausgezeichnetesten Farbengebern und kommt der leutschauer Meister ihm in dieser Beziehung nicht gleich. Dem ungeachtet dürfen wir behaupten, dass die Bilder des leutschauer Hochaltars zu den besten ihres Zeitalters gehören, denn ihr Meister, obgleich er copirte, that dies in selbstständigem Geiste und änderte und modificirte sein Vorbild mit schöpferischer Kraft.

Die alten Meister copirten selten in solcher Ausdehnung, wie Meister Paul. Selten sehen wir ganze Suiten copirt. So hat z. B. am Bartfelder Altar der Künstler aus dem das Leben Christi darstellenden Bilde des berühmten Kupferstechers Martin Schongauer bloß die Flucht nach Egypten copirt; auch in Zeben (Sároser Comitat) sind bloß einige Bilder aus dem die grosse Passion darstellenden Holzschnitt Dürer's genommen. Aber auch diese Beispiele, eingerechnet die Kranach'schen Copien zu Leutschau und den von Michael Wohlgemuth verfertigten Altar in Kaschau, geben Zeugniß davon, wie lebhaft der Verkehr war, in welchem Oberungarn zu Ende des XV. und Anfangs des XVI. Jahrhunderts mit Deutschland stand, und wie gross der Einfluss war, welchen Schongauer, Wohlgemuth, Dürer und Kranach auf unsere Maler übten.

Nach dem Hochaltar folgt als grösster und herrlichster der Mariaschnee-Altar. Dieser, im letzten Jahrzehent des XV. Jahrhunderts erbaute Altar ist ganz im gothischen Style gehalten. Die Anordnung ist einfach, nicht überfüllt, was in diesem spätern Zeitalter gothischer Ornamentation eine seltene Erscheinung bildet. Mag immerhin ein deutscher Meister der Urheber dieser Bilder sein, so ist nach der Ansicht HENSZLMANN's doch der Einfluss der niederländischen Schule an denselben nicht zu verkennen, sowohl in

Hinsicht der kirchlichen, als der rein religiösen Auffassung derselben. Den Gegenstand bildet die Legende von der Freude und dem Leiden der Jungfrau, wo dann sinnig die Milde und Zartheit im Ausdrucke als Hauptzüge angebracht werden. Uebrigens sind nicht alle Figuren desselben Lobes würdig, obgleich keine hinter der Anforderung der Kunst zurückbleibt. Die verschiedene Auffassung und Behandlung der einzelnen Bilder lässt vermuthen, dass die Hände verschiedener Meister an dem Bilde thätig waren. Wer die Künstler an diesem Altar waren, lässt sich namentlich nicht angeben; aber im Allgemeinen dürfen wir behaupten, dass es inländische Meister waren, die ihre Kunst dem Auslande verdankten. Sie waren an Zahl viele: Baron ALBERT NYÁRY allein hat aus den Jahren 1437—1539 sieben leutschauer, drei kremnitzer und drei neusohler Maler namhaft gemacht, \* welche aber keine besondere ungarische Schule bildeten, sondern als Schüler ausländischer Schulen auftreten.

Sowie unsere mittelalterlichen Kunstdenkmale vorzüglich unter französischem, italienischem, jedenfalls ausländischem Einfluss entstanden, so weisen unsere Malereien besonders auf deutsche Schulen hin. Leutschau kann in dieser Beziehung als ganz besonderes Beispiel dienen. Der Meister des St. Catharinen-Altars, als des ältesten der leutschauer Pfarrkirche, gemahnt an die *Cölner* Schule; der von Mariaschnee an die *niederländische*, der des Corvin-Altars an die *ober-rheinische* (Schongauer), der des Hochaltars, der von Peter und Paul, sowie der von St. Nicolaus an die *sächsische* Schule (der ältere Kranach), während an einem Altar der Einfluss der *nürnberger* Schule (Dürer) sichtbar ist.

Das Originelle aller dieser Kunstdenkmale beschränkt sich auf die Ausführung, welche das Gepräge wahrer Kunst an sich trägt; Kunst aber ist ohne schöpferische Kraft nicht denkbar. Das erklärt Alles, was an diesen Kunstdenkmalen als eigenthümlich erscheint.

Die Malerei, welche in Versinnlichung der Ideen in vieler Hin-

\* Századok (Jahrhunderte). 1875. S. 134.



sicht selbst die Sculptur übertrifft, wurde von der Kirche nicht blos an Altären, sondern auch an den Wänden verwendet. Die Wandmalerei war bei uns in so allgemeinem Gebrauch, dass kaum eine Kirche aus dem XII.—XIV. Jahrhundert zu finden ist, deren Wände nicht zum Theil oder ganz bemalt wären. Doch ist es neuesten Datums, dass Wandmalerei zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht wurde. In der Zips sind ganze Gruppen von Wandmalereien aufgefunden worden, von denen auf eine eigene zipser Malerschule gefolgert werden kann. Derlei sind die Sacristeibilder zu Zsegra aus dem XIII. Jahrhundert, das Bild aus der ungarischen Geschichte zu Kirchdrauf aus dem Jahre 1317, die Jekelsdorfer Wandgemälde aus dem XIV. Jahrhundert, endlich die Wandbilder der leutschauer Pfarrkirche aus verschiedenen Zeiten, was schliessen lässt, dass dieselben Votivgegenstände waren.

Die Wandgemälde zu Leutschau bilden drei Suiten. Die zwei ersten stellen die sieben Liebeswerke und die sieben Todsünden dar, welche wie am strassburger Dom, so auch hier in Verbindung miteinander erscheinen. Die obere Reihe stellt die Liebeswerke, die andere Reihe die Todsünden vor.

Die leutschauer sieben Todsünden stimmen fast vollkommen mit den Hauptsünden bei Durandus, wie die folgende Zusammenstellung zeigt:

<i>Durandus :</i>	<i>Leutschau :</i>
1. Superbia	Hoffart
2. Avaritia	Geiz
3. Luxuria	Unkeuschheit
4. Gula	Völlerei
5. Invidia	Neid
6. Ira	Zorn
7. Acedia	Trägheit.

Wie hier ersichtlich ist, stimmen die zwei Reihen Punkt um Punkt mit Ausnahme des letzten, wo eine geringe Abweichung stattfindet. Die Composition der Bilder zeigt gleichfalls bei allen sieben Figuren denselben Charakter: Mann- und Weibsbild auf einem Thiere reitend, und über ihrem Haupte der auflauernde

Teufel. Unlängbar jedoch war der Meister bestrebt, durch die gegenseitigen Verhältnisse der Figuren zu einander gewisse Ideen aus-



zudrücken. So erscheinen bei den mehr individuellen Lastern, wie Hoffart, Geiz, Völlerei, Neid und Zorn, Mann und Weib einander



den Rücken zukehrend, um zu symbolisiren, dass jedes Individuum einzeln für sich in Anspruch genommen ist; während im Gegenheil bei der Unkeuschheit die Figuren einander zugewendet sind und sich umarmen (S. Abbild. S. 552); bei der Trägheit aber die zwei Individuen selbst zum Umwenden zu faul erscheinen und vor sich hinblickend das «pulvinar satanae» auf den Schultern tragen (S. Abbild. S. 553). MERKLAS, der den Sinn der Figur nicht auffasste, thut der zwei Polster gar keine Erwähnung, \* weshalb bei den zwei Figuren die Richtung der Hände nach oben keinen Sinn hat.

Nach altem Brauche wurde auch in Leutschau die Darstellung der Liebeswerke über die Darstellung der Todsünden gesetzt. Hierin ist die Entgegensetzung nicht gelungen zu nennen. Desto besser ist die Charakterisirung der Nächstenliebe, der Ausdruck der Mildthätigkeit ausgefallen. Der mitleidige Wohlthäter naht mit milder Andacht dem Fremden, gleichsam als wenn er um die Entgegennahme der Gabe bitten wollte, und dieser Ausdruck spricht sich in gesteigertem Maasse in den Gesten der hinter ihm auftretenden Frauensperson, wahrscheinlich seiner Frau, mit zum Flehen gefalteten Händen aus, die sie zum Ausdrucke aufrichtigen Wohlwollens an die Brust drückt (S. Abbild. S. 546).

Diese Bilderreihe wurde gewiss gleichzeitig mit der der Todsünden verfertigt, denn beide sind von *einer* Einrahmung umschlossen; auch ist die Technik und das Costüm beider gleich.

Neuern Ursprungs ist die dritte Bilderreihe, die Legende der heil. Dorothea. Den Gegenstand dieser Bilderreihe hat zuerst Dr. JOHANN VAJDOVSKÝ, Pfarrer zu Wallendorf (in der Zips) erkannt. Früher galt die Heldin der Legende bloß im Allgemeinen für eine «Heilige». \*\* Dieses Wandgemälde besteht aus 20 Bildern in zwei Abtheilungen, und enthält das Leben der Jungfrau Dorothea und die Hauptscenen ihres Märtyrerthums, wie diese in der «Historia Lombardica» des Jacobus de Voragine vorgetragen wer-

\* Mittheilungen der k. k. Central-Commission. VII. 1862. S. 304.

\*\* Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1862, und HENSZLMANN, Régészeti Kalauz. II. Középkori építészet (Archäologischer Führer. II. Mittelalterliche Architectur). S. 140.

den. Die Composition trägt gemäss der religiösen Ansicht den Stempel der Zierlichkeit an sich; der stoffliche Charakter des Gemäldes besteht darin, dass der mittelalterlichen Sparsamkeit entsprechend, der Raum möglichst mit Figuren ausgefüllt wird.

Die Porträtirung der deutschen Schule jener Zeit ist hier höchstens an den männlichen Figuren sichtbar; im Uebrigen herrscht ein und derselbe Typus. Der Meister wollte seine Bilder möglichst anmuthend machen, was auch die Natur des Gegenstandes forderte. Nach der Auffassung des Mittelalters nämlich findet in diesen tragisch endenden Legenden die Darstellung von Gemüthsbewegungen keinen Platz. Die Martyrologien heben stets hervor, dass die Glaubenszeugen während der Martern, ja selbst auf dem Blutgerüst vielmehr Freudigkeit, heitern Sinn, als Schmerz oder gar Verzweiflung zeigten. Was auch sehr natürlich erscheint, wenn man die Sache aus mitteralterlich-christlichem Gesichtspunkte betrachtet, nach welchem dem leiblichen Tode für sie die Seligkeit des künftigen Lebens folgte.

Alle drei Bilderreihen an den Wänden der leutschauer Kirche, sowie auch die Wandbilder an dem Sacramenthäuschen (tabernaculum) glaubt MERKLAS aus der böhmischen Schule entsprungen und beruft sich hiebei auf die Brustbilder der Kreuzcapelle in der karlsteiner Burg.

Um auch in diesem Punkte sich volle Gewissheit zu verschaffen, untersuchte HENSZLMANN die Wandbilder zu Karlstein, sowie auch die der Capelle St. Wenzeslaus zu Prag, welche unter Karl IV. gegen 1350 verfertigt wurden. Die Untersuchung ergab, dass kein Grund vorhanden ist, eine besondere böhmische Schule anzunehmen, und ist der Ursprung dieser Bilder hauptsächlich auf Thomas von Modena (Thomas de Mutina) zurückzuführen. Allerdings zeigen die leutschauer Wandbilder manche verwandte Züge mit den karlsteiner Bildern, jedoch ist die Verwandtschaft mit den Wandbildern des eisenburger Comitates, die RÓMER mittheilt,\* noch weit grösser.

\* Monumenta Hungariae Archaeologica. Vol. III. Pars I.



Wie es scheint, entsprangen alle diese, in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts entstandenen Gemälde aus einer gemeinschaftlichen Quelle, nämlich aus der italienischen Kunstschule. In Böhmen wirkte Thomas aus Modena, während bei uns die mit ihrem früheren Vaterland in steter Verbindung stehenden Anjou's eine ganze Legion italienischer Künstler in's Land riefen, was natürlich nicht spurlos bleiben konnte. Und dies wird nicht blos durch die Farbengebung, sondern noch mehr durch die Lebhaftigkeit der Bilder bezeugt. Der zu den lebhafteren Nationen zählende Italiener nämlich spricht nicht nur mit dem Mund, sondern so zu sagen mit dem ganzen Leibe, mit Händen und Füßen. Daher die Lebhaftigkeit und freie Beweglichkeit auf den älteren italienischen Bildern; während in den altdeutschen Gemälden, dem nationalen Temperament entsprechend, eine gewisse Ruhe ausgedrückt ist.

Wenn wir nun die leutschauer Wandgemälde betrachten, so sehen wir den Ausdruck einer solchen Beweglichkeit an ihren Figuren, dergleichen in den angeblichen Vorbildern derselben, an den gleichzeitigen rheinländischen Gemälden nie, an den italienischen aber immer zu finden ist. In der Reihe der Todsünden ist die Behendigkeit der hagern Teufel mit Bären- oder Wolfsohren unvergleichlich; auch in der Darstellung der Liebeswerke und in der Legende kommt die grösstmögliche Beweglichkeit der Körperhaltung und Gesticulation zum Ausdrucke.

Wenn nun die Beweglichkeit der Figuren *für* die italienische Schule zeugt, so beweist auch das Costüm nicht *gegen* dieselbe. MERKLAS legt ein besonderes Gewicht darauf, dass die leutschauer Bilder nicht in ungarischer, sondern in deutscher Tracht erscheinen. Die Beweisführung MERKLAS' jedoch erweist sich als ganz gebrechlich, wenn man die Costümkunde der damaligen Zeit in's Auge fasst. Im XIV. Jahrhundert spielte, was die Mode betrifft, Italien eine tonangebende Rolle für ganz Europa, und da auch Deutschland nicht in Cochinchina liegt, so trat auch dieses in die Fusstapfen Italiens; ebenso auch Ungarn. Ueberhaupt war die Tracht von so gleicher Form, dass auf gleichzeitigen italienischen Bildern, wie z. B. in der wiener Bilderchronik, dieselben Costüme

zu sehen sind, wie an den Wandgemälden von Leutschau und an denen im eisenburger Comitatz. Wenn demnach die von der



Tracht hergenommene Ansicht MERKLAS' unhaltbar ist, so steht nichts der Annahme im Wege, dass wir den Ursprung nicht



blos der leutschauer, sondern überhaupt der osteuropäischen Gemälde jener Zeit nicht am Rhein, wohl aber am Po zu suchen haben.



HENSZLMANN setzt hierauf noch einige Details auseinander und beschreibt die Schlosserarbeiten, die Tapeten, welche bei uns

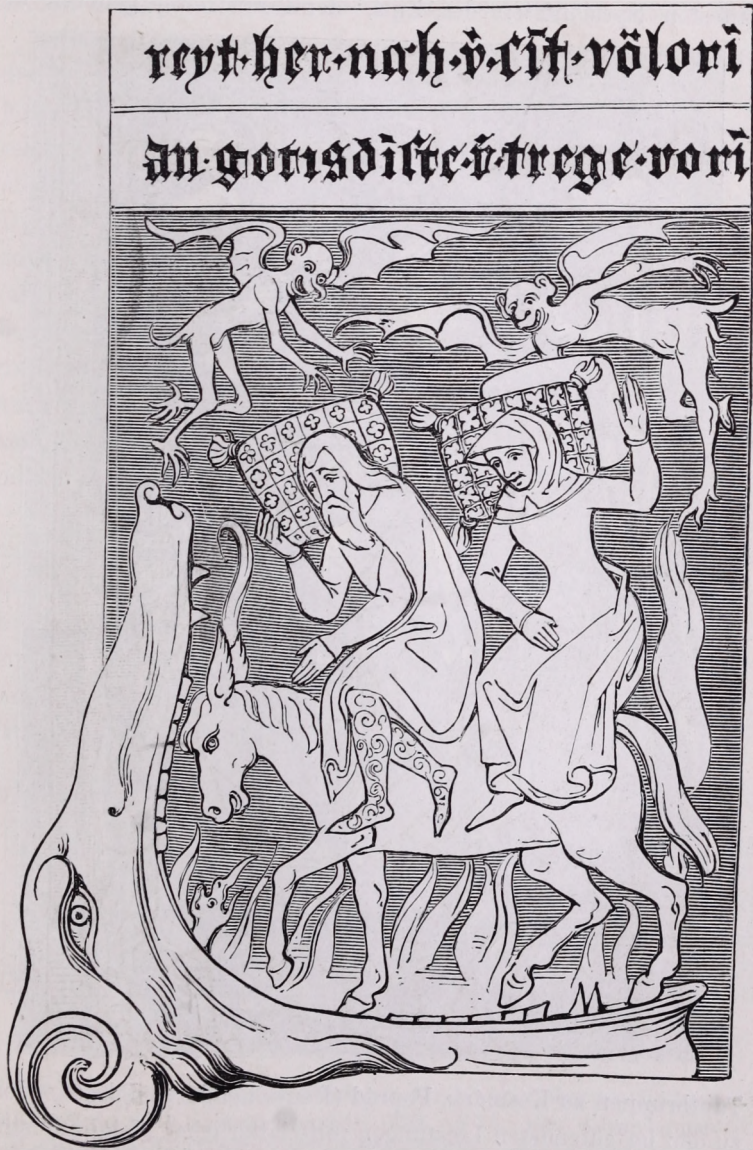
sonst nirgend vorkommen, die alten Betstühle, die Orgel und die Grabsteine, von denen der älteste aus dem Jahre 1392 Georg



Ulebach angehört, der die Capelle von St. Georg gestiftet hat. Sechs im Renaissancestyl gefertigte Grabdenkmale der Familie

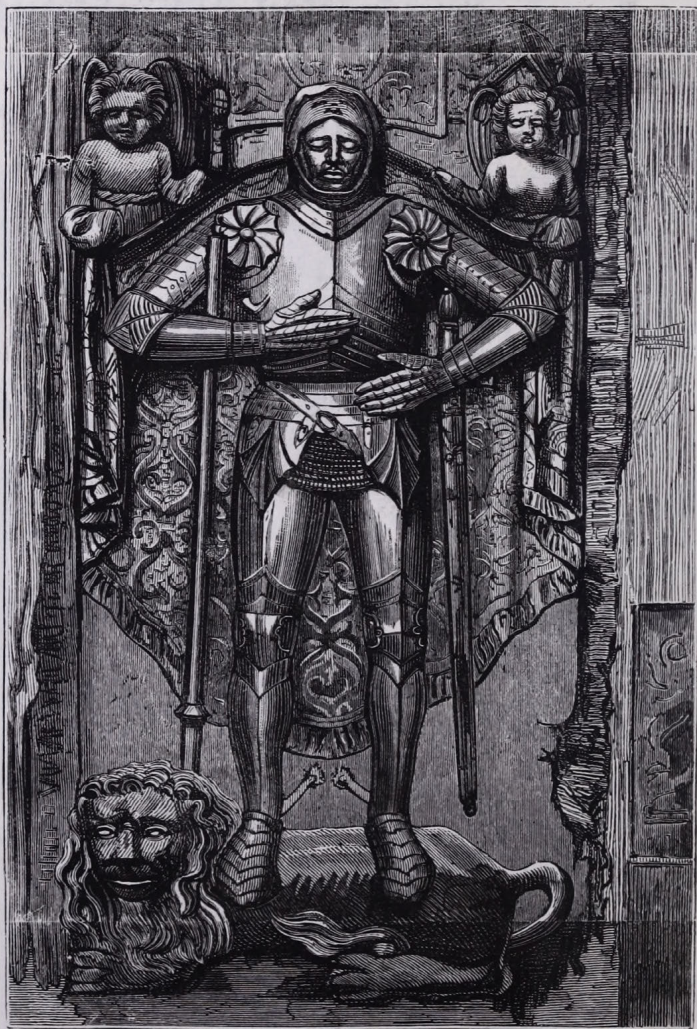


Thurzó (1508—1614) werden ausführlich beschrieben und auch mit Bilder-Illustrationen begleitet.





Von besonderer Bedeutung ist die Beschreibung des Taufbrunnens. Diese Taufbrunnen bilden überhaupt eine der interessantesten Specialitäten der Zips, denn unstreitig gehören die



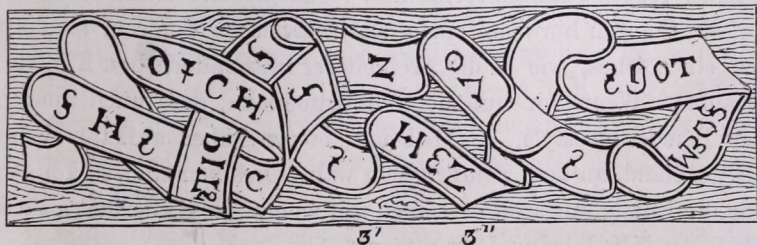
Taufbrunnen zu Késmárk, Poprád (Deutschendorf), Igló (Neudorf) zu den bedeutendsten Leistungen mittelalterlicher Metallindustrie. Der leutschauer Taufbrunnen ist aus Glockenmetall in Pocalform



gegossen; der obere Kelchtheil sitzt nur lose auf dem Fusse und kann abgehoben werden. Die Höhe beträgt 3' 2'', der Durchmesser des oberen Randes 2' 6'', die Dicke des Metalles fast 1''.

Nach MERKLAS dürfte der Taufbrunnen von Leutschau aus der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts stammen. Für dieses hohe Alter spricht, wie MERKLAS meint, der grosse Umfang desselben, was darauf hinweisen soll, dass zur Zeit der Anfertigung die Taufe noch durch Untertauchung (per immersionem) geschah. Diesem widerspricht jedoch der Umstand, dass der Taufbrunnen zu Késmárk mit 2' 2'' Durchmesser, und der zu Zeben mit 2' 8'' (also um 2'' grösser als der zu Leutschau) wie die Inschriften beweisen, aus dem XV. Jahrhundert stammen. — Ferner soll nach MERKLAS für das hohe Alter des leutschauer Taufbrunnens auch die Einfachheit der Verzierungen sprechen, an denen noch keine Spur von gothischem Style zu sehen ist, und die alte Inschrift mit Majuskeln, welche ebenfalls auf's XIII. Jahrhundert hinweist.

Lauter gewagte und grundlose Behauptungen; da bekanntermassen der Gebrauch von Majuskeln auf Metallgüssen sich bis spät hinab erhalten hat und sowohl auf Metall-, als auf sonstigen Kunstgegenständen die Majuskel *pêle-mêle* verwendet wurde, wofür auch in Leutschau Beispiele zur Hand sind. So findet sich auf einem der Betstühle eine Inschrift, wo gothische Minuskel mit lateinischer Majuskel gemischt erscheint, wie folgt:



goT(t) DEM VON HE(r)Z(en) dICH PIT (i)CH \*

\* Nach der Leseart HENSZLMANN'S. MYSKOVZKY aber las die Inschrift (Mittheil. d. k. k. Centr.-Commiss. XIX. 1874. 109) folgendermassen: ICH>BIT>DICH>HER>GOT>OEM>VOZ>, zugleich bekennd, dass er die letzten Worte nicht verstehen konnte.

VICTOR MYSKOVZSKY, Professor an der kaschauer Realschule, kommt bei Bestimmung des Alters des Taufbrunnens der Wahrheit viel näher. \* Seine Argumentation ist die, dass da der késmárker Taufbrunnen (1472), sowie der csetneker (Gömörer Comitát, 1454) Figuren und Verzierungen gleichen Gepräges mit dem leutschauer zeigen, folglich — so müsste verständlicher Weise die Conclusion lauten, und dann wäre das Wahre getroffen — folglich müssen sie auch gleichen Alters sein. Allein es scheint, als hätte Herr MYSKOVZSKY es nicht gewagt, im Gegensatze zu MERKLAS die Entstehungszeit um zwei Jahrhunderte später zu setzen, und so giebt er denn vermittelnd das XIV. Jahrhundert an.

HENSZLMANN erkennt nicht blos in der Modellirung der Figuren, sondern auch in den Laubornamenten eine spätere Zeit. Und wenn wir den leutschauer Taufbrunnen mit dem ebenfalls in der Zips, in Késmárk befindlichen vergleichen, welcher nach Aussage der Inschrift aus dem Jahre 1472 stammt: so müssen wir eine auffallende Verwandtschaft zwischen beiden nicht allein im Allgemeinen die äussere Form, die Silhouette betreffend, constatiren, sondern auch in den einzelnen Details erkennen. Auf beiden sind Peter, Apostel Paulus und Christus am Kreuze mit Maria und Johannes abgebildet; ja sogar finden bei Peter und Paul in der Form und Anbringung der Spruchbänder, des Schlüssels und des Schwertes solche Aehnlichkeiten statt, dass hier jedenfalls ein solches Verwandtschaftsverhältniss vorausgesetzt werden muss, das auf ein Copiren hinweist, nicht auf slavisches Copiren, sondern auf ein solches, wie es die Freiheit der mittelalterlichen Künstler erlaubte. Wenn wir nun noch hinzunehmen, dass auch Spuren des Renaissancestyls, der bei uns etwas früher aufkam als in Deutschland, an dem Taufbrunnen wahrzunehmen sind, so können wir die Entstehungszeit desselben mit ziemlicher Sicherheit an das Ende des XV. Jahrhunderts setzen. —

Endlich beschreibt HENSZLMANN noch das leutschauer grosse

\* Archaeologiai közlemények (Archäologische Mittheilungen). IX. köt. II. fiz. 99. 1.



Kloster, welches aber später vollständig umgestaltet wurde. Dies betreffend habe ich in dem königl. ungarischen Cameral-Archiv folgende Urkunde vom Jahre 1674 aufgefunden: « . . . Patres Societatis Jesu . . . . Templum restaurare, ibidemque diuina exercere, ac peragere, *Claustrum reaedificare*, et in suam propriam Residentiam seu Domicilium convertere . . . . juxta pium eorum institutum peragere, valeant atque possint.» \*

Ausser diesem folgt noch die Beschreibung der Klosterkirche, sowie der Capelle der Carthäuser. Das sind Kleinigkeiten im Vergleich mit den übrigen Kunstdenkmalen, weshalb wir uns bei denselben auch nicht länger aufhalten.

Vielleicht weilten wir auch bei den übrigen länger als billig! Jedenfalls müssen wir um Nachsicht der gütigen Leser bitten, dass wir uns mit vielleicht übertriebener Vorliebe der Betrachtung dieser Denkmale zuwendeten, welche überhaupt nicht den Eindruck von Originalwerken hervorrufen, noch als entwickelte nationale Schule das Interesse in Anspruch nehmen. Doch beruht, unseres Erachtens, eben hierin die Bedeutsamkeit dieser Kunstdenkmale. Sie zeugen von den Schwingungen des Civilisationsverlaufes, wie derselbe im Mittelalter von Westen und Südosten ausgehend, bei uns die südlichen und südöstlichen Grenzen seiner äussersten Wellenschläge erreichte, während die nördliche Grenze in Polen zu suchen ist. Russland und Rumänien erhielten mit der Religion auch ihre Cultur aus Byzanz.

Dieser Umstand verleiht unserem Werke culturgeschichtliche Bedeutung; denn, wenn es auch nicht bahnbrechend ist, so gehört es doch schon aus dem Gesichtspunkte zu den bedeutenderen Leistungen, dass es das Feld der Wissenschaft von einer Menge eingewurzelten Unkrautes, von falschen Ansichten und Irrthümern aller Art befreit.

HENSZLMANN kann der Schöpfer der ungarischen Kunstge-

\* Statutoria ac introductoriae Soc. Jesu in claustrum et templum Leutsoviense, 1674. — Original-Handschrift im Cameral-Archiv, Acta Jesuit. Leucsov. Fasc. 1. Nr. 10.

schichte, insbesondere der Geschichte der vaterländischen Architectur, genannt werden, da er aus dem reichen Schatz seines Wissens die ersten Grundsteine dieser Wissenschaft bei uns legte und dieselbe auch zu erfreulicher Entwicklung brachte. Wie wir überhaupt von diesem neuesten Buche des Verfassers denken, haben wir im Verlaufe der obigen Bemerkungen dargethan, und wollen wir deshalb nur noch hinzufügen, dass dieses Werk einem an glänzenden Resultaten reichen wissenschaftlichen Leben würdig die Krone aufsetzt.

Dr. ALADÁR BALLAGI.



## DAS ASTRO-PHYSIKALISCHE OBSERVATORIUM IN Ó-GYALLA.

Zu jeder Zeit fanden sich eifrige und opferbereite Gönner und Förderer der Astronomie. Manche unter ihnen, welche zuerst als Dilettanten die Beobachtung der Erscheinungen des gestirnten Himmels nur des hohen Genusses wegen, den sie bieten, cultivirten, wurden später durch das wissenschaftliche Interesse derselben immer mehr und mehr gefesselt und widmeten sich gänzlich dieser Wissenschaft, für welche sie nicht selten bedeutende materielle Opfer brachten.

Auch in Ungarn fehlte es nicht an Männern, die der Pflege der Astronomie würdige Heimstätten bereiteten; wir erwähnen von letzteren z. B. die bischöfliche Sternwarte zu Erlau, welche der damalige Erlauer Bischof Graf ESZTERHÁZY gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus eigenen Mitteln unter Aufsicht des später durch seine Venus-Expedition im Jahre 1769 rühmlichst bekannt gewordenen Astronomen P. HELL erbauen liess; ebenso die bischöflichen Sternwarten zu Karlsburg, die zu Klausenburg u. a.

Freilich entsprechen diese Anstalten gegenwärtig durchaus nicht den heutigen Anforderungen der Wissenschaft, und dieser Umstand, im Vereine mit ebenso grosser Liebe zur Wissenschaft, als fleckenlosem Patriotismus, veranlasste in den vierziger Jahren den wohlhabenden Privatmann KARL NAGY zur Errichtung einer grösseren, mit allen Mitteln der Forschung ausgerüsteten Sternwarte.

Leider sollte dieser schöne Plan nicht in Erfüllung gehen.

Schon waren die Grundsteine des Gebäudes zu Bicske gelegt, schon waren kostbare Instrumente bei den ersten Meistern bestellt und theilweise fertig geworden, so dass NAGY berechtigte Hoffnungen hatte, binnen Jahresfrist seine Beobachtungen auf der neuen Sternwarte beginnen zu können: da kam der politische Sturm der Jahre 1848/49 und knickte das entstehende Institut in seiner Wurzel. NAGY selbst wurde als politisch verdächtig in Haft genommen, sein ganzes Vermögen eingezogen. Später erlangte er zwar seine Freiheit wieder und erhielt auch seine Güter zurück, jedoch lebte er von nun an bis zu seinem Lebensende (1867) sehr zurückgezogen in Paris. Die Instrumente aber, die unterdessen fertig geworden und an-

gelangt waren, spendete er den wissenschaftlichen Anstalten seines Vaterlandes. Gegenwärtig befinden sie sich im Besitze der Budapester Universität.

In jüngster Zeit projectirte der bekannte Kunstmäcen und Gönner der Wissenschaften, Cardinal HAYNALD, der gelehrte Erzbischof von Kalocsa, eine Sternwarte für Kalocsa, und ist deren Bau und die Beschaffung der Instrumente schon seit einiger Zeit in Ausführung begriffen.

Eine ähnliche, der beobachtenden Astronomie gewidmete Anstalt ist das astro-physikalische Observatorium zu Ó-Gyalla. Errichtet und erhalten aus den Privatmitteln eines begüterten Gönners der Wissenschaften, des Herrn NICOLAUS v. KONKOLY, ist dieses Institut, mit Ausnahme der astronomischen Hütte der königl. ungar. meteorologischen Centralanstalt in Ofen, gegenwärtig thatsächlich das einzige in Ungarn, in welchem regelmässige astronomische Beobachtungen angestellt werden. Eine kurze Schilderung der Entstehung, Entwicklung und der bisherigen Leistungen dieses Observatoriums dürfte somit nicht ohne Interesse sein.

Der Wunsch, die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der physischen Astronomie durch eigene Beobachtungen kennen zu lernen und vielleicht auch weiter zu verfolgen, veranlasste v. KONKOLY im Jahre 1871 zur Errichtung einer provisorischen Sternwarte am Nordwestende seines Wohnhauses zu Ó-Gyalla. Dieselbe enthielt einen kleinen Drehthurm, ein Meridianzimmer und ein Bibliothekzimmer.

Im Drehthurme befand sich ein Steinheil'scher, parallaetisch montirter Refractor von 4 Zoll Oeffnung; daneben ein kleines Passageninstrument mit Azimuthalkreis, ein Box-Chronometer von Árvay in Wien. Ausserdem besass die Sternwarte noch folgende Instrumente:

Einen Spectralapparat mit 10 Prismen von Browning, einen zweiten mit 5 Prismen, ein Taschen-Spectroscop von demselben; ferner ein Taschen-Chronometer, einen englischen Octanten, einen complete Satz meteorologischer Instrumente, ein Meteoroscop und mehrere physikalische Apparate.

Mit diesen Hilfsmitteln versehen machte sich nun v. KONKOLY an die Arbeit. Er gewann jedoch bald die Ueberzeugung, dass sein kleines Institut nicht nur zu dilettantischen Beobachtungen, sondern auch im Dienste der Wissenschaft zweckmässig verwendet werden könne. Er unterzog sich daher der täglichen, regelmässigen Beobachtung der Sonnenflecken, der Sonnenprotuberanzen und der periodischen Sternschnuppenschwärme; auch wurden die meteorologischen Ablesungen täglich dreimal registriert.

Die Häufung dieser Arbeiten veranlasste den Besitzer der Sternwarte nach kurzer Zeit, sich einen Hilfsarbeiter zuzugesellen, welchen er auch in der Person des Herrn TH. NAGY zu finden glaubte. Derselbe arbeitete vom 1. Mai 1872 an der Sternwarte und besorgte vom 22. Juli dieses Jahres angefangen zuerst unter KONKOLY's Leitung, dann aber selbständig die Beobachtung der Sonnenflecken.

Bald stellte sich jedoch die Unzulänglichkeit der Instrumente der Sternwarte heraus. An Stelle des kleinen Passageninstrumentes trat nun



ein Meridiankreis aus der Werkstätte von Starke in Wien, mit einem Fernrohre von nahezu 3 Zoll Oeffnung; der Kreis hat 18 Zoll im Durchmesser; dessen Limbus besitzt eine Theilung von 6 zu 6 Minuten und gestattet mit Hilfe von vier Microscopen die Ablesung der einzelnen Secunden. Kurze Zeit darauf gelangte auch eine vorzügliche Pendeluhr von Cook in York in die Sternwarte. Der Pendel ist mit Quecksilber-Compensation construirt und die Uhr nach Sternzeit regulirt.

Eine der ersten Arbeiten v. KONKOLY's war die geographische Ortsbestimmung seines Observatoriums, respective des Meridianpfeilers desselben. Die Längendifferenz von Wien wurde mittelst Chronometer-Uebertragung bestimmt, ergab jedoch unzuverlässige Daten. Für die Polhöhe fand sich  $47^{\circ} 52' 43''.4$ .

Nachdem der Assistent Herr TH. NAGY in den Beobachtungen der Sonnenflecken und Zeitbestimmungen genügende Fertigkeit erlangt hatte, beschäftigte sich v. KONKOLY vorwiegend mit spectroscopischen, überhaupt astrophysischen Untersuchungen; dabei versäumte er jedoch keineswegs die Sternschnuppen-Beobachtungen und Bestimmungen am Meridiankreise.

Die meteorologischen und erdmagnetischen Beobachtungen, welche gleich nach Errichtung des Observatoriums regelmässig angestellt wurden, besorgte Herr S. WEISS vom Beginne derselben bis zum heutigen Tage.

So entwickelte sich auf der neuen kleinen Sternwarte eine rege, eifrige, wissenschaftliche Thätigkeit; fast täglich kamen alle Instrumente in Gebrauch; was Wunder, wenn sich den Beobachtern tagtäglich unwillkürlich die Bemerkung aufdrängte, dass der bescheidene Raum und die Lage des Observatoriums zur Erreichung des vorgesteckten Zieles nicht ausreichend sei!

VON KONKOLY entschloss sich kurz. Die Erweiterung der Sternwarte, welche durch die Aufstellung eines anzuschaffenden grossen Fernrohres unbedingt nöthig wurde, war nicht anders möglich, als durch gänzliche Umgestaltung des Wohnhauses; doch war auch selbst in diesem Falle keine genügend solide Aufstellung zu erwarten, da das Wohnhaus in grosser Nähe einer sehr frequentirten Chaussée gelegen ist.

Die einfachste und zugleich beste Lösung schien daher der Bau einer ganz neuen, vom Wohnhause unabhängigen Sternwarte. Eine passende Stelle im Parke des Besitzers war bald gefunden und im Frühling 1874 begann auch der Bau des neuen Observatoriums. Theilweise wurde ein schon vorhandenes fertiges Gartenhaus benützt, welcher Umstand im Vereine mit dem bei dem Bau verwendeten hydraulischen Kalk den Bau so rasch förderte, dass schon im Mai dieses Jahres einige Instrumente hineingeräumt werden konnten. Im Juni war Alles fertig gestellt. Die neue Sternwarte enthielt nun zwei Drehthürme, ein Meridianzimmer, ein physikalisches Cabinet, ein chemisches Laboratorium und ein Arbeitszimmer. Sämmtliche Instrumente ruhen auf solid gemauerten Pfeilern, welche von den Grundmauern und dem Fussboden des Gebäudes vollständig isolirt aufgeführt sind.

Das Hauptinstrument der Sternwarte ist ein grosses Spiegeltelescop von  $10\frac{1}{2}$  Zoll Oeffnung von Browning. Dasselbe wurde im Juni 1873 bei diesem berühmten Optiker bestellt; der Spiegel gelangte schon im August desselben Jahres zur Vollendung, so dass v. KONKOLY sich von dessen optischer Leistung in Browning's Privatsternwarte zu Richmond persönlich überzeugen konnte; freilich war der Spiegel damals nur in ein provisorisches Holzrohr befestigt. Das complete Instrument langte in acht Kisten verpackt im Februar 1874 in Ó-Gyalla an. Die Aufstellungsart dieses parallactisch montirten Telescopos ist eine aussergewöhnlich solide; auch ist es mit einem vorzüglichen Triebwerk versehen. Die zugehörigen Oculare haben Vergrösserungen von 35 bis 1250. Beigegeben sind ferner ein Stahlringmicrometer, ein Mappirungsnetz, ein Fadennicrometer, ein Doppelbild-Micrometer und ein Positions-Micrometer, ein Sonnenphotographie-Apparat.

Doch sollte die Sternwarte nicht lange ohne einen tüchtigen Refractor bleiben. Im Winter 1876/77 wurde bei Merz in München ein sechszölliger Refractor bestellt und schritt dessen Vollendung so schnell vorwärts, dass derselbe schon im Juni 1877 provisorisch auf dem Stative des ehemaligen Steinheil'schen Fernrohres aufgestellt werden konnte. Die solide Montirung des Refractors, welche nach Grubb's System ausgeführt und mit Triebwerk versehen ist, gelangte erst am 1. November 1877 zur Aufstellung.

Die Unterbringung und Aufstellung dieses Instrumentes veranlasste zugleich den Bau eines dritten Drehthurmes an der Sternwarte, der ebenfalls im Jahre 1877 vollendet wurde.

Im kleinen Drehthurme befindet sich, an das parallactisch montirte Stativ des ehemaligen Steinheil'schen Refractors befestigt, ein Instrument, welches ausschliesslich zur Beobachtung der Sonnenflecken mittelst Projection dient. Die wesentlichen Bestandtheile desselben sind: ein Objectiv, ein Projections-Linsensystem, eine mit Netzpapier überzogene Kupferplatte. Die Verbindung dieser Theile ist durch Metallstäbe hergestellt, welche der Strömung der erhitzten Luft überall freie Bahn gestatten, so dass eine bedeutende Temperaturerhöhung im Sonnenbilde nicht stattfinden kann, wodurch gewöhnlich in Fernröhren die zitternde Bewegung des Sonnenbildes entsteht. Das ganze Instrument steht auf einem soliden Steinpfeiler und wird durch ein starkes Uhrwerk mit corrigirbarem Watte'schen Pendel getrieben. Sein Objectiv stammt aus dem optischen Institute von Reinfelder & Härtel in München, hat  $80 \frac{m}{m}$  im Durchmesser und  $121 \frac{c}{m}$  Brennweite. Das projecirte mittlere Sonnenbild hat einen Durchmesser von  $134 \frac{m}{m}$  und ist bei diesem Instrumente beinahe vollkommen ruhig.

Gegenwärtig besitzt das Observatorium folgende Instrumente: In den drei Drehthürmen sind die oben beschriebenen drei Instrumente aufgestellt: 1. Der  $10\frac{1}{2}$ zöllige Reflector von Browning, parallactisch montirt, mit Uhrwerk. — 2. Ein Refractor von 6 Pariser Zoll Oeffnung und nur 6 Fuss Brennweite von Merz, ebenfalls parallactisch montirt und mit Uhrwerk. — 3. Der eben beschriebene Heliograph.



An kleineren Instrumenten sind vorhanden: Ein Cometensucher von 51 Linien Oeffnung und kaum drei Fuss Brennweite; ein zweiter Cometensucher von 42 Linien Oeffnung und drei Fuss Brennweite, beide azimuthal montirt mit allen nöthigen Bewegungen; dann ein Fernrohr von 45 Linien Oeffnung und vier Fuss Brennweite; ein zweites mit 36 Linien Oeffnung und drei Fuss Brennweite, beide azimuthal montirt.

An Spectralapparaten besitzt das Observatorium eine ganze Sammlung, und zwar: 1. Ein automatisches Spectroscop mit 12 Prismen, Micrometern und Positionskreis versehen. — 2. Einen Sternspectralapparat mit 2 Prismen und verschiedenen Micrometern, beide von Browning in London. — 3. Ein Universal-Spectroscop von Merz, variabel für 5, 10 und 15 Prismen, nebst verschiedenem Zubehör. — 4. Einen Spectralapparat nach Vogel. — 5. Einen Sternspectralapparat nach Zöllner von Merz. — 6. Spectrograph von Browning. — 7. Sternspectroscop nach Vogel (neuester Construction). — 8. Einen Spectralphotometer nach Glan. — 9. Einen Spectralapparat für chemische Analysen. — 10. Ein Meteorspectroscop und zwei Taschenspectroscop.

Dazu kommen noch ein Astrophotometer nach Zöllner, drei Chronographie, zwei Passagen-Instrumente, ein Spiegel-Sextant von Gambey, drei Pendeluhren mit Quecksilber-Compensation, die vorhin erwähnten Chronometer, zwei Duplex-Uhren, ein Secundenzähler; ferner eine Anzahl von verschiedenen physikalischen und chemischen Apparaten nebst zwei complete Telegraphenstationen, mittelst welcher die Sternwarte (in Folge hoher Ministerial-Bewilligung) mit der königl. ungarischen Telegraphenleitung in Verbindung steht.

Nachdem die neue Sternwarte fertig geworden, war eine der ersten Arbeiten v. KONKOLY's die Bestimmung der geographischen Constanten derselben. Vor Allem wurde die geographische Breite des Meridianpfeilers bestimmt und aus wiederholten Beobachtungen  $47^{\circ} 52' 33''.7$  gefunden. Später, als die Staatstelegraphen-Leitung Budapest-Komorn-Wien in die Sternwarte eingeleitet war, wurde die geographische Länge Wien-Ó-Gyalla mehrmals, und an zwei Abenden Ó-Gyalla-Ofen (Széchenyiberg) bestimmt und die Differenz Berlin—Ó-Gyalla  $19^m 10.69^s$  gefunden.

Inwieweit nun das astro-physikalische Observatorium seinem vorgesteckten Ziele bisher entsprochen und zur Förderung der beobachtenden Astronomie beigetragen hat, lässt sich am besten aus den bisherigen Leistungen des Institutes beurtheilen. Diese Arbeiten wurden theils in den «Astronomischen Nachrichten», theils in der «Wochenschrift für Astronomie» veröffentlicht; ferner erschienen die Sonnenflecken-Beobachtungen in den Publicationen der ungarischen Academie. Die meteorologischen Beobachtungen jedoch, welche im Jahre 1870 ihren Anfang nahmen, enthält das jeweilige Jahrbuch der königlich ungarischen meteorologischen Centralanstalt.

Wir lassen nun eine gedrängte Uebersicht dieser Untersuchungen folgen.

### I. *Spectroscopische Beobachtungen:*

1. Die Untersuchung des grossen Nordlichtes am 25. October 1871 zeigte zwei helle Linien, deren eine mit der *F*-Linie des Sonnenspectrums zu coincidiren schien.

2. Wurde das Spectrum eines zweiten Nordlichtes am 5. November 1871 bei Tag und während der Dämmerung beobachtet.

3. Am 11. Februar wurde das Spectrum eines schwachen Nordlichtes mit dem des eben sichtbaren Zodiacallichtes verglichen.

4. Der Schweif eines grossen Meteors wurde am 13. October 1873 untersucht und mit dem Spectrum glühender Gase in Geissler'schen Röhren verglichen. Im Spectrum wurden Bande von glühendem Magnesium, Natrium und Kohlenwasserstoffgas constatirt.

5. Am 25. Juli 1873 wurde der Sternschnuppenschwarm beobachtet und in den einzelnen Spectris die Natrium-Linien, sowie in den Spectris der grünen Meteore auch die hellen Linien des Magnesiums gefunden.

6. Die Untersuchung der Blitz-Spectra an verschiedenen Tagen der Jahre 1872, 1874 und 1876 führte v. KONKOLY zu dem Schlusse, dass die Blitze je nach ihrem Charakter drei verschiedene Spectren besitzen und dass am Meeresgestade die Natrium-Linie in diesen Spectren sehr häufig auftritt.

7. Kurz nach vollendeter Aufstellung des grossen Refractors untersuchte v. KONKOLY mit demselben das Spectrum des Cometen *Coggia* (1874, III). Der Comet wurde an mehreren Abenden beobachtet und in seinem Spectrum ausser einem schwachen continuirlichen Spectrum drei helle Linien gefunden, deren Wellenlänge wie folgt ist: 1. 563.4  $\text{mmm}$ , 2. 514.9  $\text{mmm}$ , 3. 472.6  $\text{mmm}$ . Mit dem Spectrum des in einer Geissler'schen Röhre befindlichen Kohlenwasserstoffgases verglichen, zeigte sich eine genügende Uebereinstimmung der beiden Spectren.

8. An mehreren Abenden des Jahres 1874 wurde der Comet Borelly (1874, IV) spectroscopisch untersucht; es ergab sich hier eine grosse Aehnlichkeit mit dem Spectrum des Cometen *Coggia*, doch war die dritte Linie ihrer Lichtschwäche wegen kaum messbar. v. KONKOLY fand die Wellenlängen der drei Linien bei diesem Spectrum: 1. 559.8  $\text{mmm}$ , 2. 513.0  $\text{mmm}$ , 3. 470.0  $\text{mmm}$ .

9. Im März des Jahres 1875 wurde das Spectrum des Enke'schen Cometen zu wiederholten Malen beobachtet und die Wellenlänge der drei Spectralbande als Mittel vieler Beobachtungen abgeleitet: 1. 561.75  $\text{mmm}$ , 2. 516.00  $\text{mmm}$ , 3. 473.80  $\text{mmm}$ . Polarisation des Lichtes war nicht zu bemerken.

10. Im März 1877 wurde das Spectrum des Cometen Borelly (1877, I) untersucht; darin fanden sich abermals drei helle Bande mit einer nahezu eben solchen Lage, wie die in den Spectris der anderen Cometen. Vierzehn Einstellungen ergaben folgende Wellenlängen: 1. 556.6  $\text{mmm}$ , 2. 517.7  $\text{mmm}$ , 3. 476.5  $\text{mmm}$ .

11. Am 27. Februar 1877 und am 12. August 1878 wurde die totale, respective partielle Mondfinsterniss spectroscopisch beobachtet.



12. Am 7., 8., 10. und 12. August 1874 wurde der August-Meteor-schwarm durch v. KONKOLY untersucht und fanden sich ausser glühendem Natrium, Magnesium und Strontium auch Spuren von Dämpfen schwerer Metalle vor.

13. Im Jahre 1877 legte v. KONKOLY einen Catalog von 160 Fixstern-Spectren, welche er im Jahre 1876 beobachtet hatte, der ungarischen Academie vor; derselbe erschien in den Publicationen der ungarischen Academie.

## II. Sternschnuppen-Beobachtungen:

Dieselben wurden an mehreren Stationen gleichzeitig und systematisch angestellt und dazu Meteoroscope verwendet. In Ó-Gyalla selbst wurden in den Jahren 1871—1877 folgende Sternschnuppen beobachtet:

1871 an	6 Tagen	83 Meteore	
1872 »	18	»	568
1873 »	20	»	393
1874 »	9	»	453
1875 »	10	»	474
1876 »	9	»	174
1877 »	7	»	141

Sämmtliche Positionen des Anfanges und des Endes der Bahn dieser Meteore sind in AR und Declination umgerechnet, die Zeit in Wiener Zeit angegeben. Diese Daten sind in den Publicationen der ungarischen Academie enthalten.

## III. Sonstige Beobachtungen:

Die systematischen Sonnenflecken-Beobachtungen, welche im Jahre 1872 ihren Anfang nahmen, wurden ebenfalls durch die ungarische Academie, theilweise auch in der Heiss'schen (jetzt von Klein redigirten) Wochenschrift für Astronomie mitgetheilt.

Rein astronomische Arbeiten hat der Astronom der Sternwarte, Dr. SCHRADER, durch Beobachtungen von Cometen und kleinen Planeten geliefert; dieselben sind jedoch noch nicht reducirt.

Eine für die gesammte Astronomie wichtige Erscheinung, der Venus-Durchgang am 9. December 1874, wurde in Klausenburg beobachtet, wo der letzte Theil des Phänomens sichtbar war; ebenso der Anfang des Mercur-Durchganges am 6. Mai 1878, wobei auch Positionsmessungen vorgenommen werden konnten.

Zum Schlusse wollen wir noch der Männer Erwähnung thun, welche v. KONKOLY in der Ausführung wissenschaftlicher Beobachtungen zur Seite standen.

Der erste Hilfsarbeiter war TH. NAGY (vom 1. Mai 1872 bis zum 1. October 1873), gegenwärtig Professor an der landwirthschaftlichen Schule zu Hódmező-Vásárhely; ihm folgten: D. KOVÁCS (vom 1. October 1873 bis 1. Januar 1874), J. GATTINGER (vom März bis August 1874), Dr. KARL SCHRADER (vom 1. Januar 1876 bis 8. Mai 1878), gegenwärtig Observator an der Sternwarte zu Hamburg, und S. WEISS, Meteorolog (von 1871 bis zum heutigen Tage).

Aus den obigen Mittheilungen lässt sich zur Genüge das vorgesteckte Ziel und die bisher erreichten Resultate dieser Anstalt ansehen; v. KONKOLY beabsichtigt auch in Hinkunft die begonnenen Arbeiten (Sonnenflecken-Beobachtungen, Sternschnuppen-Beobachtungen und spectroscopische Durchmusterung der himmlischen Objecte) fortzusetzen, insbesondere die Spectra der neuen Cometen zu untersuchen und jegliche Art sporadischer Beobachtungen anzustellen.

In den letzten Wochen war von der Errichtung einer neuen Landes-Universität zu Pressburg viel die Rede. Angesichts des Umstandes, dass weder die Budapester noch die Klausenburger Universität eine Sternwarte besitzen, machte Herr v. KONKOLY sofort das grossmüthige Anerbieten, der zu errichtenden Hochschule seine Sternwarte als Morgengabe darbringen und sämtliche Instrumente in deren Besitz übergehen lassen zu wollen.

Die obige einfache Aufzählung des bisher Geleisteten und dies letztere opferfreudige Erbieten charakterisiren die wissenschaftliche Wirksamkeit und die uneigennützig patriotische Gesinnung des Besitzers des Ó-Gyallaer Observatoriums mehr, als dies die wärmsten Lobsprüche zu leisten vermöchten. Wir wollen also diese Skizze blos mit dem Wunsche schliessen, der hochgesinnte Gönner der Wissenschaft möge in seinen Bestrebungen auch fernerhin mit wohlverdientem Erfolge fortfahren.

---



## DER CORVIN-CODEX DER KÖNIGL. BIBLIOTHEK ZU PARMA. \*

Schon Ireneo Affo \*\* sagt in seiner 1781 gehaltenen Denkrede über Taddeo Ugoletto (den ehemaligen Bibliothekar des Königs Matthias), dass in der königlichen Bibliothek zu Parma ein lateinisches Manuscript unter dem Titel *Diomedis Carafae de Institutione Vivendi* aufbewahrt werde, welches deshalb Erwähnung verdiene, weil sein prächtiges Titelblatt mit dem aragonischen und corvinischen Wappen geschmückt sei und weil darin für die Königin Beatrix geschriebene Unterweisungen enthalten seien. Derselbe bemerkt ferner, dass diese Handschrift wahrscheinlich das einzige Exemplar sei, welches Eigenthum der Königin selbst gewesen, und er beruft sich dafür auf den gelehrten Parmeser Bibliothekar Paciaudi, welcher die Seltenheit dieser merkwürdigen Handschrift in einer lateinischen Dissertation beleuchtet hat.

Nach Affo führt Tiraboschi \*\*\* diese Handschrift als unedirt an. Nicolo Morelli hält sie in seiner 1849 veröffentlichten Monographie † über die neapolitanischen Könige für identisch mit dem Exemplar, welches der Verfasser der Königin Beatrix gewidmet hat.

Dem Dr. E. G. Vogel, welcher ein Verzeichniss der in den europäischen Bibliotheken befindlichen Corvin-Codexe zusammengestellt hat, †† war die Handschrift *nicht* bekannt. Eine kurze bibliographische Beschreibung derselben hat Odorici am Anfang der sechziger Jahre in seinem Werke über die Geschichte der königl. Bibliothek zu Parma ††† veröffentlicht.

Von unseren älteren vaterländischen Gelehrten hat STEFAN HORVÁTH — wie seine Notaten bezeugen — diese Handschrift gekannt, und neuer-

\* Aus dem November-December-Hefte der Magyar Könyvszemle 1878.

\*\* Memorie di Taddeo Ugoletto parmigiano bibliotecario di Matia Corvino Re di Ungheria. Parma. 1781. 4°. S. 52—53.

\*\*\* Storia della letteratura Italiana. Firenze. 1807. Tomi VI. p. I. S. 431.

† Nicolo Morelli: Vite de' Re di Napoli. Napoli 1849. 4°. I. S. 254.

†† Serapeum. Zeitschrift für Bibliothekwissenschaft. Leipzig. 1849. 8°. Nr. 18.

††† Atti e Memorie della R. R. Deputazioni di Storia Patria per le provincie Modenesi e Parmensi. Modena. 1866. 4°. 440 S.

lich hat FRANZ v. PULSZKY die Aufmerksamkeit FLORIAN RÓMER's auf dieselbe hingelenkt. Der Letztere hat die Handschrift auf seiner wissenschaftlichen Rundreise studirt und im 1870er Jahrgang des *Archaeologiai Értesítő* (Archaeologischer Anzeiger) einen bibliographischen Bericht darüber mitgetheilt.

Die Frage ist jedoch noch nicht erschöpft.

Die neueren bibliographischen Forschungen bringen neue Gesichtspunkte und Daten an's Tageslicht, welche man, um die Lücken zu ergänzen, bei jedem Corvin-Codex in Betracht ziehen muss. Wir wollen daher ausser der technischen Ausstattung der Handschrift auch die Provenienz, die Wanderungsgeschichte und die Literatur derselben untersuchen und bestrebt sein, durch Aufhellung des einen oder andern Umstandes die Bibliographie der Corvina nach besten Kräften zu fördern.

Diese Gesichtspunkte leiteten mich, als ich im vorigen Sommer bei meinen italienischen Forschungen den Parmeser Codex neuerdings prüfte und ich theile die Ergebnisse dieser Prüfung hier zu dem Zwecke mit, um die über denselben veröffentlichten Daten in dem einen oder dem anderen Punkte zu ergänzen.

Dieser merkwürdige Codex trägt den Titel: *Diomedis Carafae De institutione vivendi*, stammt aus dem XV. Jahrhundert, hat Klein-Octav-Format, ist theils auf violettem, theils auf dunkelgrünem Pergament mit goldenen rundlichen Minusculen geschrieben und besteht aus 47 Blättern.

Die Höhe des Codex beträgt 17, die Breite 12 Centimeter. Die Ausstattung zeugt von verschwenderischer Pracht; sie zeigt im Ganzen zwei prächtige Titelblätter, eine grössere Miniatur, eine Initial-Miniatur und 47 in Gold gefasste kleinere Initialen.

Die Blätter waren ursprünglich nicht numerirt; die gegenwärtige Numerirung, welche auch wir acceptiren, obgleich sie nicht ganz correct ist, hat ihm Odorici 1866 gegeben. Die Schrift geht auf stumpfer Linirung fort und beträgt auf jeder Seite durchschnittlich 16 Zeilen. Sie enthält keine Anmerkungen oder Correcturen.

Die Quaternionen sind mit goldenen Majusculen A, B, C, D, E bezeichnet und so eingetheilt, dass auf die erste Quaternio 5, auf die zweite 6, auf die dritte, vierte, fünfte 8, auf die sechste 4 Blätter fallen. Das 1. und 41. Blatt, welche mehr zu den Deckentafeln als zu dem Text gehören, habe ich nicht zu den Quaternionen gezählt.

Hinsichtlich der Farbe des Pergaments sind die Blätter der vierten Quaternio dunkelgrün, die übrigen violett.

Der Codex beginnt, nach einem leeren Pergamentblatt, auf dem zweiten Blatte mit der an den Verfasser Diomedes Carafa gerichteten Widmung des Uebersetzers Colantonius Lentulus, worin dieser dem Carafa unter grossen Lobsprüchen dafür dankt, dass er die Uebersetzung seines in italienischer Sprache geschriebenen Werkes *De Institutione vivendi* ins Lateinische ihm übertragen habe.



Die Dedication beginnt mit den Worten: *COLANTONIVS Len | tulus Diomedi Carafae | Comiti Magdaloni Viro | clarissimo se commendat*, und erstreckt sich bis zur ersten Seite des dritten Blattes. Sie ist, abweichend vom goldenen Texte, mit silbernen Buchstaben geschrieben; jede Alinea ist mit sieben goldenen Initialen verziert.

Auf der zweiten Seite des dritten Blattes ist das erste Titelblatt mit prächtigem goldenen Laubwerk verziert. Das Gemälde stellt eine goldene Vase dar, aus welcher Nelken-Guirlanden aufwärts laufen, die von zwei Seiten einen herzförmigen Kranz bilden und sich oben in *einer* Nelke vereinigen. Das Innere des Kranzes zeigt in prächtiger goldener Schrift folgenden Titel des Buches:

DIOME  
DIS. CARAFAE.  
COMITIS. MAGDALO  
NI. DE. INSTITUTIONE.  
VIVENDI. AD. BEATRICE.  
ARAGONIAM. PAN  
NONIAE. REGI  
NAM. PRAE  
FATIO. IN  
CIPIT. FE  
LICI  
TE  
R.

Das zweite und eigentliche Titelblatt beginnt dem ersten gegenüber auf der ersten Seite des vierten Blattes und ist die würdige Hauptzierde des Codex. Es besteht aus einer prächtigen goldenen Einfassung, welche alle vier Ränder des Blattes ganz ausfüllt und in ihrem oberen, unteren, rechten und linken Theile zwischen goldenen Laubgewinden symbolische Miniaturbilder und Embleme zeigt. RÔMER beschreibt diese verzierte Einfassung folgendermassen: \*

«Die Einfassung des vierten Blattes (des Titelblattes) ist eine goldene Guirlande; oben läuft ein Hermelin, das Symbol der *Reinheit*, nach rechts, in einem Spruchband steht: DECORVM; auf der rechten Seite in einer schmalen Einfassung ist ein geöffnetes Buch, von rückwärts gesehen; auf der linken Seite oben in einem runden Rahmen steht die Gerechtigkeit, mit dem Schwert in der Rechten und der Wage in der Linken, in dem mittleren Rahmen aber eine weibliche Gestalt, welche etwas Harmonika-Aehnliches zusammendrückt; zwischen diesen ist oben unter einer goldenen Krone etwas einem goldenen Schloss oder Felsen Aehnliches, und zwischen den Abtheilungen desselben sind weisse, dreieckige, zahnförmige Dinge zu sehen. Dieses Sinnbild kann ich nicht erklären. Unter der musicirenden weiblichen Gestalt und einer anderen Krone sieht man ein

\* Archaeologiai Értesítő. II. Pest, 1870. S. 285.

auf einem goldenen Throne oder Altar brennendes Feuer. Im unteren Theile der Einfassung sieht man in einem runden Rahmen rechts von dem Wappen ein eine Säule tragendes Weib, die *Standhaftigkeit*, links eine in der Rechten eine Schlange, in der Linken einen Spiegel haltende weibliche Gestalt, die *Klugheit*.)

Wir unsererseits bemerken, dass die Titelblatt-Verzierung dieses Codex von den bekannten Verzierungen der Corvin-Codexe gänzlich abweicht, und dass die hier auf dem Verzierungsrahmen befindlichen Embleme theils die Symbole der aragonischen und neapolitanischen Könige, theils diejenigen einzelner Tugenden darstellen.

Das Hermelin findet man z. B. auf den Münzen der aragonischen Könige, bald mit der Devise: «Decorum», bald mit: «Malo mori quam foedari». \* Es ist das Emblem der Reinheit.

Das Symbol des goldenen Buches kommt auf den Münzen der neapolitanischen Könige Ferdinand II. \*\* und Friedrich II. mit der Aufschrift: «Recedant vetera» vor. Es erinnert an die sibyllinischen Bücher.

Das auf dem Altar flammende Feuer zeigt die Münzen des neapolitanischen Königs Alfons II. \*\*\* und die Bedeutung desselben erklärt der vielsagende Wahrspruch: «In dextera tua salus mea.»

Endlich das Emblem, welches Dr. RÔMER für «eine Burg oder einen Felsen hält, und zwischen dessen Abtheilungen weisse, dreieckige, zahnförmige Dinge sichtbar sind», ist wirklich ein Felsen, aber die Bedeutsamkeit liegt nicht in diesem, sondern in den «weissen, dreieckigen, zahnförmigen Dingen», welche nichts Anderes sind als die Sinnbilder des Diamanten, und hier den natürlichen Glanz desselben im Felsen darstellen.

Der aus dem Felsen strahlende Diamant ist das Symbol des aragonischen Königs Ferdinand I., der es mit der Devise: «Naturae non artis opus» zur Bezeichnung seiner sprichwörtlich gewordenen Gerechtigkeit gebrauchte. † Seine Zeitgenossen nannten ihn nämlich den Gerechten, er aber rechnete diese Tugend nicht sowohl seiner Erziehung als vielmehr seiner Natur zum Verdienste an. Darum wählte er zum Symbol den Diamanten, welcher den aus dem Felsen hervorbrechenden Glanz nicht der Kunst, sondern der Natur verdankt.

Im unteren Theile des Prachtrahmens halten zwei Engel das vereinigte Wappen des Königs Matthias und der Königin Beatrix, auf Grund dessen wir den Codex der «Corvina» vindiciren.

Der Schild ist in vier Felder getheilt und von einer fünfzackigen Krone aus Goldplatt bedeckt. Das *erste* Feld besteht aus zwei Unter-

\* Arch. Ért. II. Band. 1870. S. 83—84.

\*\* Nic. Morelli: Vite de' Re di Napoli. — Napoli, 1849. 4°. S. 185 und 191.

\*\*\* Nic. Morelli S. 206, und Symbola varia diversorum principum Pragae, 1603 I. S. 117.

† Morelli S. 206. — Symbola varia S. 65.



feldern und zeigt im silbernen Felde drei (statt vier) rothe Bänder und auf blauem Grunde ein goldenes Doppelkreuz; \* im zweiten sind die Embleme der Könige von Aragonien, Neapel und Jerusalem; im dritten, welches abermals in zwei Unterfelder getheilt ist, sieht man auf blauem Grunde einen schwarzen Raben mit einem goldenen Ringe, und auf rothem Grunde den zweischwänzigen silbernen böhmischen Löwen; im vierten kommen die Embleme der Könige von Neapel, Jerusalem und Aragonien vor.

Unter dem Wappen befindet sich noch ein rundes Schildchen, welches im rothen Felde drei silberne horizontale Bänder darstellt und unter welchem in goldenen Majuskeln «FIDELITAS» zu lesen ist.

Dies ist das Wappen der Familie Carafa,\*\* aber es scheint der Aufmerksamkeit der bisherigen Forscher entgangen zu sein.

Der Glanzpunkt des Titelblattes ist das Bild, welches der oben erwähnte Zierrahmen einschliesst, und das die Königin Beatrix mit dem Verfasser des Buches darstellt. In einem gewölbten Saale sitzt auf einem Throne die Königin, eine goldene Strahlenkrone auf dem Haupte; die Rechte streckt sie einem knieenden Ritter entgegen, um aus seinen Händen ein in rothen Sammt gebundenes, mit goldenen Schliessen geschmücktes Buch zu übernehmen, während sie sich mit der Linken auf den Arm des Thrones stützt und ihre Füsse auf zwei violetten, mit goldenen Fransen gezierten, Polstern ruhen lässt. Unter dem Throne ist in goldenen Majuskeln zu lesen: «BEATRIX REGINA».

Der knieende Ritter ist mit einem Rock ohne Aermel bekleidet und die hinter seinem Rücken schräg gehaltene Inschrift:

DIOMEDES  
PERPETUO  
FIDELIS

gibt an, wer er sei.

Unter dem Bilde beginnt das Vorwort des Diomedes Carafa, worin er den Entstehungsgrund seines Werkes angiebt. Die Initiale C ist sehr splendid und zeigt in einem goldenen Viereck den lorbeerbekränzten Verfasser in stehender Stellung, wie er seine Rechte auf einem geschlossenen Buche ruhen lässt, die Linke aber zur Erklärung erhebt. Die Vorrede beginnt mit den Worten: CVM SEMPER iis | parendum mihi statu erim quibus ratio est et | cura parendum esse praescribunt etc. und reicht bis zur ersten Seite des sechsten Blattes.

Hier fängt nun der Text an, welcher aus den folgenden Capiteln besteht:

De colendo Deo.

De Gratiis prius (?) habendis.

\* Das Wappen Ungarns, welches regelmässig im senkrecht getheilten Schilde im rothen Felde von vier silbernen Balken und einem silbernen Doppelkreuz dargestellt wird.

\*\* Jac. Wilh. Imhof: Historia Italiae et Hispaniae Genealogica etc. Norinbergae. 1701. Fol. S. 301.

Quae erga germanum Ducem Calabriae servatura sit.

Quae in Reliquos Germanos.

Quid erga omnes procures et aulicos observandum.

Qualis erga conditionem munerum futura sit.

DE TEMPLORUM VISITATIONE.

Quid in digressu a patre servatura sit.

Quid erga comitivam legatorum Pannoniae Neapoli observandum.

Quid erga sibi in itinere obviantes servandum.

Quid erga Consiliarios suos servandum.

Quid in itinere sit observandum.

De custode pedissequarum instituendo.

Quid in urbe Roma sit observandum.

De oratione habenda apud PONTIFICEM MAXIMUM.

Quid impetrandum a Pontifice.

Quid in ceteris urbibus observandum.

De ratione itinerandi et pernoctandi.

De donis datis communicandis.

De Cura totius Comitivae.

De Secretario.

Quod erga externos omnes comis sit.

Quid erga sibi occurrentes.

Quid erga Regem forte sibi obviantem.

Quod in scribendo ad Socrum sit officiosa.

Quid erga maritum et socrum sit observandum.

Quod uxor in omnibus viro suo placere studeat.

Quod in itinere a proceribus mores viri intelligat.

Quid in primo congressu viri observandum sit.

De summa erga maritum veneratione.

De cubiculis pedissequarum.

Quid erga delegatos a marito viros et mulieres.

Quod eos quos maritus amat diligit.

Quod voluntatem suam per SOCRVM virum (?) doceat.

Quod in defectione ignorantiae se marito excuset.

Quod virò gratias agat de ancillis italicis sibi concessis.

Quod ea quae de se apud patrem praestitit apud et maritum praestet.

De pecuniis a marito constitutis bene locandis.

DE SALARIO FAMILIARIBVS PROSPICIENDO.

De lingua pannonica edocenda.

Quid a marito exploret de legatis nuptiis intervenientibus.

De muneribus dono datis.

De conjugio gratissimo ostendendo.

Quid erga personam mariti observandum.

De auditis admittendis et reticendis.

Quod patrem et germanos aliosque sibi deditos litteris frequentet.

Quod ad Pontificem Maximum crebras det litteras.



Der Text beginnt auf der ersten Seite des sechsten Blattes mit den Worten: «Omnibus externis humanisque rebus reverentia et cultus in Deum optimum maximum est anteponenda» etc. und endigt auf der zweiten Seite des 38. Blattes mit dem Worte ΤΕΛΟΣ. Unter die letzte Zeile hat der Copist mit silbernen Buchstaben seinen Namen: *Joannes Marcus Cynicus exscripsit* hingeschrieben.

Der rothe Leder-Einband des Codex stammt aus neuerer Zeit und zeigt zwischen gepressten goldenen Verzierungen die Embleme der Herzoge von Parma. Das Innere der Buchdeckel, sowie das erste und letzte Maculaturblatt ist mit einem abgeschossenen blauen Seidenblatte bedeckt und stammt wahrscheinlich von dem ursprünglichen Einbände her. Auf die Innenseite des vorderen Deckels ist das in kleiner Gestalt in Holz geschnittene Brustbild der Königin Beatrix angeklebt mit folgender Umschrift:

DIVA — BEATRIX — HVNGARIAE — REGINA.

Ueber die Provenienz des Codex konnte ich in der Bibliothek zu Parma keine weitere Auskunft erhalten, es ist aber wahrscheinlich, dass er aus der farnesischen Bibliothek stammt, welche als Eigenthum der Bourbonen bis 1735 in Parma aufbewahrt wurde. Damals liess Karl Bourbon III. die Bibliothek nach Neapel bringen.

Die bibliothekarische Signatur des Codex ist: G G. III. 170. 1654.

So viel zur Bibliographie des Buches.

Ueber den Verfasser und den Inhalt wollen wir noch Folgendes bemerken:

Der Codex enthält die für Beatrix geschriebenen Unterweisungen des Diomedas Carafa, Herzogs von Magdalon, und nach der ganzen Ausstattung zu urtheilen ist er zweifelsohne dasselbe Exemplar, welches das Eigenthum der Königin selbst gewesen. Der Verfasser stammt aus dem berühmten Geschlechte der Carafa\* und nimmt unter den moralphilosophischen Schriftstellern des XV. Jahrhunderts eine hervorragende Stelle ein.\*\* Aus seiner Familie hat Olivio Carafa die Königin Beatrix gekrönt; Orsino Carafa hat Ferdinand I. bestattet; unser Verfasser aber bekleidete unter den aragonischen Königen Alfonso I. und Ferdinand I. die Würde eines geheimen Rathes und war ein bei Beiden beliebter Hofmann.

Als des aragonischen Königs Ferdinand I. Tochter Eleonora mit dem Herzog von Ferrara vermählt wurde, schrieb er für sie in italienischer Sprache Unterweisungen, worin er die Pflichten eines guten Fürsten darlegte. Dieses Werk ist in der lateinischen Uebersetzung des Battista Guarino und Pietro Gravina unter dem Titel: *De regentis et boni principis officiis* bisher in mehreren Ausgaben erschienen.

Anlässlich der Vermählung der zweiten Tochter des Königs, Beatrix, mit dem König Matthias harnte eine ähnliche Aufgabe des Verfassers,

\* Alfred von Reumont: Die Carafa von Maddaloni. Berlin, 1851. I.—II. Band.

\*\* Er starb 1487 den 17. Mai.

der dieselbe mit jener Gewissenhaftigkeit löste, welche die Aufforderung einer Königin mit Recht beansprucht. Er schrieb für sie Unterweisungen, und wie er in der Vorrede erklärt, hatte er das Werk in Folge directer Aufforderung Beatricens unternommen. Er schrieb es ursprünglich in italienischer Sprache, die jetzige lateinische Form gab ihm Colantonius Lentulus, ein Humanist des XV. Jahrhunderts.

Diese Unterweisungen haben die Bestimmung, die Lebensweise der Königin zu regeln. Sie erstrecken sich auf alle wichtigeren Momente des Lebens und nehmen auch auf die speciellen ungarischen Verhältnisse gebührende Rücksicht.

Der Verfasser theilt sein Werk in 47 Capitel. Jedes Capitel enthält eine Unterweisung und hat, abweichend vom goldenen Text, eine silberne Ueberschrift.

Das erste Capitel handelt von der Ehrfurcht gegen Gott, das zweite von der Dankbarkeit gegen ihren Vater, das dritte und vierte von der Achtung gegen ihre Geschwister. Die übrigen Unterweisungen geben an, wie sie sich gegen die neapolitanischen Grossen beim Abschied benehmen solle, worauf sie achten solle, wenn sie von ihrem Vater scheide, welche Aufmerksamkeit sie den ungarischen Gesandten angedeihen lassen solle, was für eine Lebensweise sie auf der Reise beobachten, was sie in Rom mit dem Papste sprechen und was sie von ihm bitten solle. Der Verfasser giebt Beatrix den Rath, für ihr Gefolge Sorge zu tragen und leutselig gegen diejenigen zu sein, mit denen sie auf der Reise zusammentreffe. Wenn ihr etwa der König entgegenkommen sollte, so stelle sie sich so, als ob sie ihn nicht kenne, und wenn sie ihn erkenne, solle sie vom Pferde steigen und ihm nur die Rechte reichen. Gegen die Mutter des Königs Matthias sei sie zuvorkommend und bestrebt, ihre Gunst zu erlangen; sie trachte darnach, in Allem des Königs Neigung zu gewinnen und dauernd an sich zu fesseln; sie erweise ihm die grösste Achtung und Zärtlichkeit; sie danke ihm dafür, dass er in ihrem Hofhalte die italienischen Dienerinnen beibehalten habe. Das von ihrem Gemahl ihr zugewiesene Geld wende sie gut an u. s. w.

Für uns ist das wichtigste Capitel dasjenige, welches von der Erlernung der ungarischen Sprache handelt. In diesem legt der Verfasser ihr an's Herz, *dass sie sich die ungarische Sprache und Sitte aneigne* und giebt ihr den Rath, schon auf der Reise Jemanden aus dem ungarischen Gefolge zu sich zu bescheiden, der sie in die ersten Elemente der ungarischen Sprache einweihe: wenn sie dann in Ungarn sein werde, so könne sie von den ungarischen Dienerinnen in ihrer Umgebung leicht weiter lernen. Hier giebt er ihr auch den Rath, dass sie diejenigen, die aus allen Theilen des Landes herbei eilen werden, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen, nicht lange warten lasse, sondern sie sogleich vorlasse und freundlich empfangen. «Alles Warten» — sagt der Verfasser — «ist im höchsten Grade lästig.» In den zwei letzten Unterweisungen ermahnt er sie, mit ihrem Vater, ihren Geschwistern und mit dem Papste einen lebhaften



Briefwechsel zu unterhalten und macht sie darauf aufmerksam, was sie dem Papste aus Ungarn schreiben solle.

Dies ist in den Hauptzügen der Inhalt des Codex. Für uns hat er ein besonderes Interesse, weil er bisher noch nicht herausgegeben ist. Alfred von Reumont in seiner ausgezeichneten Monographie über die Carafa von Maddaloni erwähnt zwar das in dem parmeser Codexe vorhandene Werk Carafa's, sagt aber nicht, dass es herausgegeben sei. Wir wollen es daher als unedirt nehmen.

Dem ungarischen National-Museum ist es gelungen, eine treue Copie dieses Codex zu erwerben, und unser tüchtiger junger Kunsthistoriker Dr. KARL v. PULSZKY wird dieselbe in einer seiner Studien veröffentlichen.

Schliesslich wollen wir bezüglich des Diomedes Carafa noch bemerken, dass er ausser den *Ammaestramenti militari* und anderen Werken in Versen auch ein Werk unter dem Titel: *Trattato de lo optimo cortesano* geschrieben habe, welches er ebenfalls der Königin Beatrix gewidmet und dessen Copirung er gleichermassen dem Joannes Marcus Cynicus übertragen hat. Ein Pergament-Incunabel mit einem solchen Titel, ohne Orts- und Jahresangabe, befindet sich in der Mailänder Bibliothek der markgräflichen Familie Trivulzio mit folgender Dedication: «Alla serenissima Regina Beatrice d'Aragonia felicissima Regina de «Hungaria, Boemia» etc.\*

Da dieses Pergament-Incunabel ein splendides Prachtexemplar ist, so ist es nicht unmöglich, dass es sammt den übrigen vier Corvin-Codices, welche auch gegenwärtig in der Trivulzio-Bibliothek aufbewahrt werden, in diese Sammlung aus der Corvina gelangt sei.

Schliesslich erachte ich es als eine angenehme Pflicht, hier dem Herrn Director der parmeser Bibliothek, Ritter Peter Perreau, für die verbindliche Zuvorkommenheit, mit welcher er meine Studien zu fördern und die Copirung des in Rede stehenden Codex zu besorgen die Gewogenheit gehabt hat, meinen wärmsten Dank abzustatten.

JOHANN CSONTOSI.

\* Tiraboschi Gir.: Storia della Letteratura italiana. Firenze. 1870. VI. Tom. I. p. S. 431.

## UEBER DAS DEÁK-MONUMENT.

— Aus einem Vortrage GUSTAV KELETI'S. —

GUSTAV KELETI hat am 2. December 1878 in der ungarischen Academie der Wissenschaften einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über das Deák-Denkmal gehalten, welchem wir im Folgenden die wesentlichsten Momente entnehmen.

Die Errichtung eines Denkmals für FRANZ DEÁK hat sich — wie der Vortragende im Eingange seiner Studie hervorhebt — in dem reichlichen Ergebniss der zu diesem Zwecke im Lande eingeleiteten öffentlichen Sammlungen als Gesammtwunsch der Nation glänzend manifestirt. Es ist daher eine müssige Frage, ob für ein kostspieliges Unternehmen dieser Art ein wirkliches Bedürfniss vorhanden sei. Einsicht und Gemüth des gesammten Volkes in Ungarn würde gegen jeden in dieser Richtung etwa auftauchenden Zweifel laut und energisch protestiren. — Dies Monument, in würdiger Weise einmal zu Stande gebracht, wird den Zeitgenossen des grossen Dahingeschiedenen eine tröstliche Erinnerung an die Kämpfe der Vergangenheit bieten; den kommenden Geschlechtern aber Selbstvertrauen und Zuversicht einflössen für den Fall, dass neue Gefahren den Bestand des ungarischen Staates bedrohen sollten. Hat ja doch DEÁK, «der Weise des Vaterlandes», den unvergesslichen Ausspruch gethan und die tiefe Wahrheit des Satzes vor aller Augen mit den Erfolgen seiner eigenen Thätigkeit besiegelt: dass Alles, was die Willkür der Mächtigen uns geraubt, wieder erstehen könne, und nur jene Güter selten wieder zu gewinnen seien, welche der Leichtsinne der Nation selbst verwirkt oder durch sträfliche Nachlässigkeit verloren gegeben hat.

In dem materiell günstigen Erfolg der öffentlichen Subscription liegt jedoch noch keine sichere Bürgschaft für das künstlerische Gelingen des beabsichtigten Denkmals. In dieser Beziehung ist das Land über das Stadium der frommen Wünsche noch keineswegs hinaus. Das Denkmalcomité, an dessen Spitze Männer stehen, die sich mit Recht des allgemeinen Vertrauens rühmen können, hat zwar das nationale Unternehmen mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit vorbereitet; mehr konnte es jedoch kaum thun und durfte sich auch gelegentlich der internationalen Concurrenz-Ausschreibung in die ästhetische Auseinandersetzung und Begründung jener speciellen



Wünsche nicht einlassen, von deren Erfüllung doch zumeist die günstige Lösung der Aufgabe bedingt ist. Mit der grösstmöglichen Schonung aller und jeder lebensfähigen Ideen sollte den Künstlern von vorneherein volle Freiheit der Auffassung gewahrt bleiben. Allerdings konnten sich in dieser Beziehung die heimischen Künstler eines eingehenderen Hinweises auf die Exigenzen der Aufgabe leichter entziehen als die auswärtigen Concurrenten. Andererseits erblickt KELETI selbst in der Theilnahme der entwickelteren Plastik des vorgeschrittenen Auslandes keine durchaus befriedigende Gewähr für die erfolgreiche Lösung des künstlerischen Problemes, wie es in diesem Monument hingestellt erscheint, obwohl FRANZ DEÁK als Celebrität von europäischer Beileutung anerkannt ist und die preiswerbenden Künstler des Auslandes bezüglich des geistigen Inhaltes der Aufgabe diesmal in der günstigen Lage waren, genügende Belehrung schöpfen zu können aus der gediegenen und umfassenden Monographie von ANTON CSENGERY, dem vieljährigen vertrauten Freund und Gesinnungsgenossen DEÁK's, welche rechtzeitig auch in deutscher Sprache (übersetzt von Professor GUSTAV HEINRICH) erschienen war.

Die Frage, wie wir uns das Denkmal DEÁK's vom Standpunkte der Schönheitsgesetze und unserer nationalen Eigenart zu denken haben, lässt sich im Uebrigen doch nur im Anschluss an die Ueberlieferungen der antiken Bilderkunst lösen. Auch die moderne Plastik fusst ja noch heute auf den Principien der altclassischen Bildnerei. Der Hauptunterschied zwischen beiden besteht, wie der Vortragende betonte, hauptsächlich darin, dass in jener der Symbolismus fast ausschliesslich vorherrscht, während hier die individuellen Züge um Gleichberechtigung ringen und zum Durchbruch gelangen. Dort der reinste Idealismus, die classische Vollkommenheit der Form; hier der überwiegende Individualismus mit dem bekannten historisch-herben Beigeschmack. Die antike Bildnerkunst trachtet nicht als Spiegel des seelischen Lebens zu gelten. Der modernen Plastik eröffnet sich ein viel weiterer Spielraum in dieser Richtung. Ihre Stilgesetze sind aber noch lange nicht völlig abgeklärt; ihre Aesthetik, in präciser Fassung, einer späteren Zukunft vorbehalten. Das Deák-Monument bietet zwar der Bildhauerkunst eine würdevoll schöne Aufgabe, doch hat dieselbe nicht alltägliche Schwierigkeiten im Gefolge. Die äusseren Bedingungen ihrer Lösung sind durch den Mangel an plastischen Vorzügen in DEÁK's körperlicher Erscheinung keine günstigen; um so günstiger dagegen sind, nach KELETI's Darstellung, die inneren Motive zum Denkmal, welche durch den wahrhaft antiken Charakter DEÁK's, durch dessen plastische Ruhe und Würde gegeben sind. Eine der grössten Schwierigkeiten liegt von vorneherein in der richtigen Wahl des geschichtlichen Momentes, oder um den bildnerisch-technischen Ausdruck zu gebrauchen: in der richtigen Wahl der passendsten Attitude, in welcher der geistige Gehalt des Mannes sich am zutreffendsten ausspräche. Diese Entscheidung setzt sowohl die künstlerische Begabung als auch die intellectuelle Einsicht, den historischen Blick des Künstlers auf eine harte Probe. Der Ansicht des Vortragenden

nach wäre FRANZ DEÁK als das lebendige Symbol der Selbstbeherrschung und des Gleichgewichtes der Seele; als derjenige ungarische Staatsmann, der, ohne selbst das Ruder des Staates zu führen, doch als leitende Macht an der Spitze seiner Mitbürger stand; als der weise, selbstlose Rathgeber seines Volkes am zutreffendsten in sitzender Stellung im Denkmal zu verewigen. Es fehlt auch nicht an Beispielen aus der antiken und modernen Kunstgeschichte, welche diese Auffassung auch in rein formaler Beziehung als empfehlenswerth näher begründen. Mit Rücksicht auf die berechtigzte Forderung massvoller Idealisierung ist die Bestimmung des Denkmalcomités zu billigen, dass das Standbild DEÁK in kräftigem Mannesalter, auf dem Höhepunkt seiner politischen Wirksamkeit und nicht aus der Zeit seines letzten Lebensabschnittes, da die Spuren des Alters und der Krankheit seiner äusseren Erscheinung bereits eingeprägt waren, darzustellen habe. Material hiezu ist in gelungenen Photographien und nach dem Leben gemalten Bildnissen aus jener Zeit vorhanden, nur dürfte sich der Künstler vor einem Zuviel im Punkte der Lebensähnlichkeit vor dem «nimum in veritate» Quintilian's bewahren. Die Verklärung der Form sei durch stilvolle Einfachheit und Würde der Erscheinung anzustreben.

Die Costumefrage könne kaum zu weitgehender Meinungsverschiedenheit Anlass geben. Es gäbe ja heute Niemanden mehr, der ernstlich mit der Forderung hervorträte, die populäre Gestalt DEÁK's mit der römischen Toga angethan, oder im idealen Gewande des griechisch-antiken Zeitalters auf's Piedestal zu stellen. Höchstens darüber wäre eine Discussion zulässig, ob DEÁK im allgemein bürgerlichen Gewande darzustellen sei, oder ob sein Standbild mit dem ungarisch-nationalen Galacostume für die Nachwelt erhalten bleiben möge, was vom Standpunkte der äusserlichen Gepflogenheit im politischen Leben Ungarns nicht ohne Berechtigung wäre. Die Costume-Frage anbelangend erklärt sich Vortragender, wiederholt vom Grundcharakter DEÁK's, seinem patriarchalisch-einfachen Wesen und seiner Abneigung gegen allen Prunk und Pomp ausgehend, für Beibehaltung der bürgerlichen internationalen Gewandung, in der es DEÁK so gut verstanden hat, ungarischer Patriot und zugleich Weltbürger zu sein, der in seinem Lehnstuhl kühl erwägend Einfluss genommen auf die Gescheicke unseres Erdtheiles.

Die Statue sei aus Erz zu giessen. Dies Material ist viel geeigneter für die Standbilder historisch hervorragender Persönlichkeiten. Auch widerstehen die Monumente aus Erz, hinausgestellt auf den öffentlichen Markt, den Unbilden der Witterung besser als der weisse Marmor. Dieser eignet sich wieder mehr für Götter-Statuen und Standbilder idealer Heroen aus dem Sagenkreise, deren Marmorbilder unter unserem Himmelsstrich des Schutzes unschlossener Räume kaum entbehren können.

Das *Piedestal* hat keinen selbständigen architectonischen Zweck. Es fällt demselben blos die Aufgabe zu, das Standbild, als Object unserer Verehrung, vom alltäglichen Strassenverkehr zu isoliren und diesem entzückt in unnahbarer Höhe ragend erscheinen zu lassen. Im vorliegenden



Falle wäre das Piedestal, nach Massgabe der reichlich vorhandenen Mittel, aus dem edelsten Steinmaterial, seiner Form nach in einfachem Renaissancestil zu errichten; in jener Stilform nämlich, welche unserem Zeitalter näher stehend und auch dem architectonischen Charakter seines Bestimmungsortes entsprechender wäre.

Bezüglich all' dieser Fragen hat sich KELETI in seinem Vortrage darauf beschränkt, die Hauptmomente zu erörtern, welche seiner Meinung nach bei der Errichtung des Deák-Denkmales zu berücksichtigen wären. Es lag ihm die Absicht ferne, die nach Ablauf der internationalen Concurrenz soeben eingegangenen Modellskizzen einer Kritik zu unterziehen. Und zwar deshalb nicht, weil einestheils ein derartiger Versuch für die Zuhörer, denen die ziemlich zahlreichen Preisarbeiten nicht vor Augen stehen, ein unfruchtbarer und zugleich sehr ermüdender gewesen wäre; anderseits weil das Publicum über den Kunstwerth der vorliegenden Lösungsversuche bereits ziemlich orientirt ist durch die in den Tagesblättern erschienenen und objectiv gehaltenen Recensionen, deren mehrere geeignet sind, auch von den Fortschritten der Kunstkritik in der ungarischen Tagesliteratur Zeugniß abzulegen. Vortragender musste sich einer eingehenden Kritik darüber vor Allem schon deshalb enthalten, weil er selbst Mitglied der hiezu erwählten Jury ist und die vorzeitige Aeusserung seiner individuellen Meinung über das günstige oder ungünstige Resultat der internationalen Concurrenz ungeziemend wäre und zu missliebiger Deutung Anlass geben könnte. Er hält es für wünschenswerth, dass die Lösung der herrlichen Aufgabe dem gestaltenden Genius eines ungarischen Künstlers gelingen möge! — Vor Allem sei aber zu wünschen, dass die Aufgabe überhaupt in günstiger Weise gelöst werde!

So weit die wichtigsten Momente aus dem Vortrage GUSTAV KELETI'S. Im Anschluss hieran lassen wir das Sitzungsprotocoll der Beurtheilungs-Commission selbst, sowie den im Auftrage ausgearbeiteten Bericht des Professors GUSTAV KELETI über die Debatte im Executiv-Comité wörtlich folgen:

*I. Sitzungs-Protocoll der Beurtheilungs-Commission über die Concurrenz-Projecte zu einem Denkmal für weiland Franz Deák. Aufgenommen im Künstlerhause zu Budapest, 8. December 1878.*

Anwesend waren (zu Anfang) der Präsident der Denkmal-Commission Herr Geheimrath JOSEF v. SZLÁVY, ferner als eingeladene Experten die Herren: Ober-Baurath HEINRICH Ritter v. FERSTEL, Professor ERNST HÄHNEL aus Dresden und Professor MICHAEL WAGMÜLLER aus München, dann Herr Baron BÉLA WENCKHEIM, Baron BÉLA LIPTHAY, LUDWIG v. TISZA, FRANZ v. PULSZKY, GEORG RÁTH, NICOLAUS YBL, ANTON WEBER, GUSTAV KELETI.

Der Denkmal-Präses Herr JOSEF v. SZLÁVY begrüsst die Versammlung der Juroren, ersucht namentlich die auswärtigen Herren Experten, nicht nur in Zuertheilung der Preise, sondern auch über die weiteren Modalitäten

der Ausführung das Denkmal-Comité mit ihren hochgeschätzten Rathschlägen unterstützen zu wollen; fordert die Versammlung auf, sich im Sinne der Concurrenz-Ausschreibung als Jury zu constituiren, übergiebt dann dem Geheimrath Freiherrn BÉLA v. WENCKHEIM den Vorsitz und empfiehlt GUSTAV KELETI als Schriftführer.

Die in diesem Sinne constituirte Jury nimmt nun Einsicht in die vorgelegten Situationspläne des Franz Josef-Platzes, wohin das Deák-Denkmal zu stehen kommt, und zu ergänzender Orientirung werden noch die seinerzeit veröffentlichten Concurrenz-Bedingungen punktweise verlesen.

Hierauf begab sich die Beurtheilungs-Commission, deren Mitglieder die sämmtlichen Entwürfe schon früher studirt hatten, in das Ausstellungs-Local und unterzog sich nun gemeinschaftlich, vom Standpunkte der Preiswürdigkeit ausgehend, einer Würdigung der einzelnen Projecte.

Es wurden in dieser Weise von sämmtlichen (19 Stück) eingelangten Concurrenz-Entwürfen fünfzehn Entwürfe, als den Concurrenz-Bedingungen und dem berechtigten Maasse künstlerischer Anforderungen nicht entsprechend, einhellig ausgeschieden und nur die übrigbleibenden vier Projecte als preiswürdig befunden.

Bezüglich dreier von diesen Projecten musste die Beurtheilungs-Commission auf Grund mehrerer, sich wiederholender Motive, einer unzweifelhaften Gemeinsamkeit der Auffassung und sonstiger überzeugender Merkmale mit Bestimmtheit annehmen, dass diese drei Projecte mit den Devisen: «*A haza bölcse*» (Der Weise des Vaterlandes); — «*Budapest*»; — und «*Királya is — nézzétek a nagyot, — neki csak kézzorítást adhatott*» (Selbst sein König, seht den Grossen, konnte ihm nur einen Händedruck geben) von einem und demselben Künstler herrühren.

Mit Bezug auf diese drei Projecte beschloss nun die Beurtheilungs-Commission nach eingehender Erörterung der Frage, mit Rücksicht auf Zweck und Usus des künstlerischen Concurrenz-Verfahrens, ferner von der Auffassung ausgehend, dass die verschiedenen Varianten eines und desselben künstlerischen Grundgedankens, wenn auch in mehr oder minder abweichende Form gekleidet, doch nicht auf ebenso viele verschiedene Preise Anspruch erheben können: — von allen drei als preiswürdig erkannten Projecten nur einem, und zwar demjenigen einen Preis zuzuerkennen, in welchem die künstlerische Aufgabe am glücklichsten gelöst erscheint.

In diesem Sinne wurde sonach der *erste* Preis dem Projecte mit der Devise: «*Királya is, — nézzétek a nagyot, — neki csak kézzorítást adhatott*» zugesprochen.

*Motive:* Das vorgenannte Project, welches DEÁK, über einem im edlen Renaissancestil gehaltenem Piedestal, sitzend darstellt, ist eine einheitliche künstlerische Leistung von ursprünglicher Frische. Obwohl nicht von tadelloser Gediegenheit im Aufbau und der Gliederung, erkennt doch die Jury sowohl in den figuralisch-plastischen als auch in den architectonischen Motiven sehr entwicklungsfähige Elemente, den glücklichen Wurf in einem



schönen Ganzen, in welchem der Zweck des Denkmals unter allen Projecten am besten zum Ausdruck gelangt.

Der *zweite* Preis wurde dem Projecte mit der Devise: «Er liebte nur das Vaterland» zuerkannt.

*Motive*: Dieser Entwurf, welcher DEÁK auf griechischem Sockel, ebenfalls in sitzender Form zur Darstellung bringt, ist ein harmonisch durchgebildetes, künstlerisch abgerundetes Werk von hervorragendem Werth, namentlich auch durch die feineren Maassverhältnisse zwischen Sockel und Statue ausgezeichnet; zur Ausführung im Grossen jedoch den localen Bedingungen des Raumes und der Umgebung weniger entsprechend.

Grossen Schwierigkeiten begegnete die Beurtheilungs-Commission bei Zuerkennung des dritten Preises, da sämtliche übrigen, im Vorstehenden unerwähnt gebliebenen Projecte den unerlässlichen Ansprüchen der Concurrenz nur in äusserst beschränktem Maasse genügen.

Die Beurtheilungs-Commission sieht sich somit veranlasst zu erklären, dass sie nur der ausdrücklichen Bestimmung der Concurrenz-Ausschreibung, welche die Zuertheilung und Ausfolgung aller drei Preise unter allen Umständen zusichert, gerecht werden will, indem sie auf Grund erzielter Stimmenmehrheit

den *dritten* Preis dem Projecte mit der Devise: «*A honszeretet, erély, szereénység és bölcseség vezetnek örök hírnévre*» (Vaterlandsliebe, Energie, Bescheidenheit und Weisheit führen zu ewigem Ruhm) zuspricht.

Nachdem die Beurtheilungs-Commission ihre specielle Aufgabe in obiger Weise nach bestem Wissen und Gewissen erledigt hatte, schritt sie zur Eröffnung der mit Devisen bezeichneten Begleitschreiben, um Namen und Wohnort der prämiirten Concurrenten zu eruiren.

Es ergab sich nun: dass den ersten Preis Herr ADOLF HUSZÁR in Budapest, den zweiten Preis Professor ZUMBUSCH in Wien, den dritten Preis aber Herr BÉLA BRESTYÁNSZKY, derzeit in Wien, erworben hatte.

Die übrigen Devisenbriefe wurden im Auftrage des Vorsitzenden allsogleich uneröffnet vernichtet.

Mit der Unterschrift des vorliegenden Protocolls wurden der Commissions-Präses und der Schriftführer betraut.

GUSTAV KELETI.

Baron BÉLA WENCKHEIM.

Diesem Protocolle liegt ausserdem folgender

*II. Bericht über die wesentlichen in der Beurtheilungs-Commission gemachten Aeusserungen* bei:

Nach Erledigung der speciellen Aufgabe der Beurtheilungs-Commission entspann sich, dem Wunsche des Herrn Denkmal-Präses gemäss, ein Ideenaustausch über einige Fragen, die im Anschluss an die Zuerkennung der Preise bezüglich der Ausführung des Denkmals zu entscheiden wären.

Vor Allen die Frage, ob das Project, welchem der erste Preis zufiel, auch zur Ausführung im Grossen geeignet wäre.

Hierauf bezüglich sprechen sich die auswärtigen Herren Experten

übereinstimmend dahin aus, dass überhaupt keines von allen vorliegenden Projecten unverändert zur Ausführung empfohlen werden könne und somit auch das preisgekrönte HUSZÁR'sche Project vor der Ausführung noch bedeutende Modificationen wünschenswerth erscheinen lässt. Die Grundidee sei jedoch im Ganzen beizubehalten. Die Hauptfigur sowohl als die allegorischen Nebenfiguren erheischen Vereinfachung und mehr Ruhe in der Gewandung. (Abdecken des Ueberflüssigen in der Draperie.)

Bezüglich des an und für sich schönen Piedestals äussert namentlich Herr Ober-Baurath v. FERSTEL den Wunsch, dass es in seinen Dimensionen im Verhältniss zur Hauptfigur verringert werde; auch müsse für die unteren Postamente, die aus dem Stufenbau an den beiden Schmalseiten des Sockels heraustreten, eine selbständige Entwicklung gefunden werden. Die allegorischen Figuren könnten im Verhältniss zur Hauptfigur ebenfalls kleiner gehalten werden. Er schliesst sich der Meinung des Herrn Professors WAGMÜLLER an, bezüglich eines eventuellen terrassenartigen Unterbaues, welcher ziemlich breit ausragend, einige Fuss über das Strassen-Niveau gehoben (5—6 Fuss), dem eigentlichen Monument als Basis zu dienen hätte.

Auf eine stark ausgesprochene Analogie oder gar Symmetrie mit dem Széchenyi-Denkmal sei kein grosses Gewicht zu legen.

Auch habe man sich vor allzu grossen Dimensionen zu hüten.

Ueber die wichtige Frage, ob die Aufgabe des Denkmals mit einer stehenden oder mit einer sitzenden Figur DEÁK's besser zu lösen sei, entwickelt sich eine längere Discussion.

Die auswärtigen Herren Experten sind diesbezügliche getheilter Ansicht.

Ober-Baurath v. FERSTEL erklärt sich für die Auffassung mit der sitzenden Figur. Schon das Factum, dass die beiden ersten Preise solchen Projecten zuerkannt wurden, beweist das Günstigere dieser Lösung. Es sei die Auffassung namentlich im Interesse des Kunstwerkes, welches doch im Denkmal auch bezweckt wird, zu empfehlen, selbst auf die Gefahr hin, dass die sitzende Stellung im Hinblick auf das Wesen des Charakters, die Geistesrichtung und politische Thätigkeit DEÁK's vielleicht etwas weniger zutreffend wäre als die stehende Figur.

Professor WAGMÜLLER plaidirt ebenfalls für die sitzende Gestalt, er beruft sich auf die antike Bildnerkunst, die auch in sitzenden Porträt-Statuen Würde und Grösse des Charakters zum Ausdruck zu bringen wusste. Auch Staatsmänner und politisch hervorragende Persönlichkeiten können so ganz gut dargestellt werden. Die Schwierigkeiten, welche im Vereine mit dem ganz ungünstigen modernen Costum in einer stehenden Figur zu überwinden sind, seien so zahlreich und die technischen Behelfe in dieser Richtung so mangelhaft und abgenützt, dass es sich namentlich als Ausdrucksform von DEÁK's Wesen und Charakter empfiehlt, die Auffassung als sitzende Figur zu acceptiren, in welcher die Chancen des Erfolges auch bezüglich der Composition und Bekleidung ungleich grösser sind. Auch er (Professor Wagnmüller) habe nach reiflicher Ueberlegung in



seiner Liebig-Statue ebenfalls die sitzende Figur als beste Lösung erkannt und bei der allgemeinen Concurrenz auch den äusseren Erfolg mit dieser Auffassung errungen.

Herr Professor HÄHNEL tritt diesen Ausführungen principiell entgegen, mit dem Hinweise darauf, dass das Problem, wie es vorliegt, auch in der stehenden Figur ganz gut gelöst werden könne, obwohl die Aufgabe unleugbar eine schwierigere sei. Gegen die in neuerer Zeit ausgeführten sitzenden Statuen habe sich im grossen Publicum eine gewisse Abneigung manifestirt. Die verpönten Behelfe von innerlich unmotivirten Mantel-Draperien u. s. w. seien Folge der Nothwendigkeit, das Standbild mit der Architectur zu verbinden. Er erklärt sich für die Ausführung mit einer stehenden Figur DEÁK's.

Die zum Schlusse aufgeworfene Frage, ob das vorzügliche Postament im preisgekrönten Huszár'schen Project nicht auch einer stehenden Porträt-Statue DEÁK's als Sockel dienen könnte, wurde allseitig auf's entschiedenste verneint.

Budapest, 8. December.

GUSTAV KELETI.

*III. Der Motivenbericht über die im Executiv-Comité stattgefundene Debatte* lautet folgendermassen:

In der am 15. December 1878 abgehaltenen Sitzung des Executiv-Comités des Deák-Monuments wurde das Protocoll über die Zuertheilung der Preise seitens der Beurtheilungs-Commission, sowie die Aufzeichnungen über die in der Beurtheilungs-Commission bezüglich der Ausführung des Monuments aufgetauchten Meinungen verlesen. Dem entscheidenden Beschlusse vorangehend, gelangte die Hauptfrage, ob die Gestalt FRANZ DEÁK's sitzend oder stehend ausgeführt werde, zur eingehenden Verhandlung.

Die im Verlaufe der Debatte aufgetauchten Ansichten können in Folgendem zusammengefasst werden:

Jene Comité-Mitglieder, welche sich für die Errichtung der stehenden Figur erklärten, beriefen sich vor Allem auf die Anforderungen der Symmetrie, insofern als die auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes zu errichtende Széchenyi-Statue auch eine stehende sein wird.

Sie hoben ferner hervor, dass FRANZ DEÁK ein solcher Staatsmann war, dessen öffentliche Wirksamkeit zum guten Theil unter parlamentarischen Debatten verlief, und sei er deshalb treffender als Redner, also stehend zu verewigen.

Sie verwiesen endlich auf eines der Statuen-Modelle ADOLF HUSZÁR's, welches ebenfalls die Aufgabe durch eine stehende Figur löst und mit dieser Auffassung auch den Beifall eines ausgezeichneten ausländischen Fachmannes errang, der diese kleine Gestalt als Basis zur Ausführung im grossen Massstabe acceptabel hiess.

Gegenüber diesen Ausführungen haben jene Comité-Mitglieder, welche die Annahme der sitzenden Statue empfahlen, folgende Argumente vorgebracht:

Die Anforderungen der Symmetrie besitzen in der obschwebenden Frage keine Wichtigkeit, weil der Franz Josefs-Platz, auf welchem das Monument zu errichten sein wird, in seiner Form selbst auch unregelmässig und von so grosser Ausdehnung ist, dass die von einander weit stehenden Statuen, die FRANZ DEÁK's und SZÉCHENYI's, auf einmal kaum in's Auge gefasst werden können; übrigens wird noch zwischen beiden Monumenten die Aufstellung eines dritten geplant, welches die Nothwendigkeit der Vergleichung der beiden äusseren Statuen nahezu vollständig beheben wird.

Was das innere Motiv betrifft, welches für die stehende Statue FRANZ DEÁK's vorgebracht wurde, findet die Majorität der Mitglieder, dass der Schwerpunkt der politischen Thätigkeit DEÁK's nicht so sehr in der Redner-Eigenschaft DEÁK's, sondern in jener hochwichtigen Thätigkeit zu suchen sei, welche ihn als weisen Rathgeber der Nation im Andenken der Nation unvergesslich macht. Der Weise des Vaterlandes aber kann, mit Rücksicht auf die antike Einfachheit des Charakters DEÁK's, auf sein anspruchsloses Gehaben und auf jenen Umstand, dass er an der Regierung factisch nicht theilnahm: durch die sitzende Statue charakteristischeren Ausdruck gewinnen als durch die stehende Figur.

Es ist wohl wahr, dass eines der «stehenden» Modelle ADOLF HUSZÁR's genügend gelungen ist, und dass sich ein Mitglied der Jury für die Ausführung desselben aussprach. Die Ausführung eines solchen stehenden Modelles in grösserem Massstabe ist aber bekanntermassen mit viel grösseren Schwierigkeiten verbunden, besonders bei Beibehaltung der modernen Kleidung, welche denn doch ein unerlässliches Erforderniss bildet bei den Statuen unserer zeitgenössischen Staatsmänner. Die Absurditäten der modernen Tracht aber fallen bedeutend verletzender in's Auge und sind bei der stehenden weniger als bei der sitzenden Gestalt verhüllbar.

Uebrigens wurden die Sockel der beiden HUSZÁR'schen stehenden Modelle von der Jury als unannehmbar befunden; der vorzügliche Sockel des mit dem ersten Preise ausgezeichneten sitzenden Modells aber kann nicht als Sockel der stehenden Statue dienen.

Aus diesen Umständen geht von selbst hervor, dass, wenn das Executiv-Comité mit Beiseitlassung des mit dem ersten Preise gekrönten sitzenden Modells sich für die Errichtung einer stehenden Statue entscheiden würde, in diesem Falle die Anfertigung eines neuen Statuen-Projectes und die Erneuerung des Juryverfahrens nothwendig wäre; mit Einem Worte: das ganze Unternehmen hätte von neuem eingeleitet zu werden, wodurch dessen Erfolg, mit Rücksicht auf die gesteigerten technischen Schwierigkeiten der stehenden Statue, neuerdings zweifelhaft werden würde, — während dagegen als Resultat des abgelaufenen internationalen Concurses dem Comité das Monumental-Modell einer sitzenden Statue zur Verfügung steht, welche durch die Mitglieder der Jury sowohl als auch des Executiv-Comités gleichmässig vorzüglich und zur Ausführung in grösserem Massstabe geeignet



erkannt wurde und welche, mit den von den Fachmännern detaillirt bezeichneten Aenderungen ausgeführt, dem ausgesteckten Ziele völlig entsprechen würde.

Das Gewicht dieser Argumente haben auch jene Mitglieder des Executiv-Comités anerkannt, welche FRANZ DEÁK eher durch eine stehende Statue zu verewigen gewünscht hätten, und wurde einstimmig beschlossen, das preisgekrönte HUSZÁR'sche Modell, welches FRANZ DEÁK sitzend darstellt, als Grundlage zur Ausführung im grossen Massstabe zu acceptiren und mit dem genannten Bildhauer den auf die Ausführung bezüglichen Vertrag in diesem Sinne abzuschliessen.

In Folge Auftrags des Executiv-Comités für das Deák-Monument  
Budapest, im December 1878.

GUSTAV KELETI.

---

## LITERATUR.

**A vallás- és közoktatásügyi m. k. ministernek a közoktatás állapotáról szóló és az országgyűlés elé terjesztett hetedik jelentése.** (Bericht des königl. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht an den Reichstag über den Stand des Unterrichtswesens in den Jahren 1876/7 und 1877/8.) Budapest, 1879. 4°. VIII und 878 S.

Der vorliegende — siebente — Bericht des ungarischen Unterrichtsministers ist dem sechsten Bericht, der die Jahre 1875 und 1876 umfasst, \* schnell gefolgt. Er setzt diesen letzteren nicht bloß fort, was zunächst seine Aufgabe ist, sondern ergänzt ihn auch zugleich, insofern er in derselben Weise ein umfassendes Bild des mittleren und höheren Schulwesens giebt, wie dies jener sechste Bericht bezüglich des Volksschulwesens geleistet hat. Trägt schon dieser Umstand dazu bei, dem vorliegenden gewaltigen Quartbände trotz seiner bedeutenden Ausdehnung einen theilweise fragmentarischen Charakter zu ertheilen, so geschieht dies noch mehr dadurch, dass neben den ausführlich behandelten staatlichen Mittelschulen die zahlreichen Gymnasien der Confessionen nur in wenigen statistischen Daten vorgeführt und ebenso bezüglich der Budapester Universität und der beiden Professoren-Seminarien des Landes auf bereits früher selbständig erschienene Berichte verwiesen wird. So sehr nun diese Zersplitterung des Materials die Einheitlichkeit und Uebersichtlichkeit des Bildes beeinträchtigt, so war dieselbe doch keineswegs zu umgehen. Die Schwierigkeiten, mit denen bei uns das Material beschafft und geordnet wird, sind eben in Folge des Umstandes, dass der Staat nicht über das gesammte Unterrichtswesen des Landes verfügt, so bedeutend, dass dieselben nur schrittweise und nicht stets in unmittelbarer Folge überwunden werden konnten. Nun hat endlich der gegenwärtige Leiter des Unterrichtsministeriums wenigstens insoweit das Ziel erreicht, dass er die Ereignisse auf allen Gebieten und in allen Zweigen der Unterrichtsverwaltung eingeholt hat, so dass schon der nächste — achte — Bericht über den Stand des ungarischen Unter-

\* S. die Besprechung desselben in diesen «Literarischen Berichten» Band II, Seite 269—278.



richtswesens ein gleichmässig gearbeitetes, umfassendes Bild des vollständigen ungarischen Schulwesens bieten kann.

Die Einrichtung des vorliegenden Berichtes ist übrigens dieselbe, wie die der vorhergehenden Bände: die Darstellung giebt nacheinander ein Bild der Volkslehranstalten (auch nach den einzelnen Comitaten, Stühlen und Districten), der Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen), der Hochschulen (der Universitäten, des Polytechnikums und der Rechtsacademien) und der humanitären und artistischen Anstalten. Wir müssen uns an dieser Stelle selbstverständlich auf nur einige wesentliche Daten beschränken.

Der Stand der *Volksschule* weist im Jahre 1877 — denn bezüglich dieser Lehranstalten beschränkt sich der Bericht auf die Daten des genannten Jahres — einen entschiedenen Fortschritt auf.

Das *Budget der Volksschule* betrug im Jahre 1877 im Ganzen 1.473,437 Gulden,\* von welcher Summe auf höhere Volks- und Bürgerschulen 180,000, auf Elementarschulen 541,095, auf Lehrer-Seminarien 317,978, auf Lehrerinnen-Seminarien 191,719, auf die Kaschauer Industrieschule 13,299, auf die Kosten der Schulinspection 176,544, auf die Budapester höhere Mädchenschule 16,542 Gulden entfielen. Im Ganzen weist der Jahresabschluss ein Ersparniss von 6277 Gulden aus.

Die *Zahl der Volksschulen* betrug in 12,980 Gemeinden auf 13.474,281 Einwohner: 15,486. Von diesen waren 1731 staatliche und 13,755 confessionelle und private Volksschulen. Es entfiel auf eine Gemeinde 1.27 und auf 870 Einwohner eine Volksschule. Da nun die Zahl der Schulpflichtigen 15.7 % der Einwohner ausmacht, so entfielen auf jede Schule 93 Schüler, — was schon allein zur Genüge beweist, dass Ungarn noch lange nicht genug Volksschulen besitzt. Vergleicht man die Zahl der Volksschulen mit der Grösse des Landes — 4926.<sup>86</sup> □ Meilen, so entfällt auf 3.<sup>16</sup> □ Meilen eine Volksschule. Die *Zahl der Schulpflichtigen* betrug 2.127,950; von diesen waren 1.525,456 Kinder zum Besuch der Alltagsschule, 602,494 zum Besuch der Wiederholungsschule verpflichtet. — Da wir nun im Jahre 1876 15,388 Schulen hatten und die Zahl der Schulpflichtigen 2.129,597 betrug, so erhellt, dass im Laufe des letzten Jahres die Zahl der Schulen um 98 gewachsen ist, die der Schulpflichtigen dagegen um 1647 abgenommen hat.

Die Zahl der *staatlichen Volksschulen* betrug 131, gegen 125 des Vorjahres; — die der staatlich subventionirten *höheren Volksschulen* 22, gegen 21 im Jahre 1876; — die Zahl der *Bürgerschulen* 29, gegen 28 im Vorjahre. In den höheren Volksschulen wirkten 84, in den Bürgerschulen 163 Lehrkräfte; die Summe der Lehrergehälter betrug in jenen 56,925, in diesen 121,690 Gulden; es entfiel demnach im Durchschnitt auf je einen Lehrer der höheren Volksschule ein Jahresgehalt von 677, auf einen Bürgerschullehrer von 746 Gulden. — Die Zahl der vom Staate *nicht*

\* Die Kreuzer und (weiter unten) die Decimalien lassen wir, wo dieselben nicht besonders wichtig sind, der Kürze und Uebersichtlichkeit wegen weg.

subventionirten höheren Volks- und Bürgerschulen war 38, nämlich 32 Bürgerschulen und 6 Volksschulen.

Von den 2.127,950 schulpflichtigen Kindern besuchten thatsächlich 1.559,636 die Schule, und zwar:

1. Die Volksschule . . .	655,034 Knab. u.	563,619 Mädch.,	zusamm.	1.218,653
2. Die Wiederholungs-				
schule . . . . .	156,409	» » 131,192	» »	287,601
3. Die höhere Volks- u.				
Bürgerschule . . . .	6,758	» » 5,656	» »	12,414
4. Eine Privatschule . .	10,713	» » 12,376	» »	23,089
5. Die Mittelschule . . . . .				17,879

In Summa besuchten die Schule 1.559,636

*Keine Schule besuchten:*

264,705 Knaben und 303,609 Mädchen, zusammen . . . . . 568,314

Es besuchten demnach 73% der Schulpflichtigen eine Schule, — gegen 70% des Vorjahres, so dass auch in dieser Richtung ein Fortschritt — 3% — zu constatiren ist.

Im Folgenden geben wir eine Uebersicht der die Schule besuchenden Kinder nach ihrer *Confession und Nationalität*. Es waren in ersterer Beziehung:

Römisch-katholische . . . . .	815,850	gegen 1876:	+ 22,049
Griechisch-katholische . . . . .	129,190	» »	+ 2,207
Griechisch-orientalische . . . . .	150,492	» »	+ 12,958
Reformirte . . . . .	230,815	» »	+ 10,704
Augsburger Confession . . . . .	153,122	» »	— 318 (?)
Unitarier . . . . .	6,443	» »	+ 261
Mosaischer Confession . . . . .	73,727	» »	+ 4,747

Nach ihrer *Nationalität* besuchten die Schule:

Ungarn (Magyaren) . . . . .	758,473	gegen 1876:	+ 25,636
Deutsche . . . . .	272,684	» »	+ 1,371
Rumänen . . . . .	186,001	» »	+ 11,786
Slowaken . . . . .	239,207	» »	+ 10,410
Serben . . . . .	33,589	» »	+ 1,676
Croaten . . . . .	25,875	» »	— 33
Ruthenen . . . . .	43,810	» »	+ 1,880

Von diesen Kindern besuchten die Schule *Winters und Sommers*: 1.227,126, *blos im Winter*: 332,510, gegen das Vorjahr dort um 87,556 mehr, hier um 34,951 weniger, was ebenfalls ein Zeichen erfreulichen Fortschrittes ist. — Von den Schulbesuchenden hatten 1.324,423 Kinder *Schulbücher* — um 11,459 mehr als im Vorjahre; während 235,213 Kinder — um 61,454 weniger als im Vorjahre — ohne Schulbücher waren.

Was die *Resultate des Unterrichts* anbelangt, so konnten von den Kindern, die im Jahre 1877 die Volksschule verliessen,



nur lesen . . . . . 40,621

lesen und schreiben . . . 226,658

es haben also die Schule im Ganzen . . . . . 267,279 Kinder verlassen; in  
Procenten ausgedrückt

konnten lesen . . . im Jahre 1877: 15 %, gegen 26.10 % des Jahres 1876

lesen und schreiben » » » 84.8 %, » 73.77 % » » »

Zu den Hauptschwierigkeiten des ungarischen Volksschul-Unterrichtes  
zählt bekanntlich die Verschiedenartigkeit und oft Vielartigkeit der *Unter-  
richtssprache*. Im Jahre 1877 wurde der Unterricht in den 15,486 Schulen  
des Landes in folgenden Sprachen ertheilt:

Ungarisch . . . . .	in 7024 Schulen, gegen 1876: +	43
Deutsch . . . . .	» 1141 » » »	— 89
Rumänisch . . . . .	» 2773 » » »	— 284
Slowakisch . . . . .	» 1901 » » »	+ 87
Serbisch . . . . .	» 259 » » »	— 19
Croatisch . . . . .	» 70 » » »	— 45
Ruthenisch . . . . .	» 491 » » »	— 69
In zwei Sprachen . . .	» 1692 » » »	+ 429
In drei Sprachen . . .	» 135 » » »	+ 45

Die Zahl der *Volkschullehrer* betrug im Jahre 1877: 20,717, d. h.  
um 592 mehr als im Vorjahre, welches selbst gegen 1875 einen Zuwachs  
von 271 Lehrkräften aufgewiesen hatte. — Von diesen 20,717 Lehrern  
besaßen 15,807 ein Lehrdiplom, d. h. um 364 mehr als im Vorjahre.  
Auch die Zahl der ordentlichen Lehrer — 18,759 — weist gegen das Vor-  
jahr einen Zuwachs von 778 Individuen auf. Diese Daten beweisen zur  
Genüge, dass sich der Lehrerlaufbahn stets mehr und fortwährend tüchtiger  
vorgebildete Männer zuwenden.

Auf einen Lehrer entfielen im Durchschnitt 60 Schüler, auf ein Schul-  
zimmer 58 Kinder.

Die *Einnahmen der Schule* betragen:

1. Interessen des unbeweglichen Besitzes (7.728,939 fl.) zu 8.13 %	
	630,807 fl.
2. Interessen des liegenden Capitals . . . (2.934,223 fl.) zu 7.05 %	
	206,988 fl.
3. Schulgelder . . . . .	1.153,353 »
4. Staatssubvention . . . . .	498,279 »
5. Gemeinde-Subventionen . . . . .	3.258,410 »
6. Subvention der Kirchen . . . . .	2.198,593 »
7. Anderweitige Subventionen . . . . .	514,288 »
Zusammen . . . . .	8.460,718 fl.

von welcher Summe auf eine Schule im Durchschnitt 546 fl. entfielen.  
Von den gesammten Subventionen (in Summa 6.469,570 fl.) entfiel auf  
eine Schule 417 fl.; an Schulgeld fielen auf einen Schüler 73 Kreuzer.

Die *Gesammtausgaben der Volksschule* betrugen 8.460,718 fl., von welcher Summe auf Lehrerbesoldungen 7.044,177 fl. entfielen. Da die Zahl der Lehrer im Jahre 1877: 20,717 betrug, entfiel auf einen Lehrer noch immer nur 340 fl. 06 kr. Gehalt, d. h. wohl um 10 fl. 49 kr. mehr als im Vorjahre, aber noch immer überaus wenig. Der Fortschritt auf dem Felde unseres Volksschulwesens ist in diesem Punkte zwar ebenfalls ein stetiger, aber doch sehr langsamer.

Die Zahl der *Lehrer-Seminarien* betrug 65; — 51 Lehrer- und 14 Lehrerinnen-Seminarien. Von diesen waren 16 Lehrer- und 6 Lehrerinnen-Seminarien Staatsanstalten; von den übrigen waren 26 römisch-katholisch, 3 griechisch-orientalisch, 4 evangelisch, 9 reformirt und 1 israelitisch. Gegen das Vorjahr weist die Zahl der Seminarien einen Zuwachs von 2 Anstalten auf. Die Zahl der Lehrkräfte betrug 636, — um 77 mehr als im Vorjahre. Die *Zahl der Schüler* betrug:

in den Staatsanstalten . . . . .	1252
in den katholischen Anstalten . . .	898
in den griechischen       »       . . .	196
in den reformirten       »       . . .	189
in den evangelischen     »       . . .	240
in der israelitischen Anstalt . . . .	78
Zusammen . . .	2853;

hiez u in den staatlichen Schulen 742 und in den römisch-katholischen 396, zusammen 1138 Schülerinnen, — erhalten wir als Gesamtzahl der Schüler aller Seminarien: 3991, d. h. um 612 mehr als im Vorjahre. Ein Diplom erwarben im Jahre 1877 im Ganzen 1105 Lehrkräfte: 751 Lehrer und 354 Lehrerinnen, — um 198 Lehrer und 150 Lehrerinnen, zusammen um 348 Lehrkräfte mehr als im Jahre 1876.

Die *Kosten der staatlichen Seminarien* beliefen sich auf 509,698 fl., so dass auf einen Schüler 253 fl., auf eine Schülerin 258 fl. entfielen.

Die *Budapester höhere Mädchenschule* zählte im Jahre 1877: 145 Schülerinnen und 15 Lehrer, von denen 3 Religionslehrer waren.

Den Bericht über den *gewerblichen Unterricht* übergehen wir an dieser Stelle, da wir demnächst auf diese Frage, mit welcher sich die Regierung soeben eingehend beschäftigt, ausführlicher einzugehen gedenken.

Ungarn besass im Jahre 1877 ausser den genannten Anstalten noch 24 *Handelsschulen* mit 129 Lehrern und 1114 Schülern, — und 211 *Kinderbewahr-Anstalten* mit 336 Lehrkräften und 18,999 Zöglingen.

Der vorliegende Bericht behandelt, wie bemerkt, besonders die unter der Aufsicht des Staates stehenden *Mittelschulen* — Gymnasien und Realschulen — in eingehendster, historischer und statistischer Darstellung. So interessant und werthvoll nun diese Mittheilungen in vielfacher Beziehung sind, so haben sie doch für das Ausland geringeres Interesse, weshalb wir uns auch hier auf die Mittheilung blos einiger instructiver statistischer Daten beschränken.



Sämmtliche, unter der Aufsicht des Staates stehende Gymnasien und Realschulen des Landes gehören *neun Schuldistricten*, mit je einem Ober-Director an der Spitze, an. Die Zahl der Schulen, Schulclassen, Lehrer und Schüler betrug im Studienjahre 1877/8 nach den einzelnen Districten

Schuldistrict	Zahl der			
	Gymnasien	Classen	Professoren	Schüler
1. Budapest . . .	11	86	174	3050
2. Raab . . . . .	14	80	156	3064
3. Pressburg . . .	8	44	81	1583
4. Neusohl . . . .	7	42	70	1264
5. Kaschau . . . .	14	91	180	3149
6. Grosswardein	10	68	142	2448
7. Szegedin . . .	10	63	113	2455
8. Siebenbürgen	13	82	132	2123
9. Fiume . . . . .	1	8	13	98
Summa . . . . .	88	564	1061	19,329.

Die Zahl der Schüler weist gegen das Vorjahr einen Zuwachs von 1181 auf.

Ausser diesen rein staatlichen und römisch-katholischen Gymnasien, welche unmittelbar der Aufsicht der Regierung unterstehen, gab es im Jahre 1877/8 noch:

1. 14 evangelische Obergymnasien*	mit 112 Classen,	207 Profess. u.	4044 Schül.
2. 15 reformirte	»	» 120	» 258 » » 4477 »
3. 1 unitarisches	»	» 8	» 19 » » 216 »
4. 2 griech.-oriental. Obergymnas.	»	» 16	» 28 » » 372 »
5. 1 vereinigt-protestant. Gymnas.	»	» 6	» 15 » » 196 »
6. 11 evangelische Gymnasien . . .	»	» 49	» 83 » » 1084 »
7. 14 reformirte	» . . . »	» 74	» 109 » » 1451 »
8. 2 unitarische	» . . . »	» 10	» 18 » » 225 »
9. 1 griech.-oriental. Gymnasium	»	» 4	» 6 » » 61 »

Summa: 61 Anstalten mit 379 Classen, 753 Profess. u. 12,126 Schül. (im Ganzen um 318 mehr als im Vorjahre).

Die *Realschulen des Landes*, welche theils Staats-, theils Communal- (städtische) Anstalten sind, aber insgesamt der directen Aufsicht des Staates unterstehen, weisen — ebenfalls nach Schuldistricten — folgende Verhältnisse auf:

Schuldistrict	Zahl der			
	Realschulen	Classen	Professoren	Schüler
1. Budapest . . .	7	57	131	2109
2. Raab . . . . .	3	20	36	569

\* Die ungarischen Obergymnasien und Oberrealschulen haben je acht, die Untergymnasien und Unterrealschulen (sofern solche bestehen) je vier Classen und ebenso viele Jahrgänge. An manchen Orten bestehen auch unvollständige (d. h. noch nicht ganz errichtete) Lehranstalten zu sechs, fünf, drei u. s. w. Classen.

Schuldistrict	Zahl der			
	Realschulen	Classen	Professoren	Schüler
3. Pressburg . . .	2	11	29	435
4. Neusohl . . .	2	12	29	290
5. Kaschau . . .	2	16	36	353
6. Grosswardein	4	23	41	554
7. Greuze . . . .	4	32	58	1089
8. Siebenbürgen	2	14	23	248
Summa . . . .	26	185	383	6647.

Da die Zahl der Schüler im Vorjahre 1876/7 in sämtlichen Realschulen 5978 betrug, erscheint hier ein Rückgang von 481.

Bezüglich der inneren Organisation unserer Mittelschulen sind besonders die auf die *Revision des Gymnasial-Lehrplanes* gerichteten Bestrebungen der Regierung von Wichtigkeit. Doch sind die betreffenden Arbeiten noch nicht abgeschlossen und daher ein Bericht über dieselben noch nicht möglich. Wenn das ausgearbeitete Elaborat fertig vorliegt, werden auch diese «Literarischen Berichte» dasselbe eingehender besprechen.

Der dritte Abschnitt des «Berichtes» bespricht die *höheren Lehranstalten* des Landes. An erster Stelle finden wir hier zum ersten Male das *israelitische Rabbinen-Bildungsinstitut*, welches im October 1877 eröffnet wurde. — Da das nächste Heft dieser «Literarischen Berichte» über diese interessante Lehranstalt in einem separaten Artikel berichten wird, übergehen wir vorläufig die bezüglichen Daten des «Berichtes».

Die *christlich-theologischen Institute* weisen folgende Daten auf:

	Zahl der			
	Lehranstalten	Classen	Professoren	Schüler (gegen d. Vorjahr)
1. Römisch-katholische . . .	20 *	72	84	491 (— 6)
2. Griechisch-katholische . .	3	10	21	218 (+ 10)
3. Evangelische . . . . .	7	25	72	182 (+ 31)
4. Reformirte . . . . .	5	20	48	349 (+ 43)
5. Unitarische . . . . .	1	3	6	18 (— )
6. Griechisch-orientalische .	4 *	9	18	201 (— 22)

Unter der Aufsicht des Staates stehen in Ungarn *sieben Rechtsacademien*, neben welchen noch *fünf protestantische* Rechtsschulen bestehen. Die Verhältnisse dieser Lehranstalten im Studienjahre 1877/8 werden aus folgenden Daten ersichtlich:

#### I. Staatliche Rechtsacademien:

	Jahrgänge	Zahl der		(gegen 1876/7)
		Professoren	Schüler	
1. Pressburg . . . . .	4 **	13	165	(— 21)
2. Raab . . . . .	4	10	92	(+ 2)

\* Von zwei römisch-katholischen (Budapest und Fünfkirchen) und einem griechisch-orientalischen (Karlowitz) Institut sind — selbst auf wiederholtes Ersuchen des Ministeriums — *keinerlei* Daten eingegangen!

\*\* In Verbindung mit der Pressburger Rechtsacademie besteht auch eine philosophische Facultät mit drei Jahrgängen.



	Zahl der			(gegen 1876/7)
	Jahrgänge	Professoren	Schüler	
3. Kaschau . . . . .	4	11	125	(+ 10)
4. Grosswardein . . . . .	4	10	127	(— 28)
5. Hermannstadt . . . . .	4	12	60	(— 2)
6. Erlau (erzbischöflich) . . .	4	11	74	(— 24)
7. Fünfkirchen (bischöflich) .	4	11	84	(— 2)
II. <i>Protestantische Rechtsschulen</i> :				
1. Debreczin . . . (reformirt)	4	10	120	(+ 13)
2. Kecskemét. . . »	4	12	64	(— 26)
3. Mármaros-Sziget »	4	7	50	(+ 14)
4. Pápa . . . . . »	4	8	31	(— 12)
5. Sárospatak . . . »	4	10	51	(— 7)
In allen Rechtsschulen zusamm.:	48	125	1043	(— 83)

Von den Daten über die *Universitäten* heben wir bloß die zusammenfassenden statistischen Resultate über die Budapester Hochschule hervor. Dieselbe wies in den letzten beiden Studienjahren folgende Verhältnisse auf:

Studienjahr	Zahl der			(gegen das Vorjahr)
	Facultäten	Professoren	Hörer	
1876/7	I. Semester	134 Professoren	2929	(+ 213)
		8 Lehrer		
		24 Assistenten		
II. Semester	zusammen	166	2735	(+ 203)
1877/8	I. Semester	150 Professoren	3117	(+ 188)
		8 Lehrer		
		22 Assistenten		
II. Semester	zusammen	180	2823	(+ 88)

Der Bericht über die *Klausenburger Universität* ist überaus eingehend, denn er erstreckt sich auf jede einzelne Vorlesung und auf jeden einzelnen Professor. Dennoch ist aus demselben, da das mitgetheilte reiche Material nicht aufgearbeitet ist, kein Bild zu gewinnen. Nicht einmal die oben für die Budapester Hochschule mitgetheilten Daten lassen sich der mit Zahlen überladenen Darstellung entnehmen. Dasselbe gilt theilweise von dem Berichte über das Polytechnikum, der übrigens, wie jener über die Klausenburger Universität, einen Zeitraum von fünf Jahren (1871/2—1876/7) umfasst und im Detail überaus interessantes, aber ebenfalls noch der Bearbeitung harrendes Material bietet. Es lässt sich im Allgemeinen nicht leugnen, dass der vorliegende Bericht (ähnlich dem vorhergehenden) zwar ausserordentlich viel Stoff enthält, dass jedoch dieser Stoff bei weitem nicht genügend aufgearbeitet ist.

Den Schluss des Bandes bildet der Bericht über die culturellen und humanitären Anstalten, der in allen Richtungen ein Bild regen Lebens

und sicheren Fortschrittes aufweist. Besonders gilt dies vom ungarischen National-Museum, das demnächst einen übersichtlichen Rückblick auf das letzte Decennium seines Bestandes veröffentlichen wird, der uns erwünschte Gelegenheit bieten soll, ein umfassendes Bild der glänzend aufblühenden, wichtigen Anstalt zu entwerfen.

**Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn, von Dr. LUDWIG GUMPLOVICZ, Docent des Staatsrechtes an der k. k. Universität Graz. Innsbruck, 1879.**

Ein deutsches Buch, welches eine der heikelsten Fragen Oesterreichs und namentlich Ungarns in wissenschaftlicher und objectiver Weise bespricht, verdient gewiss, dass wir ihm an dieser Stelle einige Zeilen widmen. Wir befassen uns überdies um so lieber mit diesem literarischen Producte, als die historische Deduction und Rechtsanschauung des Verfassers sozusagen eine Rechtfertigung Ungarns bezüglich seiner Politik in der Sprachen- und Nationalitätenfrage enthalten.

Wenn man bedenkt, dass ein österreichischer Schriftsteller, welcher die Nationalitätenfrage heute kritisch behandelt, jedenfalls ein lebender Augenzeuge aller Nationalitätenkämpfe unserer Monarchie in den letzten Jahrzehnten gewesen sein muss; dass derselbe Schriftsteller ferner, als Oesterreicher, offenbar auch Partei in der Frage nehmen musste, da er ja doch irgend einer unserer zahlreichen Nationalitäten angehört, so wird man die subjective Schwierigkeit seiner Aufgabe nicht verkennen. Wenn derselbe nun trotz alledem objectiv bleibt, so ist dies seinem Werke in erster Reihe als hohes Verdienst anzurechnen.

Herr GUMPLOVICZ erweist sich sein ganzes Buch hindurch als solch' objectiver Beobachter und ist ihm dies um so höher anzurechnen, da er als Deutscher die Nationalitätsrechte sowohl der Ungarn als der Slaven den Deutschen gegenüber freimüthigst anerkennt, ohne unter dem Deckmantel seichter Humanität die überschwänglichen Aspirationen und Gleichberechtigungsschwärmereien kleiner, ungebildeter Volksstämme zu billigen.

Die Hauptsache ist ihm der Staat. Innerhalb desselben lebt die Nation und in deren Interesse hat jener alle seine Machtbefugnisse auszuüben. In staatlichen Angelegenheiten kann sich derselbe nur einer, der Staatssprache bedienen, denn vollkommene Gleichberechtigung der Nationalitäten besteht nie und nirgends, es sei denn sie solle zur Auflösung des Staates selbst führen.

Schon in der Einleitung charakterisirt der Autor ganz treffend den Indifferentismus des Mittelalters in sprachlicher und nationaler Beziehung und erklärt denselben aus dem grossen und tiefgehenden Einflusse der Kirche und des Adels, welche sich früher der lateinischen, später überwiegend der französischen Sprache bedienten. Erst nachdem die Macht des Adels gebrochen war und jene der Kirche zu sinken begann, hingegen Bürgerthum und Volk immer grösseren Einfluss auf Gemeinde-, Provincial-



und Staatsangelegenheiten gewannen, erst da entstand die Nothwendigkeit der Austragung der Sprachenfrage, mit ihr aber zugleich taucht die Nationalitätenfrage auf und erhebt sich in ihrem Gefolge der nationale Kampf.

Wir beschränken uns hier bei Besprechung der acht Capitel des werthvollen Buches bloss auf die Hervorhebung einiger jener Momente, welche sich hauptsächlich auf Ungarn beziehen. So zeichnet der Autor im historischen Theile sehr treffend die Germanisirungsversuche Josef's II. in Ungarn, und obwohl er dessen culturellen und fortschrittlichen Bemühungen allen Beifall zollt, kann er die politische und nationale Berechtigung der Germanisirung dennoch nicht anerkennen. Mit geschichtlicher Treue erzählt er, dass die Opposition der anderen Volksstämme Ungarns von dem Siege des Magyarismus datiren, und indem er die Mässigung der ungarischen Gesetzgebung in dieser Frage würdigt, kann er nicht umhin zuzugeben, dass die antinationale Bewegung von Wien aus unterstützt und gefördert wurde. Lebendig schildert GUMPLOVICZ die Umtriebe des Illyrers Goj und dessen Angriffe auf den Pressburger Reichstag 1840. «Die Magyaren sind eine Insel im slavischen Ocean» — schreibt der Autor — «rief Goj dem ihn wegen seiner Umtriebe zur Rede stellenden Deák zu» — «ich habe den Ocean nicht geschaffen, noch seine Wogen aufgewühlt; ihr aber *sehet euch vor*, dass sie nicht über euren Häuptern zusammenschlagen und euch verschlingen.» «Diese Warnung war nicht tauben Ohren gepredigt — *die Magyaren sahen sich vor* und arbeiteten von nun an mit verdoppeltem Eifer und mit der Energie der Verzweiflung an der Befestigung ihrer Herrschaft über die nichtmagyarischen Stämme Ungarns. Schwer war der Kampf und auch Blut floss in Strömen, — doch konnte nach drei Decennien derselbe Deák, dem Goj diese unheilverkündende Warnung zurief, die Früchte des Sieges überblicken und die Wogen des «Oceans» weit zurückgedämmt sehen und, ihnen trotzend und mit sicherem Uferschutz versehen, — die feste Insel des Magyarismus.

«Dieser dreissigjährige Nationalitäten- und Sprachenkampf aber war überreich an Wechselfällen des Schicksals — die Schale des Sieges schoss auf und ab — und manchmal schien es, als ob die Verkündigung Goj's sich bewahrheiten sollte — so todtenstill lag der Magyarismus darnieder. Schliesslich aber raffte er sich dennoch auf, errang einen entschiedenen Sieg und krönte das mühsam errichtete Werk mit dem 1868er *Nationalitätengesetz*.»

Schon aus diesen wenigen Citaten ist die schätzenswerthe Objectivität des Autors ersichtlich. Ebenso richtig gezeichnet sind die Verwaltungs-Reorganisation und Germanisationsversuche BACH's, sowie die Bemühungen THUN's und SCHMERLING's, welche im Wege des Schulunterrichts sich bemühten, die junge Generation Ungarns dem Deutschthum zu erobern. Der grösste Theil der Geschichte spielt zwar in den Kreisen der Wiener Regierung und des Reichsrathes; doch ist auch hier interessant, wie GUMPLOVICZ in dem nach dem Octoberdiplom im Jahre 1860 einberufenen verstärkten Reichsrath drei Strömungen der Nationalitätenfrage unterscheidet.

Die erste Richtung nennt der Verfasser die *österreichisch-gouvernementale*. «Die Anhänger dieser Richtung leugnen die Germanisirungstendenz, deren sie beschuldigt werden, und stellen die Einführung der deutschen Sprache in nichtdeutschen Provinzen, das Aufdrängen derselben den nichtdeutschen Stämmen, einfach als eine administrative Nothwendigkeit ohne irgend welche nationale Tendenz hin.» Die zweite Richtung nennt GUMPOVICZ die *nationale*. Den bestimmtesten Ausdruck liess diesem Standpunkt MAJLÁTH, der es offen aussprach, «dass sich in Ungarn ein jeder für einen Ungar hält, welcher Sprache er sich auch bedienen mag.» Die Anhänger der dritten Richtung oder der *ethnischen*, wie sich unser Verfasser ausdrückt, «machen gegenüber dem nationalen Standpunkt die Rechte der einzelnen *Stämme* geltend und verlangen die Gleichberechtigung der Sprache dieser einzelnen Stämme mit der Sprache der *Nation*, der sie der geschichtlichen Entwicklung nach angehören.»

Wir übergehen den sehr interessanten Abschnitt: *Gesetz und Praxis*, um auf die in zwei Capiteln behandelten *Theorien* zu kommen. Hier beschäftigt sich der Verfasser mit den hervorragendsten Männern, welche die Nationalitätenfrage behandelten. Wir begegnen hier würdigen Urtheilen und Kritiken der Aeusserungen FICHTE's, STAHL's, MANCINI's, BLUNTSCHLI's, MOHL's, RÜDIGER's etc., später jener der Statistiker BÖKH, FICKER, GLATTER und KELETI. In diesem Theile erscheint auch EÖTVÖS, von welchem der Verfasser sagt: «Vollkommen Recht hatte Eötvös, als er in seinen 1851 erschienenen «Ideen» das Capitel über «Nationalitätsidee» damit einleitet, dass «keine der Richtungen, welche die europäische Menschheit in der Gegenwart verfolgt, schwerer zu verstehen ist als jene, zu welcher das allgemeine Streben so vieler Völker, sich als Nationen geltend zu machen, Anlass gegeben hat.» «Sehr richtig» — sagt GUMPOVICZ weiter — «in Bezug auf die vorgängige Entwicklung des Begriffes Nationalität und scharfsinnig die zukünftige Entwicklung desselben ahnend sind Eötvös' folgende Worte: «Es scheint also, dass der Begriff der Nationalität, welcher früher an den Begriff des Staates oder eines gemeinsamen Glaubens gebunden war, jetzt mit dem einer gemeinsamen Sprache identisch sein müsse. Doch auch hierin täuscht man sich.»»

Darin, dass Eötvös die Sprache als Merkmal des Nationalitätenbegriffes läugnet, darin sieht GUMPOVICZ den grossen Schritt, den die Entwicklung dieses Begriffes durch Eötvös gethan, ein Schritt, der aber leider von der deutschen Staatsrechts-Literatur vor der Hand ganz unbeachtet gelassen wurde. Und obwohl Eötvös — dem Verfasser nach — in der *positiven* Begriffsbestimmung der Nationalität damals noch unsicher und schwankend war, so weist unser Verfasser doch schon darauf hin, «wie derselbe geistreiche ungarische Staatsmann fünfzehn Jahre später den Begriff Nationalität, dem er jetzt nur *negativ* einen Dienst erwies, indem er ihn von dem Merkmal: gemeinsame Sprache befreite, auch *positiv* viel klarer und richtiger fassen wird.»

Wir können hierauf allsogleich übergehen. Indem sich nämlich der



Verfasser mit den Aeusserungen KELETI's beschäftigt, welcher Eötvös' Definition\* als die der Wahrheit am nächsten kommende bezeichnet, citirt er auch diese\*\* und sagt: «Für die Entwicklung des Begriffes Nationalität haben die Untersuchungen der Statistiker den einen grossen Werth, dass sie alle früheren Definitionen und alle falschen Merkmale desselben ein für allemal beseitigten und das Ungenügende desselben einstimmig constatirten. Speciell durch KELETI's detaillirte Ausführung der Eötvös'schen Begriffsbestimmung ist es nun unmöglich, in der Nationalität etwas Anderes als ein *geistiges Moment* zu erblicken, das sich unabhängig von allen anderen, früher als Merkmale der Nationalität angesehenen, äusserlichen und physischen Momenten, sogar unabhängig von der *Sprache* in Individuen und Generationen entwickelt.»

Verfasser würdigt unseren Landsmann nach Verdienst, wenn er ferner ausführt: «Das *Staatsrecht* und die philosophische *Staatslehre* dürfen KELETI's Definition der Nationalität ihre Anerkennung nicht versagen und die Bedeutung derselben nicht verkennen.» Dennoch scheint uns der Verfasser im Irrthum zu sein in dem, was er auf eine frühere Aeusserung KELETI's in einer Anmerkung erwähnt. KELETI sagt nämlich bei Untersuchung dieser Frage: «Die Staatsangehörigkeit gründet nur die *politische Nationalität* und was diese anbelangt, können wir (Ungarn) für unser Land nur *eine* zugestehen, und in dieser Beziehung stimmen wir eher mit den Franzosen als mit den Deutschen überein.» Hierauf bemerkt nämlich GUMPLOVICZ: «KELETI übersieht hier nur, dass die Franzosen als altes Culturvolk, dem es in harter, jahrtausendlanger civilisatorischer Arbeit *gelungen* ist, seine verschiedenartigsten ethnischen Bestandtheile zu einer gleichartigen *nationalen* Masse umzuschmelzen, zu dem erwähnten Standpunkt viel mehr *berechtigt* sind als die Ungarn, die wohl dasselbe Ziel anstreben, dessen Erreichung aber jeder menschlichen Vorausberechnung weit entrückt ist.»

Der letzte Punkt ist leider richtig. Nur, scheint uns, übersieht der Verfasser, dass auch Ungarn sich bereits eines tausendjährigen Bestandes in Europa erfreut, dass es früher Jahrhunderte hindurch den vorgeschrittensten Culturvölkern ebenbürtig zur Seite gestanden, dass es zur Zeit des nationalen Indifferentismus — wie Verfasser das Mittelalter bezeichnet — zwar wenig und nie mit drastischen Mitteln zur Amalgamirung der frem-

\* EÖTVÖS: «Die Nationalität ist das *Bewusstsein* der Zusammengehörigkeit an eine Gemeinschaft von Menschen, ein Bewusstsein, welches entsteht durch die Erinnerung an gemeinsame Vergangenheit, durch die gleiche Lage in der Gegenwart, woraus eine Interessen- und Gefühls-gemeinschaft sich bildet.»

\*\* KELETI: «Die Nationalität ist nichts Anderes, als ein dem Religionsgefühl analoges *Gefühl*, auf welches Angehörigkeit, Geburt oder Abstammung, Racencharakter und Alles, was davon abhängt, *einwirken* und welches behufs seiner Offenbarung ebenso gut wie die Religion der Dogmen und Ceremonien, sich der *Sprache* als seines Werkzeuges bedient.»

den Volksstämme gethan, durch seine auch heute bethätigte Assimilirungsfähigkeit aber, sowie durch seine nicht zu läugnende Culturarbeit das Recht zur Anerkennung als herrschende und staatenbildende Nationalität nie und nimmer verloren hat.

GUMPOVICZ befasst sich, wie wir sehen, ausser der Geschichte der Nationalitätenfrage auch viel mit der Kritik der Begriffsbestimmungen der Nationalität und ihrer Merkmale. Seine Kritik ist überall anerkennend, massvoll, aber, wo es nothwendig scheint, auch schneidend, immer jedoch präcis. Wir können hier nicht auf alle Details des über 300 Seiten starken Werkes eingehen; dennoch ist es nothwendig, noch einen Blick auf das Schlusscapitel: *Ergebnisse und Schlussbetrachtungen* zu werfen, um mit den eigenen Ansichten des Verfassers bekannt zu werden.

Beim Ueberblicken der historischen Thatfachen tritt ihm eine Erscheinung entgegen: «eine wachsende geistige Gemeinschaft der ursprünglich verschiedenen und fremdartigen gesellschaftlichen Elemente. . . . Das erwachende Bewusstsein nun dieser geistigen Gemeinschaft weckt ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das wie jedes andere die Menschen verbindende Gefühl gesellschaftlicher Zusammengehörigkeit, schon an und für sich ein dieselben erhebendes und veredelndes ist.»

Den äusserlichen Anlass zur Weckung dieses Bewusstseins, zugleich als erste Regung der Nationalitätenfrage oder des Nationalitätenkampfes gab in *Deutschland* die französische Invasion und Fremdherrschaft, in *Polen* die Theilung Polens und die russische Bedrückung. «Das waren — nach dem Verfasser — die zwei europäischen Nationen, die die Idee der Nationalitäten zuerst proclamirten, dem Nationalitätsgefühl zuerst in grossen geschichtlichen Thatfachen Ausdruck verliehen.» Diesen grossen Thatfachen stellt nun GUMPOVICZ mit kräftiger Ironie jene primitiven Volksstämme gegenüber, welche ohne jede geschichtliche Berechtigung nun alle Rechte in Anspruch nehmen wollen, die sich die grossen historischen Nationen in jahrhundertelanger schöpferischer Arbeit erwarben.

Interessant ist es, dass der Verfasser gegen den Schluss seines Werkes nochmals zu EÖTVÖS' scharfsinnigen Bestimmungen zurückkehrt, wonach weder gemeinsame Abstammung noch Sprache die Nationalität begründen, um hierauf seine eigene Definition folgen zu lassen:

„*Dieselbe (die Nationalität) ist vielmehr — sagt GUMPOVICZ — und das ist der Kern der Sache, eine durch ein gemeinsames Staatswesen hervorgebrachte und geförderte Cultur- und Interessengemeinschaft, die sich nicht immer und nicht nothwendig in einer gemeinsamen Sprache auszudrücken braucht.*“

Nachdem der Verfasser früher nachgewiesen hatte, wie die gemeinsamen Culturbestrebungen und gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen fördernd auf das Gefühl der Gesellschafts- und Nationalitäts-Zusammengehörigkeit wirken, reiht er an obige Definition noch die Bemerkung: «Aus dieser geistigen Qualität der Nationalität ergibt es sich von selbst . . ., dass dieselbe *streng genommen* nur ein Gemeingut des gebildeten Theiles



einer Nation sein kann. Man muss bis heutzutage in jedem Volke, in jeder Nation die ungebildete Masse von der Intelligenz scheiden. Wenn man von einer Culturgemeinschaft spricht, so kann man selbstverständlich nur an Diejenigen denken, die überhaupt einer Culturgemeinschaft theilhaftig sind, die also diese gemeinschaftliche Cultur austragen helfen, dieselbe mitrepräsentiren.»

Ohne das interessante Buch in seinen weiteren Details verfolgen zu wollen, können wir nicht umhin, aus obigen Sätzen eine Lehre zu ziehen, andererseits die aufgestellte Behauptung des Verfassers aus den Verhältnissen Ungarns zu bestätigen.

*Nirgends ist bei der Masse unseres Volkes — gehöre es welch' immer Stamme an — die Nationalitätsidee entwickelt.* Nur wo ein Theil der Intelligenz, meist äusseren Einflüssen gehorchend, die Malcontenten spielte und sich dem Einfluss des ungarischen *Staatsgedankens* entziehen wollte, gelang es Wühlern und Hetzern, die Nationalitätsfrage auf's Tapet zu bringen. Wo die Intelligenz — möge sie wieder welch' immer Volksstamme angehören — sich der ungarischen Staatsidee ganz und voll anschloss, dort fiel es dem Volke nie ein, weder gegen den *ungarischen Staat*, noch auch gegen die herrschende — von diesem Posten aber eben ihrer staatenbildenden und culturellen Kraft halber nicht verdrängbare — *ungarische Nationalität* irgendwie zu demonstrieren.

Erinnern wir uns beispielsweise nur des Vorganges der verschiedenen rumänischen und ruthenischen Geistlichkeit bezüglich der Frage über die Einführung der ungarischen Sprache in die Volksschule, und wir werden sowohl die Behauptungen unseres Autors als unsere eigenen Ansichten bestätigt finden.

Es liessen sich zwar auch gegen einzelne Theile der Arbeit des Herrn GUMPLOVICZ noch einige Gegenbemerkungen machen, doch sind dieselben von minder wichtiger Natur. Das Buch selbst ist so gediegen, dass wir seinen Lesern den Genuss desselben unvergällt und ohne kleinliche Nergeleien ganz und voll gönnen wollen.

---

**A magyarok hadi történetéhez a vezérek korában** (Zur ungarischen Kriegsgeschichte in der Zeit der Herzoge). Von FRANZ SALAMON. Budapest, 1877.

Unter diesem unscheinbaren Titel verbirgt sich eine fachmässige Darstellung der alten ungarischen Wehrverfassung, eine Ausführung des organischen Zusammenhanges, in dem die politische und sociale Verfassung mit der militärischen stehen musste, und endlich eine Studie über die byzantinischen Werke über Taktik, besonders über das Kaiser Leo's des Weisen. Wir stehen nicht an zu erklären, dass dieses Buch durch die Schärfe der Kritik, die Consequenz und den Scharfsinn seiner Schlüsse, sowie durch die ganze lichtvolle und wahrhaft historische Behandlung des

Stoffes weit über alle bisherigen inländischen, sowie ausländischen Bearbeitungen der alten Geschichte Ungarns hervorragt, wenn wir auch nicht mit allen Details desselben einverstanden sein können. Wir wollen uns bestreben das Wesentliche aus SALAMON's Darstellung hervorzuheben, trotzdem das Ganze wie aus einem Gusse gearbeitet ist und selbst die scheinbaren Seitensprünge zu dem einheitlichen organischen Gepräge des Ganzen beitragen.

Seitdem Einheimische und Fremde über den Werth oder Unwerth des Anonymus Belae R. Notarius so ziemlich übereingekommen sind, gilt es, das Gebäude der ersten Epoche ungarischer Geschichte auf andere, neuere Grundlagen aufzubauen. Es ist selbstverständlich, dass die deutschen Forscher in dieser Beziehung den deutschen Chroniken und Annalen den Vorzug einräumten. Wir verweisen auf RÖSLER und BÜDINGER. SALAMON würdigt auch die deutschen Quellen nach ihrer Bedeutung, in erster Linie aber stehen ihm die byzantinischen Historiker, besonders aber Kaiser Leo und Konstantinos.

Er geht von dem Grundsatz aus, dass in der Historik die Zeugen-Aussage eines geistig Reichen mehr Gewicht haben müsse, als die von zehn Ärmern an Geiste. Es sei Ungerechtigkeit, einen Schriftsteller von dem Range Leo's des Weisen mit dem Maasse der gleichzeitigen Chroniken zu messen. War er doch Kaiser, besass doch jedes Wort, das er niederschrieb, Wichtigkeit für die verwickelten äusseren Verhältnisse des Reiches, konnte sich ja jeder Trugschluss, jedes falsche Datum über die Barbaren auf das Furchtbarste an den Heeren und Städten seines Reiches rächen.

Vor Allem aber muss der authentische Text der kaiserlichen Schriftsteller hergestellt und richtig interpretirt werden, soll die Geschichtschreibung des Zeitalters der Herzoge eine sichere Basis gewinnen. Es ist auch nöthig, den Zweck dieser Werke und die Zeit ihrer Abfassung zu erforschen.

Die *Taktiken* von Maurikios, Leo und Konstantinos sind schon lange Zeit gekannt und benützt, aber ihr gegenseitiges Verhältniss war nicht in's Reine gebracht. Selbst ein Forscher vom Range BÜDINGER's begnügte sich damit, auf die Verwandtschaft des Textes der beiden ersten hinzuweisen. GIBBON glaubt, die Kaiser hätten die Werke ihrer Vorgänger einfach ausgeschrieben. SALAMON macht darauf aufmerksam, dass ja bei diesen Werken von literarischem Verdienst keine Rede sein könne; es seien einfach «Dienstreglements», welche die Kaiser je nach der Einsicht und den Bedürfnissen ihrer Zeit veränderten. Die Vorrede Leo's beweist dies klar. Es ist selbstverständlich, dass so die Ansicht, Leo habe den Maurikios, der drei Jahrhunderte früher unter ganz anderen Verhältnissen lebte, einfach ausgeschrieben, nicht bestehen kann. Auf dem Medici-Codex dieses letzteren Werkes steht nur: Οὐβελίου Τακτικά. Auch aus dem Inhalt geht hervor, dass zwischen dem Alter dieser Redaction und dem des Anderen kein grosser Unterschied sei. Auffallend sind insbesondere manche Uebereinstimmungen dieses Textes mit dem des Konstantinos, die sich bei Leo nicht finden.



Wir besitzen also drei Texte eines officiellen Buches über die Kriegskunst gerade aus der Zeit, in welcher die Ungarn zuerst in der Geschichte auftreten. Das von Leo ist das vollständigste; überdies kannte ja dieser Fürst die Ungarn als seine Bundesgenossen vom bulgarischen Krieg. Es ist wichtig, dass er ausser den Römern nur ihnen und den Bulgaren eine geordnete Aufstellung zuschreibt. Sie bestand darin, dass die einzelnen Reiterabtheilungen, durch kleine von weitem kaum bemerkbare Zwischenräume von einander getrennt, nebeneinander operirten.

Solch' geordnete Abtheilungen (*μοῖραι*) konnten aber der Clanverfassung nicht entsprechen. Auch bemerkt Leo von den Franken, dass sie nicht nach *Moiren*, sondern nach *Phylen* (Verwandtschaften) getheilt sind. Dies eine Factum, denn von allen Verhältnissen des damaligen Zustandes muss ja das militärische als das wesentlichste gelten, wirft alle Theorien und Ansichten über eine damals noch bestehende Geschlechterverfassung über den Haufen.

Das Heer muss als ein stramm organisirtes Ganzes gedacht werden. Anders kann die kunstvolle Aufstellung und das Ineinandergreifen der verschiedensten Factoren: Schlachtordnung, Reserve, Hinterhalt, Lager, Munition, Verpflegung u. s. w. nicht erklärt werden. Man könnte hiebei an feudale Heere denken. Doch eine solche Gliederung mit Selbständigkeit der einzelnen Theile ist nur möglich, wenn der Feldherr nicht nur der Fähigkeit, sondern auch dem Gehorsam der Unterfeldherren vertraut. Die grössere oder kleinere Einfachheit der Aufstellung steht ja immer im verkehrten Verhältniss zur Staatseinheit. Den feudalen Regierungen entsprechen einheitliche grosse Massen, den neuen centralisirten Staaten gegliederte Heere. Aus dieser Heeresverfassung ist der Schluss auf eine einheitliche Regierung leicht und natürlich.

Die Aussagen der Quellen über die alte Verfassung weichen von einander ab. Manche Sätze lassen sie als lose Stammesvereinigung erscheinen, in anderen erkennen wir die starke centrale, monarchische Gewalt. In dieser Beziehung bietet das ungarische Volk, das unter einem Fürsten stehend, in dem die Verbrecher durch die «Häupter grausam bestraft werden, — durch Furcht nicht durch Liebe zusammengehalten, jegliches Ungemach und Mühsal edel erträgt und sich an Kälte, Hitze und Noth nicht kehrt» — den schärfsten Gegensatz zu den Franken und Longobarden, die das Lager verlassen und keinen Mangel ertragen können. Diese eine Aussage über die Macht der Fürsten ist so gewichtig, dass selbst die Worte des Konstantinos Porph.: dass die ungarischen Stämme ihre inneren Angelegenheiten selbst verwalten und nur im Kriege einander helfen, dagegen nicht angeführt werden können. Und ausser dem Herzog als obersten Anführer gab es ja noch zwei centrale Aemter: den Gylasz und den Korkhasz, von denen der erste auch bei Ibn Dasta erwähnt ist. Diese Eintheilung findet sich übrigens auch bei Chazaren, Avarn, Türken u. s. w.

Ausser der Schlachtordnung sprechen noch folgende Momente für eine grosse centrale Macht: 1. War die Bagage *aller* Stämme an einem

Orte verwahrt 2. Hebt Leo hervor, dass sie sich um Beute nicht bekümmern, sondern den besiegten Feind bis auf's Aeusserste verfolgen. Dazu ist ein lose geführtes Heer nicht fähig. 3. Dass das Geheimniss der Kriegführung so gut bewahrt war. Dem Herzoge fehlte blos die Krone zur unumschränkten Macht. Bis zum XII. Jahrhundert kam oft genug die Unabhängigkeit der Nation in Frage, wie ihre Einheit; so tief wurzelte die Idee von der Macht der Árpáden in den Gemüthern. Ihre Macht war nicht von Stammhäuptern oder Versammlungen beschränkt, höchstens von den Verwandten des königlichen Hauses. In dieser Beziehung erläutern die Verhältnisse des XI. und XII. Jahrhunderts am besten die der früheren Zeiten.

Nachdem der Verfasser noch diese stark monarchische Verfassung als eine wesentliche Institution aller Völker in der Zeit ihrer Wanderung nachzuweisen sucht, geht er auf die Schlüsse über, die sich daraus und im Allgemeinen aus der Heeresverfassung auf die Classen der Bevölkerung ziehen lassen.

Zuerst glaubt er nachweisen zu können, dass die 8 Tribus und die 108 Geschlechter eigentlich Heeresabtheilungen waren (nicht umgekehrt) und als tactische Einheiten mitkämpften. Demgemäss waren auch die Stammhäupter nichts als Räthe und Feldherren des Fürsten (Jobbágyok). Besonders lehrreich ist in dieser Beziehung die Analogie der Bulgaren.

Bei den Chazaren, den Bundesgenossen und Stammesverwandten der Ungarn, bestand das Heer aus zwei Haupttheilen: den Söldnern des Königs und denen der Reichen und Vornehmen. Dass auch bei den Ungarn das Söldnerheer eine grosse Rolle spielte, kann man schon daraus folgern, dass der Krieg über ein halbes Jahrhundert lang ununterbrochen währte. Bildete ja auch bei den Türken das Söldnerheer der Janitscharen den Hauptmotor für die Eroberungen. Die Heerzüge hörten auf, als die Niederlassung anfang. Wenn auch früher eine Geschlechterverfassung bestand, der ewige Krieg und die grossen Wanderungen und Catastrophen mussten sie zertrümmern. Besonders mächtig muss die Wirkung des Ueberfalles im Etelköz gewesen sein, als das ganze Land eine Beute der Petschenegen wurde, die in Abwesenheit des Kriegsheeres Alles vernichteten. Dass das heimkehrende Heer nicht Rache suchte, sondern ein neues Vaterland sich schuf, ist der beste Beweis dafür, dass ein mächtiger Fürst und seine Rathgeber, nicht die Leidenschaft einer Versammlung seine Geschicke lenkte.

Es gab im Heere Vornehme, die eine tactische Einheit ausrüsteten, oft auch anführten. Ferner freie, aber ärmere Mannen des Fürsten, dem späteren niederen Adel entsprechend. Drittens das Heer der um Sold und Brod Dienenden, von denen die Jobagiones Castri abstammten. Endlich erkennt SALAMON in den Hütern des Gepäcks die Ahnen der Udvornici.

Demgemäss erscheinen auch die späteren Reformen, besonders die Stefan's des Heiligen, unter einem anderen Gesichtspunkte. Er ordnete blos das schon Vorhandene. Neu war blos das Christenthum.

Um nun das Reiterheer der Ungarn besser beurtheilen zu können,



geht SALAMON auf die offensiven und defensiven Waffen über. Zu den ersteren gehörten die Lanze, der Säbel und vor Allem Pfeil und Bogen. Im Gebrauche dieser Waffe eine grosse Fertigkeit zu erlangen, erfordert eine beinahe ausschliessliche Beschäftigung mit ihr. Nun aber ist es bekannt, dass die Ungarn im IX. und X. Jahrhundert darin alle anderen Völker übertrafen und ihre Bogenschützen zu Pferde der Schrecken aller Völker wurden. Eine solche Gewandtheit kann nur der Erfolg eines in der Uebung darin zugebrachten Lebens sein. Mit der Niederlassung und dem Landbau musste dieser Vorzug des ungarischen Heeres schwinden. Ausserdem ist noch der Gebrauch einer kurzen, stachligen Eisenkeule (*buzogány*) wahrscheinlich. Die defensive Bewaffnung war nicht so vollständig. Schild und Helm hatten wohl nur die Vornehmen. Diesem Umstande verdankten die ungarischen Heere ihre grosse Beweglichkeit.

Es ist selbstverständlich, dass diese unumgänglichen Bedürfnisse des Heeres vom Volke selbst gefertigt werden mussten. Die Eisenindustrie muss also schon ziemlich ausgebildet gewesen sein.

Was die *Tactik* des Heeres anbelangt, so war der Gebrauch des Bogens das wesentliche Moment. Demzufolge musste die Schlachtordnung sich auflösen, aber sich, wenn nöthig, wieder gleich zusammenfinden. Aus einem Passus des Textes von Maurikios kann man schliessen, dass es kleinere Einheiten von je zehn Mann gab. Es war wie ein fortwährendes Plänkeln, das die grösste Gewandtheit erforderte. Das Zurückschiessen des flüchtenden Heeres, dessen die Quellen so oft Erwähnung thun, konnte nur unter Einhaltung der Front wirken. Die grossen Erfolge sind nur durch die unvergleichliche Durchbildung jedes Einzelnen erklärbar. Der Verfasser findet in der heute gebräuchlichen Art der Tactik Vieles, was dem Verfahren der alten Ungarn entspricht, dem das der damaligen Nationen Europa's nicht verglichen werden kann. Besonders war der Vorpostendienst und die Spionage in hohem Grade ausgebildet. Nur bei der Verfolgung löste sich die sonst so straffe Ordnung. Der grosse Fehler war der gänzliche Mangel an Fussvolk, das aber auch bei den anderen Völkern damals auf sehr niedriger Stufe stand.

Die ersten Niederlassungen in der neuen Heimat waren mit Gräben umgebene Lagerplätze. So gering ihre Wichtigkeit in militärischer Hinsicht war, so gross war sie in politischer als Mittelpunkt einer Gegend, zur Beobachtung der Unterworfenen.

Aus allen diesen Gesichtspunkten kritisirt nun SALAMON die Ueberlieferung einiger Hauptschlachten dieser Epoche. Als allgemein gilt ihm hier der Satz, dass so klar die nationalen Institutionen in der Tactik Leo's sichtbar sind, so verhüllt und unkenntlich erscheinen sie durch die Tradition der anderen Quellen, die sich nur in Allgemeinheiten ergehen. Unmöglich ist vor Allem der Hergang der Schlacht an der Brenta (899), wie sie LIUDPRAND erzählt. Zur Kenntniss der Strategie benützt SALAMON auch die Feldzüge Heinrich III., besonders von 1051, die beweisen, wie wenig sich in der Lebens- und Kriegsweise der Ungarn in dieser Zeit

geändert hat. Die Niederlage von Augsburg findet ihre Erklärung darin, dass Otto seine Strategie der der Ungarn anpasste. Die nationale Art der Kriegführung blieb noch in den Kämpfen Johann Hunyadi's dieselbe und pflanzte sich durch die Türken- und Freiheitskriege bis in's XVIII. Jahrhundert fort. Da erst, im siebenjährigen Kriege, acceptirten nacheinander alle Heere Europas die Kriegskunst der Husaren als mustergiltig für die leichte Cavallerie.

Im Nachwort weist Verfasser noch nach, dass der Text des Konstantinos unmöglich von diesem Kaiser sein könne, sondern jedenfalls von einem Sohne des Basilios' (886), wahrscheinlich von Konstantinos, der als Mitkaiser 878 starb, herrühre. Der Text steht zwischen dem des Leo und dem des Maurikios in der Mitte. Alle drei sind Varianten eines Urtextes, der uns nicht erhalten ist.

Dies im Wesentlichen der Inhalt des Buches. Es ist beinahe unmöglich, seinen Reichthum im Rahmen einer Anzeige zu erschöpfen. Wir müssen uns damit begnügen, alle Freunde der älteren Geschichte auf dieses Werk und seinen Inhalt aufmerksam gemacht zu haben. Insbesondere wollen wir es den Gelehrten Deutschlands empfehlen, die bisher die byzantinischen Tactiken nicht nach ihrem Werthe gewürdigt haben.

---

#### GEDICHTE IM ZIPSER DIALECT.

**Fartblihdijer Zëpserscher Liederposchen** VON LËNDNERS ËRNST VON KÄISENMARK. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit angehängtem Glossar. Budapest (C. Grill) und Leutschau (C. Seeliger), 1879. 8°. 168 S.

Diese Lieder und poetischen Erzählungen in der Mundart der Deutschen Oberungarns (des Comitats Zipsen) erschienen zuerst im Jahre 1864 bei Tendler & Comp. in Wien unter dem Titel: *Fliegende Blätter in Zipser Mundart von Ernst Lindner* und haben sowohl im In- wie im Auslande bei den Freunden der Dichtung wie bei den Forschern auf dem Gebiete der Mundarten Beachtung gefunden, wenn auch bei weitem nicht in verdientem Maasse. Zwar die Heimat des Dichters hat sich diese Dichtungen vollständig angeeignet; sie sind in Zipsen in Aller Munde, vollständig zu Volksliedern geworden und werden mit eigenen oder zu beliebten Weisen gesungen. In den übrigen Gegenden unseres Vaterlandes dagegen weiss man nichts von diesen echt poetischen Schöpfungen eines der begabtesten Dialectdichter der Gegenwart, und in Deutschland selbst haben sich nur die Sprach-, speciell die Dialectforscher der Sammlung bemächtigt, in deren Gesichtskreis selbstverständlich blos die Laute und Formen der Mundart, nicht auch zugleich der poetische Charakter und Werth der Dichtungen fällt. Nun liegt die Sammlung — denn die erste Auflage war längst vergriffen — in neuer, reicherer, mit einem handlichen Wörterbuch versehener Gestalt, in wahrhaft glänzender Ausstattung vor uns; — hoffen



wir, dass sie nun, da der Zips selbst im In- und Auslande von Jahr zu Jahr wachsende Beachtung zu Theil wird, überall Theilnahme und Beifall finden möge, wo man für gesunde, frische, echte Poesie und speciell für mundartliche Poesie Interesse und Verständniss hat.

Denn die Dichtungen selbst sind des wärmsten Beifalles würdig. ERNST LINDNER erweist sich auf jeder Seite dieser Sammlung als echten Dichter, dem die frischesten und wahrsten Töne und Stimmungen und Formen der echten Volksdichtung zur Verfügung stehen. Hier warm und tief, dort voll Schalkhaftigkeit und Humor, bald ernst, bald heiter, stets frisch und unmittelbar, immer voll Kraft und Verve, mehr gesungen als geschrieben, reich an packenden Naturlauten der Empfindung — gehören diese Zipser Lieder zu den erfreulichsten Dichtungen der Gegenwart.

Die Sammlung zerfällt in vier Abtheilungen (*Püschel*, Sträusschen, von *Poschen*, Strauss): 1. *Derzäilongen* (Erzählungen). 2. *Idilln* (Idyllen). 3. *Lieder*. 4. *Balladen*. Die erste und vierte Abtheilung berühren sich vielfach; es sind theilweise sogar dieselben Stoffe, dort als poetische Erzählung, hier in der Form der Ballade behandelt. An dichterischem Werthe sind alle Abtheilungen sehr reich: unter den 56 Stücken des Bändchens ist kaum ein mittelmässiges, dagegen sehr viele inhaltlich wie formell gleich vollendete. Besser als jedes Lob und jede Charakteristik werden die Richtigkeit unseres Urtheils wohl einige Proben erweisen.

Den frischesten Ton der Volksdichtung weisen die Lieder auf, die auch in der Heimat des Dichters grossentheils alle zu Volksliedern geworden sind. Der Verfasser giebt hier neben Originalen auch einige Uebersetzungen ungarischer Volkslieder und Petöfi'scher Gedichte, welche weit gelungener sind als die meisten hochdeutschen Uebersetzungen derselben Stücke, — ein Beweis, dass der von LINDNER angeschlagene Ton wirklich der echte poetische Ton der echten Volksdichtung ist. Als Uebergang zwischen Original und Uebertragung, zugleich als Motto und Grundton des ganzen schönen Bändchens kann das folgende hübsche Liedchen gelten:

### Der Gebirgshirt en der Frëmd.

Näu Robert Burns: «My heart 's in the Highlands».

Main Herz ës en Zëpsen, main Herz ës nëch hie!  
Main Herz ës en Zëpsen bain spillndijen Vieh,  
Bain spillndijen Vieh, bai die sprëngdijen Rài . . .  
Main Herz ës en Zëpsen, wuhin ich äuch gäi.

Adjë, du main Zëpsen, adjë, du main Häim,  
Wu Kraft noch zu fënden, wu Trai noch derhäim!  
Wuhin ich äuch wander, wuhin ich äuch zieh,  
Dich, zëpsersches Ländchen, vergess ich doch nie!

Adjë, ihr bläun Spëtzen mët äiwijen Schnäi!  
Adjë, ihr grin Thëler, ihr fënklijen Sâi!  
Ihr Wasserfall äuch und ihr Wälder, adjë!  
Wër wäis, äib ich äinmäul noch wieder aich sêh.

Main Herz es en Zepsen, main Herz es nêch hie;  
 Main Herz es en Zepsen, bain spillndijen Vieh,  
 Bain spillndijen Vieh, bai die sprêngdijen Râi;  
 Main Herz es en Zepsen, wuhin ich âuch gâi.

Als Probe der Original-Lieder mögen die folgenden zwei hier eine Stelle finden:

### Der verliebte Landjong.

Ich ho mich verschaud en zwai fênklige Stêren,  
 En Stodtmaidchens fênklige Âugen;  
 Die hon mer gesogt, die hon mich gëren,  
 Und hon mich, und hon mich betrâügen.

Es hat mich verdrossen Tog und Nocht,  
 Es hat mer es Herz schêrr zerfressen;  
 Lang ho ich mit Schmerzen dron gedocht  
 Und endlich ho ich's vergessen.

Hênt,<sup>1</sup> wenn ber owwen<sup>2</sup> Johrmark gâin,  
 Hênt sêh ich 's Maidchen wieder;  
 Wie êss es doch hêhr! wie êss es doch schâin!  
 Wie zêckt 's mer durch alle Glieder!

Es Wângelchen râiselt,<sup>3</sup> es Âigelchen lacht,  
 Die goldijen Lêckerchen fliegen;  
 Main Herz, gëb Acht, main Herz, gëb Acht!  
 Nêch lêss dich noch âinmâul betriegen!

### Baszama, Maidchen, wie ho ich dich gëren! . . .

Baszama,<sup>4</sup> Maidchen, wie ho ich dich gëren!  
 Baszama, Maidchen, wie bêst du âuch schâin!  
 Wenn die verdonnerten Lait nor nêch wëren,  
 Wenn se doch wollden uns lossen âllâin!  
 Manchestemâul kann ich mich kaum schund unthalden,<sup>5</sup>  
 Dass ich der nêch en die Orem thu fliegen.  
 Holl se der Wutt,<sup>6</sup> wos se immer mich halden,  
 Dass ich nêch dêrw on dain Herzchen mich schmiegen.  
 Hâdd ich â Zâuberrutt itzt en der Hand,  
 Du main goldijes Engelchen main,  
 Fluggs wollden se flâttern êns Fefferland,<sup>7</sup>  
 Die Lait, wos se êm<sup>8</sup> uns sain.  
 Und *ich* und *du*, maine âindije<sup>9</sup> Lost,  
 Nor bir<sup>10</sup> wollden blaiben âllâin;  
 Dann wolld ich dich pressen on maine Brost  
 Und vor Fraiden, vor Fraiden vergâin!

Wie in diesen Liedern der frische, warme Ton des Volksliedes vorzüglich getroffen ist, so auch in den Uebertragungen aus dem Ungarischen. Hier einige Petöfi'sche Lieder:

<sup>1</sup> Heute Nacht, heute. — <sup>2</sup> Wir auf den. — <sup>3</sup> Schimmert rosig. — <sup>4</sup> Interjection erregter Empfindung; etwa «Sapperment». — <sup>5</sup> Enthalten. — <sup>6</sup> Der Teufel (wohl ursprünglich Wuotan). — <sup>7</sup> Flattern ins Pfefferland. — <sup>8</sup> Um. — <sup>9</sup> Einzig. — <sup>10</sup> Wir.



## 1.

Mog die Weld äuch noch säu gruss sain . . .

(Ez a világ a milyen nagy . . .)

Mog die Weld äuch noch säu gruss sain,  
 Noch säu kläin, main Taibchen, du sain,  
 Mächst nor mains mët Laib und Säil sain,  
 Wollst mer for die Welt nêch fäil <sup>11</sup> sain. —

Du bëst Tog, der helle, lichte,  
 Ich sai Nocht, die tonkle, tichte;  
 Wollt ber uns äin, <sup>12</sup> wos for ä schäin  
 Morgenräut mëcht on mer offgäin! —

Schau nêch off mer! schläü <sup>13</sup> 's Äug nieder!  
 Sonst main' orme Säil verbriht <sup>14</sup> mer! —  
 Ä! du hast mich säü <sup>15</sup> nêch gëren:  
 Mog der Flamm main' Säil verzëhren!

## 2.

Näin ich schau nêch — na zu wos? — ën Himmel rën . . .

(Nem nézek én — minek néznék? — az égbe . . .)

Näin ich schau nêch — na zu wos? — ën Himmel rën;  
 Kann jä schauën Schätzchens bläue Äigelchën.  
 Schätzchens bläue Äiglain sain main Himmelsbläu,  
 Häiss beschaind ä heller Sonnshain mich von däu.

O ich mëcht die Weld ämäul nêch wëlln, ferwohr!  
 Wenn nêch wër main Schätzchens bläues Äiglainpoor;  
 Dos es noch es äinz'ge Schäine of dër Welt,  
 Of dër gramm, <sup>16</sup> of dër abschail'jen, grail'jen Welt.

Schaut nêch ën main Schätzchens bläue Äiglain, Jong!  
 Denn ihr brengt därmët mich ën Verzwaiwelong.  
 Aiwersichtich, aiwersichtich hidd <sup>17</sup> ich main  
 Kläinäud, die allschënnsten zwai bläun Äigelain.

Lang schunt schläit der liebe Godd es Ungersvolk . . .

(Rég veri már a magyart a teremtő.)

Lang schunt schläit <sup>18</sup> der liebe Godd es Ungersvolk,  
 's wäis äuch gor nischt, wie's nen gäin wëdd <sup>19</sup> ën der Folg.  
 Wëtt sain Stëren wieder staigen ën die Hëch?  
 Soll sich's frain gäin? soll sich's gräim? es wäiss es nêch.

Doch wenn Godd äuch Gräüm hat gëen dër Naziäun,  
 Hat er gëen, mët wos en Gräüm äuch täützuschläun.  
 Wu wëchst mäi schäin Maidchenvolk, mäi gutter Wain,  
 Als wie hie ën unsern lieben Ungerns Gain? <sup>20</sup>

Hër a Maidchën, hër ä schäins on maine Brust,  
 Dass ich's on mich drëck mët allu zwenn Orm vaul Lost,

<sup>11</sup> Feil. — <sup>12</sup> Wollten wir uns vereinen. — <sup>13</sup> Schlag! — <sup>14</sup> Verbrüht. — <sup>15</sup> So, ohnedies. — <sup>16</sup> Hässlich. — <sup>17</sup> Hüte ich. — <sup>18</sup> Schlägt. — <sup>19</sup> Gehen werde. — <sup>20</sup> Gauen.

Dass ich saine stüsse Säil aussäug en Poss,<sup>21</sup>  
 Mer Dersatz nemm for main pëttern villn Verdross.  
 Und der Wain? häi! her doch endlich mët den Wain!  
 's Glos soll saine räulen<sup>22</sup> Zöhren en mich grain!<sup>23</sup>  
 Saine räuden Zöhren flamm, wie Himmelsflamm,  
 Thun auch schunt derloschen Leben frisch untflamm.  
 Du, Zigon düu,<sup>24</sup> ober gaig! du wäisst, ich zohl.  
 Ober säu gaig, dass es Herz zusprëng<sup>25</sup> mer soll!  
 's soll zusprëng en sainer Lost, en sainer Quäul<sup>26</sup> . . .  
 Ungers Jubel es von sëtter Ord ämäul!<sup>27</sup>

Die *erzählenden* Dichtungen stehen den lyrischen weder an Werth noch an Interesse nach. Im Gegentheil: das letztere dürfte hier ein weit regeres sein, da der Localton dieser Gedichte ein weit greifbarer, anschaulicher ist. Der Geist des Zipser Volkes und die Natur des Zipser Landes verleihen den meisten dieser Erzählungen, Idyllen und Balladen specifischen Charakter und hiedurch eigenthümliches Interesse. Locale Märchen, Sagen und Mythen bilden die Stoffe, die gewaltige Landschaft der Central-Karpathen mit ihren gigantischen Felsen und grundlosen Seen den Hintergrund dieser Erzählungen, in deren Ton gesunder Humor und eine stellenweise etwas keck vordringende, aber nie unschöne oder beleidigende Sinnlichkeit lebhaft in die Augen fallen. Nur einige Stücke wollen wir kurz berühren und (wegen der grösseren Ausdehnung der Dichtungen) wenigstens in einigen Bruchstücken vorführen.

National und local ist schon die erste Erzählung: *Der Karfunkelthurm*, wenn die in dem Gedicht behandelte Mythe selbst auch zu den in allen Volksdichtungen bekannten und viel besungenen gehört. Ein Jüngling freit um eine Jungfrau; diese aber will ihre Hand nur dem geben, der den am Gipfel eines hohen Berges leuchtenden Karfunkelstein herabholt. Der Jüngling schiesst ihn herunter, der werthvolle Stein fällt jedoch in den tiefen See, und als ihn der Freier von hier herausholen will, geräth er in die Macht der unten hausenden Feenkönigin. Die Mythe wird gern zur Sage, d. h. sie lehnt sich mit Vorliebe an historische Gestalten und Namen. Der Jüngling ist hier *Taikels Sohn* — der Sohn Tököli's, des Grafen von *Käisenmark* (Geyza-Markt, die durch König Geyza gegründete Stadt Käsmark). Ausser diesem historischen Anklang trägt noch manches Andere dazu bei, der Erzählung vom *Karfonkelthurem* locales Gepräge zu geben. Die anspruchsvolle Schöne ist die Tochter eines alten *Betsch* (Senne), dessen *Kaschor* (Schäferei) hoch im Gebirge stand und sicheren Schutz hatte vor dem Wettersturm, welcher der *Tattern* (Tátra) Stirn umbraust.

Denselben Stoff hat LINDNER auch noch in mehreren Balladen wiederholt bearbeitet, von denen wir die folgende, als die kürzeste und in sich geschlossenste vollständig mittheilen:

<sup>21</sup> Kuss. — <sup>22</sup> Roth. — <sup>23</sup> Weinen. — <sup>24</sup> Zigeuner da. — <sup>25</sup> Zerspringen. — <sup>26</sup> Qual. — <sup>27</sup> Von solcher Art einmal.



Schäin Schäifersmaiduschchen, ich kumm dich frain . . .

Schäin Schäifersmaiduschchen, <sup>28</sup> ich kumm dich frain ;  
Sog, wëllst main liebes Waibchen sain ?  
«Wos wölld ich's nêch sain, du main Jëgersmann schäin ?  
Nor schaff mer zur Hand en Karfonkelstain !»

En Karfonkelstain, dën schaww ich ën Sturm ;  
Ich schiss der nen roper <sup>29</sup> von Felsenthurm. —  
Und du fënklijer Stain of der felsernen Hëch,  
Main Bäugens <sup>30</sup> Gewalt widerstäist du jã nêch ! —

Sisst, Libbstchen, main schäines, ën Lëften en Stain,  
Wie ä flätterndich Stërenchen fënkeldich schäin ? —  
«Ach Jëger, ach Jëger, itzt surrt <sup>31</sup> er ëns Sãi !  
Däu lockt nen, däu fängt nen mët Lachen die Fãi !» —

Halt, Fäichen, itzt sprëng ich, itzt stãi ich vor dir ;  
Maine Orem <sup>32</sup> sain stark und itzt schläu <sup>33</sup> dich mët mir !  
«Main Libbster, main Libbster, die posst <sup>33</sup> dich ! o wãi,  
Itzt zieht se dich roper <sup>29</sup> of äiwich ëns Sãi !»

Als Erzählung und als Ballade hat der Dichter auch die Geschichte vom *fliegenden Mönch* behandelt. Ein Mönch, «der schönste Junge vom Zipserland», müht sich mit der Erfindung ab, «dass die Mentschen kinnten wie Väigel fliegen». Da werden ihm von einem Engel Flügel angezaubert und der Mönch fliegt nun über Berg und Thal zu einer wunderschönen Schäferin. Da berührt ihn der Engel und die Flügel sind weg,

(Na wail er doch itzt käine Fligel mäi *braucht* !)  
Und wu er äitzt <sup>34</sup> geschoren wor,  
Quëllt wallndich *Lockenhoor* ävor,  
Und stotts der Minchskutt hängt nen gräu  
Und waiss gesträift ëm Hals die *Pläu*. <sup>35</sup>  
Kurz : äiben die zwai ausen Träum sain gefohren,  
Es der Minch bai der Schäifern ä *Schäifer* geworden.

Eine lustige Erzählung ist *Der Mond im Popperfluss* — ä *Büilersteckel*, ein Bélaer Stückchen, wie es der Verfasser benennt. Béla ist das Schilda der Zips, — alle närrischen Streiche, alle thörichten Geschichten, in deren Erfindung der Volkswitz so reich ist, werden den Einwohnern dieser Stadt aufgemutzt. In der erwähnten Erzählung bemerkt ein Bélaer, dass der Mond in die Popper gefallen ist,

Und kraischt, wos er kann :  
«Lait raus, Lait raus !  
Der Mäun ës ën der Popper ;  
Kummt zaicht nen raus !» —

*Die* nemm nor die Dollomänn <sup>36</sup>  
Mët die sëlbernen Knëpp,  
Käin' Tschishen <sup>37</sup> on die Fiss,  
Käin' Hidd of die Këpp ; <sup>38</sup>

<sup>28</sup> Schäfermägdelein. — <sup>29</sup> Herab. — <sup>30</sup> Bogen. — <sup>31</sup> Fliegt schnell. — <sup>32</sup> Arme.  
— <sup>33</sup> Küsst. — <sup>34</sup> Zuvor. — <sup>35</sup> Grosses Tuch (Plaid), Kleidungsstück der Hirten. —  
<sup>36</sup> Ungarischer verschnürter kurzer Rock, im reichen Béla mit Silberknöpfen. —  
<sup>37</sup> Tschismen, Stiefel. — <sup>38</sup> Keine Hüte auf die Köpfe.

Nemm Häiken<sup>39</sup> und Haun  
Und läufen ons Wasser,  
Und sehn halt richtich  
*En Mäun en Wasser.*

Die schmaissen die Dollomänn  
Fluggs über die Erd;  
Spräng rënner,<sup>40</sup> wilhn rëmmer,<sup>41</sup>  
Wie sich 's gehërt.

*Äin's* Häuken blaibt stechen;  
Der mäind en Mäun zu hon:  
«Kummt helfft mer! ich ho nen;  
Kummt hängd aich mer on!»

Die schmaissen die Häiken  
Und häng sich nen on,  
Und ziehn nen und ziehn nen  
Und streng sich rëcht on.

Der Häuken, dër wor  
En är Wurzel verfang;  
Mëd ämäul ës die Wurzel  
Von änander gegang.

Die falln owwen Rück  
Und sehn *en Mäun on Himmel*:  
«Na, draussen ës er, Brider;  
Gott sai's gedankt en Himmel!»

Dabei verlieren sie die silbernen Knöpfe ihrer Dolmány's und begreifen nicht, wo dieselben hingekommen sind. Der Dichter aber weiss es:

Ich ober kann aich sagen,  
Wu se hin sain kumm:  
*Fannflückers Duptschock,*<sup>42</sup>  
*Dër hat se genumm!*

Unter den *Idyllen*, in welchen der Dichter meist Gestalten aus den gebildeteren Ständen in Berührung mit dem Volke vorführt, wollen wir als besonders gelungen *Das Erdbeer-Mädchen* hervorheben. Die hübsche Jungfer wandert nach Schmecks, um daselbst Erdbeeren zum Verkauf zu bringen, und wird unterwegs von einem Stadtherrn angesprochen und in eine Liebelei gezogen, die mit anmuthiger Naivität bis hart an die Grenze streift, wo die idyllische Unschuld — verloren geht. Die naive Unbefangenheit und stets wachsende Verlegenheit und Angst des Mädchens auf der einen und die sinnliche Neigung des Städters auf der anderen Seite sind mit grossem Geschick und ohne Uebertreibung gezeichnet.

Zum Schlusse mögen hier noch die *Unbändige Freude* (eines jungen Ehegatten über die Geburt seines ersten Söhnchens), ein Gedicht voll lyrischer Kraft, frisch, unmittelbar und packend, — und *Der Zipser Kinder-Frühjahrsfreuden*, ein bei der Kürze des Gedichtes reiches idyllisches Bild des Treibens von Jung und Alt im Frühlinge, folgen:

### Unbändige Fraid.

Ich wäiss nëch, ihr Lait,  
Wos ich onhäib<sup>43</sup> vor Fraid!  
Die bedräit sich<sup>44</sup> nëch drën, die durchdrëckt mer die Brost;  
Kommt, thaierste Brider, kommt thäilt maine Lost!

Säu lieb ho ich Alls!  
Ich mëcht fliegen on Hals,  
Ich mëcht pressen ons Herz hënt die ganze ganze Welt,  
Es Kälbchen owwen Häub<sup>45</sup> und en Strauch owwen Feld.

<sup>39</sup> Haken. — <sup>40</sup> Hinein. — <sup>41</sup> Herum. — <sup>42</sup> Pfannflickers Taschenmesser. —  
<sup>43</sup> Anhebe, anfang. — <sup>44</sup> Hat Raum. — <sup>45</sup> Hof.



Ich mëcht strecken main' Händ  
 Ohne End, ohne End,  
 Und die Mentschenkänder alle of äinmäul ëmschläng  
 Und ä Pittschenfailerpolkä<sup>46</sup> mët se säng, mët se spräng.

O wie eng ës dos Haus!  
 En die Fraihait raus!  
 Rausjuchzen dën Jubel ën die waide waide Welt,  
 Roffjuchzen dën Jubel ons Himmelsgezelt!

Ich fihl mich säu grëng!<sup>47</sup>  
 Mëcht ën *Himmel* rën spräng,  
 Zu die Wëlkelchen drëng mëdden Vailchendoft,  
 Mët die Lerchelchen säng durch die bläue bläue Löft!

Mëcht die Sonne mer zäim<sup>48</sup>  
 (O wie wollt se sich bäim!)  
 Und ën äin Kariër durjen Himmel tscheräiln!<sup>49</sup>  
 (En Himmelross wëtt doch die Hober nëch fäiln!)

«Had ä Mentsch dos gesëhn?! . . .  
 Na wos ës der denk geschëhn?»  
 Säü fräugt er mich lachendich, ihr lieben lieben Lait,  
 Und denkt schërr verstäilndich,<sup>50</sup> ich sai nëch geschait.

Häi triddel-diddel-die!  
 Main Waib, die *Marie*,  
 Häi triddel-diddel, diddel-diddel, diddel-diddel dum!  
 Main Waibchen ës hënd ën die Wochen mer kumm!

Ä goldijer Jong  
 Es raussergesprong!  
 Ich ho nen geposst und die Mutter därzu;  
 Itz schläufen<sup>51</sup> se schäin und ich loss se ën Ruh.

### Zëpser Këndern's Frihjohrsfraiden.

Däu klauben Känder Pamschen<sup>52</sup> sich  
 Of Käiten und of Pëpperchen;<sup>53</sup>  
 Däu spilln sich andre Piske<sup>54</sup> und  
 Däu Balle und däu Knëpperchen.<sup>55</sup>

Die klauben flache Kiesläng und  
 Schläun of der Bach Pëtschknäiterchen;<sup>56</sup>  
 Die baun ën Grëben Tämm von Dreck,  
 Die fang ën Tëmpeln<sup>57</sup> Kräiterchen.

Die dräin sich däu von Waiden aus  
 Rohrbläusen, Faifen, Forzen;<sup>58</sup>  
 Die tfailern däu mët Orembrëst<sup>59</sup>  
 Of Sperläng, Tauben, Tortschen.<sup>60</sup>

<sup>48</sup> Lebhafter (eig. Flittschbolzen-) Polkatanz. — <sup>47</sup> Leicht. — <sup>48</sup> Zäumen. —

<sup>49</sup> Galoppiren. — <sup>50</sup> Verstohlen. — <sup>51</sup> Schlafen. — <sup>52</sup> Löwenzahn, aus dessen hohlen Stengeln die Kinder Ringe oder Puppen flechten. — <sup>53</sup> Zu Ketten und zu Püppchen. — <sup>54</sup> Holzwalze, welche mit dem Stock geschlagen wird. — <sup>55</sup> Knöpfchen (in eine Grube schnellen). — <sup>56</sup> Das Aufschlagen flacher Kieselchen auf der Wasserfläche. — <sup>57</sup> Tümpel. — <sup>58</sup> Schnarrendes Blasinstrument aus Weidenrinde. — <sup>59</sup> Mit der Armbrust Bolzen schießen. — <sup>60</sup> Tartsche, Schiessscheibe.

Däu, wust en Räuch siehst, es 's Kaschor; <sup>61</sup>

Däu tscherpain se Schentitze. <sup>62</sup>

«Jong, fiderd aich, <sup>63</sup> denn ibern Bërg

Kimmt schunt die Fuckawitze!» <sup>64</sup>

Kaum sain se owwen halben Wëg,

Fängt Räigen on zu rasseln.

«Na, Jong, hait kriggt der Riem zu thun!

Hait wëtt die Schword aich prasseln!»

Doch 's Wëter, fluggs wie's wor gekumm,

Flugs wor's äuch weggezäugen.

Die traigen an der Sonn die Wäut <sup>65</sup>

Und schaun en Räigenbäugen.

Die kumm ähäm; 's Mairerchen-Volk

Sëtzt vor der Läib und zwirent; <sup>66</sup>

Der Voter ess en's Feld gegang,

Die gutte Mutter kirent. <sup>67</sup>

Doch genug der Proben, genug der Charakteristik. Die Zipser Gedichte ERNST LINDNER's gehören — wir wiederholen es und unsere Leser werden unser Urtheil aus den oben mitgetheilten Stücken nun wenigstens theilweise zu controliren vermögen — zu den gelungensten, erfreulichsten Leistungen der deutschen mundartlichen Dichtung und verdienen weit über die engen Grenzen ihrer eigentlichen Heimat hinaus gekannt und gewürdigt zu werden.

---

<sup>61</sup> Schäferei, Hürde. — <sup>62</sup> Trinken sie (aus dem Tscherpack, Holzbecher) Schafmilch (süsse Molke). — <sup>63</sup> Fördert, sputet euch. — <sup>64</sup> Unwetter. — <sup>65</sup> Trocknen die Kleider. — <sup>66</sup> Vor der Laube (Halle) und zwirnt (macht aus Garn Zwirn). — <sup>67</sup> Buttert.



## SITZUNGSBERICHTE.

### I. ZUR ERINNERUNG AN MICHAEL HORVATH.

(Aus der in der Historischen Gesellschaft am 6. März 1879 gelesenen Denkrede  
Dr. WILHELM FRANKÓI's.)

Die Historische Gesellschaft feierte heute nicht allein das Gedächtniss eines ihrer Gründer, sondern zugleich dasjenige des *Begründers der neueren ungarischen Geschichtschreibung*.

Unter den ungarischen Geschichtschreibern giebt es keinen einzigen, dessen Werke einen so bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung der Geschichtschreibung sowohl als auch des Gemeingeistes in unserem Vaterlande geübt haben, wie die seinigen; und es giebt unter ihnen keinen einzigen, dessen Leben so ereigniss- und lehrreich gewesen wäre, wie das seinige.

Ich würde bei der Erzählung seines an Widerwärtigkeiten so reichen Lebenslaufes verweilen; aber in dieser Stunde, wo die *Historische* Gesellschaft das Andenken MICHAEL HORVÁTH's feiert, muss die Individualität des Staatsmannes vor derjenigen des *Geschichtschreibers*, welcher unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, in den Hintergrund treten, um so mehr, als sein erstes Auftreten und seine spätere Entwicklung eines der wichtigsten und anziehendsten Capitel der Geschichte der ungarischen Geschichtschreibung bildet, in welchem sich jeder Punkt mit der Geschichte der Nation selbst auf das Engste berührt.

I. Die Zeit, in welcher MICHAEL HORVÁTH das literarische Gebiet betrat, war die Zeit eines grossen Umgestaltungsprocesses. Jede Cultur-nation Europas hat diesen Process durchgemacht; nirgends aber ist derselbe mit grösseren Schwierigkeiten verbunden gewesen als bei uns.

Auch bei uns war das Streben vorhanden, unsere mittelalterlichen Institutionen den Anforderungen der modernen Ideen entsprechend umzugestalten; bei uns war es jedoch ausserdem zu derselben Zeit nothwendig, auch unsere vernachlässigte nationale Individualität zu entwickeln und zur Geltung zu bringen. Unsere Aufgabe war: uns auf das Niveau der europäischen Staatsordnung und Civilisation emporzuschwingen, jedoch in

der Weise, dass wir in Sprache, Gefühl und Bewusstsein *noch magyarischer* werden, als wir bisher gewesen.

Der glückliche und normale Verlauf dieses Doppelprocesses nahm das Zusammenwirken sämmtlicher Factoren des nationalen Lebens in Anspruch. Der Lösung grosser nationaler Aufgaben gegenübergestellt, erweist sich der auf sich selbst angewiesene Staatsmann und Gesetzgeber als unzulänglich. Und wenn jene Staatsmänner, welche im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts an der Spitze unserer nationalen Bewegung standen, die zahllosen Schwierigkeiten ihrer Aufgaben siegreich überwunden und die Herrschaft der Ideen der freisinnigen Reform und des nationalen Fortschrittes für ewige Zeiten begründet haben, so hatten sie einen grossen Theil ihres Erfolges dem glücklichen Umstande zu verdanken, dass sie an der *Literatur* einen mächtigen Bundesgenossen fanden. An den Erfolgen der Wirksamkeit SZÉCHENYI's, DEÁK's und KOSSUTH's hatten einen grossen Antheil RÉVAY, KAZINCZY und die KISFALUDY, welche ihnen vorangegangen waren, sowie VÖRÖSMARTY, EÖTVÖS und HORVÁTH, welche ihnen hilfreich in die Hand arbeiteten.

Natürlicherweise hatte in dieser Richtung kein Zweig der Literatur eine wichtigere Rolle als die Geschichtschreibung. Aber der neue Geist, welcher unsere Literatur in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus einem langen Schläfe zu neuem Leben erweckte, bemächtigte sich der Geschichtschreibung nur spät.

Während KATONA und PRAY in *lateinisch* geschriebenen monumentalen Werken ein reiches Material aufhäuften, FESSLER und ENGEL dasselbe in ihren gross angelegten *deutsch* geschriebenen Büchern mit Geist und Geschmack aufarbeiteten, vermochten die wenigen in *ungarischer* Sprache publicirten Geschichtswerke die Anforderungen des entwickelteren Geschmacks und des nationalen Gefühles weder in Inhalt und Auffassung, noch in Darstellung und Sprache zu befriedigen. Nur zwei Werke bilden einigermassen eine Ausnahme: ESAIAS BUDAI's *Magyarország Historiája* (Geschichte Ungarns) und BENEDIKT VIRÁG's *Magyar Századok* (Ungarische Jahrhunderte); aber das erstere machte seine schwerfällige Sprache sehr bald ungeniessbar, während von dem zweiten blos der Anfang (bis zum Tode Siegmunds) erschien.

Da tritt STEFAN HORVÁTH auf, im ganzen Lande grosse Hoffnungen erweckend, um die darauf folgende Enttäuschung desto peinlicher zu machen. Den Spott, mit welchem es neuerlich Sitte geworden ist, von den Verirrungen seines grossen Geistes zu sprechen, verdient er nicht. Seine edle Gestalt, mit seiner fabelhaften Gelehrsamkeit und schwärmerischen Begeisterung, gebietet Achtung, und es unterliegt keinem Zweifel, dass er auf seine Leser, noch mehr aber als Lehrer der Geschichte auf seine Hörer einen begeisternden Einfluss geübt hat.

In seiner Wirksamkeit und seiner Schule barg sich jedoch eine ernste Gefahr, welche die Zukunft nicht allein der ungarischen Geschichtschreibung, sondern der ungarischen Nation selbst bedrohte.



Die Wirkung, welche STEFAN HORVÁTH's Werke auf das grosse Publicum naturgemäss ausübten, stand im Gegensatz zu den wichtigsten Interessen des nationalen Lebens, des Fortschritts und der Reform. Dieselben nährten das Selbstgefühl der Nation, aber in jener verderblichen Richtung, welche zur Selbstvergötterung und zur Verachtung alles Fremden führt, wozu diese Nation ohnedies stets grosse Neigung gehabt hatte. Sie nährten jene beschränkte Táblabiró-Auffassung, welche aus der Kenntniss der ausländischen Zustände blos das eine Axiom: «Extra Hungariam non est vita» abstrahirte.

Glücklicherweise bildet sich dieser unfruchtbaren und gefährvollen Richtung gegenüber im geeignetsten Zeitpunkte, eben zur Zeit des ersten Reformlandtages (1832—6), eine *neue Schule*, welche ein heilsamer Factor der nationalen Bewegungen wird und gleichzeitig die ungarische Geschichtsschreibung auf das europäische Niveau erheben soll.

Der Begründer und das thätigste Mitglied dieser Schule war MICHAEL HORVÁTH.

II. Ein schneidenderer Gegensatz, als derjenige zwischen den letzten Werken STEFAN HORVÁTH's und den ersten Arbeiten MICHAEL HORVÁTH's ist kaum denkbar.

Diesen verlockten die Irrlichter der Urgeschichte nicht, ja selbst der wirkliche Glanz des alten Ruhmes vermochte seine Augen nicht zu blenden. Er weihet seine Kraft dem Anbau eines Feldes, welches am meisten brach liegt und am längsten auf Fruchtertrag warten lässt. Er verlegt sich auf die *Culturgeschichte*.

Der richtige Tact, mit welchem er das Arbeitsgebiet wählt, die Sicherheit, mit welcher er die zweckentsprechenden Mittel erkennt, würden, wo wir ihnen auch begegneten, gerechtes Aufsehen erregen. Aber sie überraschen in erhöhtem Maasse, wenn wir erfahren, dass sie einem vierundzwanzigjährigen Jünglinge eignen, welcher erst vor Kurzem das Priesterseminar einer Provinzstadt verlassen hat und augenblicklich in einem bescheidenen Dorfe die Agenden eines Hilfsseelsorgers versieht.

Welche Einflüsse in seinem Geiste den Drang zum Geschichtsschreiberberufe wach gerufen haben? und ob Jemand dagewesen sei, dessen Anleitung die Schwierigkeiten des Anfanges beseitigen half? — ist nicht bekannt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch er, wie die Meisten unter uns, die wir die heutigen reichen Hilfsmittel der wissenschaftlichen Ausbildung entbehren mussten, ohne Schule und Lehrmeister, mit allen Schwierigkeiten des Naturalisten und Autodidacten kämpfend, nur von seiner eigenen Begeisterung Kraft und von seiner eigenen Einsicht Anleitung empfing. Auch er durfte stolz sagen: «Est Deus in nobis, agitante calescimus illo».

Wenn wir indessen auch die Quelle nicht kennen, aus welcher der gewaltige Strom seinen Ursprung nahm, so wissen wir doch, wer seinem Laufe die Richtung gegeben und wer ihn in das Bett geleitet hat, aus welchem sich seine Wellen befruchtend ergossen.

Diese Richtung erhielt er von der *ungarischen Academie der Wissen-*

schaften. Die ungarische gelehrte Gesellschaft hatte kaum ihre Wirksamkeit begonnen, als sie sich schon beeilte, der Thätigkeit der ungarischen Geschichtschreiber dasjenige Gebiet zuzuweisen, dessen Anbau sie als am dringendsten nöthig erkannt hatte. Sofort in ihrer ersten Generalversammlung, 1832, eröffnete sie die Reihe der historischen Preisausschreibungen (Preis 100 Ducaten) mit der folgenden Frage: *«Welchen Einfluss haben unsere vaterländischen Städte auf die Entwicklung und Sittigung unserer Nation gehabt?»* Und weil bis zum anberaumten Termine keine einzige Concurrenzarbeit eingelangt war, schrieb sie auf ihrer nächsten Generalversammlung, 1834, dieselbe Frage neuerdings aus. Bald nachher, noch ehe der zweite Termin für jene erste Preisausschreibung abgelaufen war, 1835, schrieb sie einen neuen Preis auf die folgende, zweite Frage aus: *«In welchem Zustande befanden sich Industrie und Handel in unserem Vaterlande unter unseren Königen aus dem Hause Árpád's und jenen aus den gemischten Häusern? was geschah seitens unserer Regenten und Gesetzgebungen zu deren Förderung? welche Hindernisse lagen dem grösseren Aufschwunge derselben im Wege? welchen Einfluss hatten dieselben auf die sittliche und intellectuelle Entwicklung unserer Nation?»*

Inzwischen (im Frühling 1834) hatte die Marczibányi-Stiftung, welche später der Academie einverleibt wurde, ebenfalls auf eine cultur-historische Studie einen Preis ausgeschrieben, nämlich auf die Beantwortung der folgenden Frage: *«Worin und wie weit war die sittliche und bürgerliche Cultur der in Europa einwandernden ungarischen Nation von der damaligen Cultur Europas verschieden?»*

Die beiden letzten Preisfragen führten MICHAEL HORVÁTH aus seiner Einsamkeit, in welcher er seinen historischen Studien lebte, auf das Feld des literarischen Schaffens und der öffentlichen Thätigkeit.

Die Beantwortung der von der Marczibányi-Stiftung gestellten Preisfrage war sein erstes Werk. Er schrieb dasselbe in den Jahren 1834 und 1835. Die Formulirung der Frage kann nicht als correct angesehen werden. Die geforderte Parallele entbehrte jeder Basis; es konnte keinerlei Ergebniss von ihr erwartet werden. Die einwandernden Ungarn mit den Engländern und Schweden des neunten Jahrhunderts in Parallele zu stellen, war in der That sehr seltsam; ohngefähr wie wenn wir die Fabricate von Sèvres mit den Erzeugnissen der Hollitscher Töpfer vergleichen wollten.

Der Fragestellung lag indessen ein tieferes Motiv zu Grunde, welches volle Würdigung verdient. Sie wollte zum Studium der culturhistorischen Werke des Auslandes anspornen und aufmerksam machen, dass die Geschichte der Ungarn im Zusammenhange mit der Geschichte Gesamteuropas zu behandeln sei.

Diese Intentionen der Preisausschreiber hatte die einzige eingelangte Concurrenzarbeit richtig erfasst und durchgeführt. Sie basirte auf einem sorgfältigen Studium der Werke EICHORN's, HEEREN's, HÜLLMANN's, WACHSMUTH's und Anderer. Die Hälfte der Arbeit umfasste jenes Bild,



welches sie von der staatlichen und sittlichen Cultur Europas in der Zeit der Einwanderung unserer Ahnen giebt.

Indessen infolge der Missgeschicke der Marczibányi-Stiftung wurde die Preisausschreibung erst nach Ablauf eines Jahrzehnts erledigt und das Werk HORVÁTH's erschien 1846.

Weit früher, 1837, gelangte die Preisausschreibung auf die Geschichte des Handels und der Industrie zur Erledigung. Das Werk HORVÁTH's erhielt den Preis zwar nicht, wurde jedoch des Lobes und der Drucklegung würdig erkannt, wiewohl der einzige *Fachmann* unter den drei Preisrichtern, JOHANN CZECH, dasselbe für die ausgezeichnetste Arbeit, dagegen das (von dem seitdem längst vergessenen KOSSOVICH verfasste) preisgekrönte Werk für eine werthlose Compilation erklärte.

Dieser halbe Erfolg, welcher übrigens HORVÁTH auch die Hallen der Academie eröffnete, diente demselben als Ansporn zum Fortschreiten auf dem betretenen Wege. Die academische Preisfrage bot ihm blos Gelegenheit zur Behandlung des Gegenstandes. Der Trieb, sich damit zu befassen, die Einsicht, dass derselbe ebenso wichtig wie zeitgemäss sei, war in seinem Geiste vorhanden. Deshalb war seine diesbezügliche Thätigkeit mit der Beantwortung der Preisfrage nicht an ihrem Ende angelangt. Er nahm nach Beendigung seiner Geschichte des ungarischen Handels und Gewerbfleisses im Mittelalter sofort die Fortführung derselben bis auf die neueste Zeit in Angriff, wohl wissend, dass einzelne Richtungen der Cultur wie der politischen Geschichte nur dann vollkommen verständlich und lehrreich werden, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und Entwicklungsgange dem Leser vor Augen stehen.

HORVÁTH's *«Geschichte des Gewerbfleisses und Handels in Ungarn während der letzten drei Jahrhunderte»* erschien 1840, zwei Jahre früher als seine 1837 des Lobes gewürdigte Concurrentarbeit.

Das Erscheinen derselben erregte grosses Aufsehen. Unsere Landsleute frugen einander überrascht: also hat denn auch der Gewerbfleiss und Handel eine Geschichte? Und ihre Ueberraschung wuchs noch, als sie sich überzeugten, dass auch *diese* Geschichte ihre bedeutenden Ereignisse habe, welche in vollstem Maasse die Aufmerksamkeit der Nation verdienen, und dass sich ein Autor gefunden hat, welcher die Blätter *dieser* Geschichte in einer so schönen Sprache und in so anziehender Darstellung zu schreiben verstand, wie sie bisher selbst für die glänzenden Thaten der grossen Könige und für die Ereignisse der nationalen Kämpfe nie in Gebrauch gewesen war.

Nicht geringer als die Ueberraschung, mit welcher das grosse Publicum dieses Werk empfing, war die Anerkennung, welcher es in den Gelehrtenkreisen begegnete. Eine interessante Illustration hiefür bietet die Geschichte der Zuerkennung des Academie-Preises auf der nächsten, 1841er, Generalversammlung der Ungarischen Academie.

III. In jener Zeit fiel der grosse Academie-Preis nicht abwechselnd den einzelnen Wissenschaftsfächern zu, wie gegenwärtig, sondern wurde

jedesmal dem vorzüglichsten Erzeugnisse der Gesamtliteratur des vorangegangenen Jahres zuerkannt.

Das Jahr 1840 war an werthvollen Publicationen besonders reich gewesen. Es erschien damals eine Gesamtausgabe der Werke KÖLCSEY's und die neueren Werke VÖRÖSMARTY's, ferner mehrere Bände Romane von BARON NICOLAUS JÓSIKA, BARTHOLOMÄUS SZEMERE's Reisebeschreibung, FRANZ CSÁSZÁR's ungarisches Wechselrecht und ALEXANDER GYÖRY's Elemente der höheren Analysis.

Die ordentlichen Mitglieder einer jeden Classe reichten ihre Vorschläge einzeln ein. Die Mitglieder der historischen Classe empfahlen die Werke MICHAEL HORVÁTH's und SZEMERE's, und zwar die Mehrzahl derselben entweder allein oder doch an erster Stelle das Werk HORVÁTH's, über welches sich alle ohne Ausnahme in den wärmsten Ausdrücken äussern. Selbst der strenge BAJZA überhäuft HORVÁTH mit Lobeserhebungen. «HORVÁTH ist — sagt er — nicht allein ein glücklicher Forscher, er versteht nicht allein Daten zu sammeln, sondern dieselben auch mit Urtheil und Einsicht aufzuarbeiten. Seine Darstellung ist klar, seine Sprache schön, männlich, correct. Sein Werk lässt sich nicht blos mit Nutzen, sondern auch mit Vergnügen lesen. denn es ist bestrebt, jenem Punkte nahe zu kommen, wo die Geschichte *zugleich Wissenschaft und Kunst ist!*»

Die Academie entsandte eine aus Mitgliedern aller Classen bestehende Commission, welche in Betreff der Zuerkennung des grossen Academiepreises der Generalversammlung ihren Vorschlag vorlegen sollte. Die Commission empfahl den grossen Preis zwischen den Werken VÖRÖSMARTY's und SZEMERE's zu theilen und das Werk HORVÁTH's an erster Stelle mit Lob auszuzeichnen.

Die Generalversammlung indessen acceptirte diesen Vorschlag nicht. Sie theilte den Preis nicht zwischen dem grössten Dichter der Nation und dem gefeierten Redner: sie erkannte den *ganzen* Preis dem Nagy-Abonyer Cooperator zu, dem Werke HORVÁTH's, «als einem Werke, welches — ausserdem dass es zeitgemäss, interessant und an Daten reich — in unserer Literatur einzig in seiner Art sei, und welches sich auch durch den darauf verwendeten ausserordentlichen Fleiss und die sorgfältige Darstellung auszeichne: Eigenschaften, welche dieses Werk *in hohem Grade der Aufmerksamkeit des Lesepublicums empfehlen*».

Wir täuschen uns kaum, wenn wir annehmen, dass die letzten Worte den Schlüssel zu der Entscheidung der Generalversammlung enthalten, und dass wir dieselbe dem Einflusse des Grafen STEFAN SZÉCHENYI zuschreiben haben. Derselbe verstand gewiss jene Wirkung zu würdigen, welche VÖRÖSMARTY auf die Nation ausübte, und nicht minder jene, welche das von SZEMERE's Meisterfeder gezeichnete Bild der Institutionen und Culturzustände des Auslandes zu üben berufen war. Dessenungeachtet betrachtet er es unter den obschwebenden Umständen als die dringendste Pflicht der Academie, das Werk HORVÁTH's «der Aufmerksamkeit des Lesepublicums zu empfehlen».



Es ist allbekannt, dass der «grösste Ungar» in der Entwicklung des materiellen Wohlstandes, des Gewerbflusses und des Handels, die wichtigste Bürgschaft für unseren culturellen Aufschwung und nationalen Bestand erblickte und dass, nach seiner Ueberzeugung, der Herbeischaffung dieser Bürgschaft der erste Platz in der Reihe der nationalen Aufgaben gebührte. Wir wissen, dass er bei der Geltendmachung dieser seiner Auffassung mit der Unwissenheit des grossen Publicums und mit der Ungeduld der liberalen Politiker zu kämpfen hatte.

Nach beiden Richtungen erwartete er eine bedeutende Wirkung von dem Werke HORVÁTH's, welches seine auf die Hebung des Gewerbflusses und des Handels abzielenden Bestrebungen populär zu machen und deren Dringlichkeit darzuthun geeignet war.

Der Geschichtschreiber MICHAEL HORVÁTH war zu demselben Ergebniss gelangt, wie der Staatsmann STEFAN SZÉCHENYI, und der letztere konnte mit dem Gefühle inniger Genugthuung auf zahllosen Blättern des HORVÁTH'schen Werkes seine eigenen Gedanken ausgedrückt finden.

IV. Solcherweise sind gleich in den ersten Werken HORVÁTH's die sämtlichen Charakterzüge seiner schriftstellerischen Individualität zu finden, welche während seiner späteren literarischen Laufbahn immer deutlicher und schärfer hervortreten.

HORVÁTH zählte nicht zur Schule der starren Objectivität, welche den Geschichtschreiber nur als Richter ansieht, der sich auf die Ausbeutung der ihm vorliegenden Schriftstücke, auf die Aufhellung der Thatsachen beschränken muss. Er theilte nicht die Ansicht Derjenigen, die vom Geschichtschreiber fordern, dass er erzähle und beweise, aber nicht gestatten, dass er charakterisire und reflectire; die von ihm verlangen, dass er sich ganz in die Vergangenheit versetze und sich nicht kummere um die Zeit, in welcher er lebt, um die Menschen, zu welchen er spricht. HORVÁTH's Geist war nicht ausschliesslich von der Ambition erfüllt, über die dahingeschwundenen Jahrhunderte Licht zu verbreiten; er wollte zugleich auf seine Nation wirken, dieselbe belehren, erheben und begeistern.

Die grossen Ideen seiner Zeit ergriffen und erfüllten seinen Geist. Auch er stand im Dienste derselben und benützte jede Gelegenheit, sie zu verkünden und als Forderungen der geschichtlichen Entwicklung darzustellen. Seine culturhistorischen Arbeiten brachten ihn auf Schritt und Tritt in Contact mit den thatsächlichen Verhältnissen, führten ihn auf sämtliche Fragen des Fortschritts und der Reform, boten ihm Anlass, auf den Gemeingeist zu wirken.

Schon in seinem ersten Werke, in der zwischen den einwandernden Ungarn und dem damaligen Europa gezogenen Parallele finden wir seine Ideen entschieden ausgedrückt. Mit energischen Worten bricht er den Stab über das Feudalsystem, welches nach seiner Ansicht «von Anbeginn an die Keime der Entartung in sich trug», weil es «die Individuen nicht durch Ideen, welche die allein natürlichen und dauerhaften Bande der Anhänglichkeit an Vaterland und Nation sind, . . . an das Vaterland knüpfte».

«Dieses System — sagt er weiter — macht, da es die Freiheit im Keime erstickt und sein oberstes Princip nichts Anderes als Knechtschaft ist, natürlicherweise den Fürsten zum unumschränkten Herrscher und erzeugt Tyrannei.» Und in der Macht der Vasallen sieht er ebenfalls Gefahr, da «die Schranken der Herrschaft nicht auf Gerechtigkeit, nicht auf vertragsmässig begründeten Rechten und Vorschriften, sondern auf die Zügellosigkeit und den Trotz von Einzelnen oder höchstens von Körperschaften basirt waren.»

Und aus alledem zieht er die kühne Schlussfolgerung, dass der damalige staatliche Zustand der westeuropäischen Länder keine viel grössere Cultur verrathe, als diejenige der Ungarn war. Denn er findet die wahrhaftige Cultur nur dort, wo «die socialen Verhältnisse durch *gerechte* Gesetze bestimmt sind; . . . wo dem Gemeinwohl Jeder verhältnissmässig Opfer bringt und ebenso verhältnissmässig an den Segnungen der Gesellschaft participirt; wo endlich die Verfassung nicht blos Einigen, sondern der ganzen Nation Möglichkeit und Gelegenheit bietet, ihre Kraft und Fähigkeit geltend zu machen».

Es braucht nicht gesagt zu werden, dass eine derartige Geltendmachung, oft vielleicht Ueberwucherung des subjectiven Elements bei dem ernststen und gewissenhaften Geschichtschreiber die Treue der Darstellung, die unbefangene Beurtheilung der Quellen durchaus nicht gefährdet, — ebenso wenig als in HORVÁTH's Werken dessen weiter, europäischer Gesichtskreis der nationalen Gesinnung und dem patriotischen Geiste ihres Verfassers Abbruch that. Aus den geschichtsphilosophischen Werken der Deutschen mit den Gesetzen bekannt, nach welchen die Nationen sich entwickeln und die herrschenden Ideen wirken, war er immerfort bemüht die Tendenzen und Ergebnisse des nationalen Lebens in Zusammenhang zu bringen mit dem Entwicklungsgange des europäischen Staatslebens und der Civilisation.

Die Grundideen dieser geschichtsphilosophischen Richtung entwickelte er sogar in besonderen Studien und Abhandlungen, welche in den Jahren 1838 und 1839 in den Spalten der Zeitschrift «*Athenaeum*» erschienen sind. Hieher gehören besonders: «*Die Nothwendigkeit und die Freiheit in der Geschichte*», und: «*Gedanken über die Theorie der Geschichtsschreibung*.»

Wie er in Hinsicht auf Gegenstand, Geist und Auffassung eine neue Richtung geschaffen hat, bezeichnet auch die äussere Form seiner Werke einen bedeutenden Fortschritt in der ungarischen Geschichtsschreibung.

Heute weiss es bereits Jedermann, dass der Schriftsteller auf die Form seiner Arbeit nicht weniger Sorgfalt verwenden müsse, als auf deren Inhalt. Vor einigen Jahrzehnten indessen wurde als *wissenschaftliches* Werk nur dasjenige betrachtet, welches lediglich für Fachmänner geschrieben war, welches durch eine Menge lateinischer Citate und ein Labyrinth schwerfälliger Demonstrationen den grossen Leserkreis ermüdete oder geradezu abschreckte.



HORVÁTH hatte sich aus dem Studium der classischen Werke des Alterthums und der neueren französischen Schriftsteller einen starken Form-sinn angeeignet. In der Vorrede seiner zweiten Preisschrift betont er es, dass «er die Erfordernisse der Geschichtschreibung kenne und fühle; ... er könne es mit Selbstbewusstsein aussprechen, dass seinem Geiste auch das Ideal der vollkommenen Geschichtschreibung vorgeschwebt habe; auch an dem Bestreben, demselben nahe zu kommen, habe es ihm nicht gefehlt; dass sein Werk von demselben dennoch so weit entfernt geblieben sei, dürfe nicht auf Rechnung seines Willens und seines Strebens geschrieben werden».

In der That legt jedes seiner Werke von seinem ernstesten Streben Zeugniß ab. Er war bemüht, so zu schreiben, dass der grosse Leserkreis sein Werk mit Genuss lesen könne. Er war populär, im edelsten Sinne des Wortes. Er traf jenen Ton, welcher verstanden und gerne gehört wurde. Sein Niveau erhob sich hoch über die Alltäglichkeit, war jedoch nicht so hoch, dass nicht auch Andere sich darauf erheben konnten. Seine Darstellung ist leicht und klar; er macht sie durch lateinische Citate nicht ungleichartig; ja er nimmt selbst ins Ungarische übersetzte Quellencitate nur selten in den Text auf; nur dann, wenn sie wahrhaft charakteristisch sind; nie, um sich die Arbeit zu erleichtern. Sein Stil ist bisweilen nicht genug prägnant und präcis, manchmal überschwellend, jedoch immer sorgfältig und edel, oft gehoben. Da er unter dem ausschliesslichen Einflusse der grossen Meister der Sprachneuerung stand und in jener Zeit aufgewachsen war, wo dieselbe sich endgiltig die Herrschaft erstritten hatte, war seine Diction rein. Und so griffen auch Diejenigen gerne nach HORVÁTH's Werken, die sich an den Reden KÖLCSEY's ergötzten und deren Lieblingslectüre VÖRÖSMARTY war.

V. Alle diese Vorzüge und Vorstudien befähigten HORVÁTH in hervorragender Weise, die *gesammte Geschichte des Landes* für das grosse Publicum und die Lehranstalten zu schreiben. Dies war sein eigentlicher Beruf, welchen er glücklicherweise frühzeitig erkannte, dessen Erfüllung er so zu sagen seine ganze, lange Schriftstellerlaufbahn widmete.

An unseren Gymnasien wurde damals die vaterländische Geschichte überhaupt nicht, in der sogenannten Philosophie aus *lateinischen* Handbüchern gelernt. Erst 1840 begann man sich mit dem Gedanken zu befassen, dass es an der Zeit wäre, die ungarische Geschichte auch in die unteren Classen der Mittelschulen einzuführen. Doch es fehlte an einem Lehrbuch. HORVÁTH unternahm es, ein solches zu schreiben. Seine Briefe aus jener Zeit lassen vermuthen, dass FRANZ TOLDY, der verdienstvolle Begründer der ungarischen Literaturgeschichte, diesen Gedanken in ihm angeregt habe. Soviel ist gewiss, dass TOLDY ihn zur Verwirklichung desselben aneferte, ihn mit Rath und That unterstützte.

Im Jahre 1841 erschien sein für den Gebrauch der unteren Gymnasialclassen verfasstes Handbuch, welches alsobald in zahlreichen Anstalten des Landes eingeführt wurde, so dass 1844 auch die 2000 Exemplare

der zweiten Auflage bereits vergriffen waren und im folgenden Jahre die dritte Auflage gedruckt werden musste. Gleichzeitig schrieb HORVÁTH ein grösseres Lehrbuch für den Gebrauch der oberen Classen der Mittelschulen. Beide Werke wurden 1861 neuerdings in unseren Schulen eingeführt und haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, wiewohl denselben seitdem zahlreiche Concurrenten erstanden sind. Ja, der Landesunterrichtsrath hat vor kaum einem Jahre das Gutachten abgegeben, dass er unter den obwaltenden Umständen im Interesse des Unterrichts und der Bildung die allgemeine Verbreitung der HORVÁTH'schen Lehrbücher wünschenswerth finde. Und mit Recht; denn wiewohl dieselben den neueren didactischen Anforderungen nicht vollständig genügen, stehen sie sowohl durch die Stoffauswahl und ihren Geist, als auch durch ihren edlen Ton und ihre schöne Sprache hoch über allen übrigen Lehrbüchern der ungarischen Geschichte.

HORVÁTH's Wirkung auf die junge Generation ist eine unermessliche gewesen. Er gab ihr anstatt der geistlosen und trockenen lateinischen Compendien ein Buch in die Hand, welches für die Ideen des Vaterlandes und der Nationalität begeistert war, dessen Blätter, trotz seines ruhigen Tones, der Hauch der Neuzeit durchwehte. Indem er die Zöglinge der Schulen die Begebenheiten der Vergangenheit kennen lehrte, bereitete er sie unbemerkt auf die grossen Aufgaben der Gegenwart vor.

Und die Wirkung HORVÁTH's war in dieser Richtung eine um so grössere, als er auch dafür Sorge trug, dass die den Schulbänken entwachsene Jugend und das grosse Publicum eine in gleichem Geiste abgefasste Geschichte des Vaterlandes lesen könne. In den Jahren 1842—46 erschien sein vierbändiges Werk *«A magyarok története»* (Geschichte der Ungarn). Einen besonderen Werth besitzt der letzte Band desselben, welcher die Geschichte der Regierung Josefs II. und Leopolds mit einer auf die gesammten Bewegungen der Epoche ausgedehnten Aufmerksamkeit und ganz selbstständigen Auffassung bearbeitet.

In diesem Werke beherrscht HORVÁTH das im Druck erschienene Quellenmaterial vollständig, ja er beginnt darin bereits auch ungedruckte Denkmale zu benützen.

Besonders glücklich ist er in der Gliederung der Geschichte. Er begnügt sich nicht mit dem bis dahin in Uebung gewesenem Verfahren, welches die Geschichte ausschliesslich auf Grund einseitiger Auffassung äusserlicher Momente, nach der Aufeinanderfolge der Herrscher und ihrer Familien, eintheilte. Darauf, dass dieses Vorgehen mit der Aufgabe und dem derzeitigen Stande der Geschichtschreibung nicht mehr im Einklange stehe, machte die Arbeiter der ungarischen Geschichtswissenschaft zuerst FRANZ PULSZKY in seinen 1838 und 1839 im *«Athenaeum»* erschienenen geistvollen Aufsätzen: *«Ideen zur Philosophie der Geschichte Ungarns»* aufmerksam. Er betonte, dass es Beruf des Geschichtschreibers sei: «soweit als möglich zu untersuchen, was in der Geschichte der Nation eine Folge von aussen wirkender Kräfte, ein Ergebniss der geographischen Lage des



Landes, der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, des Einflusses der benachbarten Nationen sei.» Und um zu dieser wahrhaft pragmatischen Geschichtschreibung den Weg zu weisen, schrieb er eine Skizze der mittelalterlichen Geschichte Ungarns aus dem Gesichtspunkte der äusserlichen Einflüsse.

HORVÁTH fasste die Wichtigkeit des Winkes auf und leistete ihm Folge. So theilte er z. B. den Zeitraum der Könige aus dem Hause Árpád's in folgende vier Abschnitte: Die Zeit des deutschen Einflusses und der dadurch bedingten Ausbreitung des Christenthums, sowie der Kämpfe um den Thron. 1000—1114. — Die Zeit des griechischen Einflusses. 1114 bis 1196. — Die Zeit der nationalen Reaction. 1205—1235. — Die Zeit der Umgestaltungsgährung und des Einflusses der uncultivirten Völker. 1235 bis 1301.

Diese Eintheilung barg nicht allein constructive Vortheile in sich. Sie bezeichnet in der Geschichtschreibung eine Wendung von grosser Tragweite. Sie überträgt den Schwerpunkt der historischen Erzählung von den Herrschern auf die Nation. Die Leser fühlten dies instinctiv. Daher erklärt sich das, was mir ein geistreicher vaterländischer Schriftsteller erzählte, dass schon beim Durchblättern des Werkes, noch vor dessen Lectüre, die Ueberschriften der Abschnitte den Leser ergriffen.

Daneben trat der patriotische Geist hier noch augenfälliger in den Vordergrund, als in HORVÁTH's früheren Werken. Die bewegten Ereignisse der Gährungsepoche, die Kämpfe und Kraftanstrengungen der Nation erscheinen auf seinen Blättern treu widergespiegelt. Jedoch vergass er nie das edle Masshalten, das die erste Pflicht des Geschichtschreibers ist. Diesem Umstande hatte er es zu danken, dass er sich selbst der Anerkennung der Censurbehörde rühmen durfte. «Den vierten Band — schreibt er selbst in einem an TOLDY gerichteten Briefe (vom 15. April 1846) — übergab das Collegium SPÁNYIK zur Beurtheilung und dieser nahm darin kreuz und quer so viele Streichungen vor, dass ich ihn so, wie er aus seinen Händen kam, gar nicht würde haben drucken lassen. Das Collegium jedoch strich die Streichungen SPÁNYIK's und erklärte mein Werk für so vorzüglich und loyal, dass der Censor gar nicht nöthig gehabt habe, es dem Collegium zu unterbreiten.»

HORVÁTH beendigte sein vierbändiges Geschichtswerk im Jahre 1846. Indessen stand er eigentlich erst jetzt am Beginne seiner geschichtschreiberischen Thätigkeit nach grösserem Massstabe. Da er nämlich die publicirten Quellen der ungarischen Geschichte vollständig kannte und einsah, wie mangelhaft und unzureichend dieselben seien: erwachte in seinem Geiste ein lebhaftes Verlangen, die in den Bibliotheken und Archiven verborgenen Schätze zu erforschen, ans Tageslicht zu ziehen und ausbeuten zu können.

Hiezu bot sich ihm jetzt auch Gelegenheit. Er ward Professor an der thesesianischen Erziehungsanstalt in Wien. Durch seine Connexionen eröffneten sich ihm die Hofbibliothek, das Staats- und das Hofkanzlei-

Archiv. Die Ferien aber benützte er zu Forschungen in den Archiven des Jászóer und des Leleszer Conventes, der Stadt Oedenburg und der fürstlich Eszterházy'schen Familie in Eisenstadt. Er häufte einen reichen Materialvorrath vom XII. bis zum XVII. Jahrhundert zusammen. Seine Aufmerksamkeit wurde insbesondere durch den Zeitraum vom Erlöschen des Árpádenhauses bis zur Catastrophe von Mohács angezogen. Dies war, — wie er in einem Brief an TOLDY sagt — sein »Lieblingsgegenstand«.

Sein obenerwähnter Freund machte mehrfach den Versuch, seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet zu lenken. Als 1846 die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis für eine ungarische Mythologie und etwas später die ungarischen Bischöfe einen Preis für eine ungarische Kirchengeschichte ausschrieben, eiferte ihn TOLDY in seinen Briefen wiederholt an, sich an der Preisbewerbung zu betheiligen. HORVÁTH liess sich jedoch durch seinen Freund von seinen Vorarbeiten zur Bearbeitung seines »Lieblingsgegenstandes« nicht abziehen. Doch sehr bald zog ihn die Macht der Ereignisse davon ab.

Er wurde am 20. Juni 1847 zum Hatvaner Pfarrer ernannt. Den Brief, in welchem er TOLDY davon benachrichtigt, beginnt er mit dem bekannten lateinischen Verse: »Inveni portum, spes et fortuna valete«. Er ahnte gewiss nicht im mindesten, dass er diesen Dichterausspruch im wörtlichen Sinne auf sich anwenden durfte. Er sollte sehr bald von seiner wissenschaftlichen Beschäftigung Abschied nehmen, seinen schönsten Hoffnungen, dem Ideale seines Lebens: in bescheidener Unabhängigkeit seiner Wissenschaft leben zu können — entsagen.

Es war noch kein Jahr verflossen, seit HORVÁTH seinen Wohnsitz nach Hatvan verlegt hatte, als er auf Vorschlag des ersten verantwortlichen ungarischen Ministeriums zum Bischofe von Csanád ernannt wurde, — seit PÁZMÁNY wahrscheinlich der erste Fall, dass ausschliesslich literarische Verdienste einen jungen Priester in die Reihe der hohen Geistlichkeit erhoben. Aber es verging wieder kaum ein Jahr und er musste nach der Niederwerfung des Unabhängigkeitskampfes in das Ausland flüchten.

VI. Dieser Schlag des Schicksals traf ihn um so schwerer, als er für Alles, was er verlor, auch in der wissenschaftlichen Beschäftigung keinen Ersatz suchen konnte. Mehrere Jahre hindurch aus einem Lande in das andere wandernd, alle Hilfsmittel der literarischen Beschäftigung entbehrend, konnte er die fallen gelassene Feder des Geschichtschreibers nicht wieder aufnehmen.

Endlich 1856 liess er sich in Brüssel nieder und hier öffnete sich ihm das königliche Archiv, dessen Reichhaltigkeit die Fachmänner bereits aus der 1844 von LANZ herausgegebenen *Correspondenz des Kaisers Carl V.* kannten. Es war allbekannt, dass die zahlreichen Briefe, welche Carl V. mit Ferdinand, dem König von Ungarn, gewechselt, sowie auch die Acten der Statthalter der Niederlande, in erster Linie der Königin Maria, der Witwe Ludwigs II., daselbst aufbewahrt werden. Es war daher unzweifelhaft,



dass dieses Archiv reiche Quellen unserer vaterländischen Geschichte im XVI. und XVII. Jahrhundert in sich berge.

Demnach durfte HORVÁTH die Schwelle desselben mit grossen Erwartungen überschreiten. Trotzdem übertraf das wirkliche Ergebniss weit jene Erwartungen. Er war nämlich so glücklich, neben den politischen Correspondenzen und Staatschriften auch das ungarische Privatarchiv Maria's zu entdecken. Die Königin hatte die Urkunden und Schriftstücke, welche auf die ihr als Witwenrecht gehörigen Bergstädte und Domänen Bezug hatten, aus Ungarn mit sich genommen, und diese Sammlung hatte sich nachher durch den mit den Grafen und Beamten der Kammer gepflogenen Briefwechsel ansehnlich vermehrt.

HORVÁTH copirte mit jenem Tacte, welcher das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden weiss, die wichtigeren Schriftstücke und bot dieselben behufs Veröffentlichung der ungarischen Academie der Wissenschaften an.

Die eben in jener Zeit constituirte historische Commission, welcher sich später, unter HORVÁTH's Leitung und mittelst einer auf seinen Antrag bewilligten Landesdotation ein weiter Wirkungskreis aufthat, eröffnete ihre in bescheidenen Dimensionen beginnende Thätigkeit mit der Publication der vier Bände des *Brüsseler Diplomatariums*. Dies ist die erste Sammlung auf Ungarn bezüglicher Urkunden ausländischer Archive, welche in Ungarn erschienen ist. Und so gebührt denn auch auf diesem Gebiete HORVÁTH die Ehre des Bahnbrechers.

Dieser Erfolg erweckte seine Arbeitslust. Und so begann er denn die wissenschaftliche Verwerthung des gesammelten Materialschatzes. Er schrieb die Biographie des Frater Georg (Martinuzzi), ein sowohl durch die Charakterzeichnung des Mannes und die Aufhellung der psychologischen Motive, als auch durch die Zeitschilderung gleicherweise meisterhaftes Werk; die erste in ungarischer Sprache erschienene historische Biographie, welche den besten Werken der ausländischen Literaturen an die Seite gestellt werden kann und mit jenen ausgezeichneten politischen Charakterbildern, welche einige Jahre vorher aus der Feder SIGMUND KEMÉNY's und ANTON CSENGERY's erschienen waren, auf gleichem Niveau steht.

Die Geschichtschreiber und HORVÁTH selbst (in seinen früheren Schriften) hatten die Haupttriebfeder der Handlungen Frater Georgs in dessen «unbegrenztem Ehrgeiz» gesucht und ihn so aufgefasst, als hätte er sowohl Ferdinand als Sulejman hintergangen. Jetzt dagegen wies HORVÁTH nach, dass Martinuzzi gegen beide aufrichtig und dass «der Leitstern seiner scheinbar wankelmüthigen politischen Tendenz die Erhaltung und Consolidation seines vom vollständigen Untergange bedrohten Vaterlandes und Volkes» gewesen sei.

Und damit wollte HORVÁTH gewiss nicht allein den vielverlästerten Staatsmann rehabilitiren, sondern gleichzeitig auf seine Nation wirken, indem er darthat, dass Martinuzzi, nachdem derselbe die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass Ungarn sich weder durch seine eigene Kraft, noch

durch fremde Unterstützung eine selbständige staatliche Existenz sichern könne, durch seine Liebe zum Vaterlande und seine richtige Auffassung der Interessen desselben, in das Lager Ferdinands geführt worden ist.

Dieser Biographie folgte alsbald eine lange Reihe von Arbeiten. HORVÁTH fühlt sich wieder in seinem Elemente. Der Gedanke, dass er seinem Vaterlande auch im Auslande Dienste leisten und so seinen Beruf erfüllen könne, söhnte ihn gleichsam mit seinem Schicksale aus. Im Anfange des Jahres 1858 schreibt er an TOLDY mit voller Resignation, dass er, der Hoffnung auf die Rückkehr in sein Vaterland zu entsagen bemüsst, im Begriffe stehe, eine literarische Thätigkeit in grösserem Maassstabe zu entwickeln und sich zu diesem Zwecke die sämtlichen Quellenwerke der ungarischen Geschichte zu verschaffen wünsche, wozu er die Mitwirkung des Freundes in Anspruch nehme.

VII. Und dieser Brief bringt die beiden hervorragenden Männer neuerdings in ein engeres Verhältniss. Ihre Verbindung war während des abgelaufenen Jahrzehents eine lockerere geworden; TOLDY's Herz hatte indessen für seinen im Exil lebenden Freund unwandelbar jene Empfindungen bewahrt, welche dasselbe für ihn vom Anbeginne seiner Laufbahn gehegt hatte.

Dieser edel denkende Mann stand auf einer solchen Höhe der Selbstlosigkeit, dass er seinem Vaterlande durch seine eigene Thätigkeit und durch Förderung der Thätigkeit Anderer in gleicher Weise zu dienen wähnte. Seine Zeit, Aufmerksamkeit und Geisteskraft Anderen zu widmen, war für ihn mehr ein Vergnügen als ein Opfer.

Niemand hatte mehr Gelegenheit dies an sich selbst zu erfahren als HORVÁTH. Während der Zeit seines Exiles war TOLDY der Hauptfactor seiner literarischen Thätigkeit, welcher richtunggebend und aneifernd auf ihn einwirkte, ihn mit Büchern versorgte und ihm Verleger verschaffte, mit den Censurbehörden unterhandelte und wiederholt Schritte that, ihm die Amnestie zu erwirken.

HORVÁTH machte in Brüssel, neben kleineren Arbeiten, Vorbereitungen zur Bearbeitung der Geschichte der neuesten Zeit, von 1792 bis 1848, um damit sein vierbändiges Werk zum Abschluss zu bringen. TOLDY billigte diesen Plan nicht, denn er sah ein, dass jene Publication, neben ihren vielfältigen Vorzügen, dem neueren Stande der Geschichtschreibung nicht mehr entspreche und weit entfernt sei von jener Höhe, auf welche sich HORVÁTH, wie dessen Biographie Martinuzzi's bewies, seitdem erhoben hatte. Deshalb rieth er HORVÁTH, vor allem Anderen die vier Bände auf's Neue umzuarbeiten, und versprach ihm für das Werk einen Verleger zu verschaffen. HORVÁTH ergriff diese Idee mit Freuden. Und einige Wochen darauf erhielt er von TOLDY die Nachricht, dass Gustav Heckenast die Herausgabe des Werkes übernommen habe. Ohne Verzug machte er sich an die Arbeit und arbeitete mit solcher Kraftanspannung und Ausdauer, dass nach Ablauf von fünf Monaten der erste Band bereits fertig vorlag (1858, September).



Es war eine durchaus neue Arbeit, bei deren Abfassung HORVÁTH alle neueren Errungenschaften der Geschichtsforschung und die Früchte seiner eigenen archivalischen Forschungen aufarbeitete, ja sogar zu ferneren Forschungen Aufmunterung und Zeit fand. «Insbesondere bei der Bearbeitung der Geschichte Ludwigs des Grossen und Sigmunds» — schreibt er einmal — «sehe ich Vieles, worüber unsere bisherigen Kenntnisse sehr mangelhaft sind.» Er erwartete viel von der Durchforschung der italienischen Archive; hauptsächlich aus diesem Grunde verliess er Brüssel und verlegte seinen Wohnort auf italienischen Boden (1859, Februar).

Die Bände der Geschichte folgten rasch aufeinander; 1863 war auch der sechste gedruckt, welcher bis 1815 reichte; indessen verhinderte die Censur Jahre hindurch die Veröffentlichung dieses und des fünften Bandes.

Dessenungeachtet war TOLDY, in der Hoffnung einer besseren Zukunft, bemüht, HORVÁTH dazu zu bestimmen, dass er das Werk fortsetze und auch die Geschichte der neuesten Zeit schreibe.

Und schon zwei Jahre später befand sich: „*Huszonöt év Magyarország történelméből, 1823—1848*“ (Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns, 1823—1848) in den Händen des Publicums.\* Wie immer sich auch die Kritik über einzelne Details des Werkes, über die Charakteristik der Ereignisse und Individuen aussprechen möge: so viel ist unzweifelhaft, dass HORVÁTH seine schwierige Aufgabe mit überraschendem Erfolge gelöst hat. Es stand ihm keinerlei grundlegendes Werk oder als Leitfaden dienendes Zeitbild zur Verfügung. Die behandelte Zeit stand ihm so nahe, dass er die Quellen von *geschichtlichem* Werthe entbehren musste; und dennoch nicht so nahe, dass er ein Factor oder auch nur unmittelbarer Zeuge derselben gewesen wäre.

Er war genöthigt, den ganzen Zeitraum *selbst* zu construiren. Und er hat dies mit seltenem Glücke gethan. Er hat der neueren Generation ein Bild von dem Leben und Ringen der Nation vor Augen gestellt, aus welchem dieselbe in Hinsicht auf Ideen und Tendenzen vollständige Orientirung zu gewinnen, die Entwicklungen der Gegenwart mit der Vergangenheit in Verbindung zu bringen und die grossen Lehren der Geschichte zu abstrahiren vermag. Wir können in der That sagen, dass, je weiter wir uns von jener Zeit entfernen, die Mängel und Irrthümer des Werkes immer weniger auffallen und dessen Vorzüge immer mehr Würdigung finden werden.

VIII. Dasselbe können wir auch von jenem Werke HORVÁTH's sagen, mit welchem derselbe eine noch grössere Aufgabe gelöst hat, von seiner *Geschichte des ungarischen Unabhängigkeitskampfes, 1848—1849*.

Zu den vielerlei Schwierigkeiten, welche die Situation des Autors im Auslande und die Natur des Gegenstandes schuf, trat noch der innere Kampf hinzu, welchen der für die Wahrheit begeisterte Geschichtschrei-

\* Eine deutsche Ausgabe des Buches erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

ber und der von Heimweh verzehrte Verbannte mit einander kämpfen. Dieser Kampf und dessen Ausgang bietet die erhabensten Züge zum Charakterbilde HORVÁTH's, um so mehr, als seine vertrauliche Correspondenz die innersten Gedanken seiner Seele vor uns enthüllt.

Während er an dem Werke arbeitete, theilte er TOLDY wiederholt seine Zweifel und Besorgnisse mit. «Ob das Werk so bald das Licht erblicken wird?» — schreibt er — «weiss ich nicht. Ich gewinne auf Schritt und Tritt immer mehr die Ueberzeugung, dass ich mir durch die Veröffentlichung desselben den Rückweg in das Vaterland definitiv verschliesse. Und wie sehr sehne ich mich bereits dorthin!» TOLDY, welcher es ebenso sehnlich wünschte, dass das Vaterland seinen vortrefflichen Geschichtschreiber wiedergewinne, bietet seine ganze Ueberredungsgabe auf, um ihn von der Vollendung des begonnenen Werkes zurückzuhalten. Er bemüht sich, ihn mit vielerlei Gründen zu überzeugen, dass die Geschichte der Revolution noch nicht geschrieben werden könne und dass dies überdies für ihn keineswegs räthlich sei. Er räth ihm, Memoiren zu schreiben, welche dereinst der Geschichtschreiber der Zukunft benützen werde. Doch HORVÁTH folgte diesmal den Rathschlägen seines treuen Freundes nicht.

«Die Geschichte der Jahre 1848—1849» — heisst es in HORVÁTH's Antwort — «glaube ich aus politischem Gesichtspunkte vollständiger schreiben zu können, als diejenige der Jahre 1823—1848 oder 1790—1820. Die hauptsächlichsten Motive und Tendenzen sind bekannt; bekannt sind auch viele Details; und wenn für jetzt auch einige derselben wegbleiben, werden unsere Nachfolger die Lücken ausfüllen, wie wir diejenigen unserer Vorgänger. Die Unabhängigkeit gegenüber der Nation ist, glaube ich, nicht schwer zu bewahren . . . Der Macht gegenüber freilich vermöchte ich die Unabhängigkeit schwer, ja überhaupt nicht zu bewahren, wenn mir immer nur der Gedanke vor Augen stünde, dass ich mir den Rückweg in die so sehr ersuchte Heimat verschliesse. Dies ist jedoch nur ein persönliches Motiv, welchem ich, meiner Ueberzeugung nach, das Interesse des Vaterlandes, welches die Abfassung und Veröffentlichung der Geschichte dieser Zeit fordert, nicht opfern darf . . . Ich sehne mich, die vaterländische Luft zu athmen und Euch zu umarmen, theurer Freund; aber ich kann es nicht über mich gewinnen, aus diesem persönlichen Beweggrunde zu schweigen. Sei es, dass mein schriftstellerischer Ehrgeiz stärker ist als mein Heimweh; sei es, dass ich das Landesinteresse höher achte als das eigene; aber ich habe bereits unwiderruflich beschlossen, das Werk herauszugeben, was auch immer daraus für meine Verbannung erwachsen möge.» (1864, 1. September.)

Diesem festen Entschluss gegenüber war TOLDY bemüht, HORVÁTH's Heimkehr in sein Vaterland vor dem Erscheinen des Werkes möglich zu machen, weil er besorgte, dass dieselbe nach dem Erscheinen desselben unmöglich werden würde. Seine Schritte versprachen Erfolg und er forderte HORVÁTH im Frühling 1865 auf, jetzt sein Gesuch einzureichen.



HORVÁTH jedoch erklärte mit ehrfurchtgebietendem Gradsinn, dass er nur *nach* dem Erscheinen des Werkes um die Bewilligung der Heimkehr anzuschauen gesonnen sei. Er motivirte seinen Entschluss in folgender Weise: «Ich bin» — schreibt er — «nicht im Stande, Geschichte anders zu schreiben, als wie sie mir die Ueberzeugung in die Feder dictirt. Meine Ueberzeugung kann fehlerhaft sein; aber was ich schreibe, drückt treu, ohne jede Beschönigung meine Ansichten und Ueberzeugungen aus. Dies der Grund, dass auch mein neuestes Werk stellenweise mit stärkeren Farben geschrieben ist, als die berechnende Klugheit gerathen haben würde. Das Maasshalten liebe ich zwar und übe es auch in den Ausdrücken, aber die Heuchelei hasse ich . . . Obgleich es eine Haupttendenz des Werkes ist, der Nation in jeder kritischen Situation Mässigung zu empfehlen; obgleich dasselbe für Aussöhnung plaidirt: so sind doch Einzelheiten der Darstellung viel zu stark, als dass sie von den Betreffenden gleichmüthig hingenommen werden könnten . . . Wie ungeduldig ich daher auch schmachte, mein Vaterland wiederzusehen . . . so mahnt die Klugheit doch zum Warten, wenigstens so lange, bis auch dieses neue Verbrechen constatirt sein wird und in die Amnestie mit einbegriffen werden kann.» (1865, 28. Juni.)

Das Werk erschien in der That im Sommer 1865 in Genf. «Ich halte es» — schreibt HORVÁTH bald darauf wieder an TOLDY — «im Ganzen genommen für keinen Fehler, dass diese Epoche so behandelt worden ist. Wer weiss, wann eine passende Zeit zur Abfassung des Buches gewesen sein würde, wenn es nicht vor der Aussöhnung geschrieben wird, wo unser Vaterland unter dem Drucke der Ungerechtigkeiten und Gesetzwidrigkeiten seufzte. Mir kann es zwar schaden, . . . denn es kann mich von der Erfüllung meines sehnlichen Wunsches, mein Vaterland wiederzusehen, weit zurückwerfen. Ich konnte mich indess dem Drange und Machtgebote der Wahrhaftigkeit nicht entwinden, obgleich ich fühlte, dass ich damit mir selbst schade. Meine Entschuldigung kann nur sein, dass ich auch über die Gegenpartei die Wahrheit herausgesagt habe. Und es ist unmöglich, dass es nicht auch in den massgebenden Kreisen Beifall finden sollte, dass ich auf den Sturz des Volksgötzen, wenn nicht mehr, so doch mindestens ebenso viel Kraft verwandt habe, als auf den Tadel der Verletzer der Volksrechte.» (1865, 11. September.) . . .

Neben so edlen und namhaften Aeusserungen begegnen wir indessen häufig ergreifenden Ausbrüchen des Heimwehs. So schreibt er z. B. Anfang 1866 (29. Januar): «Das Exil ist mir so unerträglich und mein Verlangen, in meine Heimat zurückkehren zu können, so heftig geworden, dass ich, wenn auch jetzt jede Hoffnung auf meine Amnestirung zunichte würde, sogar entschlossen wäre, ohne Bewilligung heimzukehren; mögen sie dann mit mir beginnen, was ihnen beliebt.»

IX. Noch ein langes Jahr hindurch musste er dulden; endlich in den letzten Tagen des Jahres 1866 erschloss ihm die königliche Amnestie das Vaterland.

Er hatte sich nicht heimgesehnt, um von den Kämpfen des Exils auszuruhen. Nicht nach Ruhe hatte der an der Schwelle des Greisenalters Stehende geschmachtet.

Es erwarteten ihn hier Tage gesteigerter und vielseitiger Thätigkeit. Neben den mannigfachen Beschäftigungen des politischen und socialen Lebens unternimmt er eine neue grosse Arbeit: *die neue Bearbeitung seiner sechsbändigen Geschichte Ungarns*.

Um die durch seinen Aufenthalt im Auslande bedingten Mängel der früheren Uebersetzung zu tilgen, ging er mit dem ganzen Eifer seines ewig jungen Geistes an die Durchforschung der ihm nun offen stehenden Wiener Staats- und Hofkanzlei-Archive. Dort, und später auch auf den Ausflügen der Historischen Gesellschaft in die Provinz, copirte und extrahirte er die Urkunden und Correspondenzen mit einer Ausdauer, welche oft die jungen Arbeiter der Wissenschaft beschämte. Daneben studirte er sorgfältig die neueren Erzeugnisse der ausländischen und vaterländischen Literatur.

Demzufolge wurden zahlreiche Theile seines Werkes, insbesondere diejenigen, welche die Einführung des Christenthums, die Zeit Ferdinands I., Matthias II. und Ferdinands II., die Zeit der nationalen Erhebungen und die politischen Bewegungen der neuesten Zeit behandelten, beträchtlich erweitert und vollständig umgearbeitet. Trotz alledem war das nunmehr bereits zu acht Bänden angewachsene Werk 1871 vollendet.

Wie bedeutend aber auch jener stufenmässige Fortschritt sein mag, welchen die aus HORVÁTH's Feder geflossenen verschiedenen Bearbeitungen der ungarischen Geschichte uns vor Augen stellen: der Geist und die Tendenz sind immer dieselben geblieben. Auf sie hat weder die Erbitterung des heimatlosen Verbannten, noch die nüchterne Auffassung des Greisenalters einen modificirenden Einfluss geübt.

Gleichwie der «Weise des Vaterlandes», wie FRANZ DEÁK in seinen Unterhandlungen mit der absoluten Gewalt seine Ansprüche nicht der Conformation der wechselnden Verhältnisse anpasste, wie er nie weniger acceptirte und nie mehr forderte, als *die Wiederherstellung des gesetzmässigen Zustandes*, so hat auch HORVÁTH, unter allen Schicksalswechseln seines Vaterlandes und seines eigenen Lebens sich nie zu Minderem verstanden und nie zu Mehrerem fortreissen lassen: als zur *Verkündigung der historischen Wahrheit*, zur Begeisterung für die Ideen des Vaterlandes und der Freiheit.

X. Dieses Werk, welches, durch die Geschichten der fünf und zwanzig Jahre und des Unabhängigkeitskrieges ergänzt, die Geschichte der Nation von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage in sich fasst, wird gewiss Jahrzehnte hindurch ohne Concurrenz dastehen.

Die Vollendung desselben war eine Gunst des Glückes, wie sie keinem seiner Vorgänger zu Theil geworden. STEFAN HORVÁTH legte kaum die Grundsteine und sammelte kaum das Material zu dem grossen Baue, dessen Ideal seinem Geiste vorschwebte. PAUL JÁSZAY vermochte nur den



einleitenden Band seiner beiden Werke zu schreiben. Von des Grafen JOSEF TELEKI Geschichte des Zeitalters der Hunyaden fehlen die interessantesten Abschnitte, welche das innere Leben, den politischen und Culturzustand des Landes geschildert haben würden. Den Händen LADISLAUS SZALAY's entriss der Tod die Feder eben als er bei der Zeit angelangt war, in welcher sein staatsmännischer Geist sich am meisten heimisch fühlen musste.

MICHAEL HORVÁTH dagegen war es vergönnt, die vollständige Geschichte Ungarns in *fünffacher* Bearbeitung zu geben. 1841 war die *sieben Bogen* starke Skizze sein erster Versuch. Nach Verlauf von 32 Jahren bot er der Nation die Geschichte unseres Vaterlandes in *vierzehn starken Bänden*.

Und auch in manchen anderen Beziehungen kann seine Laufbahn eine glückliche genannt werden. Es war ihm vergönnt, die ungarische Geschichtswissenschaft mit den werthvollen Ergebnissen seiner Forschungen zu bereichern und dieselbe gleichzeitig mit seiner Auffassung und Darstellung auf ein hohes Niveau zu erheben. Er hat die Wissenschaft zugleich vorwärts gebracht und populär gemacht. Seine dem Fachmanne unentbehrlichen Werke haben gleichzeitig eine mächtige Wirkung auf das grosse Publicum ausgeübt.

Und in *dieser* Wirkung gipfelt HORVÁTH's Bedeutung. In *drei* kritischen Epochen der neueren Geschichte unserer Nation hat die Geschichtschreibung ihren Beruf als «magistra vitae» hauptsächlich mittelst *seiner* Feder erfüllt. Vor 1848, wo er in den Dienst der Reform- und Fortschrittsideen trat, haben auch seine Werke dazu beigetragen, dass diese Ideen zum Siege gelangten. In den auf die Niederwerfung der Revolution folgenden Zeiten nährte er das unbeugsame Festhalten an der nationalen Vergangenheit, das Vertrauen auf die Zukunft der Nation; zugleich pflegte er auch jenen Geist der Mässigung, welcher bestimmt war, die Nation in den Hafen des Ausgleichs zu führen. Endlich nach der Wiederherstellung der Verfassung befestigte er durch seine grossen Werke und durch seine Lehrbücher jenes nationale Selbstbewusstsein und jenen historischen Sinn, welche die Bedingungen des politischen Lebens und die Garantien des nationalen Fortbestandes sind.

Eine solche Wirkung auf den Gemeingeist auszuüben, so gross angelegte Werke zur Vollendung zu bringen, ist nur ein Vorrecht ganz besonders begünstigter, seltener Individualitäten.

Aber MICHAEL HORVÁTH's geschichtschreiberische Thätigkeit hatte auch Eigenschaften, welche wir alle uns aneignen können und welche uns anzu-eignen unsere *Pflicht* ist.

Eine solche ist sein unermüdlicher Fleiss, welcher sich nicht allein in der ununterbrochenen Arbeit äussert, sondern zugleich unaufhörlich zum Lernen und Fortschreiten anspornt. Eine solche ist seine Charakterfestigkeit, welche den Schriftsteller gleich unempfindlich macht für die Lockungen der Gewalt und für die Beifallsbezeugungen der Menge. Eine

solche ist seine edle Ambition, welche die Aufgabe des Geschichtschreibers darin erblickt, dass er, die Vergangenheit aufhellend, die gegenwärtige Generation belehre und die Zukunft der Nation begründen helfe. Eine solche ist schliesslich die unwandelbare Treue, mit welcher er seinem Vaterlande anhing. Denn auch von *seiner* Thätigkeit wird die Literaturgeschichte sagen, was der gefeierte Dichter von FRANZ DEÁK sagt, dass seine Treue zu sich selbst eben darin bestanden habe, dass — gleichwie sich die Magnetnadel ihrem Gestirne zuwendet und dieses ihrer Bewegung *eine* Richtung giebt. — er seinen Blick immer an *Einem* Punkte haften liess, — am Vaterlande.

## II. KISFALUDY-GESELLSCHAFT.

(März—Mai.)

Das wichtigste Ereigniss während dieses Quartals war die Enthüllung des Eötvös-Monuments, die am 25. Mai stattfand. Zwar ist diese Feier in erster Reihe von der ungarischen Academie ausgegangen, doch hat sich auch die Kisfaludy-Gesellschaft daran betheiligt, indem sie auf das enthüllte Monument ihres vieljährigen Präsidenten einen Kranz niederlegte. Zudem ist es die Kisfaludy-Gesellschaft, die dem Freiherrn JOSEF VON EÖTVÖS ein schönes geistiges Monument setzte — durch die Denkrede, die PAUL GYULAI in der 1872er Jahresversammlung dieser Gesellschaft über Eötvös hielt, und die zur Stunde, da es noch an einer umfassenderen Monographie über den grossen Schriftsteller und Staatsmann fehlt, in der gesamten betreffenden Nachruf-Literatur bis jetzt unübertroffen dasteht. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, dass der Bildhauer ADOLF HUSZÁR bei der Ausführung seines Modells zu der in Erz gegossenen Statue, die auf einem hohen Granitsockel — auf dem nunmehr nach «Eötvös» benannten kleinen Platz am Donauufer unterhalb der Kettenbrücke — steht, fruchtbare Anregungen auch von dieser Denkrede erhalten habe, in der das geistige Bild des Dichters, Redners und Staatsmannes EÖTVÖS so klar und seelenvoll hingestellt ist.

Von den im Laufe des Quartals gehaltenen Vorträgen erwähnen wir zunächst den von Prof. AUGUST GREGUSS über «Shakespeare auf der ungarischen Bühne». Dieser Vortrag, ein Abschnitt aus der vom Verfasser im Auftrag der ungarischen Academie vorbereiteten Shakespeare-Monographie, behandelt einerseits die ungarischen Uebersetzungen von Dramen des britischen Dichters, andererseits die Aufführungen derselben auf den ungarischen Bühnen und die darin hervorragenden ungarischen Darsteller. — Lange bevor das Nationalschauspiel in dem 1837 eröffneten Nationaltheater ein ständiges Obdach und Centralinstitut erhielt, wurden auf den Provinzbühnen Stücke von SHAKESPEARE gegeben, am meisten «Hamlet», «Macbeth» und «Die bezähmte Widerspenstige», alle nach deutschen Bühnenbearbei-



tungen; — letzteres nach der von HOLBEIN, unter den verschiedensten Titeln, die kaum errathen lassen, welches Original damit gemeint sei, wie: «Fabian, der den Teufel austrieb», «Ein zweiter Gessner», «Hochzeit in Berg und Thal», «Die Liebe vermag Alles». — Wie populär SHAKESPEARE in Ungarn ist, geht daraus hervor, dass einzelne Schauspielergesellschaften ihm auch fremde Stücke unterzuschieben für gut hielten. So wurde 1812 in Klausenburg das Drama «Alexander Menczikov» von FRANZ KRATTER, und 1835 in Grosswardein GOETHE's «Clavigo» unter dem Namen Shakespeare's aufgeführt. — Im Nationaltheater sind von 1837 bis Ende 1878 insgesamt 21 SHAKESPEARE'sche Stücke gegeben worden, und zwar 9 Trauerspiele, 6 Lustspiele, 3 Historien und 3 romantische Schauspiele. Am meisten wurde «Hamlet» aufgeführt, nämlich 56mal; «Romeo und Julie» 49mal; «Lear» 44mal; «Der Sommernachtstraum» 43mal; «Macbeth» und «Othello» je 35mal. Ein einziges Mal sind zur Aufführung gelangt: «Die lustigen Weiber von Windsor», «Die beiden Veronesen», «Antonius und Cleopatra». — Von MOLIÈRE sind während derselben Zeit im Nationaltheater 11 Stücke gegeben worden, am häufigsten «Der Geizige» und «Tartüffe», ein einziges Mal: «George Dandin». Und diese Parallele zieht der Verfasser heran, um die Bemerkung daran zu knüpfen, dass der Ungar mehr zum Pathos als zur Ironie aufgelegt sei. — Die vollständige Anführung der ungarischen Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich in SHAKESPEARE'schen Stücken mehr oder minder hervorgethan, setzt eine genauere Bekanntschaft mit den Personalien des ungarischen Theaterwesens voraus. Wir übergehen daher die Details und führen nur an, dass die ungarische Bühne während der ersten Generation (1790—1820) in Karl Megyery, Sigmund Szentpétery, Ludwig Fánecsy, Martin Lendvay, Frau Kántor, Frau Lendvay d. Ae., Frau Jókai u. A. sehr bedeutende Kräfte zur Darstellung der SHAKESPEARE'schen Rollen hatte. In der zweiten Generation (1820—50), in welche mehrere aus der ersten hineinragten, waren Josef Tóth, Szerdahelyi d. Ae. und d. J., Rónay, die Frauen Kövér und Bulyovszky die ausgezeichnetsten. Die gegenwärtige Generation ragt zwar hinsichtlich der einzelnen Kräfte in der Tragödie zu den früheren nicht hinan, zeichnet sich aber durch ein besseres Ensemble aus, — ein Fortschritt, der dem Einfluss des seit 1863 bestehenden Conservatoriums zu verdanken ist, das, wenn es auch keine Genies schaffen kann, doch die Bildung der Schauspieler bedeutend gehoben hat.

GREGOR CSIKY nahm seinen Sitz als Mitglied der Kiszaludy-Gesellschaft mit einer Studie über Sophokles ein, dessen Dramen in seiner Uebersetzung von der Kiszaludy-Gesellschaft herausgegeben demnächst erscheinen werden.

FRANZ PULSZKY las ein Capitel aus seinen Memoiren vor, das die Jahre 1840—43 umfasst, die damalige südslavische Bewegung wie überhaupt die Nationalitätsbestrebungen in Ungarn und Oesterreich nebst der darauf bezüglichen publicistischen Literatur behandelt, und allerlei interessante Mittheilungen über Männer jener Zeit enthält.

Belletristische Productionen theilten mit: JOSEF SZIGETI einen Act aus seinem Volksschauspiel: «A nagyralátó» (Der Ehrgeizige); Graf GÉZA ZICHY einen Lieder-Cyclus: «Dalok a múltból» (Lieder aus der Vergangenheit); und JOHANN ERDŐS eine humoristische Skizze: «Muki bácsi» (Vetter Muki).

Schliesslich ist zu erwähnen, dass die Kisfaludy-Gesellschaft während des hier erwähnten Zeitraumes die Herausgabe eines Albums zum Besten der Ueberschwemmten von Szegedin unter dem Titel: «Árvizkönyv», und die Herausgabe einer umfassenden Monographie über Karl Kisfaludy beschlossen hat. Im November 1880 tritt nämlich die fünfzigste Jahreswende vom Ableben dieses Dichters ein, und soll dann am Geburtshause desselben in Téth eine Gedenktafel enthüllt und die erwähnte Monographie — auf welche die Gesellschaft einen offenen Concurs mit einem Preise von hundert Ducaten ausgeschrieben hat — herausgegeben werden.

### III. GEOLOGISCHE GESELLSCHAFT.

Die ungarische geologische Gesellschaft (magyarhoni földtani társulat) fasste in ihrer am Beginne des Jahres 1879 abgehaltenen Generalversammlung einen sehr zweckmässigen Beschluss, nach welchem die Arbeiten der Gesellschaft auf einem directen und schnelleren Wege den nichtungarischen Fachmännern mitgetheilt werden können. Die Gesellschaft giebt nämlich unter dem Titel «Földtani Közlöny» (Geologische Mittheilungen) ein besonderes Fachorgan heraus, welches jährlich in zwölf Heften erscheint und bisher nur in ungarischer Sprache verfasst wurde. Um den wissenschaftlichen Inhalt dieser Hefte künftighin in grösseren Kreisen bekannt zu machen (da die finanziellen Verhältnisse dies nun erlauben), wurde einstimmig beschlossen, dass vom Beginne des Jahres 1879 an die neuen Abhandlungen und interessanteren Berichte, je nach dem Belieben der betreffenden Autoren, auch in deutscher, französischer oder englischer Sprache publicirt werden sollen.

In den bereits erschienenen diesjährigen Heften wurde diesem Beschlusse thatsächlich schon entsprochen. Die Hefte erlitten in ihrer äusseren Form und inneren Einrichtung keine Veränderung, blos am Schlusse derselben folgen nun anhangsweise die betreffenden Publicationen, bisher alle noch in deutscher Sprache.

In der am 8. Januar 1879 abgehaltenen Fachsitzung der Gesellschaft sprach LUDWIG ROTH VON TELEGD, Geologe der königl. ungar. geologischen Anstalt, über den im Comitате Oedenburg gelegenen Kroisbach-Ruster Bergzug und über den südlichen Theil des Leitha-Gebirges. Es ist dies ein kurzer Bericht über das Resultat der geologischen Aufnahme, welche der Vortragende im Sommer des Jahres 1878 auf dem obbenannten Terrain vorgenommen hat. Da das in Rede stehende Gebiet *im grossen Ganzen*



schon aus früheren Untersuchungen der Wiener Geologen bekannt ist, so glaubte v. TELEGD sich hier lediglich auf das Hervorheben der von früheren Auffassungen abweichenden und der neuen, bisher unbekannt gewesenen Resultate beschränken zu sollen, die durch die Detailaufnahme gewonnen wurden.

Vor Allem ist zu constatiren, dass der früher von zwei Punkten, westlich und nordwestlich von Rust, angegebene Granit als anstehendes Gestein in dieser Gegend nicht auftritt, dagegen zeigen sich innerhalb der südlichen oder Mörbischer Partie der crystallinischen Schiefergesteine granitische Ausscheidungen in der Gneisszone, d. i. Granitgneiss, den dann Hornblende und Glimmergneiss umgibt. Auf der im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt veröffentlichten geologischen Karte der Umgebung Oedenburgs wurde den crystallinischen Gesteinen, so weit sie noch in den Rahmen dieser Karte hineinreichen, eine zu grosse Ausdehnung gegeben.

Unter den dem crystallinischen Grundgebirge auflagernden jung-tertiären Sedimenten des Kroisbach-Ruster Bergzuges verdient bezüglich ihrer Altersdeutung namentlich eine fast ausschliesslich aus Geschieben crystallinischer Gesteine bestehende Schotterablagerung hervorgehoben zu werden. Auf Grund detaillirter Beobachtungen gelangt Verfasser zu der Folgerung, dass diese Schotterbildung noch zur Meditterranzeit (Leithakalkzeit), und beiläufig gegen das Ende derselben begonnen, dass sie aber die ganze sarmatische Zeit hindurch bis an das Ende dieser angehalten habe. Nach Rectificirung des geologischen Alters der Ablagerungen noch an einigen hier einschlägigen Punkten der erwähnten Karte der Umgebung Oedenburgs giebt der Verfasser in einer Anmerkung die Erklärung des gebrauchten neuen Ausdruckes: «pannonische Schichten». Unter diesem Namen fassen nämlich die operirenden ungarischen Landes-Geologen die jüngsten, über der sarmatischen Stufe folgenden Neogen-Ablagerungen: pontische (Congerien-), levantinische (Paludinschichten) und thracische Stufe (Belvédère-Schichten) zusammen *in dem Falle*, wenn sich eine gewisse Ablagerung zwar als angedeutetes jüngstes Neogen feststellen lässt, ohne dass man aber — ein häufiger Fall im pannonischen Becken — im Stande wäre, dieselbe mit genügender Sicherheit einer dieser jüngsten Neogen-Stufen einzureihen. Für einen *solchen* Fall also ergab und ergibt sich die *Nothwendigkeit* des eingeführten Sammelnamens.

Im südlichen Theile des Leitha-Gebirges, d. i. nordwestlich von Eisenstadt, finden wir in der Glimmergneisszone untergeordnet ebenfalls Hornblende- und Granitgneiss ausgebildet, welch' letzterer dünne Lagen im Glimmergneiss bildet. Auch Chloritgneiss und protoginartige Ausscheidungen beobachtet man hier ganz untergeordnet. Der «Leithakalk», vorherrschend Lithothannienkalk, zieht stellenweise bis auf die höchsten Kuppen des Leitha-Gebirges (Buchkogel) hinan. Den vorherrschend sarmatischen Schotter des Kroisbach-Ruster Bergzuges konnte Autor bis nun im Leitha-Gebirge nicht auffinden, dagegen findet sich mediterraner Quarz-

schotter ziemlich verbreitet, der, den Leithakalk vertretend, gleich diesem dem Grundgebirge direct auflagert.

Der weisse sandige Kalk der sarmatischen Stufe, der namentlich im fürstlich Eszterházy'schen Thiergarten durch mehrere Steinbrüche aufgeschlossen ist, wurde früher für Leithakalk gehalten. Die pannonischen Schichten begleiten am Südabfalle des Gebirges die älteren Neogenbildungen, ohne aber über dieselben hier irgendwo hinüber zu greifen. Die alten Steinbrüche in Berg-Eisenstadt schlossen *diesem* Complexe angehörige Schichten auf.

Dieser Bericht befindet sich in deutscher Sprache auf p. 139 des erwähnten Vereinsorgans.

Dr. MORIZ STAUB zeigte eine fossile Frucht vor, welche in einem Salzstocke zu Torda, in einem Kochsalzwürfel eingeschlossen, gefunden wurde. Diese Frucht gehört der *Carya costata* an, einer fossilen Pflanzenart, die bisher nur im Tertiär der Rheingegend, Böhmens, der Krain und im Salzlager zu Wieliczka angetroffen wurde. Der vorliegende Fund erweist sich deshalb als besonders wichtig, da man bisher in den siebenbürgischen Salzwerken ausser unbestimmten und unbestimmbaren Holzfragmenten noch keinerlei Pflanzenüberreste fand, die zur Fixirung des geologischen Alters dieser Salzlager hätten dienen können. Der Fund dieser Frucht bestätigt nun die schon nach fossilen Thierarten ausgesprochene Ansicht, dass die siebenbürgischen Salzstöcke mit denen von Wieliczka dasselbe geologische Alter haben, nämlich der Mediterran-Stufe der Neogenformation angehören.

JOSEF STÜRZENBAUM las eine kurze geologische Mittheilung, die sich auf eine neue Zinkerz-Lagerstätte im Comitate Gömör bezog und von LIVIUS MADERSPACH eingesendet wurde. Diese Mittheilung erschien auch in deutscher Sprache im diesjährigen Vereinsorgane (IX. Band Földtani Közlöny) p. 159.

Vereinssecretär ALEXANDER SCHMIDT zeigte ein prachtvolles *Senarmontit*-Exemplar vor, welches der mineralogischen Abtheilung des ungar. National-Museums kürzlich zum Geschenk gemacht wurde. Dies Mineral stammt aus der Gegend von Sansa in der Provinz Constantine (Algier) und ist, sowohl was die Grösse der einzelnen Crystalle, als auch die tadellose Ausbildung und schöne Gruppierung derselben anbelangt, gegenwärtig als ein Unicum zu betrachten.

In der am 5. Februar 1879 abgehaltenen Fachsitzung erstattete JOSEF STÜRZENBAUM Bericht über seine geologischen Untersuchungen, welche er an den Zinklagerstätten von Pelsöcz-Ardó im Comitate Gömör und an den Kössener Schichten von Dernő im Comitate Torna angestellt hatte.

FRANZ SCHAFARIK, Assistent der mineralogisch-geologischen Lehrkanzel der Budapester Universität, musste im Jahre 1878 als Reserve-Lieutenant den Occupations-Feldzug in Bosnien mitmachen, welche Gelegenheit derselbe dazu benützte, um sich auch mit den geologischen Verhältnissen des occupirten Terrains bekannt zu machen. Derselbe brachte einen äusserst



interessanten Diabas von Doboj mit, welch' letzterer den Gegenstand seiner Untersuchung und seines Vortrages bildete. In der Einleitung skizzirte Vortragender kurz seinen von Budapest bis Doboj zurückgelegten Weg. Die Verhältnisse gestatteten ihm blos hie und da geologische Daten zu sammeln; solche sind das Vorkommen von Löss in der Ebene von Samac bis zu den Bergen von Gradacac; ferner das Auftreten von serpentinisirten Gabbro im Thale von Dubrovicza zwischen den Städten von Gradacac und Gracanica, und schliesslich das Vorkommen von Diabas am Schlossberge von Doboj. Die wesentlichen Gemengtheile dieses schwarzen und feinkörnigen Diabas-Gesteines sind: der Feldspath (welcher als Andesin-Oligoklas bestimmt wurde), der Augit, der Magnetit und das Titaneisen. Der Feldspath bildet leistenförmige Zwillinge mit rudimentären Umrissen. Der Augit ist zum grössten Theil ebenfalls schlecht begrenzt, doch finden sich auch gut ausgebildete Crystalle. In crystallotectonischer Hinsicht ist der unvollständig ausgebildete Augit interessant. Die unvollkommene Ausbildung besteht darin, dass längs der Medianlinie der leistenförmig gestreckten Crystalle Lücken vorhanden sind, welche gleichsam positive und negative Abdrücke der terminalen Pyramidenflächen darstellen. Bemerkenswerth sind fernerhin die in einem Halbkreise gekrümmten Augitcrystalle, welche auffallenderweise in diesem Gestein ziemlich häufig vorkommen. Auch ist noch das interessante Verhältniss zwischen dem Feldspath und dem Augit zu erwähnen, das sich hie und da bemerkbar macht und darin besteht, dass sich an den beiden Seiten eines Feldspathleistens Augitcrystalle senkrecht aufgestellt befinden. Der Magnetit kommt in zahlreichen kreuzförmigen und polysynthetischen Zwillingen vor. Alle diese merkwürdigen und zum Theil aussergewöhnlichen Erscheinungen wurden von dem Vortragenden in colorirten Zeichnungen verdeutlicht. Von dem Glasmagma sind in diesem Gesteine blos einige Ueberreste bemerkbar. Als Mineralien secundärer Bildung traten stellenweise auf: eine chloridische Substanz, Kaolin, Calcit und Pyrit.

Dr. MORIZ STAUB sprach über eine fossile Krapp-Pflanze, welche er unter den Pflanzenresten im Trachyt-Tuffe von Knizsánye fand, welche Dr. HOFMANN gesammelt hatte, weshalb der Vortragende dieser Pflanze den Namen «Rubiaceites Hofmanni» gab. Schliesslich zeigte der Vortragende Blätterabdrücke vor, welche sich in einer bisher wenig bekannten Quelle zu Váralja im Comitae Tolna bilden. (Ueber die Natur dieses Quellwassers findet man Näheres weiter unten im Berichte über die April-Sitzung.)

In der am 5. März 1879 abgehaltenen Fachsitzung las Montan-Ingenieur WILHELM ZSIGMONDY über die Thermen von Schönau-Teplitz in Böhmen, welche bekanntlich in Folge einer Kohlengruben-Catastrophe im Monate Februar versiegten, aber nach Vertiefung des Quellschachtes wieder in Vorschein kamen. Der Vortragende, welcher am Quellenorte die Verhältnisse studirt hatte, theilte kurz die Resultate seiner Studien mit.

FRANZ SCHAFARIK machte eine Mittheilung über den «Grünstein» von

Dobschau, welchen L. NAGY selbst an Ort und Stelle sammelte und dann im mineralisch-petrographischen Institute der Budapester Universität untersuchte. Die Untersuchungen NAGY's ergaben, dass die wesentlichen Bestandtheile dieses Gesteines Feldspath und Amptibol sind; letzterer selten im normalen Zustande, sondern gewöhnlich stark in eine chloritische Substanz umgewandelt. Die Flammen-Reactionen nach Szabó's Methode zeigten, dass der Feldspath der Andesin-Reihe angehöre. In einigen Handstücken traten auch Quarz und Birtit als Gemengtheile auf. Nach diesen Untersuchungen ist der «Gabbro» oder «Grünstein» zu Dobschau ein *Andesin-Amptibol-Diorit* und *Andesin-Amptibol-Quarz-Diorit* mit mehr oder weniger *Biotit*.

HUGO STERN publicirte das Resultat petrographischer Bestimmungen, welche der Vortragende an mehreren Gesteinen aus dem Comitate Szörény vollführte. Ein Theil dieser Gesteine durchbricht dort die untere und ein anderer Theil die obere jüngere Gneiss-Gruppe, und die Untersuchung ergab, dass die ersteren *Orthoklas-Quarz-Porphyre*, letztere *Oligoklas-Quarz-Diorite mit Amptibol* sind. Erwähnenswerth sind die in den Quarzen dieser Gesteine in grosser Zahl vorkommenden, aber blos an Dünnschliffen unter dem Microscope wahrnehmbaren Libellen, nämlich kleine Hohlräume, welche unvollständig mit einer Flüssigkeit ausgefüllt sind, so dass eine leicht bewegliche Blase sichtbar wird.

In der am 2. April 1879 abgehaltenen Fachsitzung sprach JOSEF BERNÁTH über das Mineralwasser zu Váralja im Comitate Tolna. Bei einer botanischen Excursion wurde Dr. M. STAUB zu dieser Quelle geführt, wo derselbe die Wahrnehmung machte, dass dies Quellwasser die hinein-gerathenen Gegenstände mit einer Steinmasse überzieht und dadurch auch Pflanzenabdrücke erzeugt. STAUB nahm etwas Wasser mit sich und ersuchte den Vortragenden, dies Wasser zu untersuchen. So weit die geringe Wassermenge es erlaubte, konnte BERNÁTH blos constatiren, dass dasselbe zu den erdig-alkalischen Säuerlingen gehört, und dass die Hauptbestandtheile in einem Liter Wasser 0.509 Gramm kohlenaurer Kalk = 0.102 Gramm kohlenaurer Natron ausmachen.

Prof. Dr. JOSEF SZABÓ las, als Fortsetzung seiner geologisch-petrographischen Studien der Umgebung von Schemnitz, über die Beziehungen der Nummulit-Schichten in Vichnye zu den Trachyt-Bildungen. Dieser Gegenstand, welcher im Allgemeinen von PETTKÖ, Geologie-Professor der Montanacademie in Schemnitz, angefangen und von allen Geologen als wichtig erkannt war, ist jedoch nur im Allgemeinen behandelt worden. Die Nummuliten sind hier eigentlich in einem kalkigen Nummuliten-Sandstein mit ziemlich grossen Quarzkörnern enthalten. Es ist darin blos die Classe der punktirten Nummuliten, vorherrschend mit *Nummulites Lucasana* und spärlich mit *N. perforata*, vertreten. Dieses Gestein ist ein kleines zurückgebliebenes Stück von der einstigen Sandstein-Decke, deren Fortsetzung man zunächst nördlich von Neusohl bei Lipcse findet. In Berührung damit findet man in Vichnye einerseits den Angit-Trachyt, andererseits Trümmer



von einem groben Quarzkalk-Conglomerate und Apolit. Es ist dieser Trachyt das hebende Agens gewesen, welches die Zertrümmerung der älteren geschichteten Gesteine veranlasste. Der Vortragende besprach ferner im Allgemeinen die Beziehungen der Nummuliten-Formation in Ungarn zur Trachytbildung und erwähnte, dass der Anfang der Trachyt-Eruption in das Ober-Eocen (Unter-Oligocen, Hantken) fällt, da die Tuffe und Breccien von Biotit-Orthoklas-Quarz-Trachyt sowohl in der Gegend von Budapest, wie auch weiter davon nordwestlich in Nagy-Kovácsi mit Nummulites intermedia, N. garansensis, N. molli gemengt angetroffen werden. Das Mittel-Eocen fand sich überall frei von ähnlichen Spuren trachytischer Tuffe, woraus dann folgt a) dass die Nummuliten-Schichte von Vichnye dem Mittel-Eocen zuzuzählen ist und somit älter ist als die Trachyt-formation überhaupt; b) dass dieselbe chronologisch nur so viel bedeutet, dass die Augit-Trachytformation, also ohnehin das jüngste Glied der Trachyt-Familie, späterer Entstehung sei.

Dr. T. POSEVITZ machte einige Mittheilungen über seine petrographischen Studien, welche sich auf einige Eruptiv-Gesteine des südlichen Ungarn beziehen.

In der am 7. Mai 1879 abgehaltenen Fachsitzung zeigte Dr. JOSEF SZABÓ einen Turmalin-Crystall mit eingewachsenem Magnetit von seltener Schönheit vor, welcher in der Gegend von Bajmóc gefunden wurde und nun in das Eigenthum der Budapester Universitäts-Sammlung überging.— Der Vortragende berichtet ferner, dass eben vor Beginn der Sitzung eine briefliche Mittheilung aus Schemnitz anlangte, welche sich auf die Untersuchung des neuen Minerals «Úrvölgyit» bezieht. Dies Mineral wurde erst kürzlich in Úrvölgy (deutsch: Herrengrund) in geringer Menge gefunden und wird bald zu den seltenen Mineralien gezählt werden müssen. Mit der allseitigen wissenschaftlichen Untersuchung desselben beschäftigten sich vorzüglich die Fachmänner an der Montanacademie zu Schemnitz; das bisherige Ergebniss dieser Untersuchungen wurde neulich in einer Fachsitzung der ungarischen Academie vorgelegt. Dies Mineral besteht hauptsächlich aus Kupferoxyd, Schwefelsäure, Wasser und Kalk, ferner wurden in äusserst geringer Menge noch Kieselsäure, Eisenoxydul, Mangan und Magnesia gefunden. Die Hauptbestandtheile sind in einem solchen Verhältnisse vorhanden, dass sie der chemischen Zusammensetzung des Brochantit (ein basisches Kupfersulfat) und des Gyps (Kalksulfat) nahezu entsprechen. Man wollte nun experimentell eruiern, ob das neue Mineral als das Ergebniss des Zusammenocrystallisirens von Brochantit- und Gyps-substanz angenommen werden könne, und hierauf bezog sich die vorher erwähnte briefliche Mittheilung. Die bisher ausgeführten Untersuchungen scheinen diese Annahme bestätigen zu wollen, denn Wasser zog aus dem Mineralpulver das Kalksulfat und etwas Kupfersulfat aus, und verdünnte Salzsäure löste wieder aus dem ungepulverten blaugrünen Minerale alles Kupfer mit etwas Gyps auf und lässt eine blendend weisse Masse von

blättriger Structur (Gyps) zurück. Genauere Untersuchungen werden darüber noch gemacht.

Vereinssecretär A. SCHMIDT zeigte ein schönes Wolnyn-Exemplar vor (bekanntlich Boryt oder Schwerspath mit säulenförmigem Habitus), das von einem bisher unbekannten, demnach neuen Fundorte herrührte, u. zw. von Krasznahorka-Váralja im Comitate Gömör.

L. v. ROTH machte Mittheilungen über einen artesischen Brunnen, welcher im Auftrage der Theissbahn-Gesellschaft in der Station Püspök-Ladány gebohrt wird, um für den Bahnbetrieb in genügender Qualität und Quantität Wasser zu erhalten. Der Vortragende hofft durch diesen Bohrbrunnen in der Mitte des ungarischen Tieflandes interessante Aufschlüsse über dieses Terrain zu erhalten. Der Brunnen, welchen man bis zu einer Tiefe von 200 Meter bohren will, ist bis jetzt 150 Meter tief und zeigt zwar schon aufsteigendes Wasser, das sich aber noch nicht über das Erdniveau ergießt, demnach noch keine Springquelle oder einen positiven artesischen Brunnen giebt, was man eben zu erreichen wünscht.

Dr. TH. POSEVITZ machte, wie in der vorigen Fachsitzung, neuerdings Mittheilungen über seine petrographischen Studien über Eruptivsteine Südungarns.

Es dürfte hier der passendste Platz sein, das Arbeitsprogramm mitzutheilen, welches von Seite der *königl. ungar. geologischen Anstalt* zur detaillirten Erforschung der geologischen Verhältnisse Ungarns im Sommer 1879 aufgestellt wurde.

1. Im Comitate Szilágy werden die im vorjährigen Sommer begonnenen Aufnahmen von dem Chefgeologen Dr. KARL HOFMANN und dem Sectionsgeologen JACOB MATYASOVSKY fortgesetzt.

2. Im Comitate Szörény wird der Chefgeologe JOHANN BÖCKH und Practicant JULIUS HALAVÁTS die vorjährigen Aufnahmen im südlichen Theile des Comitates fortsetzen.

3. Im Comitate Oedenburg wird Sectionsgeologe L. ROTH v. TELEGD und Practikant JOHANN ROKÁN die geologische Aufnahme des Leithagebirges beenden.

4. Hilfsgeologe JOSEF STÜRZENBAUM wird in zwei, von einander weit abgelegenen Gebieten seine rückständigen Aufnahmen beenden, u. zw. zuerst im Comitate Raab an der Donau und dann im nördlichen Theile des Comitates Szilágy.

---



## IV. PHILOLOGIE UND SPRACHWISSENSCHAFT.

Von den philologischen und sprachwissenschaftlichen Vorträgen, über welche wir diesmal zu berichten haben, fassen wir zunächst die über *ungarische Sprache und Literatur* zusammen.

Noch am 7. October des vergangenen Jahres las Professor ALEXANDER IMRE eine, nun auch im Druck erschienene Abhandlung über *die Personalendungen auf -uk, -ük bei den Hauptwörtern*. Der Verfasser weist nach, dass der heute übliche Gebrauch dieser Endungen weder in den älteren Denkmälen der Literatur, noch in den Regeln unserer Grammatiker, noch in dem grössten Theile unserer Dialecte begründet ist. Die älteren ungarischen Grammatiker (DUGONICS, RÉVAI) wissen von diesen Personalendungen nichts; erst BITNIZ (1837), FOGARASI (1843) und das von der Academie herausgegebene «System der ungarischen Sprache» kennen jene Endungen, das letztere jedoch ausdrücklich als Ausnahmen neben den regelmässigen -ok, -ök, an deren Stelle jene nur dann zu treten hätten, wenn es die Präcision des Ausdruckes und der Wohlklang erforderten. Besonders seit DÖBRENTEL, der in seine Sprache mit Vorliebe Laute und Formen seiner heimischen Mundart (diesseits der Donau) aufnahm, wurden die Formen auf -uk, -ük, z. B. *lábuk* (ihr Fuss), *kertjük* (ihr Garten), gebräuchlich. — Die ältesten Denkmale können nicht als Grundlage dieses Gebrauchs dienen, denn weder das älteste Sprachdenkmal (die sogenannte Leichenrede), noch die Wiener, Münchener, Debrecziner u. a. Codices weisen Formen auf -uk, -ük, wohl aber solche auf -ok, -ök auf. Dieselbe Praxis finden wir bei den alten hervorragenden Stilisten, bei PÁZMÁNY, KÁLDI u. A. Selbst DUGONICS schreibt nie -uk, und nur selten -ük. Von den Mundarten kennt nur die Kecskeméter, welche in Bildungs- und Biegungssilben das u und ü vor dem o und ö bevorzugt, die Formen auf -uk, -ük. — Der Vortragende plaidirt daher für die Anschauung des academischen «Systems der ungarischen Sprache», nach welcher die Endungen auf -uk, -ük nur ausnahmsweise, zur Vermeidung von Missverständnissen bei gleichlautenden Formen und zur Beseitigung des Missklanges gebraucht werden sollen.

In derselben Sitzung referirte HERMANN VÁMBÉRY über den dritten, in Florenz abgehaltenen *internationalen Congress der Orientalisten*, an welchem er theilgenommen und einen Vortrag über *die primitive Cultur der Turko-Tataren* gehalten hat.

In der Gesamtsitzung desselben Monats wurde die Stiftung HEINRICH LÉVAY's geordnet. Im Sinne der getroffenen Vereinbarungen wird aus dieser Stiftung jährlich ein Preis von 500 fl. für eine Monographie oder Studie aus dem Gebiete — in folgender Reihenfolge — 1. der National-Oeconomie (zuerst 1879), 2. der vaterländischen Geschichte (zuerst 1880), 3. der Landwirthschaftslehre (zuerst 1881) und 4. der ungarischen Literaturgeschichte (zuerst 1882) ausgeschrieben, resp. zugetheilt werden.

Dem weiteren Gebiete der ungarischen Sprachwissenschaft gehört der Vortrag *Ueber die Verzweigung der ugarischen Sprachen* von Professor JOSEF BUDENZ an, — eine Abhandlung, welche ursprünglich in deutscher Sprache, in der zu Benfey's fünfzigjährigem Doctorjubiläum herausgegebenen Studiensammlung der Schüler des ausgezeichneten Gelehrten erschienen ist, so dass an dieser Stelle einfach auf jene Originalarbeit verwiesen werden darf.

Im Anschluss an seinen Vortrag legte BUDENZ das eben erschienene vierte Heft seines *ungarisch-ugarischen Wörterbuches*, welches die Buchstaben M, R und L umfasst, vor. Die Beendigung dieses überaus bedeutenden Werkes ist bereits für die nächste Zukunft zu gewärtigen, worauf auch diese «Literarischen Berichte» eine ausführliche Besprechung desselben bringen werden.

Die Sprache eines einzelnen ungarischen Schriftstellers behandelte der am 3. März gehaltene Vortrag des Dr. IGNAZ KISS über die *Sprache Pázmány's*, welcher in drei Abschnitten zuerst die in engerem Sinne grammatischen Eigenthümlichkeiten des meisterhaften Prosaikers, dann die Wortfolge, endlich den Wortschatz desselben umfasst. Der Werth der Studie liegt vor Allem in dem Werthe des Materials, welches er darstellt. PÁZMÁNY ist nicht nur der ausgezeichnetste ungarische Prosaiker des XVII. Jahrhunderts, sondern bezüglich der Reinheit und Volksthümlichkeit seiner Sprache bis auf die Gegenwart der vorzüglichste Prosa-Schriftsteller Ungarns, dessen Werke eine reiche Quelle echt ungarischen Sprachstoffes bieten.

Dem Gebiete der ungarischen Literaturgeschichte gehören mehrere werthvolle Abhandlungen an, zunächst ein am 10. März gehaltener Vortrag ARON SZILÁDY's über den alten ungarischen Dichter VALENTIN VON BALASSA. Als die ungarische historische Gesellschaft vor sechs Jahren in Neusohl ihre Wanderversammlung hielt, fand dort WOLFGANG DEÁK die längst verloren geglaubten Dichtungen dieses grössten ungarischen Lyrikers aus dem XVI. Jahrhundert. Sofort entschloss sich die Gesellschaft zur Herausgabe der sämmtlichen Gedichte BALASSA's und betraute hiemit FRANZ TOLDY, nach dessen Tode auch diese Arbeit, wie die Herausgabe des *Corpus Poetarum Hungaricorum* \* auf ARON SZILÁDY überging. Dieser hat nun BALASSA's Dichtungen in musterhafter Weise veröffentlicht, erklärt und mit einer gründlichen, an neuen Resultaten reichen biographischen Einleitung versehen, — eben jener Studie, welche er am 10. März der Academie vorlegte. Das nächste Heft dieser «Berichte» wird die Dichtungen BALASSA's und das Leben desselben eben auf Grund von SZILÁDY's Forschungen ausführlicher besprechen.

Noch weiter zurück, in's XV. Jahrhundert, führten zwei Vorträge (3. Februar und 24. März) GEORG VOLF's über den *Jordanszky-Codex*. Diese Handschrift — benannt nach dem Raaber Bischof, in dessen Besitz

\* Vgl. diese «Literarischen Berichte» Bd. II (1878), S. 463—468.



sie gewesen; gegenwärtig Eigenthum der Primatial-Bibliothek in Gran — enthält die zweitälteste ungarische Bibel-Uebersetzung, welche gewöhnlich dem Ladislaus Bátori zugeschrieben wird. Diese ungarische Bibel ist zwar vollständiger als die älteste, überaus fragmentarische Bibel-Uebersetzung aus dem XIV. Jahrhundert; doch weist auch diese sehr bedeutende Lücken auf, wie denn z. B. aus dem Neuen Testamente die Briefe des Paulus vollständig fehlen. Trotzdem ist das Werk in sprachgeschichtlicher Beziehung von ausserordentlicher Wichtigkeit, und die Frage nach dem Uebersetzer eine durchaus nicht belanglose. Ladislaus Bátori, der bisher allgemein für den Verfasser galt, lebte um die Mitte des XV. Jahrhunderts; er starb um 1470. Da nun das Neue Testament des Jordanszky-Codex im Jahre 1516, das Alte Testament aber drei Jahre später (1519) vollendet wurde, und überdies mancherlei Zeichen schliessen lassen, dass unser Codex nicht das Original, sondern eine Abschrift sei, so kann Bátori allerdings der Verfasser der Uebersetzung sein. Der Vortragende entscheidet jedoch diese Frage nicht; sucht vielmehr zu zeigen, dass die Zusammengehörigkeit Ladislaus Bátori's und des Jordanszky-Codex nicht erwiesen werden kann. Ein wesentlicher Theil von GEORG VOLF's Vortrage bezog sich auf die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der Handschrift, auf Grund deren er zu der Ansicht gelangte, dass der Codex wahrscheinlich in der Drau-Gegend geschrieben worden ist.

Eine literarische Erscheinung aus den ersten Jahren des XVIII. Jahrhunderts behandelte KOLOMAN THALY (10. März) in seinem Vortrage über *die erste ungarische Zeitung*. Nach einer übersichtlichen Einleitung über die Entstehung der modernen Journalistik, über Conrad Lautenbach's Frankfurter *Theatrum Europaeum*, über Samuel Dilbaum's *Ungarische und Türkische Kriegshändel*, ging er auf das *Wienerische Diarium* über, welches zur Zeit der Rákóczy'schen Kämpfe erschien, und besonders auch über diese Ereignisse so entstellte, feindselige Berichte brachte, dass die Häupter der Rákóczy'schen Partei (der Kurutzen) im Jahre 1705 den Beschluss fassten, zur Paralysirung des Wiener Diariums selbst eine Zeitung heraus zu geben. Graf Anton Eszterházy stand an der Spitze des Unternehmens. Dass es sich zunächst wirklich um die Paralysirung des Diariums, wenn auch mit den eigensten Mitteln desselben, handelte, beweist der am 15. April 1705 an den Fürsten Rákóczy gerichtete Brief Eszterházy's, in welchem dieser, wie man heute sagen würde, das Programm der neuen Zeitung entwarf und dabei die vielsagende Bemerkung macht, es habe nicht viel auf sich, wenn auch nicht Alles wahr sein sollte, was die Zeitung mittheilen würde. Rákóczy acceptirte den Plan des projectirten Journals, und so erschien denn vom Mai 1705 an der *Mercurius Veridicus ex Hungaria*, wie THALY vermuthet, bis zum Ende des Freiheitskrieges, jedesfalls bis zum Schlusse des Jahres 1710. Ein vollständiges Urtheil über die Zeitschrift lässt sich gegenwärtig nicht fällen, da im Ganzen nur vier Nummern derselben erhalten sind. Rákóczy und seine Generäle legten auf die Zeitung stets grosses Gewicht und sorgten, dass dieselbe immer

mit guten Berichten versehen werde. Von 1705—1709 wurde die Zeitung in der fürstlichen Kanzlei als Wochenschrift redigirt. Sie wurde zuerst in Kaschau, dann in Leutschau, später in Bartfeld, endlich wieder in Kaschau, je nach dem wechselnden Schauplatze des wechselvollen Krieges, gedruckt. Zuletzt erschien sie nur als Monatsschrift unter der Redaction von Samuel Ebeczky. Die Zeitung wurde ausschliesslich für das Ausland, und daher in nur hundert Exemplaren und in lateinischer Sprache verfasst. Dies der Grund, dass sich bei uns bloß vier Nummern derselben erhalten haben, und dass die Entdeckung weiterer Stücke nur in ausländischen Bibliotheken oder Archiven zu gewärtigen ist.

In das Gebiet der ungarischen Literaturgeschichte gehören auch zwei Denkreten, deren erstere LORENZ TÓTH am 24. Februar über den Juristen und Sprachforscher JOHANN FOGARASI, die zweite KARL GALGÓCZY am 27. Januar über den auf sehr verschiedenen Gebieten thätigen Schriftsteller KARL BALLA gehalten hat. Von den beiden genannten Männern ist unstreitig JOHANN FOGARASI der bedeutendere. Obwohl Jurist, und bis an's Ende seines Lebens als Richter thätig, liegt der Schwerpunkt von FOGARASI'S Wirksamkeit doch in seinen, auf die grammatische und lexikalische Behandlung der ungarischen Sprache bezüglichen Arbeiten. Besonders sein, ursprünglich im Verein mit GREGOR CZUCZOR begonnenes, nach dem im Jahre 1866 erfolgten Tode dieses seines Mitarbeiters allein fortgeführtes und zum Abschluss gebrachtes grosses *Wörterbuch der ungarischen Sprache* wird sein Andenken erhalten. Die jüngere Schule ungarischer Sprachforscher, vor Allen GABRIEL SZARVAS, haben zwar die Principien, die Methode und die Resultate dieses Werkes einer überaus scharfen, verurtheilenden, und nichts weniger als ungerechtfertigten Kritik unterzogen;\* das Verdienst jedoch, den gesammten ungarischen Sprachstoff zum ersten Male in bisher noch nicht erzielter Vollständigkeit gesammelt und mit einer reichen Fülle von, der Volkssprache wie der Gesammt-Literatur entnommenen Belegen illustriert zu haben, kann FOGARASI nicht abgesprochen werden, und ist ihm auch niemals, auch von seinen strengsten Kritikern nicht abgesprochen worden.

Die zweite Denkrede galt dem auf verschiedenen Gebieten der Dichtung und Literatur thätigen KARL BALLA, dessen beachtenswertheste und seiner Zeit von Erfolg begleitete schriftstellerische Wirksamkeit der Reform des Gefängniswesens gewidmet war.

Dem Gebiete der ausländischen Literatur gehören ausser VÁMBÉRY'S oben erwähntem Bericht über den Orientalisten-Congress in Florenz, und FRANZ PULSZKY'S bereits im vorigen Heft dieser «Literarischen Berichte» vollständig mitgetheilten Abhandlung über die *Denkmäler der Kelten-Herrschaft in Ungarn*,\*\* zunächst HERMANN VÁMBÉRY'S Vortrag über die *primitive Cultur der türkisch-tatarischen Völker* an, — ein Abschnitt aus dem

\* Vgl. diese «Literarischen Berichte», Bd. II (1878), S. 134—136.

\*\* Vgl. diese «Literarischen Berichte», Bd. III (1879), S. 225—268.



unter demselben Titel bei F. A. Brockhaus in Leipzig in deutscher Sprache erschienenen und von der fachwissenschaftlichen Kritik des Auslandes bereits gewürdigten Werke, auf welches daher an dieser Stelle einfach hingewiesen werden darf.

Der römischen Literatur gehörte ein Vortrag des Professors EMIL THEWREWK über *die Handschriften des Festus* und die von dem Vortragenden aus der Vergleichung sämtlicher Codices für die Lexicographie und Geschichte der lateinischen Sprache gewonnenen werthvollen Resultate an, über welche Prof. THEWREWK selbst demnächst an dieser Stelle und in Fachzeitschriften des Auslandes berichten wird.

Noch sei zum Schlusse erwähnt, dass Professor AUGUST GREGUSS abermals einen interessanten Abschnitt (diesmal *Ueber Shakespeare's Charakterzeichnung*) aus seinem demnächst vollständig erscheinenden Buche über SHAKESPEARE's Leben und Werke vorgelesen hat, und dass FRANZ PULSZKY in einer am 23. December des verflossenen Jahres gelesenen Denkrede das Andenken eines auswärtigen Mitgliedes der Academie, des am 29. April 1870 verstorbenen Fürsten ANATOL DEMIDOW gefeiert hat.

---

## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften herausgegeben von PAUL GYULAI. VII. Jahrgang. 1879.)

39. Heft (Mai-Juni): FRANZ PULSZKY, Mein Leben und meine Zeit (IV.). — LEO BEÖTHY, August Comte's socialwissenschaftliche Ansichten (III.). — DAVID ANGYAL, Thiers. Nach K. Hildebrand aus dem Deutschen. — KARL SZÁSZ, Aus Dante's Divina Comedia (III. 32—34. Gesang). — THEOD. FUCHS, Die alten Germanen als Staatengründer. — GUSTAV DROZ, Ein Packet Briefe. Erzählung. Aus dem Französischen. — *Gedichte*: J. VARGHA, Lieder I—XX; I. G., Das Verhängniss. — MICHAEL HORVÁTH, Der Traum Franz Deák's. — *Anzeiger*: Shakespeare's sämtliche Werke. Ins Ungarische übertragen von Mehreren. XIX. Band. Vermischte Gedichte (angez. von D. Angyal). — ANTON CSENGERY, Ueber das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften. — RUDOLF DELL' ADAMI, Zur Frage der Reform des rechtswissenschaftlichen Unterrichts. — JUL. LÁNCZY, Die Reform des höheren Unterrichts und die neue ungarische Bildung.

40. Heft. (Juli-August): ANTON PÓR, Papst Pius II. und König Matthias. — FRANZ PULSZKY, Mein Leben und meine Zeit (V.). — IGN. GOLDZIER, Muhammedanische Hochschulen. — OTTO VARGA, Cameron's Reise durch Afrika. — AUS FRANZ TOLDY's hinterlassenen Schriften (III.). — Faust von Ivan Turgenjev. Uebersetzt von OSKAR ASBOTH. — Gedichte von KARL SZÁSZ und JOH. CSENGERI. — STEF. RAKOVSKY, Südafrikanische Verwickelungen. — IRENOPOEUS, Sprachwissen und Sprachwissenschaft. — *Anzeigen*: GUMPLOVICZ, Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn. — FR. SALAMON, Zur ungarischen Kriegsgeschichte. — ÁRP. KÁROLYI, Zur Geschichte des Friedens von Grosswardein (1531—1536).

**Nyelvtudományi Közlemények.** (Sprachwissenschaftliche Mittheilungen, herausgegeben durch die linguistische Commission der ungarischen Academie, redigirt von JOSEF BUDENZ. XV. Band, 1879.)

1. Heft: HERMANN VÁMBÉRY, Die Sprache der Turkomanen. Abhandlung, turkomanischer Text mit Uebersetzung und Anmerkungen. — STEF. SZILÁGYI, Einige phonetische Eigenthümlichkeiten des Erdy-Codex. — ARVID GENETZ, Russisch-lappische Sprachproben. Das Evangelium Matthäi und Originaltexte. — *Anzeigen und Kritiken*: Sürjänische Hochzeitslieder ges. von Castrén, mit deutscher und finnischer Uebersetzung, herausgegeben von Aminoff. Helsingfors, 1878. — Ueber die Verzweigung der uralischen Sprachen. Von JOSEF BUDENZ. — *Kleinere Mittheilungen*: Magy. «köt» und finn. «köyltä». Von Dr. J. SZINNYEI. — Ilminski über die Turkomanensprache. — *Nachrichten*: Wiedemann's sürjänisches Wörterbuch. — Aminoff's Reise unter den Votjaken. — Lounrots finnische Wiltn-runot (Zaubersprüche).



**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VIII. Band. 1879.

4. Heft (April): GABRIEL SZARVAS, Der «Nyelvőr» und die Belletristik (I.). — JOSEF BÁNÓCZI, Die ungarische Sprache in der Philosophie (XI.). — PAUL KIRÁLY, «Is». — LUDWIG WAGNER, «Tót» und «vendég». — MAX ERNYEI, Die ungarische Sprache in der medicinischen Facultät. — DRONYS BALÁSSY, Ergänzende Erklärungen. — Sprachgeschichtliche Daten. — Redensarten. — Fragen. — Sprachwissenschaftliches Allerlei. — Volkssprachliche Ueberlieferungen.

5. Heft (Mai): GABRIEL SZARVAS, Der «Nyelvőr» und die Belletristik (II.). — JOSEF SZINNYEI jun., «Tava». — KARL BARKÁSZ, Die subordinirenden Temporalconjunctionen. — SIGMUND SIMONYI, Proben aus einem unter der Presse befindlichen Antibarbarus. — Sprachgeschichtliche Beiträge. — Berichtungen u. s. w. (wie oben).

6. Heft (Juni): GABRIEL SZARVAS, Der «Nyelvőr» und die Belletristik (III.). — JOSEF SZINNYEI jun., Worterklärungen (Kancsol, Kandi etc.). — IGNAZ HALÁSZ, Seltener und dunklere Bildungssuffixe (IV.). — Die Schulerminologie. — SIGMUND SIMONYI, Proben aus einem unter der Presse befindlichen Antibarbarus. — FERDINAND KÖNNYE, Sprachgeschichtliche Beiträge. — Releweisen. — Sprachgeschichtliches u. s. w. (wie oben).

**Egyetemes Philologiai Közlöny.** (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], redig. von Dr. GUST. HEINRICH und EMIL THEWREWK.) III. Jahrgang. 1879.

4. Heft (April): *Abhandlungen*: J. A. SIMON, Platon's Gedanken vom Schönen. — E. THEWREWK VON PONOR, *Variae lectiones*. Ein neues lateinisches Wort. — Dr. A. BÁSZEL, Zweck und Tendenz von Xenophons Hiero. — A. MARKOVICS, Die Verzweigung der ungrischen Sprachen (III. Schluss). — E. FINÁCZY, Die Gymnasial-Classiker. III. Horatius. — *Vaterländische Literatur*. TAINÉ, Das Ideal in der Kunst. Von Fr. Hoffmann. — *Ausländische Literatur*. Falke, Hellas und Rom. Von Sch. — *Dizionario biographico*. Von E. F. — *Bibliographie*. Kurzer Bericht über die Sitzungen der sprachwissenschaftlichen Classe der ungarischen Academie und der philologischen Gesellschaft. — Vermischte Kleinigkeiten.

5. u. 6. Heft (Mai-Juni): AUG. GREGUSS, Shakespeare's ungarische Uebersetzer. — EUGEN ABEL, Zu den Fragmenten der griechischen Epiker. EMIL THEWREWK, *Variae lectiones*. — AUREL BÁSZEL, Ueber Xenophons Hiero, II. — IVÁN TÉLFY, Aus der griechischen Welt. — KARL PAUER, Istvanfi's Walther u. Griseldis. — ANTON BARTAL, Die Pflege der classischen Philologie in Ungarn. — KARL POZDER, Zu Curtius Griechischer Etymologie. — *Literatur*: Alex. Thót, Musäus' Hero u. Leander, von E. FINÁCZY. — Ed. Moller, Arany's «Bahrgericht», von FRIEDR. HOFFMANN. Thom. Szana, Molière's Leben u. Werke, von AD. HAVAS. — Viet. Kosztka, Lateinische Syntax, von WILH. PETZ. — Neugriechische Werke von IVÁN TÉLFY. — Vermischtes (Ein Petöfi'sches Gedicht in armenischer Uebersetzung). — Offener Sprechsaal.

**Magyar Könyvszemle.** (Ungarische Bücher-Revue. Herausgegeben von der Bibliothek des ungarischen National-Museums. Redigirt von Dr. WILHELM FRANKÓI.) IV. Jahrgang. 1879.

2. Heft (März-April): ALEX. SZILÁGYI, Ein ungarischer Musikschriftsteller aus dem XVI. Jahrhundert. — JOH. CSONTOSI, Der Codex des Joh.

Gellértfi de Aranyos 1462—1473. — WILH. FRANKÓI, Zwei ungarische Pontificale aus dem XV. Jahrhundert. — FLOR. RÖMER, Grosswardeins Stelle in der bibliographischen Literatur Ungarns. — DR. ALADÁR BALLAGI, Forschungen in oberungarischen Bibliotheken. — KARL HARMATH, Ein Ungarn betreffendes deutsches Incunabel. — *Vermischte Mittheilungen.* — Ungarische Literatur 1879. — Nicht-ungarische Literatur in Ungarn. — Ungarn betreffende ausländische Werke.

3. Heft (Mai-Juni). WILH. FRANKÓI, Andreas Pannonius. — KARL SZABÓ, Beiträge zur alten ungarischen Bibliographie. — JOH. CSONTOSI, Zur Geschichte der ungarischen Copisten und Miniatur-Maler des XIV.—XV. Jahrhunderts. — DR. ALADÁR BALLAGI, Forschungen in oberungarischen Bibliotheken. — NICOL. DENSUSIANU, Eine seltene rumänische Bibel im ungarischen National-Museum. — LUDW. NÉMETHY, Bibliographie Budapests. — *Vermischte Mittheilungen* u. s. w. (wie oben).

**Koszorú.** (Der Kranz. Monatsschrift der Petöfi-Gesellschaft. Redigirt von THOMAS SZANA. Budapest, Verlag von Friedrich Rautmann.) Erster Band, 1879. (Die mit einem \* bezeichneten Beiträge sind Gedichte.)

4. Heft (April): \*GRAF GÉZA ZICHY, An Franz Liszt. — EMIL ÁBRÁNYI, Ueber Franz Liszt. — LUDW. TOLNAY, Das Schloss von Kapuvár. — \*JOSEF KOMÓCSY, Aus den Liedern eines Getäuschten. — ALADÁR GYÖRGY, Unsere Malerei im Zeitalter der Árpáden. — ALEX. BALÁZS, Das Hausmittel, oder Wie kann eine böse Frau selbst einen Philosophen in einen Barbaren verwandeln? — GUSTAV LAUKA, Ueber Emerich Vachot. — DR. LUDW. WAGNER, Petöfi bei den Czechen. — *Literatur*: Im Namen der Academie. — DR. D. SZABÓ, «Béla's Flucht», Epos in 15 Gesängen. — ANDR. SZABÓ, Neuere Gedichte. — IGN. NÉMETH, Erzählungen und Skizzen. — *Beilage*: Das Porträt und das Facsimile Franz Liszt's.

5. Heft (Mai): KORNELIE PRIELLE, Meine Bekanntschaft mit Petöfi. — \*ANDR. TÓTH, Die verlassene Schwelle. — JOSEF BODON, Leben und Werke eines zwei Monate alten Säuglings (Erzählung). — KARL P.-SZATHMÁRY, Die Schönheit der ungarischen Sprache. — KARL BECK, Erinnerungen an Alex. Petöfi (Aus «Nord und Süd»). — *Literatur*: Der Humorist der Kisfaludy-Gesellschaft. — ALEX. ENDRÖDI, Johannistrieb, Novelle. — MORIZ JÓKAI, Rab Ráby, Roman. — JOH. DENGEL, Von den Mädchen. — *Beilage*: Das Porträt der dramatischen Künstlerin Frau Kornelie Prielle.

6. Heft (Juni): MORIZ JÓKAI, Der sichtbare Gott. — EMIL ÁBRÁNYI, Byron's «Don Juan». Uebersetzung des ersten Gesanges. — FRANZ IRMEI, Der Wissenskreis der Dichter des Mittelalters. — WOLFGANG DEÁK, Alte ungarische Schmucksachen. — *Literatur*: Atala Kisfaludy's Skizzen. — Michael Vitkovics' Werke. — Neue Ausgaben älterer Schriftsteller. — Ueber die künstlerische und unkünstlerische Nachahmung. — *Beilage*: Das Porträt Moriz Jókai's.

**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUDWIG ABÁFI.) VI. Band. 1879.

4. Heft (April): BEN. CSAPLÁR, Révai's Geburt und Familien-Verhältnisse. — ALEX. JAKAB, Franz Kazinczy's Einfluss auf Alex. Farkas-Bölöni. — ALEX. KERÉGYÁRTÓ, Die Dichtung Mich. Tompa's (I.). — DR. BEN. JANCÓ, Die Sprachwissenschaft des Joh. Erdösy (I.). — LUDW. ABÁFI, Franz Kazinczy's Briefwechsel mit Gregor Edes. — JOS. SZINNYEI, Literaturhistorisches Repertorium. — Kleinere Mittheilungen.

5. Heft (Mai): BEN. CSAPLÁR, Révai's Schulbesuch in Szegedin 1763/4—1768/9. — ALEX. KERÉGYÁRTÓ, Die Dichtung Michael Tompa's



(II.). — DR. BEN. JANCÓ, Die Sprachwissenschaft Joh. Erdösy's (II.). — LUDW. ABAGI, Franz Kazinczy's Briefwechsel mit Gregor Edes. — FRANZ BAYER, Gregor Czuczor. — JOS. SZINNYEI, Literarhistorisches Repertorium. — Register zu Band V und VI des «Figyelő».

6. Heft (Juni): JOSEF SZVORÉNYI, Michael Vitkovics' Leben. — ALEX. JAKAB, Franz Toldy und Gabriel Kazinczy. — BEN. CSAPLÁR, Révai's Berufswahl. — DR. BEN. JANCÓ, Die Sprachwissenschaft des Albert Molnár-Szenczi. — ALEX. KERÉKGYÁRTÓ, Michael Tompa's Dichtungen (III.). — KOLOMAN THALY, Zur Jugendgeschichte Clemens Mikes'. — JOSEF SZINNYEI, Literarhistorisches Repertorium.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XIII. Jahrgang. 1879.

4. Heft (April): KOLOMAN THALY, Der Feldzug jenseits der Donau 1707. Kriegsgeschichtliche Studie (I.). — ALEXIUS JAKAB, Die Geschichte der pragmatischen Sanction in Siebenbürgen (II.). — *Historische Literatur* (Unsere neuesten Urkundensammlungen und die Urkundenpublication. II.) — *Verschiedenes* (Cautio Petri Berizló 1515. Mitgetheilt von Aron Szilágyi. — Zur Geschichte der Liptauer «Kalandosok». Mitgetheilt von Béla Majláth. — Beitrag zur Genealogie der Familien Zápolya und Perneszy. Mitgetheilt von Gr. Augusz). — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft; Literaturrevue; Vermischte Notizen; Historische Bibliothek).

5. Heft (Mai): KOLOMAN THALY, Der Feldzug jenseits der Donau 1707 (II.). — ÁRPÁD KÁROLYI, Zur Geschichte der Verschwörung Stefan Dobó's und Johann Balassa's (I.). — ALEXIUS JAKAB, Geschichte der pragmatischen Sanction in Siebenbürgen (III.). — *Historische Literatur* (FRÁKNÖI, Johann Vitéz. Angezeigt von J. Pauler. — B. RADVÁNSZKY, Ungarisches Familienleben und Haushalt. Angezeigt von A. Nyáry). — *Verschiedenes* (Pest und Hungersnoth in Kremnitz 1710, von P. Krizko. — Parallele zwischen zwei alten Preistarifen, von K. Demko. — Ein altes Pestrecept u. s. w.) — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft; Zeitschriftenrevue; Vermischte Notizen).

6. Heft (Juni): KOLOMAN THALY, Der Feldzug jenseits der Donau 1707 (III.). — ÁRPÁD KÁROLYI, Zur Geschichte der Verschwörung Stefan Dobó's und Johann Balassa's (II.). — PAUL HUNFALVY, Martin Bolla und Karl Éder und das rumänische Incolat (I.). — *Historische Literatur* (KARL SZABÓ, Alte ungarische Bibliographie. Angezeigt von A. Ballagi). — *Verschiedenes* (Burg Trakostyán am Ende des XIV. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Biographie Zrinyi's des Dichters [1592—1651]. I. Mitgetheilt von Szerémi). — *Feuilleton* (Ungarische historische Gesellschaft; Ausflug derselben; Vermischte Notizen; Historische Bibliothek).

**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von DR. EMER. HENSZLMANN und BARON ALB. NYÁRY.) XIII. Band. 1879.

3. Heft (März): STEINDL, Bericht über den Zustand der Bartfelder Kirche. — KOLOMAN THALY, Münzpräge-, Goldschmiede- und Siegelschneidekunst im Zeitalter der Rákóczy (1707). — JOSEF HAMPEL, Der Piliner Fund. — B. BÉLA RADVÁNSZKY, Karl Martells Doppelsiegel mit dem ungarischen Königstitel aus dem Jahre 1295. — *Archäologische Literatur*. — *Feuilleton*: Kleinere Archäologische Notizen. — Vaterländische Anstalten und Funde. — Ausland. — Archäologische Bibliothek.

4. Heft (April): JOSEF HAMPEL, Prähistorische Funde aus Ungarn im Wiener kais. kön. Antikenkabinet. — KOLOMAN THALY, Münzenpräge-,

Goldschmiede- und Siegelschneidekunst im Zeitalter der Rákóczy (1707). — B. DIONYS MEDNYÁNSZKY, Einige Kunst-Denkmale aus der Árpádenzeit. — DR. L. TH., Zwei Zunftsigel aus Szepsi. — *Achäologische Literatur*. — *Feuilleton* (wie oben).

5. Heft (Mai): DR. BÉLA CZOBOR, Unedirte altchristliche Kunst-denkmale im Ungarischen Nationalmuseum. — FRANZ PULSZKY, Der Goldfund von Fokoru. — LUDWIG THALLÓCZY, Beitrag zum Wappen der Familie Drugeth. — *Archäologische Literatur*. — *Feuilleton* (wie oben).

**Nemzetgazdasági Szemle.** (National-öconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der national-öconomischen und statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von ANDREAS GYÖRGY. Budapest, 1879. III. Jahrgang.)

1. Heft (Jan.—März): KARL GALGÓCZY, Die heutige Wichtigkeit der Ansiedelungen und Untersuchung über die Bedingungen ihres Gelingens. — DR. BÉLA WEISS, Die wirtschaftliche Freiheit in England. — GRAF PAUL SZÉCHENYI, Der fünfzigste Jahrestag der Gründung des ungarischen Landes-Landwirtschaftsvereins. — EMIL THALY, Die Frage des Szucsawaer oder Tölgyöser Eisenbahnanschlusses. — LUDWIG KUBINYI, Der gegenwärtige Stand unserer Hausindustrie. — Die Conferenz der ständigen Commission für Volkswirthschaft und Statistik in der Ungarischen Academie. — *Vermischtes* (kleinere Notizen). — *Neue Bücher*.

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOS. PASZLAWSZKY.) XI. Band. 1879.

4. Heft (April): BREHM's Vorträge in Budapest. I. Von den nordischen Vögeln. — 8. DR. PAUL HOITSY, Die Wärme-Quellen der Sonne. I. — 9. DR. HEINRICH SCHREIBER, Ueber den neueren Fortschritt und die Nothwendigkeit der Popularisirung der medicinischen Wissenschaft. — *Kleinere Mittheilungen*. — *Vereins-Angelegenheiten*. — *Meteorologisch-erdmagnetische Aufzeichnungen*.

5. Heft (Mai): 10. BREHM's Vorträge in Budapest. II. Die Wandervögel. — 11. DR. PAUL HOITSY, Die Wärme-Quellen der Sonne. II. — 12. SAM. RÉVÉSZ, Geschichte und Rolle des Thaus. Nach Janin. — *Kleine Mittheilungen*. — *Meteorologisch-erdmagnetische Aufzeichnungen*.

6. Heft (Juni): 13. BREHM's Vorträge in Budapest. III. Die Affen. — 14. KARL THAN, Beiträge zur Kenntniss der desinficirenden Mittel. — 15. AUGUST HELLER, Ueber die Kälte im Mai. — *Kleinere Mittheilungen* u. s. w. (wie oben).

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

3—4. Heft (März-April): *Abhandlungen*: LUDWIG ROTH, Geologische Skizze des Rákos-Ruszter Bergzuges und des südlichen Theiles des Leitha-Gebirges. — JOSEF STÜRZENBAUM, Geologische Aufnahme der Wieselburger Gespanschaft im Jahre 1878. — DR. MORIZ STAUB, *Carya costata* Sternberg-Unger in der fossilen Flora Ungarns. — BERNHARD WINKLER, Urvölgyit, ein neues Kupfermineral. — *Kurze Mittheilungen* (III. Neuere Aufschlies-



sungen im Űrvölgy. ANTON PÉCH. — IV. Crystallinische Tetraedrit von Rosenau. ALEX. SCHMIDT). — *Literatur*. (W. ZSIGMONDY, Der artesische Brunnen im Budapester Stadtwäldchen. — A. PÉCH, Ungarisch-deutsches montanistisches Wörterbuch. — Berichte über physikalische Untersuchungen im adriatischen Meere). — Vereinsangelegenheiten.

**Havi Szemle.** (Monatliche Revue. Redigirt von JOSEF BODNÁR. Herausgegeben von Moriz Ráth.) Budapest. 1879.

1. Heft (Januar): ARNOLD RÁTH, Telephon, Microphon und Phonograph. — JUL. LÁNCZY, Die orientalische Krise und der Constitutionalismus. — JOH. ASBÓTH, Politische Strömungen im letzten Decennium. — *Gedichte*: Herzogin Valentin's Page von KORNEL. ÁBRÁNYI. — Lidi Tuba von EDM. JAKAB. — WILKIN COLLINS, Aus Venedigs modernen Geheimnissen (aus dem Englischen). — ALEX. BALÁZS, Novelle. — FRANZ PULSZKY, Anatol Demidow. — Musikalische Revue von MAX SCHÜTZ. — Kritische Revue (Rónay's Predigten. — KARL PULSZKY's Eszterházy-Galerie. — ALEX. ENDRÖDI's Gedichte).

2. Heft (Februar): JUL. PASTEINER, Die künstlerische und die unkünstlerische Nachahmung. — AMADÉE SAISSY, Ueber Emile Zola's realistische Romane. — PETER HATALA, Die Urheimat der Märchen. — JOH. ASBÓTH, Politische Strömungen (II.). — Baron IVOR KAAS, Die fehlenden Millionen. — ALADÁR MOLNÁR, Baron Josef Eötvös als Unterrichtsminister (I.). — JUL. KOVÁCS, Das Autorrecht. — WILKIN COLLIN's Roman (II.). — Kritische Revue (JOH. ANGYAL's Dante-Uebersetzung. — GUST. LANDAU und AUG. WALTHRR, Ueber die schmalspurigen Eisenbahnen).

3. Heft (März): ALAD. MOLNÁR, Eötvös als Unterrichtsminister (II.). — JUL. PASTEINER, Ueber die künstlerische und unkünstlerische Nachahmung (II.). — SIGM. BODNÁR, Die Geschichte einer «Weltgeschichte». — ARNOLD RÁTH, Telephon, Microphon und Phonograph (II.). — JUL. HARASZTI, Die ungarische Dichtung im XVIII. Jahrhundert. — JUL. KOVÁCS, Ueber das Autorrecht (II.). — WILKIN COLLIN's Roman (III.). — Kritische Revue (GUST. HEINRICH's Bánk-bán-Studien. — JUL. VAJDA und JOS. SZALAY's Zur Geschichte der ungarischen Stälte. — LAD. VÖRÖS, Ungarisches Eisenbahn-Jahrbuch).

4. Heft (April): ALAD. MOLNÁR, Eötvös als Unterrichtsminister (III.). — BÉLA LUKÁCS, Das finanzielle Verhältniss zwischen Ungarn und Croatien. — KARL BÖHM, Eugen Dühring. — WILH. DUKAY, Frauen auf der Universität. — ARON KISS, Nicolaus Révai's Schulbücher. — FERD. BARNA, Elina's Tod, Ballade aus dem Finnischen. — MAX SCHÜTZ, Musikalische Revue. — Kritische Revue (LAD. FEHÉRPATAKY, Zwei Schriften zur Geschichte der ungarischen Städte). — Bibliographie.

5. Heft (Mai): Tegnér's «Abendlieder», übersetzt von WILH. GYÖRY. — JUL. KOVÁCS, Das Autorrecht (III.). — Ueber Gustav Lauka's und Atala Kisfaludy's Memoiren. — KARL BÖHM, Eugen Dühring (II.). — ARNOLD RÁTH, Telephon, Microphon und Phonograph (III.). — WILKIN COLLIN's Roman (IV.). — Kritische Revue (Zu JOS. KÁRMÁN's Werken. — BRANKOVICS, Shakespeare's Charakter. — Unsere Volkslieder in deutscher Uebersetzung. — KUKULJEVICS, Don Giulio Clovio). — Bibliographie.

6. Heft (Juni): KARL BÖHM, Eugen Dühring (III.). — GÉZA BALLAGI, Die Finanznoth der ungarischen Wirthschaft. — FRANZ IRMEI, Ein französischer Historiker. — JUL. HARASZTI, Die ungarische Dichtung im XVIII. Jahrhundert (II.). — WILKIN COLLIN's Roman (V.). — Kritische Revue (QUATREFAGES, l'Espèce humaine. — Zu JOS. KÁRMÁN's Werken (II.). — Bibliographie.

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.

BALASSA BÁLINT (Gyarmathi). Költeményei. — Balassa Valentin. Gedichte. Im Auftrage der ung. historischen Gesellschaft redigirt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen von Aaron Szilády. Erste vollständige, mit den im Radvánszky-Codex enthaltenen Gesängen ergänzte Ausgabe. (Budapest. Ung. historische Gesellschaft. gr. 8°, LIII, 354 Seiten. Preis für Mitglieder 3 fl. 50 kr., in Prachtband 5 fl., für Nichtmitglieder geheftet 5 fl., Prachtband 7 fl.)

BALLAGI MÓR. Emlékbeszéd Székács József fölött. — Ballagi Moritz. Denkrede auf Josef Székács. (Abhandlungen aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Bd. 8. Heft. Budapest, Academie. 8°. 34 S. Preis 20 kr.)

BETHLEN GÁBOR fejedelem kiadatlan politikai levelei. — Bethlen Gabriel's, des Fürsten, unedirte politische Briefe. Im Auftrage der historischen Commission der ung. Academie, herausgegeben von Alexander Szilágyi. (Budapest, Academie. gr. 8°. XV, 496 S. Preis 2 fl. 40 kr.)

BUDENZ JÓZSEF. Magyar-ugor összehasonlító szótár IV. füzet. — Budenz Josef. Ungarisch-ugrisches vergleichendes Wörterbuch IV. Heft. (Budapest, Academie. 8°, 595—712 S. Preis 1 fl.)

CsÖSZ IMRE. A kegyes-tanító-rendek Nyitrán. — Csösz Emerich. Die Piaristen-Orden zu Neutra. Eine culturhistorische Skizze. Mit acht Bildern. (Neutra. Druckerei der Wittwe M. Siegler. 8° XX, 939 und sieben nicht-numerirte Seiten.)

DEÁK FARKAS. A nemzetgazdaság története Magyarországon. — Deák Wolfgang. Geschichte der Nationalöconomie in Ungarn. In kurzem Abrisse. Neue wohlfeile Ausgabe. (Budapest, Eggenberger. gr. 8° VIII, 174 Seiten, Preis 1 fl.)

DELL' ADAMI REZSŐ. A jogtudományi oktatás reformjának kérdéséhez. — Dell' Adami Rudolf. Zur Reformfrage des rechtswissenschaftlichen Unterrichts. Separat-Abdruck aus der «Magyar Themis». (Budapest, Athenaeum. 8°. 58 Seiten.)

Emlékek. Magyar országgyűlési. Történeti bevezetésekkel. — Monumenta Hungariae Comititalia. Ungarische Reichstags-Denkmäler. Mit historischen Einleitungen. Im Auftrage der ung. Academie der Wissenschaften, redigirt von Wilhelm Fraknói. VI. Bd. (1573—1581. Budapest, Academie. 8°. 549 Seiten.)

Emlékek. Magyar történelmi. — Monumenta Hungariae Historica. Ungarische historische Denkmäler. Herausgegeben von der historischen Commission der ung. Academie der Wissenschaften. I. Abth. XVI. Band. Auf Ungarn bezügliche diplomatische Correspondenzen des Papstes Paul III. und des Cardinals Alexander Farnese. (1535—1549). Mitgetheilt von Leopold Óváry. (Budapest, Academie. 8°. XXVI, 214 S.)

GALGÓCZY KÁROLY. Emlékbeszéd Balla Károly felett. — Galgóczy Karl. Denkrede auf Karl Balla. (Abhandlungen aus dem Kreise der Natur-



wissenschaften. IX. Band. 7. Heft. (Budapest, Academie 8°. 12 Seiten. Preis 10 kr.)

GÁSPÁR IMRE. Hazánk tót népe. — Gáspár Emerich. Das slowakische Volk unseres Vaterlandes. (Das slowakische Volk, die slowakische Dichtung.) (Budapest, Alexander Koesi's Druckerei. 8°. 168 S.)

GÖNCZY PÁL. Pestmegye és tájéka viránya. — Gönczy Paul. Flora des Pester Comitats und seiner Umgegend. Leitfaden zur Bestimmung der in diesem Comitats und seiner Umgebung wild wachsenden Pflanzen. II. Auflage. (Budapest, Universitäts-Buchdruckerei. 8°. CXXXII, 355 S.)

GYÁRFÁS ISTVÁN. Dobó István Egerben. — Gyárfás Stefan. Stefan Dobó in Erlau. (Abhandlung aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Bd. 5. Heft. Budapest, Academie. 8°. 82 S. Preis 50 kr.)

GYÜRKY ANTAL. Borászatumk reformjai. — Gyürky Anton. Die Reformen unserer Weincultur. Anspruchlose Erörterungen der Methoden und Mittel, durch welche das Einkommen unserer Weinbauer im Grossen vermehrt und der Fortschritt unserer Weincultur sichergestellt werden kann. Ein neues System des Weinbaues. Nach Anweisung der Wissenschaft und auf Grundlage 40jähriger Erfahrungen. (Budapest, Ferdinand Tettey. 8°. 224 S. Preis 1 fl.)

HAJNIK IMRE. A királyi könyvek a vegyes házbeli királyok korszakában. — Hajnik Emerich. Die königlichen Bücher in der Periode der Könige aus gemischten Häusern. (Abhandlungen aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Bd. 3. Heft. Budapest, Academie. 8°. 21 S. Preis 10 kr.)

HAYNALD LAJOS. Parlature Fülöp. Emlékbeszéd. — Haynald Ludwig. Philipp Parlature. Denkrede in der öffentlichen Sitzung der ungarischen Academie am 16. Juni 1878. (Jahrbuch der ung. Academie der Wissenschaften. XVI. Bd. 4. Heft. Budapest, Academie. 4°. 42 S.)

HAZSLINSZKY FRIGYES. Új adatok Magyarhon kryptogam virányához az 1878. évből. — Hazslinszky Friedrich. Neue Beiträge zur Kryptogamen-Flora Ungarns aus dem Jahre 1878. (Abhandl. aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Band. 5. Heft. Budapest, Academie. 8°. 15 Seiten. Preis 10 kr.)

ILLÉS NÁNDOR. Erdőtenyésztéstan. — Illés Ferdinand. Holzzuchtlehre. Herausgegeben vom Landes-Forstverein. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit xylographischen Abbildungen. (Budapest, Eggenberger. gr. 8°. XIV, 241 Seiten. Preis 2 fl.)

IMRE SÁNDOR. A nevek *uk* és *ük* szénélyragairól. — Imre Alexander. Von den Personal-Suffixen *uk* und *ük* der Hauptwörter. (Abhandl. aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Bd. 7. Heft. Budapest, Academie. 8°. 31 S. Preis 20 kr.)

KÁROLI JÁNOS. Kalauz a magyar nemzeti Muzeum halgyűjteményében. — Károli Johann. Führer in der Fischeammlung des ung. National-Museums. (Budapest, Selbstverlag. 8°. 103 S. Preis 30 kr.)

KENESSEY KÁLMÁN. A kulturmérnöki intézmény külföldön és meghonosítása hazánkban. — Kenessey Koloman. Die Institution der Cultur-Ingenieure im Auslande und ihre Einbürgerung in unserm Vaterlande. (Budapest, Separatabdruck aus der «Nemzetgazdasági Szemle» II. Jahrg. IV. Heft. Pester Buchdruckerei-Actiengesellschaft. 8. 36 S.)

KERTBENY KÁROLY. Észrevételek az írói törvényjavaslatnak a fordításokról szóló czikke ellen. — Kertbeny Karl. Bemerkungen über den von den Uebersetzungen handelnden Artikel des die Autorenrechte betreffenden Gesetzentwurfes. (Budapest. Wilkens Druck. 8°. 33 S.)

SZ. KISS KÁROLY. Monografiai vázlatok a barsi ref. esperesség múltja s jelenéből. — Sz. Kiss Karl. Monographische Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart des Barser reform. Seniorats. (Pápa, Druck des reform. Collegiums. 8°. 446 S. Preis 1 fl.)

KOCH ANTAL. A Ditrói Syenittörmzs közettani és hegyszerkezeti viszonyairól. — Koch Anton. Von den petrographischen Verhältnissen des Ditröer Syenitstocks. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Bd. 2. Heft. Budapest, Academie. 8°. 48 Seiten mit einer Tafel Abbildungen. Preis 30 kr.)

KRCSMÁRIK JÁNOS. A török népdalról. — Kresmárik Johann. Ueber das türkische Volkslied. (Budapest, 8°. 40 S.)

LÁNCZY GYULA. A felső oktatás reformja s az új magyar közműveltség. — Lánczy Julius. Die Reform des höhern Unterrichts und die neue ungarische Bildung. Culturpolitische Ideenfragmente. (Budapest, Eggenberger. 8°. 86 S.)

LÁNG ISTVÁN. A felsőbb mennyiségtan alapelemei magán használatra. — Láng Stefan. Die Grundelemente der höhern Mathematik zum Privatgebrauch. (Temesvár, Druckerei der Csanáder Diöcese. 8°. 160 S.)

LAYER ANTAL. A másodrendű görbe lapok főtengelyeinek problémája. — Layer Anton. Das Problem der Hauptachsen der krummen Flächen zweiter Ordnung. (Budapest, Grünhut's Druckerei. 8°. 34 S.)

LENGYEL BÉLA. Néhány gázkeverék szinképi vizsgálata. — Lengyel Béla. Untersuchung der Farbenbilder einiger Gasgemenge. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Bd. 4. Heft. Budapest, Academie. 8°. 24 S. und eine Tafel Abbildungen. Preis 10 kr.)

LONKAY ANTAL. Az én első római útam és vatikáni zárandoklatom 1877-ben. — Lonkay Anton. Meine erste römische Reise und vatikanische Pilgerschaft 1877. (Budapest, «Hunyady-Mátyás»-Druckerei. 8°. 613, XIII Seiten.)

LUKÁCS LÁSZLÓ. Az erdélyi nemes fémbányászat jelene és jövője. — Lukács Ladislaus. Gegenwart und Zukunft des siebenbürgischen Bergbaus auf edle Metalle. (Budapest, Athenaeums-Druckerei. 8°. 74 S.)

MITROVICS GYULA. Egyházi szónoklattan. Tekintettel a magyar egyházi beszéd irodalomra. — Mitrovics Julius. Homiletik. Mit Rücksicht auf die ungarische Literatur der geistlichen Beredsamkeit. (Budapest, Ludwig Kókay. Gr. 8°. 252 S. Preis 2 fl.)

NAGY FERENCZ. A magyar kereskedelmi törvény kapcsolatban az arra vonatkozó törvényekkel és rendeletekkel, valamint a m. kir. Curia Döntvényeivel. — Nagy Franz. Das ungarische Handelsgesetz in Verbindung mit den darauf bezüglichen Gesetzen und Verordnungen, sowie mit den kön. ung. Curial-Decisionen. (Budapest, Zilahy. 8°. III, 248 S.)

NÉMETH ANTAL. Az érzelmek és azok neveléséről. — Németh Anton. Von den Gefühlen und deren Erziehung. II. Ausgabe. (Raab, Gustav Gross & Comp. 8°. 126 S. Preis 60 kr.)

Nyelvemléktár. Magazin der Sprachdenkmäler. Alte ungarische Codices und Drucke. Bedigirt von Rudenz, Szarvas, Szilády. VI. Band: Tihanyi, Kazinezy-, Horvát-Codex. Mitgetheilt von Georg Volf. (Budapest, Academie. 8°. XVIII, 359 S. Preis 2 fl.)

Okleváltár. Hazai, 1234—1536. — Urkundensammlung, vaterländische, 1234—1536. Auf Kosten des weiland Graf Ludwig Dessewffy, herausgegeben von der ung. historischen Gesellschaft. Redigirt von Emerich Nagy, Wolfgang Deák und Julius Nagy. (Budapest, Karl Knoll. gr. 8°. VIII, 473 S. Preis 3 fl.)

PÉCH ANTAL. Magyar és német bányászati szótár. — Péch Anton. Ungarisches und deutsches montanistisches Wörterbuch. (Schemnitz, A. Joerges' Druckerei. 8°. IV. 351 S.)

RADVÁNSZKY BÉLA (Báró). Magyar családélet és háztartás a XV. és XVII. században. — Radvánszky Béla, Baron. Ungarisches Familienleben und Haushalt im XV. und XVII. Jahrhundert. II—III. Band. Der Material-Sammlung I—II. Band. (Budapest, Selbstverlag. 8°. 406, 429 S.)

RAPAICS RAYMUND. Egyetemes egyháztörténelem. Kútfók és jelesebb



szerzők nyomán. I. köt. Keresztény ó-kor. — Rapaics Raymund. Allgemeine Kirchengeschichte. Nach den Quellen und ausgezeichneteren Autoren. I. Band. Christliches Alterthum. (Erlau, Erzbisch. Lyceums-Buchdruckerei. Gr. 8°. XVI. 475 S. Preis 2 fl. 50 kr.)

RÖSSLER ISTVÁN. Bevezetés a tételes nemzetközi jogba. — Rössler Stefan. Einleitung in das positive Völkerrecht. (Kaschau, Karl Werfer's Druckerei. 8°. 86 S. Preis 1 fl.)

SCHERMANN ADOLF. Test- és egészségtan képezdek, polgári iskolák, tanítók, szülők és a művelt közönség számára. 2-ik jav. kiadás. — Schermann Adolf. Körper- und Gesundheitslehre für Lehrer-Seminarien, Bürgerschulen, Lehrer, Eltern und das gebildete Publicum. Zweite verbesserte Auflage. (Budapest, Gebr. Rosenberg. Gr. 8°. 200 S. Preis 2 fl.)

SCHNIERER ALADÁR. A magyar büntető-törvény magyarázata. II. füzet. — Schnierer Aladár. Erklärung des ungarischen Strafgesetzes. II. Heft. (Budapest, Franklin-Gesellschaft. Gr. 8°. 97—224 S. Preis 80 kr.)

SCHREYER JAKAB. A perorvoslatok teljes rendszere. — Schreyer Jakob. Vollständiges System der Rechtsbehelfe, sowohl beim schriftlichen als beim mündlichen Verfahren, und im Zusammenhange mit dem gerichtlichen Organismus. Eine von der Academie der Wiss. mit dem aus der Strokay-Stiftung bestimmten Preise von 100 Dukaten gekrönte Preisschrift. (Budapest, Samuel Zilahy. Gr. 8°. VIII, 399 S. Preis 3 fl. 50 kr.)

SEBESTYÉN GYULA. Világtörténet a legrégibb időktől korunkig. — Sebestyén Julius. Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Für das gebildete Publicum. I. B. I. 1. Heft. (Budapest, Gebrüder Weismann. 4°. 1—40 S. Preis eines Heftes 30 kr.)

SZABÓ JÓZSEF. Urvölgyit, egy új rézásvány. — Szabó Josef. Urvölgyit, ein neues Kupfermineral. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Bd. 9. Heft. Budapest, Academie. 8°. 16 S. 10 kr.)

SZALKAY GYULA. A képzetes szám mennyiségtani fejtegetése. — Szalkay Julius. Die mathematische Erörterung der imaginären Zahl. (Temesvár, Druckerei der Csanáder Diocese, 8°. 56 S.)

SZANA TAMÁS. Molière élete és művei. — Szana Thomas. Molière's Leben und Werke. (Budapest, Verlag der Petöfi-Gesellschaft. 8°. VII, 181 S.)

P. SZATHMÁRY KÁROLY. Az emberi művelődés története. — P. Szathmáry Karl. Geschichte der menschlichen Cultur. I. Heft. (Budapest, Ferdinand Tietze. gr. 8°. VIII, 32 S. Preis 30 kr.)

TÉLFY IVÁN. Rankavis Kleon új görög drámája. — Télfy Johann Bapt. Kleon Rankavis' neugriechisches Drama. (Abhandlungen aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Bd. 6 Heft. Budapest, Academie. 8°. 50 S. Preis 30 kr.)

TESCHLER GYÖRGY. Adatok a Dentinfogak finomabb szerkezetének ismeretéhez. — Teschler Georg. Beiträge zur Kenntniss des feinern Gefüges der Dentinzähne. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Bd. 1. Heft. Budapest, Academie. 8°. 73 S. 7 Tafeln. Preis 60 kr.)

THALLÓCZY LAJOS. A kamara haszna. (Lucrum Camerae). — Thallóczy Ludwig. Die Geschichte des sogenannten Lucrum Camerae in Verbindung mit der Entwicklung des ungarischen Steuer- und Finanzwesens. Mit Stefan Pempflinger's Bildniss. (Budapest, Selbstverlag. 8°. VII, 236 Seiten und ein Kupferstich. Preis 1 fl. 50 kr.)

THALY KÁLMÁN. Az első hazai hirlap 1705—1710. — Thaly Koloman. Die erste vaterländische Zeitung 1705—1710. (Abhandlungen aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Bd. 4. Heft. Budapest, Academie. 8°. 48 S. Preis 30 kr.)

Titkaiból, A közeleml. — Aus den Geheimnissen der jüngsten Vergangenheit. Von der russischen Intervention bis zur Donau-Conföderation. II. Heft. (Budapest, Druckerei der Gebr. Légrády 8°. 158 S.)

TÓTH LŐRINCZ. Emlékbeszéd Fogarasi János fölött. — Tóth Lorenz.

Denkrede auf Johann Fogarasi. (Abhandlungen aus dem Kreise der socialen Wissenschaften. V. Bd. 7. Heft. Budapest, Academie, 8°. 71 S. Preis 40 kr.)

TÓTH MIHÁLY. Az egyházi beszéd rövid történelmével. II. kiadás. — Tóth Michael. Homiletik. Mit einer kurzen Geschichte der geistlichen Bredsamkeit. II. Auflage. (Debreczin, Städtische Druckerei. 8°. 255 S.)

TÓTH SÁNDOR. Symbolum és allegoria. — Tóth Alexander. Symbol und Allegorie. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde. (Scheinnitz, Joerges'sche Druckerei. 8°. 30 S.)

VÁMBÉRY ÁRMÁN. A török-tatár nép primitív culturájában az égi testek. — Vámbéry Hermann. Die Himmelskörper in der primitiven Cultur des türkisch-tatarischen Volkes. (Abhandlungen aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VII. Bd. 9. Heft. Budapest, Academie. 8°. 14 S. Preis 10 kr.)

VERESS SÁNDOR. A magyar emigratio a Keleten. I—II. köt. — Veress Alexander. Die ungarische Emigration im Orient. I—II. Band. (Budapest, Athenaeum. 8°. 348, IV; 451, VI S. Preis der zwei Bände 3 fl. 50 kr.)

WENZEL GUSZTÁV. A magyar bányajog rendszere. — Wenzel Gustav. Das System des ungarischen Bergrechtes. II. Ausgabe. II. Heft. (Budapest, kön. ung. Universitäts-Druckerei. 8°. IV, 1128. S. Ladenpreis 1 fl.)

WERTHEIMER EDE. Erzsébet Anglia királynője és Ausztria 1563—68. — Wertheimer Eduard. Elisabeth von England und Oesterreich 1563—68. Beitrag zur Religionsgeschichte des XVI. Jahrhunderts. Nach unedirten Quellen. (Abhandlungen aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Band, 2 Heft. Budapest, Academie. 8°. 51 Seiten. Preis 30 kr.)

WÜHRL JÁKÓ. Magyar vasuti Lexikon. 2. füzet. — Wühl Jakob. Ungarisches Eisenbahn-Lexicon. 2. Heft. (Budapest, Friedrich Rautmann. 8°. 65—128 S. Preis 50 kr.)

XÁNTUS JÁNOS. Utí emlékeim Singapoore és vidékéről. — Xántus Johann. Meine Reise-Erinnerungen von Singapoore und Umgegend. (Raab, Druckerei der Wittve Géza Sauerweins. 8°. 113 S.)

ZLINSZKY IMRE. A jogorvoslatok rendszere. — Zlinszky Emerich. Das System der Rechtsbehelfe, mit Rücksicht auf die Rechtsentwicklung und auf die verschiedenen Gesetzgebungen. (Budapest, Athenaeum. 8°. 302 Seiten. Preis 2 fl. 50 kr.)

ZLINSZKY IMRE. Két legujabb törvényhozási mű a polgári perjog köréből. — Zlinszky Emerich. Zwei neue legislative Werke aus dem Kreise des Civilprocessrechtes. Die deutsche Processordnung und der österreichische Processordnungs-Entwurf. (Abhandlungen aus dem Kreise der Socialwissenschaften. V. Bd. 6. Heft Budapest, Academie. 8°. 61 Seiten. Preis 40 kr.)

ZLINSZKY IMRE. A magyar magánjog mai érvényében. — Zlinszky Emerich. Das ungarische Privatrecht in seiner heutigen Geltung, mit besonderer Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. II. Heft: Des ungar. Privatrechts besonderer Theil. (Budapest, Franklin-Gesellschaft. Gr. 8°. 147—368 S. Preis 1 fl. 80 kr.)

ZSIGMONDY VILMOS. A városligeti artézi kút Budapesten. — Zsigmondy Wilhelm. Der artesische Brunnen im Budapester Stadtwaldchen. (Budapest, Gebrüder Légrády. 8°. 86 S. mit einer geolog. Karte, 3 lithogr. Tafeln und 5 Tabellen.)



## SHAKESPEARE IN UNGARN.

### I.

**D**IE Einbürgerung Shakespeare's bei uns hat nicht auf Grund des Originals, sondern auf Grund deutscher Bearbeitungen begonnen.

Das erste Shakespeare'sche Stück, welches in ungarischer Uebersetzung erschien, ist: *Romeo és Julia, polgári szomorújáték öt felvonásokban, mely németből magyarra fordíttatott Kún Szabó Sándor által.* (Romeo und Julia, bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen, aus dem Deutschen ins Ungarische übersetzt durch ALEXANDER KÚN SZABÓ.) Es ist 1786 in Pressburg erschienen. Der deutsche Uebersetzer, beziehungsweise Bearbeiter, ist weder im Titel, noch in der Vorrede genannt. Es ist FELIX CHRISTIAN WEISSE; und KERTBENY irrt zwiefach, indem er KÚN SZABÓ's «Romeo und Julia» im Jahre 1796, und zwar nach der Uebersetzung des Lustspiel-Dichters BRETZNER bearbeitet erschienen sein lässt. WEISSE hat seine Bearbeitung zuerst im Jahre 1768 mit dem Ovid'schen Motto: «Omnia vincit amor» herausgegeben; zum zweiten Male wurde dieselbe im zweiten Band seiner gesammelten Trauerspiele in Carlsruhe 1778 abgedruckt. Die «Deutsche Bibliothek» schreibt, dass das Stück 1769 in Leipzig mit so grossem Beifall gegeben wurde, wie noch keinem deutschen Stücke vorher zu Theil geworden war. Es blieb lange auf dem Repertoire, und in Hamburg spielten es die ersten Schauspieler jener Zeit: Frau Hänsel (Julia), Böck (Romeo), Eckhof (Capellet), Borchers (Benvoglio). WEISSE bedauert, dass Shakespeare sein Stück aus einer elenden französischen Quelle geschöpft habe, insbesondere aber, dass Julia erst nach Romeo's Tode aus ihrem Schläfe erwache; er beruft sich

ferner auf die Engländer, welche das Stück dem Publicum ebenfalls mit erheblichen Aenderungen vorgeführt haben, und schreibt deshalb, wie er sagt, seinerseits ein ganz neues Stück, als Quellen Bandello und Luigi da Porta benutzend. Es treten in diesem Stücke im Ganzen acht handelnde Personen auf; diese sind, nach der ungarischen Transcription, die folgenden: Montéesy, Kapellet, Romeo, Julia, Kapellet's Frau, Laura (Juliens vertraute Freundin), Benfoglio (Arzt aus Verona) und Pietro (Romeo's Diener). Die Handlung beginnt mit Juliens Monolog, nach Tybald's Tode; Julia ist bereits Romeo's Gattin, aber der «Graf Paris von Lodrona» wirbt um ihre Liebe. Den Schlaftrunk liefert der Arzt. Die Amme fehlt, ihre Stelle vertritt Laura. In der Gruftscene sprechen Romeo und Julia lange mit einander. Romeo kommt übrigens blos in zwei Scenen vor. In den Gedanken findet sich kaum etwas Shakespearisches, im Ausdrucke gar nichts. Der Dialog ist in Prosa, noch dazu in sehr wässeriger Prosa gehalten, und der ungarische Uebersetzer erweist sich auch seinerseits durchaus nicht als tüchtiger Stilist. Er weicht indessen von seinem Vorbilde ab, indem er sich bisweilen in Versen vernehmen lässt. Julia's Rede geht mehrmal, die Rede ihrer Mutter einmal in Verse über und auch in den Gruftdialog der beiden Liebenden mischen sich Verse. Es ist möglich, dass ALEXANDER KÚN SZABÓ durch die eigene Begeisterung zur versificirten Rede bewogen wurde; es ist aber auch denkbar, dass ihn GOTTER's «Romeo und Julia» dazu bewogen hat, welches «Schauspiel mit Gesang» 1777 in Hamburg auf die Bühne kam und 1779 in Leipzig in Druck erschien. Dasselbe ruht augenscheinlich auf WEISSE's Arbeit, obgleich es sich von dieser und von jeder anderen Romeo und Julia-Tragödie durch seinen «glücklichen» Schluss wesentlich unterscheidet, indem das junge Paar darin am Leben bleibt. Auch in den Personen kommen Veränderungen vor; unter anderen tritt an die Stelle Benvoglio's — mit theilweiser Rückkehr zum Original — der «Hauscaplan» Lorenzo. GOTTER's Melodrama ist sehr populär geworden, und in Weimar selbst unter Goethe's Leitung zur Aufführung gelangt, was LEWES dem Grossmeister der deutschen Dichter mit Recht übel



nimmt. In Wien wurde dasselbe als «ernsthaftes Singspiel» mit BENDA's Musik im Kärnthnerthor-Theater gespielt und ebendasselbst ist es 1783 auch in Druck erschienen: diese Ausgabe mag ALEXANDER KÚN SZABÓ in die Hände bekommen haben, und dadurch zur Einschaltung der Verse bewogen worden sein.

Die zweite ungarische Uebersetzung von «Romeo und Julia» wurde schon auf Grund des englischen Originals von ANTON NÁRAY verfasst und von der ungarischen Academie 1839 als ein Band des *Külföldi játékszín* (Ausländische Schaubühne) publicirt. Es ist eine gewissenhafte, stellenweise treffende Uebersetzung, aber ein wenig steif und gezwungen, weshalb sie bei der Bühne gar nicht Eingang fand. Im National-Theater wurde das Stück anfangs nach DANIEL GONDOL's Uebersetzung gegeben, an deren Stelle 1871 die KARL SZÁSZ'sche trat.

PETŐFI wollte das Stück ebenfalls übertragen, und hat die erste Hälfte der ersten Scene auch wirklich übersetzt. Im Anfang der Fünfziger Jahre hat auch VÖRÖSMARTY eine Uebersetzung von «Romeo und Julia» unternommen, deren wir weiter unten — bei Vörösmarty's anderweitigen Shakespeare-Uebersetzungen — noch ausführlicher gedenken werden.

«Hamlet» erschien in ungarischer Sprache zum erstenmal 1790 in Kaschau, übersetzt von FRANZ KAZINCZY, «sowie er auf unseren Schaubühnen erscheinen kann». Die Uebersetzung ist nicht nach dem Shakespeare'schen Original, sondern nach der Bearbeitung des Mecklenburger SCHRÖDER gemacht, welcher dem Stück Localfarbe geben zu können meinte, indem er den handelnden Personen anstatt der lateinischen und italienischen, skandinavische und norddeutsche Namen gab. So wurde aus Polonius Oldenholm, aus Horatio Gustav, aus Marcellus Ellrich, aus Bernardo Bernfield, aus Francisco Frenzow. Das Stück ist in sechs Aufzüge zerdehnt, trotzdem darin viele Details des Originals fehlen, z. B. die Declamation des Schauspielers über Pyrrhus, das Begräbniss Ophelia's, der Zweikampf zwischen Hamlet und Laërtes. Es schliesst mit den Worten des sterbenden Hamlet. Die Uebersetzung ist Prosa, FRANZ KAZINCZY's mit Germanismen untermischte, aber sonst leicht flies-

sende, glatte Prosa; blos die Geschichte Gonzago's ist in ungarische Alexandriner gefasst und die Lieder Ophelia's und des Todtengräbers mit richtigem Tact in Volksliederversen übertragen. Mit diesem KAZINCZY'schen «Hamlet» hätte 1790 die erste ungarische Schauspielergesellschaft ihre Vorstellungen in Pest eröffnen sollen, und KAZINCZY hat seinen «Hamlet» ohne Zweifel gerade zu diesem Zwecke verfertigt; indessen bemühten sich sowohl er, als auch einige eifrige Magnaten, insbesondere Ladislaus Prónay, vergebens: die Schauspieler fanden das Stück zu schwer und erwarteten davon, wie es scheint, auch keinen grossen Effect. Aber das Publicum gewann dasselbe lieb, und KAZINCZY's «Hamlet» hat sich, später in fünf Aufzüge zusammengezogen, ein halbes Jahrhundert hindurch auf den ungarischen Bühnen erhalten; er wurde in der Landeshauptstadt Ofen noch in den Dreissiger Jahren gespielt, in der Provinz noch länger. Vom Pester National-Theater hat ihn die PETER VAJDA'sche Uebersetzung verdrängt, welche später durch GABRIEL EGRESSY verbessert wurde. Auf einem Graner Theaterzettel aus den Sechziger Jahren steht K. CSEPREGHI als Uebersetzer. Seit 1868 dient die des Originals würdige Uebersetzung JOHANN ARANY's als Bühnentext.

Zu einer Sammelausgabe der Werke Shakespeare's wurde im Jahre 1830 der erste Versuch gemacht. Damals erschien in GABRIEL DÖBRENTI's Uebersetzung, «den heutigen Bühnenverhältnissen angepasst», «Macbeth», als erster Band der Meisterwerke Shakespeare's, welchem indessen kein zweiter nachfolgte. Es ist ein verdienstliches Werk, nicht allein der sorgfältigen, an der Form des Originals festhaltenden, nicht selten kraft- und ausdrucksvollen Uebersetzung wegen, sondern auch deshalb, weil es mit allem Wissenswürdigen, hie und da sogar zu reichlich, ausgestattet ist. Das Stück ist aus Bühnenrücksichten gekürzt; die weggelassenen Stellen finden wir aber in einer besonderen Beigabe. Der Uebersetzer begleitet den Text mit den Anmerkungen der besten englischen Kritiker, theilt den auf die Geschichte Duncan's und Macbeth's bezüglichen Theil der Holinshed'schen Chronik mit, erläutert die Gemüthsverfassung Macbeth's und der Lady Macbeth



für den Leser, insbesondere aber für den Schauspieler, und charakterisirt schliesslich die classischen Darsteller Quin und Garrick.

Unter Denjenigen, welche «Macbeth» vor DÖBRENTAI übersetzt haben, sind zu erwähnen FRANZ KAZINCZY, dessen Uebersetzung jedoch Manuscript geblieben ist, und GEORG ÉDER, dessen Original (wie dasjenige Kazinczy's) gewiss ebenfalls eine deutsche Bearbeitung, vielleicht die SCHILLER'sche, gewesen ist. In Ofen wurde das Stück nach DÖBRENTAI's Uebersetzung einstudiert, im National-Theater nach der EGRESSY'schen Bearbeitung, welche auf deutschem Original ruht und 1867 durch die KARL SZÁSZ'sche abgelöst wurde.

Anderthalb Jahrzehnt nach Döbrentei, im Jahre 1845, begann EMILIE LEMOUTON die Herausgabe von Shakespeare's «sämmtlichen dramatischen Werken». Von diesem Unternehmen sind fünf Hefte erschienen, mit je einem Stücke: Der Sturm, Schauspiel; Die zwei Edlen von Verona, Schauspiel; Die lustigen Weiber von Windsor, Lustspiel; Viola oder Dreikönigsnacht, Schauspiel; Mass für Mass, Schauspiel. Die Uebersetzung ist durchaus in Prosa gehalten, selbst die Lieder, und sie ist auch innerlich prosaisch, insofern ihr jeder poetische Hauch abgeht.

Anfang 1848 verbanden sich die drei grössten Dichter der Nation zur Uebersetzung Shakespeare's. Der erste Band erschien auch unter dem gemeinsamen Titel: «Shakespeare's sämmtliche dramatische Werke, übersetzt von ARANY, PETÖFI, VÖRÖSMARTY». Er enthielt den «Coriolanus» in Petöfi's Uebersetzung. In der das ganze Land fortreisenden politischen Strömung wurde der Beginn des verheissungsvollen Unternehmens kaum bemerkt und erlebte auch keine Fortsetzung. Coriolan's stolze, trotzig, starre, aber vor den mütterlichen Worten erweichende Natur passte sehr glücklich zu Petöfi's Individualität, welcher neben seinen angelernten demokratischen Principien von exclusiv aristocratischem Gefühl war. Er griff die Arbeit mit grosser Liebe und Begeisterung an; seine Uebersetzung zeichnet sich insbesondere durch die Gluth und Kraft der Diction aus. ARANY begann den «Hamlet» und «König Johann», welche er später für die Kisfaludy-Gesellschaft vollendete. VÖRÖSMARTY übernahm vor Allem den «König Lear», nachdem er

den «Julius Cäsar» bereits 1839 übersetzt und 1840 auch unter seine neuern Werke aufgenommen hatte. Vörösmarty's «Julius Cäsar» ist jedenfalls die erste des Originals würdige ungarische Shakespeare-Uebersetzung. Schade, dass im «König Lear» seine Inspiration hie und da ermattet, seine Aufmerksamkeit sich nicht gleich bleibt; freilich hat er die Uebersetzung dieser Tragödie nach den Enttäuschungen der Revolution, unter der tiefen Trauer der Nation und dem Waffengeklirre der siegreichen Vergewaltiger, mit gebrochener Seele in seiner Nyéker Einsiedelei nur langsam gearbeitet und eigentlich nie ganz vollendet. Die letzte Feile der Meisterhand fehlt derselben jedenfalls. Sie erschien zuerst 1856, ein Jahr nach des Dichters Tode, im Verlage der Herausgeber des «Nemzeti könyvtár» (National-Bibliothek). Den Herausgebern des «Nemzeti könyvtár» hatte Vörösmarty auch die Uebersetzung von «Romeo und Julia» zugesagt; der Dichter war aber damit nur bis in die Mitte der dritten Scene des ersten Aufzugs gelangt. Den Prolog schrieb er in Hexametern. Das lückenhafte Fragment befindet sich in der Gyulai'schen Ausgabe der sämtlichen Werke Vörösmarty's.

Welch' ein warmer Verehrer des britischen Dichters Vörösmarty gewesen, beweisen auch des Letzteren dramaturgische Erörterungen; welch' grosse Wichtigkeit er aber der Uebertragung Shakespeare's ins Ungarische beigemessen hat, dafür citiren wir blos die Worte, die er 1841 in der Kritik einer Hamletvorstellung sagt: «Eine gute Shakespeare-Uebersetzung wiegt mindestens die Hälfte der reichsten schönen Literatur auf.»

Unsere Darstellung nähert sich der Zeit, in welcher der so sehr ersehnte vollständige ungarische Shakespeare zur Wirklichkeit wird. Vorher müssen wir jedoch noch jener Stücke gedenken, welche von Vörösmarty's «Julius Cäsar» angefangen bis zur Shakespeare-Ausgabe der Kisfaludy-Gesellschaft in Einzeln-Uebersetzungen erschienen sind. Es sind die folgenden: «Viola», nach DEINHARDSTEIN'S Bearbeitung übersetzt von SAMUEL FEKETE, erschien 1843 in Ofen in dem von IGNAZ NAGY herausgegebenen *Színműtár* (Magazin dramatischer Werke); «Der Kaufmann von Venedig», übersetzt von SIEGMUND ÁCS, erschien 1853 in Kec-



kemét; «König Heinrich VI., erster Theil», übersetzt von GEJZA KALMÁR, erschien 1862 in Pest.

Die erste vollständige ungarische Shakespeare-Ausgabe bewerkstelligte die Kisfaludy-Gesellschaft mit materieller Unterstützung durch den opferwilligen Patrioten Anastasius Tomory. Dieser selbst regte die Sache im Jahre 1861 an, indem er der Gesellschaft die Uebersetzungs- und Druckkosten anbot, und sowohl die Gesellschaft, als auch die Autoren entfalteten einen so grossen Eifer für das Werk, dass der erste Band des grossen Unternehmens, enthaltend den «Othello» in KARL SZÁSZ' und den «Sommernachts Traum» in JOHANN ARANY'S Uebersetzung, bereits im Frühling 1864, zu der in ganz Europa begangenen dreihundertjährigen Geburtsfeier des Dichters erscheinen konnte. Der «Sommernachts Traum» wurde am 23. April des genannten Jahres unter der Mitwirkung der hervorragendsten Kräfte und mit glänzender Ausstattung im National-Theater auch zur Aufführung gebracht. Die Ausgabe der Kisfaludy-Gesellschaft, welche den Nicolaus Delius'schen Text als massgebend angenommen hatte, wurde 1878 vollendet und besteht aus neunzehn Bänden. Die ersten dreizehn Bände enthalten die Trauer-, Lust- und Märchenspiele in der Reihenfolge, in welcher die einzelnen übersetzten Stücke in den Besitz der Gesellschaft gelangten; die darauffolgenden fünf Bände (XIV—XVIII) umfassen die historischen Stücke nach der historischen Folge der darin behandelten Begebenheiten; der letzte Band (XIX) enthält die kleineren Gedichte. In die Ausgabe sind auch vier schon früher erschienene Uebersetzungen aufgenommen worden, nämlich: «Julius Cäsar» und «König Lear» von VÖRÖSMARTY, «Coriolanus» von PETŐFI und «Der Kaufmann von Venedig» von SIGMUND ÁCS, das letztgenannte Stück jedoch in neuer Bearbeitung. Ausser den Genannten trugen zu der Sammlung folgende Uebersetzer bei: JOHANN ARANY den «Sommernachts Traum», «Hamlet» und «König Johann»; LADISLAUS ARANY «Die beiden Edelleute von Verona», die «Comödie der Irrungen» und «Viel Lärm um Nichts»; STEFAN FEJES «Troilus und Cressida»; WILHELM GYÖRY «Ende gut Alles gut», «Die Klage des Liebenden», «Der verliebte Wanderer» und

72 Sonette; JOSEF LÉVAY «Titus Andronikus», «Der Widerspenstigen Zähmung», «Dreikönigsabend», «Heinrich IV.» und «Heinrich V.»; SIGMUND LÖRINCZI-LEHR «Perikles», «Heinrich VI.», «Venus und Adonis» und «Brutus und Lucretia»; EUGEN RÁKOSI «Verlorene Liebesmühe», «Die lustigen Weiber von Windsor», «Wie es Euch gefällt» und «Cymbeline»; KARL SZÁSZ «Othello», das «Wintermärchen», «Macbeth», «Antonius und Cleopatra», «Romeo und Julia», den «Sturm», «Richard II.», «Heinrich VIII.» und 82 Sonette; EDUARD SZIGLIGETI «Richard III.»; AUGUST GREGUSS «Mass für Mass» und «Timon von Athen».

Diese Uebersetzungen sind an Werth verschieden: neben einzelnen ausgezeichneten enthält die Sammlung auch manche schwächere Arbeiten und mehrere werden einer radicalen Umarbeitung bedürfen. Ein ausgezeichnetes Werk überhaupt, und so auch eine ausgezeichnete Uebersetzung, kann nicht gut auf Bestellung gemacht werden; aber, Alles zusammengenommen, ist der ungarische Shakespeare der Kisfaludy-Gesellschaft treuer und besser als der erste Shakespeare der Deutschen und der Franzosen, und seine heilsame Wirkung macht sich bereits zur Zeit fühlbar, insbesondere auf der Bühne, wo Shakespeare über ein halbes Jahrhundert lang grösstentheils nur nach deutschen Uebersetzungen und Verballhornungen heimisch gewesen ist. \*

## II.

Vor Beginn des laufenden Jahrhunderts sind, nach den erhaltenen Theaterzetteln, von Shakespeare's Werken *Hamlet* und *Romeo und Julie* auf ungarischen Bühnen zur Aufführung gekommen, jenes als «grosses heroisches Trauerspiel», dieses als «bürgerliches Trauerspiel», und zwar, wie ebenfalls die Theaterzettel bezeugen, beide in Debreczin; es ist aber gewiss, dass die «nationale Schauspieler-Gesellschaft» die beiden Stücke auch

\* In dem Obigen ist eigentlich nur von den im Druck erschienenen Shakespeare-Uebersetzungen die Rede; von den übrigen, welche nur auf der Bühne lebten, ist weiter unten die Rede.



anderwärts, namentlich auch in Klausenburg, mehrere Male gegeben hat. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, im Jahre 1805, kündigen die Theaterzettel bereits *Othello*, «den Mohren von Venedig», als «ganz neues Trauerspiel» an, im zweiten Jahrzehnt aber, im Jahre 1812, *Lear* und *Macbeth*; alle drei Stücke in Klausenburg.

Ja, was mehr, eben damals begegnen wir unter dem Titel „*Alexander Menczikow*“ auch einem «der moskowitischen Geschichte entnommenen neuen grossen Heldenschauspiel», welches die «nationale Schauspieler-Gesellschaft» ebenfalls in Klausenburg am 19. December des genannten Jahres unter Shakespeare's Namen gegeben hat, zum Benefiz Johann Pergö's, des Darstellers des moskowitischen Czaren, welcher das Publicum am Schlusse des Theaterzettels in folgendem Notabene auf das merkwürdige Werk aufmerksam macht: «Die in jeder Beziehung beachtenswerthen Verdienste dieses Stückes habe ich durch eine seinen natürlichen Zügen angepasste Musik vermehren wollen, um so mehr als aus diesem seinem Meisterwerke der erhabene Geist SHAKESPEAR's (sic!) ersichtlich ist, welcher, wie es scheint, auch dort zu schaffen verstanden hat, wo Andere in der Zeichnung Kinder sind.» Ob hier eine absichtliche Mystification vorliegt, wäre heute schwer zu entscheiden; es genüge hier die Thatsache zu constatiren, dass Shakespeare's Name in unserem Vaterlande damals bereits so beliebt war, dass er zur Reclame gebraucht werden konnte. Uebrigens ist der Verfasser des Stückes FRANZ KRATTER, von welchem auch das ehemals so beliebte *Mädchen von Marienburg* stammt. Der Originaltitel des Stückes ist: «Die Verschwörung gegen Peter den Grossen» und die Mannheimer gelehrte Gesellschaft hat dasselbe 1790 mit einem 50 Ducaten-Preise gekrönt. Es ist 1794 in Lemberg und in demselben Jahre auch, für das Burgtheater umgearbeitet, unter dem Titel «*Alexander Menzikow*» in Wien erschienen. Es kann als sicher angenommen werden, dass diese letzterwähnte Bearbeitung der Klausenburger Aufführung zu Grunde gelegen habe, sowie auch dies, dass das Stück beliebt gewesen sein müsse, weil man es sonst

nicht Shakespeare in die Schuhe geschoben haben würde. Heute würde das Publicum darüber in Gelächter ausbrechen. Unter den Hauptpersonen desselben finden wir — auf dem Klausenburger Theaterzettel — den «ungarischen General Köleséri», welcher im Original unter dem Namen «General Bauer» erscheint. Derselbe ist ein wackerer Mann, welcher sich nicht zur Verschwörung verleiten lässt und im Schlussact die Unschuld Nataliens bezeugt; seine Ehrlichkeit liess ihn also der Ehre würdig erscheinen, aus einem deutschen General Bauer in einen ungarischen General Köleséri umgetauft zu werden. Das Stück muss dem Publicum gefallen haben, denn es erhielt sich auf dem Repertoire; 1830 wird es in Kaschau unter dem Titel «Menczikow und Natalia» schon mit dem Namen des Verfassers Franz Kratter und demjenigen Karl Megyeri's als Uebersetzer aufgeführt; 1835 taucht es in Ofen, ohne den Namen des Verfassers, als von Megyeri aus dem Deutschen übersetztes «empfindsames Schauspiel» auf, und im «Honművész» (Vaterländische Künstler) lesen wir darüber, dass Menczikow von Bartha, Natalie von Frau Kántor, der Czar von Szentpéteri, der Fürst Amilka von Megyeri vorzüglich dargestellt worden seien. An «Köleséri's» Stelle war schon in Kaschau «Bauer» getreten und Paul Szilágyi war der Darsteller desselben.

Der ungarische Uebersetzer, beziehungsweise Umarbeiter, ist auf dem Klausenburger Theaterzettel nicht genannt; unsere alten Theaterzettel machen überhaupt selten die Verfasser und noch seltener die Uebersetzer namhaft.

Unter den angeführten Shakespeare'schen Tragödien ist nur bei *Hamlet* der Name des Uebersetzers FRANZ KAZINCZY genannt, auch dies nur auf zwei Theaterzetteln, obgleich *Hamlet* nach den Theaterzetteln, denen wir die vorliegenden Daten entnehmen, allein zwischen 1799 und 1812 sieben Aufführungen erlebt hat.

Diese Theaterzettel sind im Besitze des siebenbürgischen Museums, reichen von 1798 bis 1829, und mancher derselben enthält, von der Hand JANCsó's, interessante Notizen über die Betrunketheit mancher Schauspieler, über ihr Spiel in diesem Zustande und über häufige Verweigerung des Auftretens.



Das ungarische National-Museum in Budapest besitzt 17 Bände Theaterzettel. Die werthvollsten darunter sind die Sammlung LUDWIG FÁNCSY's und jene Theaterzettel, welche die Ofner Vorstellungen ankündigen. Leider sind auch hier, wie in Klausenburg, mehr Lücken als Daten vorhanden, und das Bild, welches wir uns auf dieser Grundlage von Shakespeare's ungarischem Repertoire bilden können, ist durchaus kein vollständiges, wiewohl es im Ganzen, so glauben wir, der Wirklichkeit nahe kommt.

Die Städte, aus welchen diese Theaterzettel stammen, sind Ofen, Debreczin, Kaschau, Miskolcz, Nyiregyháza, Pest, Rosenau, Sáros-Patak, Sátoralja-Ujhely, Gross-Wardein.

Die Theaterzettel des Nationaltheaters, dessen Shakespeare-Aufführungen wir besonders zusammenstellen, übergehend, bemerken wir bezüglich der übrigen Theaterzettel, dass dieselben von 1808 bis 1836 datiren und dass auf denselben drei Shakespeare'sche Stücke vorkommen: *Hamlet* achtmal, zuerst 1834 in Ofen; *Macbeth* zweimal, das eine Mal als «Zauberdrama»; *Der Widerspenstigen Zähmung* neunmal, aber unter anderen und zwar mehrerlei Titeln: «Gessner der Zweite oder die gezähmte Wiederbellerin», «Der Teufelsbanner Fabian», «Die gezähmte Eigensinnige», «Hochzeit an allen Enden», «Die Gezähmte», «Liebe vermag Alles». Es liegen zwei Bearbeitungen des Stückes vor; die eine derselben ist eine Magyarisirung, beiden aber liegt HOLBEIN's Lustspiel zu Grunde. Die ungarischen Bearbeiter sind uns unbekannt; in Ofen, und bis 1846 auch im Pester Nationaltheater, wurde das Stück nach FRANZ KOMLÓSSY's Uebersetzung gegeben.

In Grosswardein wurde 1835 GOETHE's *Clavigo* nach FRANZ KAZINCZY's Uebersetzung unter Shakespeare's Namen gegeben, welcher Irrthum seinen Grund ganz gewiss darin hatte, dass unter FRANZ KAZINCZY's 1814 erschienenen Werken die Uebersetzungen der GOETHE'schen Theaterstücke *Stella*, *Clavigo*, *Die Geschwister* und *Egmont* ohne Namensbezeichnung des Verfassers gedruckt sind.

Wir würden indessen irren, wenn wir nur soviel Shakespeare-Vorstellungen als wirklich annähmen, von wie vielen die Theater-

zettel Erwähnung thun. Denn es ist nur ein sehr kleiner Theil der Theaterzettel, welchen weiterblickende Menschen dem Untergange entrissen haben, und ich glaube wir können, ohne der Wahrheit Abbruch zu thun, die Zahl jener Stücke, von welchen uns Theaterzettel erhalten geblieben sind, kühn zum wenigsten vervierfachen. Auch finden wir in den Zeitschriften Berichte von vielen Vorstellungen, deren Theaterzettel verloren gegangen sind, unter Shakespeare's Stücken insbesondere von Aufführungen *Hamlets* und der *Gezähmten Widerspenstigen*.

Mit grösserer Sicherheit können wir Shakespeare's ungarisches Repertoire im Budapester ungarischen Nationaltheater zusammenstellen. Es sind hier vom August 1837 angefangen bis Ende 1878 im Ganzen 1 Shakespeare'sche Stücke aufgeführt worden, und zwar neun Trauerspiele, sechs Lustspiele, drei Historien und drei Märchenspiele. In diese Aufführungen sind auch die englischen Aufführungen Ira Aldridge's und seiner Gesellschaft, sowie jene gemischten Vorstellungen eingerechnet, in welchen mit ihm allein die Mitglieder des Nationaltheaters in ungarischer Sprache spielten. In anderen fremdsprachigen Vorstellungen auf dem Nationaltheater sind Shakespeare'sche Stücke nicht vorgekommen, weder während des französischen Gastspieles des Fräuleins Rachel und Herrn Levassor, noch während des italienischen der Frau Ristori, noch auch gelegentlich jener deutschen Vorstellungen, welche in den Monaten August, September, October und November 1849, laut Angabe des Theaterzettels, «auf hohen Befehl» im Nationaltheater gegeben worden sind.

Betrachten wir jetzt die Reihenfolge der Shakespeare'schen Stücke im Nationaltheater. Zuerst kam *Die gezähmte Widerspenstige* zur Aufführung, unter dem Titel *Liebe vermag Alles*, 1837; darauf folgte *König Lear* 1838, *Hamlet* 1839, *Der Kaufmann von Venedig* 1840, *Coriolan*, *Julius Caesar* und *Othello* 1842, *Richard III.* und *Macbeth* 1843, *Romeo und Julia* 1844, *Heinrich IV. erster Theil* 1845, *Timon von Athen* 1852, *Comödie der Irrungen* 1853, *Die lustigen Weiber von Windsor* 1854, *Die Edlen von Verona* 1855, *Antonius und Kleopatra* 1858, *Sommernachtstraum* 1864, *Winter-*



märchen 1865, *Heinrich VIII.* 1867, *Sturm* 1874, *Viel Lärm um Nichts* 1876.

*Die gezähmte Widerspenstige* ist auf den Brettern des Nationaltheaters bis 1846 in der FRANZ KOMLÓSSY'schen Uebersetzung von HOLBEIN's Bearbeitung unter dem Titel *Liebe vermag Alles*, bekannt, von 1855 an schon unter dem Titel *die Widerspenstige* in der SAMUEL FEKETE'schen Uebersetzung der DEINHARDSTEIN'schen Bühnenbearbeitung, seit 1868 in JOSEF LÉVAY's Uebersetzung nach dem Shakespeare'schen Original in der Ausgabe der Kisfaludy-Gesellschaft. *Lear* wurde zuerst ohne Namhaftmachung des Uebersetzers gespielt, 1854 sind PETER VAJDA und GABRIEL EGRESSY genannt; VÖRÖSMARTY's Uebersetzung begann man erst 1870 in Gebrauch zu nehmen. *Hamlet* tritt bis 1867 unter PETER VAJDA's, von 1868 angefangen unter JOHANN ARANY's Uebersetzernamen auf. Der *Kaufmann von Venedig* wurde bis 1858 «frei übersetzt von LUDWIG LUKÁCS», von 1859 bis 1865 in JOSEF TÓTH's, seit 1877 in SIGMUND ÁCS' Uebersetzung gegeben. *Coriolan* ging von Anfang bis 1866 in DOBROSSY's und GABRIEL EGRESSY's Uebersetzung über die Bretter, die PETŐFI'sche Uebersetzung kam erst 1870 in Vorschein. *Julius Caesar* hat das Nationaltheater unmittelbar von VÖRÖSMARTY überkommen, nur dass er 1852 nach LAUBE in sechs Aufzügen in Scene gesetzt wurde. *Othello* erschien zuerst in PETER VAJDA's Uebersetzung, seit 1869 ist die KARL SZÁSZ'sche in Gebrauch. *Richard III.* kam ebenfalls zuerst in PETER VAJDA's Uebersetzung auf die Bretter; die SZIGLIGETI'sche wird seit 1873 gebraucht. *Macbeth* wurde, mit Uebergang der DÖBRENTÉ'schen Uebersetzung nach dem englischen Original, nach GABRIEL EGRESSY's aus dem Deutschen gemachter Uebersetzung einstudirt und bis 1860 nach dieser aufgeführt; die KARL SZÁSZ'sche wurde 1867 angenommen. *Romeo und Julia* wurde bis 1868 nach DANIEL GONDOL's, seit 1871 nach KARL SZÁSZ' Uebersetzung gegeben. *Heinrich IV.* wurde bis 1855 mit den Uebersetzernamen PAUL MATISZ und GABRIEL EGRESSY, von 1858 an bis jetzt bloß mit EGRESSY's Namen annoncirt; JOSEF LÉVAY's Uebersetzung wird ignorirt. *Timon von Athen* ist bis jetzt in LADISLAUS KELMENFY's

Uebersetzung gegeben worden. Die *Comödie der Irrungen* wurde zuerst in GABRIEL EGRESSY's und SZIGLIGETI's Uebersetzung nach der Bühnenbearbeitung des Wiener Burgtheaters, in drei Aufzüge getheilt, eingebürgert; 1869 wurde LADISLAUS ARANY's Uebersetzung nach dem englischen Original, in drei Aufzüge zusammengezogen, in Gebrauch genommen. Die *lustigen Weiber von Windsor* wurden nach DANIEL GONDOL's Uebersetzung und SZIGLIGETI's Inszenirung, Die *Edlen von Verona* in JOSEF TÓTH's und LUDWIG CSEPREGHI's Uebersetzung nach der Bühnenbearbeitung des Londoner königlichen Theaters, die übrigen Stücke in den Uebersetzungen der Kisfaludy-Gesellschafts-Edition dem Publicum vorgeführt.

Wenn wir die Zahl der Aufführungen der einzelnen Stücke, einerseits auf Grund der erhaltenen Theaterzettel, andererseits auf Grund der in Zeitschriften, Taschenbüchern, in der Bibliothek und im Archiv des Nationaltheaters vorfindlichen Daten in Betracht ziehen, so kommen wir zu dem Resultate, dass unser Publicum sich am meisten von *Hamlet* angezogen gefühlt habe, da dieses Stück 55 Mal gegeben worden ist. Diesem zunächst stehen *Romeo und Julia* mit 49, *König Lear* (auch von Ira Aldridge gespielt) mit 44, und der *Sommernachtstraum* mit 43 Vorstellungen; wenn wir jedoch erwägen, dass das letztgenannte Stück erst seit 1864 gespielt wird, dürfen wir dasselbe für mindestens so beliebt halten wie *Hamlet*. Die *Widerspenstige* zählt 35 Aufführungen, *Othello* ebenso viele, jedoch die sieben Ira Aldridge'schen Aufführungen *Othello's* mit inbegriffen. Die übrigen Stücke folgen einander nach der Zahl der Vorstellungen in nachstehender Reihenfolge: *Coriolan* hat 29, der *Kaufmann von Venedig* (mit Aldridge's *Shylock*) 27, *Heinrich IV.* 26, *Richard III.* (ebenfalls Aldridge mitgezählt) 24, die *Comödie der Irrungen* und *Macbeth* (bei letzterm Aldridge's Darstellungen inbegriffen) je 19, das *Wintermärchen* 17, *Julius Caesar* 16, der *Sturm* 6, *Viel Lärm um Nichts* 5, *Timon von Athen* 4, *Heinrich VIII.* 3 Aufführungen, die *lustigen Weiber von Windsor*, die *Edlen von Verona*, *Antonius und Kleopatra* haben je eine Aufführung im Nationaltheater erlebt.

Von 1871 bis Ende 1878 haben im Ofner Festungstheater



ebenfalls die Mitglieder des ungarischen Nationaltheaters die *Widerspenstige* fünfmal, *Heinrich IV.* viermal, *König Lear* und die *Comödie der Irrungen* je dreimal, *Hamlet*, *Romeo und Julia*, *Viel Lärm um Nichts* und den *Kaufmann von Venedig* je einmal, die Zöglinge der Theaterschule des Nationaltheaters den *Sommernachtstraum* zweimal aufgeführt. Ebendasselbst hat der aus Ungarn gebürtige englische Schauspieler Moriz Neville Scenen aus *Hamlet*, *Macbeth* und *Othello* dargestellt. Zählen wir diese Aufführungen (jedoch nur diejenigen der ganzen Stücke) zu den obigen Zahlen hinzu, so finden wir, dass unser hauptstädtisches Nationaltheater von seiner Errichtung bis Ende 1878 den *Hamlet* in 56, *Romeo und Julia* in 50, *Lear* in 47, den *Sommernachtstraum* in 45, die *Widerspenstige* in 40, *Heinrich IV.* in 30, den *Kaufmann von Venedig* in 28, die *Comödie der Irrungen* in 22, *Viel Lärm um Nichts* in 6 Vorstellungen gegeben hat. Die übrigen Zahlen bleiben unverändert.

In Klausenburg wurde 1868 *König Johann*, 1876 *Cymbeline*, 1878 der dritte Theil *Heinrichs VI.* aufgeführt; alle drei Stücke in den Uebersetzungen der Kiszaludy-Gesellschaft. Somit stellt sich die Zahl der ungarisch aufgeführten Shakespeare-Stücke auf 24.

Es sei uns noch erlaubt zu vergleichen, in welchem Verhältniss die Einbürgerung Shakespeare's auf der ungarischen Bühne zur Einbürgerung Molière's auf derselben steht. Vom letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts angefangen bis zur Eröffnung des Budapester ungarischen Nationaltheaters (1837), wurden, laut Ausweis der vorliegenden Daten, von Shakespeare sechs und von Molière ebenfalls sechs Stücke in ungarischer Sprache gegeben, im ungarischen Nationaltheater aber von Shakespeare 21, von Molière 11 Stücke und von den letzteren hier am häufigsten der *Geizige* und *Tartufe*, in runder Zahl 30 Mal, nur ein einziges Mal *George Dandin*, welcher bei uns als durchgefallen angesehen werden kann. Unser Publicum hat den englischen Dichter mit grösserer Sympathie aufgenommen als den französischen, sowie auch unsere Schauspieler jenen mit mehr Lust und Talent spielen

als diesen. Wir verstehen uns, in der Kunst wie im Leben, besser auf das Pathos, das wahre wie das falsche, als auf die Ironie; wir sind eine hoch hinausstrebende Nation und wissen besser uns zu begeistern als zu kritisiren. Die Kritik ist überall ein undankbares Metier, bei uns aber ist sie dies doppelt.

Desto schlimmer für mich, dass ich jetzt, indem ich von jenen Schauspielern sprechen will, welche bei uns die bedeutenden Gestalten Shakespeare's dargestellt haben, einigermaßen Kritik üben muss. Indessen wenn ich, der nöthigen Orientirung halber, auch viele namhaft machen muss, werde ich eigentlich doch nur von Wenigen reden, ich werde mich auf die Besten beschränken, und an diesen ist mehr des Lobens- als des Tadelnswerthen. Was die Schauspieler der älteren Zeit betrifft, so kann von ihnen ohnehin kaum etwas Anderes gesagt werden, als dass sie diese oder jene Rolle gespielt haben.

Die ungarische Schauspielkunst ist in runder Zahl neunzig Jahr alt; sie zertheilt sich demnach auf drei Generationen.

Von der ersten Generation sind grösstentheils nur Namen übrig geblieben, welche wir, insofern sie in Shakespeare'schen Stücken aufgetreten sind, in unser Repertoire auch aufgenommen haben, aber von wenigen derselben wissen wir etwas Anderes als den Namen.

Der Romeo des vorigen Jahrhunderts, Láng, ist auch noch Mitglied des Nationaltheaters geworden; aber hier haben wir ihn bloß als freundlichen alten Herrn kennen gelernt. Cölestin Pergö, ein gerühmter Hamlet, auch Verfasser eines *Brudermörder* betitelten Stückes, debutirte 1839 als Edgar vor dem Publicum des Nationaltheaters, jedoch ohne jeglichen Erfolg. Das Meiste wissen wir noch von Jancsó, Paul Gyulai's «erstem ungarischen Komiker», welcher im Hamlet den Polonius und den ersten Todtengräber, im König Lear den Gloster und den Narren gespielt hat und wegen seines Humors und seiner Originalität renommirt war. Katona, der Dichter des *Bánkán*, ist als Schauspieler nicht bedeutend, aber die Tradition hat über ihn die Angabe bewahrt, dass seine Lieblingsrolle Othello gewesen sei.



In der zweiten Generation begegnen wir den glänzendsten Namen unserer Schauspielkunst. Die Männer derselben sind bereits sämmtlich zu Grabe gegangen, von den Frauen sind einige noch am Leben, aber ihre Bühnenlaufbahn ist abgeschlossen, sie gehören der Geschichte an, wir haben demnach die Verpflichtung, auch von ihnen zu reden.

Paul Szilágyi gehört theilweise noch der ersten Generation an. Er hat 1812 den Donalbain in *Macbeth*, 1829 den Geist in *Hamlet*, 1835 den Polonius, 1841 den Todtengräber gespielt. Andere Rollen von ihm waren: der Diener des Frauenzähmers (in Corporalgestalt), Siward, Brackenbury, Tubal. Er war durch eine gewisse trockene Gemüthlichkeit charakterisirt, und die Ernsthaftigkeit, ja Gravität, mit welcher er selbst seine komischen Rollen zu geben wusste, erhöhte die Wirkung.

Dem Alter nach steht ihm am nächsten Nicolaus Udvarhelyi, der sympathische Vertreter der biedereren Alten, welcher bereits 1821 als Gloster dem König Lear zur Seite steht, im Nationaltheater aber von Anfang an bis zu seinem Abtreten der stabile Geist des Königs Hamlet gewesen ist. Er gab ferner den Dogen im *Kaufmann von Venedig*, den König Duncan in *Macbeth*, den Capulet in *Romeo und Julia*, den Lartius in *Coriolan*, den Fürsten in der *Comödie der Irrungen*, einen Senator in *Timon*, Page in den *Lustigen Weibern von Windsor*.

Der grosse Komiker des Nationaltheaters, Karl Megyeri, hat als Polonius, als Corporal des Frauenzähmers, als Lear's Narr und als Shylock glänzende Erfolge errungen. Seinen Shylock rühmt auch Vörösmarty, insbesondere wo er über die Flucht seiner Tochter und das Dahinwerden seiner Schätze jammert, und wieder wo er über den Fall Antonio's in gellendes Gelächter ausbricht; er lobt auch seine jüdische Aussprache, tadelt jedoch, dass er auch die slavische Aussprache hineinmischt. Einmal gab er auch den König Lear, über welches Spiel das «*Athenaeum*» aus zarter Rücksicht mit Stillschweigen hinwegging. Nebenrollen von ihm waren Banquo, Lartius, Casca.

Nach diesem grossen Komiker und vielseitigen Talent geden-

ken wir jenes unserer Schauspieler, dessen Rollenkreis etwas eng gewesen ist, den aber seine Zeitgenossen für das grösste tragische Talent gehalten haben: Johannes Bartha's. Er besass Originalität, Kraft und Pathos, es fehlte ihm aber das Studium; sein Spiel war mehr Ergebniss wechselnder Inspiration, als das sicherer Berechnung, und darum ungleichmässig. «Als er den König Lear zum erstenmal spielte — sagt Szigligeti — war Alles hingerissen, was ihm nachher in dieser Rolle nie wieder gelungen ist.» Und doch wurde gerade er als der Berufenste für die Rolle des Königs Lear gehalten; er übertraf in derselben selbst Egressy. Uebrigens brachte er zahlreiche Gestalten Shakespeare's zur Darstellung und je mannhafter und rauher dieselben waren, desto gelungener: den Frauenzähmer (unter dem Namen des Obersten Kraft), den Macbeth, Hamlet's ersten Schauspieler, Edmund, Antonio, den Herzog von Marokko, den Julius Cäsar, den Cominius (in *Coriolan*), den Macduff, den Herzog Clarence, Tybalt, Douglas, Montano, einen Senator im *Timon*, in früherer Zeit auch den Hamlet. Den zuweilen sentimental weich werdenden Othello spielte er nicht.

Sigmund Szentpétery war der Darsteller der unmittelbaren Natürlichkeit, der warmen Gemüthlichkeit, der ewig jungen Schäkerei, ein ausgezeichneter Menenius Agrippa, Polonius, Falstaff; er war auch in gefühlvolleren Rollen ausgezeichnet, wenn sie keine höhere tragische Erhebung erforderten, wie Brabantio, Bruder Lorenzo, Flavius im *Timon*, selbst Kent in *Lear*; die Bösewichter passten für ihn nicht, und König Claudius, den er 1829 spielte, ist ihm kaum gelungen. Er spielte noch den zweiten Todtengräber und den ersten Schauspieler ebenfalls im *Hamlet*, den Messala und Casca im *Julius Cäsar*, den Dogen, Banquo, Hastings.

Ludwig Fánecsy war ein berechnender, verständiger, lebendiger, feiner Schauspieler, abgeneigt allem Rohen und Grelten, an Wärme und Kraft manches zu wünschen übrig lassend, der namhafteste Intriguant der ungarischen Bühne. Seine Rollen waren: Laertes, Hamlet, Macduff, Malcolm, Edgar, König Claudius, Shylock, Antonio, Jago, Cassius, Sic. Velutus, Buckingham, Hein-



rich IV., Timon, Lear, Tybalt, Banquo; die hervorragendsten darunter: Edgar, Claudius, Shylock, Jago und Cassius.

Josef László trat in der Rolle des Horatio, Malcolm, Laertes, Alban, des Narren Lear's, Lorenzo, Junius Brutus, Cassio, Rivers, Gratiano, Mercutio, Poins, Lucius (im *Timon*), Cajus (in den *Weibern von Windsor*) und Tranio auf, und was Vörösmarty von seinem Laertes gesagt hat, passt auch auf seine übrigen Rollen: «er ist immer lebendig und leicht, aber in den ernstesten Partien schwach.»

Der ältere Martin Lendvay ist das Muster des stolzen Muthes, ganz Geschicklichkeit und Findigkeit, hitzig bis zur Fieberhaftigkeit, aber blosser Naturalist und lässt sich nicht selten zu falschem Pathos hinreißen. Als Romeo und Percy Heisssporn ist er unerreicht. Er ist der eleganteste Laertes und Edmund. Im Hamlet, Othello, Richard III., Antonius, Macbeth ringt er um die Palme mit Egressy; im Othello ahmt er einmal infolge einer Wette selbst Ira Aldridge vortrefflich nach, ohne freilich dessen riesige Stimme zu erreichen. Effectvoll spielte er ferner die Rollen des Tullus Aufidius, M. Brutus, Bassanio, Kent.

Während Lendvay ein Gemüthsmensch, ist Gabriel Egressy ein Verstandesmensch, während jener ein Schüler der Natur, ist dieser ein Zögling der Wissenschaft, welcher seine seltenen Talente nicht allein practisch ausbildete, sondern auch in theoretischer Forschung fortwährend kräftigte und erhöhte. Er ist der intelligenteste und gelehrteste unter den Schauspielern der ungarischen Nation, welchen wir, mit Rücksicht auf seinen Antheil an der Einbürgerung Shakespeare's, zugleich den Garrick Ungarns nennen können, denn die Arbeit seines Lebens ist in der That hauptsächlich dahin gerichtet gewesen — und zwar nicht allein auf der Bühne, sondern auch auf dem Gebiete der Literatur — die Kenntniss des englischen Dichters unter uns zu verbreiten und seine Werke beliebt zu machen. Er hat seine Shakespeare-Carrière, wie unsere bisherigen Daten ausweisen, 1835 mit Hamlet begonnen und, wie wir schon mit Bestimmtheit wissen, mit dieser Rolle am 8. Juni 1866 auch beschlossen, obgleich eben diese Rolle für

ihn nicht ganz passte: er, der in Allem so Entschiedene, vermochte die Unschlüssigkeit des dänischen Prinzen nicht treu abzuspiegeln und zeigte mehr Unruhe als Schwanken. Seine beste Rolle war, nach unserer Ansicht, Coriolan, der stolze, trotzig, unbeugsame Soldat, der sich seiner zärtlichen Gefühle als Vater, Gatte, Sohn als Schwächen schämt, ihnen aber dessen ungeachtet huldigt. Diese Rolle hat im Nationaltheater bis zu Egressy's Tode auch kein Anderer gespielt als er. Im König Lear wurde ihm vorgeworfen, dass er den Wiener Anschütz copire. Volle Selbstständigkeit entwickelte und mit verdientem grossen Effect spielte er den Antonius im *Julius Cäsar*, Macbeth, Othello, Richard III. In dieser letztgenannten Rolle riss er auch Petöfi hin. Petöfi ist nach der Art Victor Hugo's für Shakespeare begeistert, kann aber die Engländer nicht ausstehen. Dem Richard Egressy's widmet er einen längeren Artikel, in welchem er es «höchst entsetzlich» findet, dass das «lümmelhafte englische Volk Shakespeare den seinigen nenne»; sodann beschreibt er Egressy's Spiel: «Schrecklich ist sein Gesicht, mit den kleinen lächelnden Augen und dem grossen, hungrigen Munde . . . Seine Rede ist fragmentarisch, zerrissen, er schleudert die Wörter einzelweise heraus, als ob er den Anderen Nadelspitzen in die Augen spiee.» Er lobt an ihm, dass er seinen letzten Monolog gleichsam flüsternd, mit allmählig ausgehendem Athem spreche. «Und desto überraschender ist — fährt er fort — seine Erhebung in seiner Todesentschlossenheit, wie er sich in die Schlacht stürzt, damit, wenn sein Leben schon so abscheulich gewesen, wenigstens sein Tod heldenhaft und versöhnend sei.» Georg Molnár ist nicht so vollkommen zufrieden mit dieser Rolle Egressy's; seiner Ansicht nach hätte Egressy «mit seiner grossen Schöpfungskraft und psychologischen Wissenschaft jeden Andern in dieser Rolle verdunkelt, wenn er dieselbe hätte lieb gewinnen können.» In zwei Gestalten von tiefem Humor, in Lears Narren und im Mercutio, liess Egressy den ernstesten Kern der Charaktere scharf an's Licht treten. Er leistete auch in heiteren Rollen Ausgezeichnetes, wie im Prinzen Heinrich in *Heinrich IV.* und im Petruchio in *der Widerspenstigen Zähmung*.



Nebenrollen von ihm waren: Bassanio und Gratiano im *Kaufmann von Venedig*, Valentin in den *Edlen von Verona*, Eros im *Antonius und Kleopatra*, Oberon im *Sommernachtstraum*. Den Romeo und Heisssporn hat er nicht gespielt.

Wenden wir uns jetzt zu den Frauen der Glanzperiode der ungarischen Schauspielkunst.

Frau Kántor betrat noch als kindliches Mädchen gegen Ende des ersten Jahrzehents dieses Jahrhunderts die Bühne, als Mitglied jener ungarischen Schauspielergesellschaft, welche in Pest im Saale des Hacker'schen Hauses spielte. Später errang sie sich den ersten Platz in den weiblichen Heldenrollen. Szigligeti sah sie in Ofen in den Dreissiger Jahren. Er rühmt ihren stattlichen Wuchs, ihre umfangreiche, metallvolle, schmelzende Stimme, ihre ausdrucksvollen Augen und Gesichtszüge, ihre schöpferische Kraft, ihren würdevollen Charakter: insgesamt Eigenschaften, welche ihren Eigenthümer zum tragischen Künstler qualificiren. Wir wissen von dreien ihrer Shakespeare-Rollen, von denen die eine zwar eine Lustspielrolle, aber eine Lustspielrolle ist, welche nur von einer tragischen Schauspielerin mit Erfolg gespielt werden kann: die gezähmte Widerspenstige, damals nicht Katharina, sondern Franzka, Franziska benamst. Ihre beiden anderen Shakespeare-Rollen sind: die Königin im *Hamlet* und Lady Macbeth. Insbesondere die letztere wird von der Kritik gelobt, und «ohne jede Uebertreibung classisch» wird jener Moment genannt, «wo sich Lady Macbeth, als Traumwandlerin, von der ganzen Wucht der spät erwachten Gewissensanklage gefoltert», entfernt. In Katona's *Bánkbán* war die Königin eine ihrer Glanzrollen.

Die Rollen der Frau Kántor erbt Frau Jókai und füllt dieselben aus, obgleich ihr jene Glut abgeht, welche Frau Kántor auszeichnete. Ihr Spiel ist präziser, ihre Declamation ausgezeichnet, ihre Mässigung alles Lobes werth, bisweilen jedoch geht sie in Eintönigkeit über, was auch das «Athenaeum» an ihr rügt. Ihre Rollen sind in Ofen: das Kammermädchen in der *Widerspenstigen*, Fleance in *Macbeth*; im Pester Nationaltheater: die Königin in *Hamlet*, Goneril, Franciska, die beiden Portia im

*Kaufmann von Venedig* und im *Julius Cäsar*, Volumnia, Lady Macbeth, Elisabeth und Margaretha in *Richard III.*, Emilia in den *Irrungen*, Frau Page in den *Weibern von Windsor*, Hippolyta, Hermione, Königin Katharina in *Heinrich VIII.* Sie versuchte sich auch in der Rolle Desdemona's, die nicht für sie geschaffen war. 1875 nahm sie als Volumnia, Lady Macbeth und Königin Margarethe von der Bühne Abschied.

Die ältere Frau Lendvay ist die reizendste Julie, die ein ungarisches Publicum je entzückt hat. Die Innigkeit ihres Spieles und insbesondere die tausendfältigen Nuancirungen ihrer schönen Stimme zauberten aus Shakespeare's reichem Frauenchor mehrere liebliche und rührende Gestalten hervor, welche sich würdig Julien an die Seite stellen: Kordelia, Ophelia, Virgilia, Calpurnia, Desdemona. Minder gelangen ihr die härteren Frauencharaktere: Margarethe, Elisabeth, Goneril, Julia (die Curtisane) in den *Irrungen*, Frau Fluth in den *Weibern von Windsor*. Auch die Melinda in *Bánkbán* war ganz ihre Rolle.

Mit Frau Lendvay wetteifert an Feinheit, Zartheit Frau Franz Hubenay, welche der Dichter Vörösmarty in seinem ihren frühen Tod beklagenden Distichon «eine sanfte Frauenseele, einen reinen Gemüthston, einen reinen Morgensonnenstrahl» nennt. Sie spielte drei Shakespeare'sche Rollen: Jessika, Anna in *Richard III.* und Kordelia.

Frau Bartha gehört zu jenen vielseitigen und zugleich anspruchslosen Schauspielerinnen, welche man vielleicht eben dieses doppelten Vorzugs wegen nicht genug zu schätzen pflegt. Wir entrichten eine Schuld, wenn wir ihrer, als einer präzisen und intelligenten Darstellerin zahlreicher Shakespeare'scher Frauengestalten, gedenken. Die Kammerfrau der Lady Macbeth spielte sie noch an der Seite der Frau Kántor; später Goneril, Jessika, Valeria und Virgilia im *Coriolan*, die beiden Emilien (im *Othello* und in den *Irrungen*), die Herzogin von York in *Richard III.*, Bianca in *Othello*, Timandra in *Timon*, Lady Capulet in *Romeo und Julia*.

Wegen ihrer Vielseitigkeit und ihres intelligenten Spiels müssen wir neben Frau Bartha Frau Johann Hubenay nennen,



deren Namen indessen bereits in eine jüngere Generation hinüberragt.

Auf der Grenze unserer zweiten und dritten Schauspielergeneration müssen wir vor allen jenes unseres dramatischen Künstlers Erwähnung thun, welcher unter allen die zahlreichsten Shakespeare'schen Rollen spielte, darunter auch Rollen ersten Ranges: das ist Josef Tóth. Er präsentirte sich dem Publicum des Nationaltheaters zum erstenmal als Shylock, und dieser gehörte bis zu Ende zu seinen besten Rollen. Den Apemantus hat er geschaffen a's guten Cyniker, aber — naiverweise — als allzu genügsam. Die Naivetät schadete ihm überhaupt in allen jenen Rollen, welche auf bewusster Täuschung beruhen; und doch cultivirte er eigentlich das Intriguentenfach. Er ist nicht so fein wie Fánecsy, aber tiefer und gemüthreicher. Er corrigirte Fánecsy's kriechenden Jago, indem er einen heiteren, soldatischen Schurken aus ihm machte. Aber einen ganzen Helden darzustellen gelang ihm nie. In Richard III. bemühte er sich — nach Aldridge's Vorbilde — einen ausgezeichneten Heuchler und ausgezeichneten Helden darzustellen, erreichte jedoch sein Ziel nur halb; deshalb nennt Molnár seinen Richard einen kraft- und inhaltlosen Tartufe. Auch seinem Edmund und Macbeth fehlte Etwas vom Heldenhaften. Uebrigens trugen alle seine Schöpfungen den Stempel seines Fleisses und Talentes. Seine sonstigen Shakespeare'schen Rollen sind: Buckingham in *Richard III.*, der erste Schauspieler, später König Claudius in *Hamlet*; Tubal, Montano, Cinna, Poinz, Cominius in *Coriolan*; Angelo in den *Irrungen*; Cornwall und Oswald im *Lear*; Sic. Velutus, Cassius, Benvolio, Herr Fluth, Heinrich IV., Thurio in den *Edlen von Verona*; Enobarbus, Banquo, Sguenz im *Sommernachtstraum*; Leontes im *Wintermärchen*; Wolsey in *Heinrich VIII.*; seine letzte Shakespeare-Darstellung war 1868 König Claudius, welcher zu seinen gelungeneren Rollen zählte.

Franz Gyulai trat im Nationaltheater nur als Cinna und Capulet, Julius Rónay als der Dichter in *Timon*, Sic. Velutus, Buckingham, Tybalt, Laertes, Cornwall und Lear auf; aber in Klausenburg und anderwärts in der Provinz stellten beide, schon von Anfang

der Fünfziger Jahre an, auch zahlreiche andere Shakespeare'sche Gestalten wirkungsvoll dar; Gyulai namentlich den einen Antipholus in den *Irrungen*; den König im *Hamlet*; Macduff, Antonio, Jago, später Shylock und Falstaff; Rónay insbesondere Coriolan und Richard III.; Macbeth und Othello waren ihnen gemeinsame Rollen.

Alexander Szilágyi übernahm grösstentheils die Alten Szentpétery's und füllte den Platz seines Vorgängers zwar mit weniger Gemüth, aber anständig aus, indem er sein Repertoire auch mit einigen heiteren, starrerem Gestalten bereicherte. Seine Rollen sind: der Prinz in *Romeo und Julia* und in den *Irrungen*, Brabantio, Junius Brutus, später Menenius Agrippa, noch später Lartius im *Coriolan*; Polonius, Lucullus im *Timon*; Douglas, Guildenstern, Cornwall, Ludovico, Aegeon in den *Irrungen*; Bruder Lorenzo, J. Caesar, Kent, Casca, Gremio, Gloster im *Lear*; der Doge, der Herzog von Marokko, Egeus im *Sommernachtstraum*; Baptist in der *Weidspensigen*; Antigonus im *Wintermärchen*.

Der jüngere Lendvay erbte von seinem Vater blos die Aeusserlichkeiten, nicht dessen Geist und Erfindsamkeit. Er brachte es bis zu geschickter Nachahmung, aber nicht so sehr zur Nachahmung der Natur, als vielmehr zur Nachahmung seines Vaters. Indessen war sein Repertoire reicher. Seine Rollen sind: Guildenstern, Cassio, Graf Paris, einer der beiden Antipholus, Laertes, Romeo, Hamlet, Alban, Heisspörn, Petruchio, Tullus Aufidius, Bassanio, Othello, Richmond, Edmund, Lysander, Macbeth, Edgar, Antonius.

Koloman Szerdahelyi wurde der Nachfolger László's und überflügelte seinen Vorgänger; er war ebenso lebhaft und leicht, aber gewandter und gemüthlicher. Seine gut, theilweise vorzüglich gespielten Rollen waren: Casca, Cinna, Laertes, Paris, Schmächtig in den *Weibern von Windsor*, Horatio, Alban, Gremio, Poins, Rodrigo, Flink in den *Veronesen*, einer der beiden Dromio, Tranio, Gratiano, Sempronius im *Timon*; Puck, Autolykus im *Wintermärchen*; Zettel und Flaut im *Sommernachtstraum*; weniger gut gelangen ihm Jun. Brutus im *Coriolan*, Mercutio, dessen tiefen Humor er nur gegen das Ende seiner Laufbahn zur Erscheinung brachte; Lears



Narr, in dem er nicht bitter, nur Spassmacher war; ganz misslungen war sein Jago.

Die Frauen der Uebergangsperiode, von welchen wir noch zu sprechen haben, sind Frau Kövér und Frau Bulyovszky. Die Erstere steht ohngefähr in der Mitte zwischen Frau Jókai und Frau Lendvay, die Letztere bewegt sich im Rollenkreise der Frau Lendvay und Frau Hubenay, ist aber mehr ein Lustspiel-, als ein Trauerspiel-Talent. Sie spielt verständig, es geht ihr aber das echte Pathos ab; sie erfüllt Molé's Vorschrift: «garder sa tête et livrer son coeur» blos in ihrer ersten Hälfte. Frau Kövér ist aufrichtig und gehoben, aber zuweilen manierirt. Beiden gemeinsame Rollen sind: Kordelia, Nerissa, Anna, Jessika, Ophelia, Desdemona; besondere Rollen der Frau Kövér: Lady Percy, Portia im *Julius Caesar*, Adriana, Virgilia, Julia in den *Veronesen*, später Elisabeth und Goneril; besondere Rollen der Frau Bulyovszky: Calpurnia, Julia in *Romeo und Julia*, Luciana, Valeria, Sylvia.

Die Thätigkeit unserer jüngsten Schauspieler-Generation, sowie die Thätigkeit derjenigen Mitglieder der früheren Generation, welche auch jetzt noch thätig sind, unterziehen wir hier, weil sie noch nicht der Vergangenheit angehört, keiner Kritik; wir bemerken von ihr blos im Allgemeinen, dass sie, wiewohl in Einem oder dem Anderen schwächer scheinend, demungeachtet im Ganzen befriedigend ist. Das Pathos hat vielleicht abgenommen, rücksichtlich der Tragödie ein betrübendes Symptom, aber auch das falsche Pathos ist im Schwinden begriffen; und die Declamation zeigt einen grossen Fortschritt. Unsere alten Schauspieler waren aus der Schule der Deutschen hervorgegangen und hatten von dieser — neben anderweitigem Guten — schlechte Declamation und falsches Pathos gelernt; unsere heutige Schauspielkunst hat sich von der deutschen Vormundschaft emancipirt und entwickelt sich selbständiger. Vordem hatten wir, ausser Egressy und Frau Jókai, kaum einen Schauspieler, welcher declamiren konnte; die junge Generation betrachtet die Declamation als das Fundament der richtigen Darstellung. Dass wir keinen rechten Tragöden haben, ist ein Uebelstand; aber heutzutage ist ein ausgezeichnete Tragöde

überall eine so grosse Seltenheit, wie ein ausgezeichnetes Skulpturwerk. Wir leben in der Zeit des leichteren Conversationsstückes. Es mag auch sein, dass es früher mehr originale Talente gegeben hat; die jetzigen Aufführungen sind, Alles zusammen genommen, trotzdem vollkommener, als diejenigen der glänzendsten Zeiten unserer Schauspielkunst. Wir müssen bedenken, dass, in künstlerischer Hinsicht, die Einen Guss zeigenden Darstellungen durch Schauspieler zweiten, ja dritten Ranges immer mehr werth sind, als diejenigen, in welchen Einzelne blendend glänzen, während Andere zu dunkeln Flecken herabsinken. In früherer Zeit hat in der That die Schwäche der Nebenrollenträger neben einzelnen grossen Künstlern die Harmonie des Spiels vernichtet; heute ist, wenngleich mit einem mittelmässigen Personal, das Spiel ein harmonischeres. Ehemals waren Einer oder Zwei gut, die Uebrigen schlecht; heute sind alle mindestens genügend. Unleugbar verdanken wir dieses erfreuliche Resultat hauptsächlich der Theaterschule, von welcher vernünftigerweise nicht verlangt werden kann, dass sie Genies schaffe, und welche ihrer Bestimmung genügt, wenn sie die berufenen, wenn auch bescheideneren Kräfte entwickelt und richtig leitet.

Wer auf das Shakespeare-Repertoire unseres National-Theaters seit dessen Bestande auch nur einen flüchtigen Blick wirft, kann sich überzeugen, dass im Fortgange der Zeit Shakespeare's Werke auf demselben immer zahlreicher erscheinen, was so viel bedeutet, dass unsere Schauspielkunst das Interesse des Publicums für den britischen Dichter bis heute fortwährend vermehrt hat; und es ist Thatsache, dass das Theater an Shakespeare-Abenden heutzutage weit mehr gefüllt zu sein pflegt als ehemals. Auch dies ist ein erfreuliches Symptom und zeugt dafür, dass bei uns auch auf diesem Gebiete eher ein Aufschwung, als ein Niedergang vorhanden ist.

### III.

Die Schöpfungen grosser Genies wirken befruchtend und veredelnd auf jeden empfänglichen Geist, und uns liegt es hier nur ob



zu constatiren, dass auch die ungarische Nation bemüht gewesen ist und es noch ist, sich Shakespeare anzueignen, in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Wie geschieht diese Aneignung, diese Assimilation? Durch die Uebersetzer, die Schauspieler, die Erläuterer und Dichter.

Von den Uebersetzern und Schauspielern haben wir soeben gesprochen. Auch der Erläuterer haben wir gelegentlich Erwähnung gethan, und da wir nicht die Absicht haben eine Bibliographie zu schreiben, wird es wohl genügen, wenn wir an Gyulai, Petöfi, Rákosi, Karl Szász, Szécsen, Vörösmarty und Andere, die in vielfachen Studien und Kritiken zur Charakteristik und Erläuterung Shakespeare's und seiner Werke wichtige und werthvolle Beiträge geliefert haben, nur kurz erinnern und im Folgenden nun noch diejenigen aufzählen, die sich mit Shakespearestudien eingehender befasst haben. Unter diesen aber müssen wir vor Allen wieder Vörösmarty hervorheben, der in seinen dramaturgischen Arbeiten zuerst die Aufmerksamkeit unseres Publicums auf Shakespeare gelenkt und insbesondere in seinen Theaterkritiken als wahrhaftiger Shakespeare-Commentator gewirkt hat. Dasselbe ist von Gabriel Egressy zu sagen, der schon 1839 über «Hamlet» und auch später mehrmal über seinen Lieblings-Dichter geschrieben hat.

Ebenso haben Egressy in seinem *Színészeti könyve* (Buch von der Schauspielkunst) und Szigligeti in seinem Werke *A dráma és válfajai* (Das Drama und seine Gattungen) zur Begründung ihrer Anschauungen und Lehren die instructivsten und zahlreichsten Belege aus Shakespeare gezogen. Zu Anfang der Vierziger Jahre beschäftigte sich auch Kossuth mit Shakespeare-Studien, die, wie Toldy schreibt, von Kennern günstig aufgenommen wurden. Von unseren älteren Schriftstellern wollen wir hier noch Lázár Petrichevich Horváth erwähnen, der in der Wochenschrift «Athenaeum» unter dem Titel *Shakespeare és drámái* (Shakespeare und seine Dramen) eine zu einem ganzen Buche anschwellende Artikelreihe geschrieben hat; von den allerjüngsten aber Georg Molnár, der ausser *Richard III.* auch *König Lear* zum Gegenstand einer besonderen Studie gemacht hat, und Julius

E. Kovách nebst Georg Brankovich, welche ebenfalls einzelne Gestalten des Dichters behandelt haben, jener zerstreut in Zeitschriften, dieser gesammelt in zwei Bänden.

Uebersetzer, Schauspieler und Erläuterer können indessen blos die Werke des Dichters einbürgern; seinen Geist, seine Poesie selbst können nur Dichter herüber verpflanzen. Der gewaltige Shakespeare hat natürlicherweise auch unsere Dichter zur Nachahmung gereizt; aber wer hat ihn richtig nachgeahmt? welche Imitatio Shakespearei ist die wirkliche? ist echt shakespeareisch? Keineswegs diejenige, welche nach Wortspielen, Paradoxien, burlesken Wendungen hascht, in häufigem Scenenwechsel, absichtlichen Anachronismen macht, die Scenen mit tönenden Reimen schliesst, kurz, welche sich an die Aeusserlichkeiten des Dichters hängt oder ihn sogar in seinen Fehlern überflügeln will; sondern diejenige, welche sein inneres Wesen erkennt und ihm in seinen wesenhaften Vorzügen zu folgen bestrebt ist: in der gründlichen Kenntniss und treuen Zeichnung der Seele, in der Erklärung der Leidenschaften und Handlungen durch den Charakter, in der Kraft und Aufrichtigkeit des Ausdrucks, in der unparteiischen Ausübung der Gerechtigkeit und in der nachsichtigen Beurtheilung der Schwächen, im guten Willen und in der edlen Gesinnung, in bescheidener Unbefangenheit und weiser Mässigung, in der Achtung vor den höheren Interessen, in der sittlichen Auffassung der Bestimmung des Menschen.

So hat Katona Shakespeare nachgeahmt in der Tragödie, welche seine einzige und die einzige wirkliche Tragödie unserer gesammten poetischen Literatur ist.

Karl Kisfaludy lässt erst am Schlusse seiner Laufbahn, in seinem *Matthäus Csák*, Vörösmarty schon in seinen ersten Dramen Shakespeare's Einfluss wahrnehmen, jedoch in einseitiger Weise. Vörösmarty ist auch sonst kein dramatisches Talent und auf den Epiker der glänzenden nationalen Vergangenheit haben vorzugsweise Shakespeare's epische Historien gewirkt, jene Historien, in welchen auch der englische Dichter den Ruhm der eigenen Nation verherrlicht. Gyulai bemerkt richtig, dass die Lectüre Shakespeare's in Vörösmarty nicht den Sinn für tragische Con-



ception, rasche Handlung, starke Charakterzeichnung, sondern bloß den Hang zur Dramatisirung der vaterländischen Geschichte entwickelt habe. «*Csongor und Tünde*» dagegen ist eine muster-giltige Shakespeare-Imitation und dennoch ein Original-Product, und — um wieder Gyulai's Worte zu gebrauchen — ein ebenso brillanter Triumph des Wohlklanges der ungarischen, wie Shakespeare's *Sommernachtstraum* jener der englischen Sprache.

Szigligeti hat keine so tiefe Empfindung und keinen so hohen Schwung wie Vörösmarty, er weiss aber Shakespeare wirksamer auszunutzen; und während Vörösmarty in unserer dramatischen Poesie kaum eine Spur hinterlässt, bildet Szigligeti eine Epoche in derselben. Sein Wirken ist ein neuer Beleg dafür, dass im Drama das Uebergewicht der Schauspielkunst mehr gilt, als das Uebergewicht der Poesie, insbesondere wenn der Schauspieler poetischen Geist hat. Ein solcher Schauspieler wird ein besserer dramatischer Autor sein, als der Dichter, in welchem die schauspielerische Empfänglichkeit gering ist. Die dramatische Poesie blüht stets in der unmittelbaren Nähe des Theaters und ihre glücklichsten Gärtner sind Autoren, die zugleich Schauspieler oder wenigstens in der Schule der Schauspielkunst aufgewachsen sind. Indessen war unstreitig ein Hauptfactor der Erfolge Szigligeti's auch dies, dass er sich Shakespeare zum Wegweiser gewählt hatte. Gleich mit seinem ersten Trauerspiel «*A meggátszött cselek*» (die vereitelten Ränke), in welchem er sich noch nicht genug selbständig bewegt, hat er sich den Vorwurf zugezogen, dass er in dasselbe Scenen aus *Macbeth* und *Hamlet* herübergenommen habe. Szigligeti hat von Shakespeare gelernt, dass Handlung der Hauptzweck des Drama's sei; von ihm, wie die Handlung geschickt ausgesponnen und ihre Wirkung sicher berechnet werden könne. Von ihm hat er auch den innigen Verband der Handlung mit dem Handelnden gelernt, und dass alles Geschehende aus dem Charakter der handelnden Personen gerechtfertigt werden müsse. Im Intriguen-Lustspiel treten einfältige Leute auf, welche von Anderen betrogen werden, im Charakterlustspiel betrügen die Thoren sich selbst; im Schauer-Drama, in der Schicksals-Tragödie tritt uns das frevelhafte Trei-

ben der Bösewichter und das unverdiente Dulden der Unschuldigen vor Augen; in der rechten Tragödie büsst der irrende Mensch seinen Irrthum. Szigligeti strebt dieses Ziel an, und auch darin ist er Shakespeare's Schüler. Dass er in der Bearbeitung der Geschichte, ebenfalls auf der richtigen Fährte, Shakespeare's *Coriolan* und *Julius Cäsar*, nicht aber dessen *Heinriche* vor Augen hat, haben wir bereits Gelegenheit gehabt zu erwähnen.

Es sei mir erlaubt, nach den eben aufgezählten dramatischen Dichtern noch *einen* von unseren Dichtern zu erwähnen, welcher zwar kein Drama gedichtet hat, welcher jedoch, nach meiner Ueberzeugung, Shakespeare dessenungeachtet unter allen unsern Dichtern am vollständigsten in sich aufgenommen hat: Johann Arany, den Epiker, der unter Shakespeare's Einflusse in dramatischer Epiker geworden ist und der mit seiner starken psychologischen Charakterzeichnung und mit den grossen Umrissen seiner Gemälde auch in der epischen Form Dramen, in seinem Epos *Buda's Tod* und in seinen Balladen Tragödien schreibt.

Shakespeare ist auch insofern ein Wohlthäter der Menschheit, als er consequent die Berechtigung der sich über die natürliche Welt erhebenden Ideen, die Achtung vor den Banden der menschlichen Gesellschaft verkündigt, das Banner der individuellen Freiheit und persönlichen Verantwortlichkeit hochhält; und es ist für uns eine angenehme Genugthuung, dass diejenigen unter unseren Berühmtheiten, in welchen wir würdige Nachfolger Shakespeare's erkannt haben, dieselben Losungsworte erklingen, dasselbe Banner wehen lassen, was der neuen Generation — dieser Generation des laxen Pflichtgefühles, der wässerigen Halbbildung und wohlfeilen Glaubenslosigkeit, dieser mit den falschen Autoritäten zugleich die wahren, ewigen Autoritäten geringschätzenden, der Pietät und des sittlichen Gefühles entkleideten Generation auch wirklich noththut.

AUGUST GREGUSS. \*

---

\* Der zweite Theil des Schlusscapitels aus dem ersten Bande von des Verfassers demnächst erscheinenden, im Auftrage der ungarischen Academie verfassten Buche über Shakespeare's Leben und Werke.



## DIE MITTHEILUNGEN

DER HERREN EDM. HÉBERT UND MUNIER CHALMAS UEBER  
DIE UNGARISCHEN ALTERTERTIÄREN BILDUNGEN.

VON MAX VON HANTKEN.\*

**I**N den Zeitschriften «Revue scientifique de la France et de l'étranger»\*\* und «Comptes rendus des séances de l'Académie des sciences»\*\*\* erschienen von Herrn EDM. HÉBERT, Professor der Geologie an der Pariser Universität, und seinem Assistenten Herrn MUNIER CHALMAS mehrere Aufsätze, in welchen die genannten ausgezeichneten Geologen und Palaeontologen die Resultate ihrer im Jahre 1876 in Ungarn und Italien gemachten geologischen Untersuchungen veröffentlichten. — Gegenstand ihrer Forschungen bildeten die alttertiären Bildungen.

Der Zweck vorliegender Abhandlung ist: den auf die ungarischen Bildungen bezüglichen Theil der sehr werthvollen Arbeit der Herren HÉBERT und MUNIER CHALMAS vollinhaltlich zu veröffentlichen und zu dieser Mittheilung meine eigenen Bemerkungen hinzuzufügen, was ich deshalb für nothwendig erachte, weil meine Ansichten bezüglich der Parallelsirung der Schichtencomplexe der Graner Gegend mit jenen des Bakony in einigen Punkten wesent-

\* Vorgetragen am 16. December 1878 in der Sitzung der dritten Classe der ungarischen Académie der Wissenschaften. — Uebersetzt vom Verfasser.

\*\* Recherches sur les terrains de la Hongrie et du Vicentin. Nr. 13. 1877.

\*\*\* Recherches sur les terrains tertiaires de l'Europe meridional. Tome LXXXV. 1877. T. LXXXVI. 1878.

lich abweichen von den Ansichten der genannten französischen Gelehrten.

Ausserdem sind in der Abhandlung der französischen Geologen einige irrthümliche Daten enthalten, deren Berichtigung mir wünschenswerth erscheint.

Nachdem die in der «Revue scientifique» mitgetheilte Abhandlung mit der in den «Comptes rendus» erschienenen im Wesentlichen übereinstimmt, werde ich im Nachfolgenden nur die letztere mittheilen.

### DIE TERTIÄREN BILDUNGEN UNGARNS.

(Bakony, Gran und Budapest.) Von HÉBERT und MUNIER CHALMAS.

Sogleich nach unserer Ankunft in Budapest und sobald er den Zweck unserer Forschungen erfahren, hat sich Herr MAX VON HANTKEN, Director der königl. ungar. geologischen Anstalt, bereit erklärt uns zu begleiten und uns selbst in diesen Gegenden, deren geologische Constitution ihm bis in das kleinste Detail bekannt ist, Alles zu zeigen, was nur möglich ist zu sehen. Wir können diesem ausgezeichneten Gelehrten nicht genug unsere Anerkennung dafür ausdrücken. Ohne ihn wären unsere Ausflüge vergeblich gewesen. — Nicht genug, dass er alle materiellen Schwierigkeiten des Fortkommens, der Unterkunft u. s. w. ebnete,\* hat er uns auch an Ort und Stelle die Resultate seiner langjährigen Forschungen und seiner zahlreichen in Frankreich wenig bekannten Arbeiten mitgetheilt. — Auch in dieser Abhandlung gebührt der ganze stratigraphische Theil dem Herrn HANTKEN. Wenn uns dennoch diese Abhandlung von einigem Nutzen zu sein scheint, so ist dies aus dem Grunde, dass darin die Faunen der verschie-

\* In der erfolgreichen Lösung unserer Aufgabe haben uns sehr wirksam unterstützt die Herren: Ludwig Sziklay in Piszke, J. Gangl, fürstlich Metternich'scher Inspector in Bajna, J. Tschedul, Berginspector in Dorogh, R. Wiesner, Bergdirector in Ajka. — Ich halte es für meine angenehme Pflicht, diesen Herren für die bewiesene Unterstützung und Gastfreundschaft den besten Dank auszusprechen. (HANTKEN.)



denen Schichtencomplexe schärfer gewürdigt werden und das Alter eines jeden derselben mit Bezug auf die classische Schichtenreihe des Pariser Beckens festgestellt wird.

Bei dem Studium dieser Schichtencomplexe befolgen wir eine aufsteigende Ordnung, indem wir von den ältesten zu den jüngsten fortschreiten.

I. *Lignite mit Cyrena grandis Hanth. und Schichten mit Cerithium bakonicum M. Ch. und Cerith. Tokodense \* M. Ch.*

Diese Schichten sind die ältesten, deren Vorkommen man bisher in Ungarn constatirt hat. Sie repräsentiren zwei Abtheilungen, von denen die untere eine Süßwasser-, die obere eine marine oder brackische Bildung ist.

*Untere Abtheilung.* Diese Ablagerung besteht aus mergeligen Kalken, welche mit Mergeln und Lignitbänken wechsellagern, die schon seit lange Gegenstand eines lebhaften Bergbaues in Dorogh, Tokod etc. sind. (Umgebung von Gran.) Diese Ablagerung ist eine fluvio-lacustre Bildung, die vorzüglichlichen Versteinerungen sind:

*Cyrena grandis*

*Hanth.*

*Dreyssensia (Congeria) eocenica*

*Mun. Chalm.*

*Unio*

*Bythinia carbonaria*

*Mun. Chalm.*

*Melanopsis, Hantkenia, Chara* und seltener *Crocodil-*

*Fischreste.*

Hier erscheint zuerst die Gattung der *Dreyssensia* unter dem *Miocen.* \*\*

\* In Tokod kommt in den in Rede stehenden Schichten nur eine *Cerithium*-Art vor, und zwar die Art, die bisher unter dem Namen *Cer. striatum Defr.* angeführt wurde. Nachdem nun im Nachfolgenden MUNIER CHALMAS, der die gesammelten Petrefacte bestimmte, diese Art unter dem Namen *Cer. Hantkeni* anführt, so ist anzunehmen, dass beide Namen (*Cer. tokodense* und *Cer. Hantkeni*) dieselbe, d. h. die bisher als *Cer. striatum Defr.* bekannte Art bezeichnen. (HANTKEN.)

\*\* Diese Versteinerung habe ich bereits in meinen früheren Abhandlungen (Die geologischen Verhältnisse des Graner Braunkohlengebietes, 1871, Seite 64) als *Mytilus* sp. angeführt, und weil ich wegen des schlech-

*Obere Abtheilung.* In Dorogh und Tokod besteht dieser Complex aus thonigen Schichten, in welchem folgende Versteinerungen in grosser Menge auftreten:

*Natica incompleta* Zitt.

*Cerithium Hantkeni* Mun. Ch. (*Cerithium striatum Hantken non Defr.*) \*

*Anomya dentata* Hantken.

In Ajka, wo die untere Abtheilung fehlt, ruht die obere Ab-

theilung im Erhaltungszustandes der Schalen von der Beschaffenheit des Schlosses mich nicht überzeugen konnte, die Unsicherheit der Bestimmung durch ein vorgesetztes Fragezeichen angedeutet. — In dem obigen Verzeichnisse fehlt übrigens die *Anomya dentata*, welche in den brackischen Schichten dieser Abtheilung zum ersten Male auftritt — und auch in den brackischen Schichten der höheren Horizonte immer auftritt, daher unsere Aufmerksamkeit in höherem Maasse verdient. (HANTKEN.)

\* Bezüglich des *Cer. Hantkeni* bemerke ich, dass dieses schon seit langem unter dem Namen *Cer. striatum Defr.* bekannt ist, und dass dieses zuerst MOR. HÖRNES, damaliger Vorstand des Hof-Mineraliencabinets in Wien, im Jahre 1853 unter diesem Namen bestimmte — und seitdem jeder Geolog und Palaeontolog, der sich mit den geologischen Verhältnissen dieser Gegend befasste, namentlich ZITTEL und PETERS dieses *Cerithium* unter demselben Namen anführen. (Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt, 1854, p. 403. — KARL PETERS: Geologische Studien in Ungarn. 1859. Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt, p. 483. — KARL ZITTEL: Die oberen Nummulitenschichten in Ungarn. Sitzungsberichte der kaiserlichen Academie der Wissenschaften, 46. Band.) — Demnach haben schon vor mir sehr ausgezeichnete Palaeontologen die fragliche Art als *Cerithium striatum* bestimmt und müsste man demnach statt *Cer. striatum Hantken* richtiger *Cer. striatum auctorum* schreiben. Weiter muss ich noch bemerken, dass ich seit lange bestrebt war, die ungarischen Exemplare mit dem französischen *Cerithium striatum* vergleichen zu können — doch war mein Bestreben ein vergebliches. Ich suchte diese Art schon im Jahre 1871 in den Sammlungen des Hof-Mineraliencabinets in Wien und der École des mines in Paris — sowie im laufenden Jahre in den Sammlungen der Sarbonne in Paris — doch stets vergeblich. — Selbst Herr MUNIER CHALMAS konnte mir diese Art nicht vorzeigen, obgleich er mir schon im Jahre 1876 versprach, einige Exemplare dieser Art mir zu senden. — Demnach müssen wir noch die Beschreibung der Unterschiede der beiden Arten von Herrn MUNIER CHALMAS abwarten, um uns zu überzeugen, ob die bisher für *Cerithium striatum Defr.* gehaltene Art aus Ungarn wirklich eine neue Art sei oder nicht.



theilung unmittelbar auf Süsswasserschichten der Kreide. Diese ist viel reicher an organischen Resten. Ausser dem grösseren Theile der vorigen kommen noch vor:

Cerithium	baconicum	M. Ch.
»	ajkense	M. Ch.
Pyrena	Cuvieri	Desh.
»	Hantkeni	M. Ch.

Zu diesen gesellt sich noch eine Art *Hantkenia eocenica* M. Ch., welche zu einem neuen Gasteropoden-Geschlechte gehört (*Hantkenia* M. Ch. *Paludomus* auct.). Dieses Gasteropoden-Geschlecht ist in den cretaceischen Süsswasserschichten, die darunter liegen, sehr häufig, so dass man glauben könnte, dass die Exemplare von dort eingeschwemmt wurden — doch ist die Art eine verschiedene.

## II. Schichten mit *Nummulites Hantkeni* M. Ch. und mit *Nummulites subplanulata* Hantk.

Im Bakony folgt über den Schichten mit *Cerithium baconicum* ein sehr mächtiger, aus gelblichem und bläulichem mergeligem Kalke bestehender Schichtencomplex, in welchem Nummuliten in grosser Menge auftreten. — An der Basis dieses Complexes wurde durch ein Bohrloch, welches bei Neuhütten im Urkuter Hotter abgeteuft wurde, das Vorkommen eines Kohlenflötzes constatirt.\* Gewisse Schichten bestehen ganz aus Nummuliten oder Miliolideen oder aber aus Pernaschalen. Die Petrefacte dieses Schichtencomplexes sind entweder solche, welche nur dieser Gegend eigenthümlich sind, wie:

\* Die Schichten mit *Cer. baconicum*, wie ich dies schon in meinem «Die Kohlenflötze und der Koblenbergbau in den Ländern der ungarischen Krone» betitelten Werke anführte, kommen im Julius-Stollen vor, wo die im Urkuter Schurfschachte aufgeschlossenen Schichten nicht bekannt sind und demgemäss sind die Lagerungsverhältnisse der Schichten mit *Cer. baconicum* und jener mit *Numm. Hantkeni* zu einander nicht klar, was ich später noch eingehender besprechen werde. Im Urkuter Schachte kommt das Kohlenflötz nicht an der Basis des betreffenden Schichtencomplexes, sondern bei acht Klafter Tiefe und in demselben eingelagert vor. (HANTKEN.)

<i>Natica cochlearis</i>	<i>Hantken.</i>
» <i>patulina</i>	<i>M. Ch.</i> ( <i>Nat. patula Hantk. non Desh.</i> )
<i>Cerithium urkutense</i>	» » ( <i>Cer. parisiense Hantk. non Desh.</i> )
<i>Mitra Neuhüttensis</i>	» » ( <i>Mit. obliquata Hantk. non Desh.</i> )
<i>Cardium Wiesneri</i>	<i>Hantk.</i>
<i>Lucina baconica</i>	<i>M. Ch.</i> ( <i>Lucina consobrina aff. Hantk.</i> )
<i>Nummulites Hantkeni</i>	» » ( <i>Nummul. laevigata Hantk. non Lam.</i> ) *

oder aber solche, welche auch im Pariser Becken vorkommen, wie :

<i>Hipponyx dilatatus</i>	<i>Defr.</i>
<i>Natica hybrida</i>	<i>Lam.</i>
<i>Bayania lactea</i>	»
<i>Nerita Schmiedeliana</i>	<i>Chemn.</i>
<i>Delphinula lima</i>	<i>Lam.</i>
<i>Fusus Noae</i>	» **

Die durch *Nummulites Hantkeni* charakterisirten mergeligen Kalksteine sind häufig durch einen mächtigen aus Mergel und Thon bestehenden Schichtencomplex ersetzt, in welchem die oben angeführten organischen Reste nicht vorkommen. Anstatt ihrer treten *Nummulites subplanulata Hantk. et Madar.*, ferner eine der *Nummulites placentula Desh.* nahe stehende Art, *Operculinen* und *Entomostraceen* auf. Diese Schichten findet man in Bajna, Piszke,

\* Die *Natica patulina M. Ch.* kommt in den Urkuter Schichten sehr selten vor, indem ich nur zwei Exemplare fand, diese sind, wie ich dies in meiner Abhandlung angab, klein, doch sind sie ganz ähnlich der *Nat. patula Desh.*, so dass ich sie nur für Jugendformen dieser Art halte. Das *Cer. urkutense Ch. M.* stimmt mit *Cer. parisiense Desh.* so gut überein, dass man es kaum als eine neue Art betrachten kann. Bezüglich der *Mitra neuhüttensis* muss ich bemerken, dass ich sie nur mit Vorbehalt mit *Mitra obliquata Desh.* identificirt habe.

*Nummulites Hantkeni M. Ch.* ist keine neue Art, sondern *Numm. laevigata Lam.*, wovon ich mich aus der Vergleichung der Urkuter Exemplare mit den französischen, belgischen und englischen Exemplaren vollständig überzeugt habe. (HANTKEN.)

\*\* Ausser den obigen Arten habe ich in meiner citirten Abhandlung nachfolgende Arten aufgeführt, die auch im Pariser Becken vorkommen: *Cardium obliquum Lam.*, *Conus parisiensis Desh.*, *Diastoma costellata Desh.*



Lábatlan, Tokod und Dorogh, wo sie die die Kohlenflötze enthaltenden Schichtencomplexe bedecken.

### III. Schichten mit *Nummulites perforata* d'Orb. und mit *Numm. Lucasana* Defr.

Dieser zweite Nummuliten-Horizont ist überall über dem Vorhergehenden gelagert. In der Gegend von Tokod, Bajoth und Bajna (Domonkos) ist er durch mit Nummuliten erfüllte, manchmal in bräunlichen Mergel übergehende mergelige Kalksteine repräsentirt.

Gasteropoden und Acephalen treten darin selten auf und zwar *Voluta subspinosa* Brong., *Corbula exarata* Desh. Hingegen sind Korallen häufig und zwar:

<i>Trochocyathus acutecristatus</i>	<i>Reuss</i>
» <i>longus</i>	»
» <i>affinis</i>	»
<i>Cyatophyllia</i> Hantkeni	»
<i>Cycloseris minuta</i>	»
<i>Placophyllia flabellata</i>	»
<i>Stylocoenia macrostyla</i>	»
<i>Astrea Morlotti</i>	» u. s. w.

Echinodermen fehlen fast gänzlich.

Diese Schichten sind in dem in Rede stehenden Gebiete durch die Schichten mit *Nummulites striata* — den dritten Nummuliten-Horizont — bedeckt.

Im Bakony bestehen die Schichten mit *Nummulites perforata* und *Nummulites Lucasana* aus sehr mächtigen, compacten Kalksteinen, in welchen ausser den zwei angeführten Arten noch *Nummulites complanata* Lam. und *Nummulites spira* Roiss., welche letztere in der Graner Gegend gänzlich fehlt, und eine grosse Alveolinenart vorkommen.

Echinodermen sind ziemlich häufig und zwar:

<i>Coptosoma pulchra</i>	<i>Laube.*</i>
<i>Psammecinus nummuliticus</i>	<i>Pávai.</i>
<i>Echinolampas Suessi</i>	<i>Laube.</i>
» <i>ellipticus</i>	<i>Ag.</i>
<i>Conoclypus conoideus</i>	<i>Ag.</i>
<i>Amplipygus dilatatus</i>	<i>Ag., und ausser diesen</i>

noch *Eupatagus*, *Schizaster* und *Macropneustes*.

Unter den Mollusken, welche übrigens selten und schlecht erhalten vorkommen, haben wir *Nerita Schmideliana*, *Ostraea gigantea*, *Ovula*, *Cerithium*, *Lucina*, *Pecten* u. s. w. gesammelt.

#### IV. Schichten mit *Nummulites striata* d'Orb.

Dieser Schichtencomplex, dessen Ueberlagerung über den vorhergehenden überall leicht zu constatiren ist, besitzt eine grosse Verbreitung in den Gegenden von Tokod, Dorogh, Bajna, Piszke u. s. w.

Diese Ablagerung besteht aus mächtigen Sandstein-, Thon- und Mergelschichten, welche im Allgemeinen marinen oder brackischen Ursprunges sind, doch auch wie in Lábatlan Süsswasser-Schichten mit *Cyrénen* und Lignit enthält.\*\*

An den verschiedenen Oertlichkeiten sind organische Reste häufig. Am häufigsten kommen folgende Arten vor:

<i>Fusus roncanus</i>	<i>Brongn.</i>
<i>Pyrena combusta</i>	»
<i>Cerithium calcaratum</i>	»
» <i>corvinum</i>	»
<i>Strombus Tournoueri</i>	<i>Bayan.</i>
<i>Turritella vinculata</i>	<i>Zittel.</i>

\* Wie ich es in meiner «Neue Daten zur geologischen und palaeontologischen Kenntniss des südlichen Bakony» betitelten Abhandlung in einer Bemerkung hervorhob, ist statt *Coptosoma* zu lesen *Cyphosoma*.

\*\* Solche Schichten kommen in Lábatlan in dem fraglichen Schichten-complexe nicht vor. Hier sind die ein schwaches Kohlenflötz enthaltenden Schichten entschieden brackischen Ursprunges, in welchen, wie ich in meinen früheren Abhandlungen zu wiederholten Malen anführte, — *Fusus polygonus*, *Cerithium calcaratum* u. s. w. vorkommen. (HANTKEN.)



Nerita Schmideliana	Chemn.
Bayania lactea	Lam. sp.
Diastoma costellata	Lam. sp.
Corbula gallicula	Desh.
» exarata	»
Cytherea tokodensis	M. Ch.
Crassatella plumbea	Desh.
Ostraea supranummulitica	Zittel.

In diesen Schichten kommen auch mehrere Korallenarten vor. An einigen Orten bildet die *Nummulites striata* für sich allein mächtige Schichten.\* *Nummulites perforata* kommt in der unteren Abtheilung noch in einigen Exemplaren vor. Doch verschwindet sie in den oberen Schichten gänzlich.

Der Schichtencomplex mit *Nummulites striata* ist unmittelbar mit solchen Schichten überlagert, in welchen *Nummulites Tchihatcheffi d'Arch.*, *Orbitoides radians d'Arch.*, *Serpula spirulaea Lam.* u. s. w. auftreten. Im Bakony, in der Gegend von Ajka, scheinen die Schichten mit *Nummulites striata* zu fehlen, während daselbst der Schichtencomplex mit *Nummulites perforata* eine weit bedeutendere Ausbildung erlangt wie in der Graner Gegend.

In dem ersten Gebiete bezeichnet diese Art einen höheren Horizont, welcher im letzteren fehlt. Man findet darin sehr häufig *Ostraea gigantea*, *Serpula spirulaea* u. s. w. Ausserdem zu den vier *Nummulit*-Arten des unteren Horizontes gesellen sich einige Arten, welche dem nachfolgenden Schichtencomplex angehören, als *Nummulites Tchihatcheffi*, *Orbitoiden* und *Serpula spirulaea*. — Auch die Anwesenheit der *Nummulites striata d'Orb.* kann man darin constatiren.\*\* Demgemäss stehen hier die verschiedenen

\* Solche Schichten, welche ausschliesslich aus *Nummulites striata* bestehen, kenne ich nicht. Diese *Nummuliten*art ist in einigen Schichten in grosser, in anderen in geringerer Menge enthalten und kommen mit ihr auch immer Molluskenreste vor.

\*\* Wie ich es schon in meinen früheren Abhandlungen angab, kommt daselbst wohl eine in die Gruppe der gestreiften *Nummuliten* gehörende Art vor — diese ist aber gewiss nicht *Nummulites striata d'Orb.* und tritt auch in den *Numm. striata*-Schichten nicht auf.

Horizonte in einem engen Verbande mit einander, sowohl in palaeontologischer wie auch stratigraphischer Hinsicht und wie es scheint besteht auch in der anderen Gegend keine Lücke. Natürlicher scheint die Annahme, dass die *Nummulites perforata* und diejenigen Arten, die sie begleiten, sich im Bakony in grosser Menge erhalten haben, während sich in anderer Gegend die *Nummulites striata* und jene Fauna entwickelte, welche die grösste Aehnlichkeit zu der Fauna der Ronkaer Schichten aufweist.

V. a) *Schichten mit Nummulites Tchihatcheffi d'Arch.*

Dieser Schichtencomplex, welcher den vierten Nummuliten-Horizont darstellt, ruht in der Graner Gegend, wie wir dies schon erwähnten, auf den Schichten mit *Nummulites striata*, im Bakony aber über der oberen Abtheilung der *Nummulites perforata*. Diese Ablagerung besteht bei Ajka, Tokod und Bajna (Domonkos) aus dichtem oder thonigem Kalksteine und eingelagertem Mergel, manchmal aus Sandsteinen.\* Die Fauna dieser Schichten unterscheidet sich bedeutend von der der darunter liegenden. Die vornehmlichsten Arten in Bezug der Häufigkeit sind folgende:

<i>Serpula spirulaea</i>	<i>Lam.</i>
» <i>bakonica</i>	<i>M. Ch.</i>
<i>Terebratulina semistriata</i>	<i>Leym.</i>
<i>Bourquetocrinus Thorenti</i>	<i>d'Arch.</i>
<i>Nummulites Tchihatcheffi</i>	»
» <i>complanata</i>	<i>Lam.</i>
<i>Orbitoides dispansa</i>	<i>Sow.</i>
» <i>papiracea</i>	<i>Boubée</i>
» <i>aspera</i>	<i>Gümbel</i>

\* Bei Lábatlan kommt der in Rede stehende Schichtencomplex nicht vor. Die Autoren meinen wahrscheinlich die bei Sattel-Neudorf am Donau-Ufer anstehenden Sandsteinschichten, welche *Numm. Tchihatcheffi* und *Numm. complanata* enthalten, von denen übrigens mit Gewissheit nicht angegeben werden kann, ob sie hier in ursprünglicher oder secundärer Lagerstätte vorkommen. (HANTKEN.)



Orbitoides patellaris	Schloth
» radians	d'Arch.
» stellata	»
» tenuicostata	Gümbel
Clavulina cylindrica	Hantk.

Diese Schichten sind sehr reich an Nummuliten und besonders an Orbitoiden. Kalkalgen, welche schon in den untersten Schichten (Nummulites Hantkeni-Schichten) sich zu zeigen beginnen, sind in grosser Menge entwickelt und hauptsächlich durch das Geschlecht der Lithothamnium vertreten.

b) *Ofner Kalkstein und Mergel mit Clavulina-Szabói-Hantk.*

Auf die vorhergehenden Schichten folgen weisse Kalksteine, welche gleichfalls Orbitoiden in grosser Menge enthalten und bei Ofen eine grosse Verbreitung besitzen. \*

Diese Kalksteine, welche in petrographisch und palaeontologischer Beziehung nur Fortsetzungen der vorigen sind (V. a), übergehen in Mergel, wobei sie die gleiche Fauna behalten. Die mergeligen Kalksteine übergehen nach und nach in mehr oder weniger glimmerreichen Mergel, welchen man bei Ofen zur Ziegelbereitung ausbeutet. — Darin sind die Orbitoiden verschwunden, und es erscheinen in grosser Menge Clavulina Szabói Hantk., Robulinen und einige Mollusken, und zwar unter diesen :

Ostraea Brongniarti	Bronn
Pecten semiradiatus	Mayer
» Thorenti	d'Arch.
Lucina Boeckhi	Hofm.
Chenopus Heringensis	Gümb.
Macropneustes Hantkeni	Pávay

sowie Pflanzenabdrücke von Dicotyledonen und Coniferen.

\* Bei Ofen liegen diese Schichten nicht auf Nummulites Tchihatcheffi-, sondern auf Numm. intermedia-Schichten. (HANTKEN,)

Man sieht wohl leicht ein, dass dieser fünfte Schichtencomplex vollständig den Priabonaer und Biaritzer Schichten entspricht, d. h. dass er *obereocen* ist. Mit diesem schliesst sich die ungarische eocene Schichtenreihe.

Jene Schichten, welche über dem Ofner Mergel folgen, enthalten keine Nummuliten mehr, obgleich sie, wie wir sehen werden, einem solchen Zeitalter angehören, welches unmittelbar auf dasjenige folgte, in welchem die fraglichen Schichten gebildet wurden.

*Folgerungen.* Aus dem Vorangehenden folgt:

1. Dass die ungarische Nummulitenbildung fünf, sowohl durch ihre Faunen als auch durch ihre stratigraphische Lage von einander verschiedene Horizonte repräsentirt.

2. Dass diese fünf Schichtencomplexe in's Eocene gehören und darunter vier gut charakterisirte, unmittelbar aufeinander folgende Nummuliten-Horizonte darstellen.

VI. a) *Schichten mit Cyrena convexa Brongn. (Cyrena semistriata Desh.)*

Herr HANTKEN hat nachgewiesen, dass in Sárísáp und Dorogh (Graner Gegend) der die *Clavulina Szabói* enthaltende Mergel unmittelbar durch kalkige und sandige Schichten überlagert wird, welche in grosser Menge nachfolgende Petrefacte enthalten:

*Cyrena convexa* *Brongn.*

*Psammobia* sp.

*Congerina Brardii* *Brongn.*

*Cerithium plicatum* *Brug.*

» *margaritaceum* *Brocc.*

*Bithynia* sp.

Dieser Schichtencomplex enthält in Sárísáp u. s. w. Braunkohlenflötze. In diesen hat man Kieferbruchstücke von *Anthraco-terium magnum* gefunden. \*

\* Solche Kieferbruchstücke hat man bisher in der Graner Gegend nicht gefunden, wohl aber in den gleichalterigen Schichten bei Zsemlye im Komorner und bei Szápár im Veszprimer Comitate. (HANTKEN.)



Diese Ablagerung ist eine Süß- und Brackwasserbildung mit seltenen marinen Schichten. — Nahe zu Nagy-Sáp kommen in Schichten, welche, wie es scheint, unmittelbar über dem vorigen liegen, folgende Petrefacte vor:

Melanopsis Hantkeni	Hofm.
Cerithium plicatum	Brug.
» margaritaceum	Brocc.
Natica crassatina	Desh.
Nassa.	

b) Sand mit *Cyprina rotundata* Al. Br. und *Pectunculus obovatus*.  
Lam.\*

Die vorhergehenden Schichten sind mit einer mächtigen thonigen Sandablagerung bedeckt, welcher an gut erhaltenen Petrefacten reiche Bänke enthält. (Török-Bálint bei Budapest.)

Unter den Petrefacten kommen die nachfolgenden am häufigsten vor:

Panopaea Héberti	Bosq.
Pholadomya Puschi	Goldf.
Cyprina rotundata	Al. Br.
Tellina Nysti	Desh.
Cytherea incrassata	Sow.
Pectunculus obovatus	Lam.
Dentalium Kickxi	Nyst.
Natica crassatina	Desh.

Es ist merkwürdig, dass man in einer so weiten Entfernung von dem Pariser Becken zwei Schichtencomplexe wieder findet, welche auf's klarste die zwei ersten Abtheilungen unseres Miocens vertreten, d. h. den Thon mit *Cyrena convexa* und den Sandstein von Fontainebleau und D'Etampe. In beiden Gegenden ist dieselbe Reihenfolge vorhanden, und zwar zuerst Schlammsschichten mit

\* Diese Ablagerung besteht vorherrschend aus Sandstein und blätterigem Schiefer und Tegel, daher der Name *Sand* nicht passt. (HANTKEN.)

einer Süss- und Brackwasserfauna und hierauf Sandschichten mit einer marinen Fauna — und in beiden Gegenden sind die Haupt-Petrefacte dieselben.

Im belgischen Limburg und im Mainzer Becken sind beide Facies auch vertreten, doch in umgekehrter Ordnung. — Die Ablagerung daselbst war zuerst sandig und meerisch und nur später wurde sie thonig und brackisch.

Die marinen und die brackischen Faunen sind demnach miteinander innig verbunden, sie waren gleichzeitig und bilden demnach ein in denselben grossen Zeitabschnitt gehörendes Ganze.

Nicht zum ersten Male heben wir den innigen Verband der *Cyrena convexa*-Schichten mit dem Fontainebleauer Sandstein hervor, ungeachtet des Kalksteines von Brie, welcher im Pariser Becken obige zwei Ablagerungen von einander trennt. Und so greifen wir zuerst auf die durch Brongniart zwischen der ersten und zweiten Meeresbildung gezogene Grenzlinie. Die Direction der geologischen Karte von Frankreich hat es für gut befunden, diese Grenzlinie oberhalb des Kalksteines von Brie zu verlegen; dies ist eine Verfügung, welche wir sehr bedauern und wünschen wir, dass sie so bald als möglich im Interesse der Wissenschaft, als auch aus schuldiger Pietät gegen den Begründer der Geologie Frankreichs abgeändert werde.

So hat jenes Meer, in welchem sich der Sandstein von Fontainebleau absetzte und dessen Ausdehnung im nördlichen Europa Einer von uns schon vor 20 Jahren bezeichnete, auch einen grossen Theil von Ungarn bedeckt. — Dieses Meer hat dort Schichten von gleicher Beschaffenheit abgelagert, in welchen zahlreiche organische Reste begraben wurden, welche zu den die Ufer dieses Meeres bewohnenden Arten gehörten und zwar sowohl in Ungarn wie in Frankreich, Limburg und im Rheinthale, welches damals einen weit gestreckten Fiordt bildete.

Der bedeutende Unterschied, welcher zwischen diesen Ablagerungen und den darunter liegenden, d. h. den Orbitoiden enthaltenden Ofner und Biaritzer Schichten besteht, rechtfertigt vollständig jene Eintheilung, nach welcher die letzteren in's obere



Eocen gehören und der gemäss die letzteren in's untere Miocen verlegt werden.

Ungarns sechster tertiärer Schichtencomplex ist demnach im Ganzen der Repräsentant des gesammten Fontainebleauer Schichtencomplexes, wie wir ihn nehmen, d. h. angefangen von den Cyrena convexa-Schichten bis zum Kalkstein von Beauce.

In Ungarn kennt man noch keine Schichten, welche man mit dem Kalkstein von Beauce vergleichen könnte (obere Abtheilung des unteren Miocen). In Török-Bálint sind die Schichten mit *Pectunculus obovatus* von dem oberen Mioeen mit *Tapes gregaria* und *Cerithium pictum* durch einen bei 50 Meter mächtigen Schichtencomplex getrennt, \* welcher Schichtencomplex durch seine Fauna (*Ostraea crassissima*, *Lucina columbella*, *Tapes vetula*, *Pyrrula condita*, *Clypeaster*, *Echinolampas*, *Scutella vindobonensis* u. s. w.) in's mittlere Miocen, d. h. in jenen geologischen Horizont gehört, in welchen die Mittelschichten der Touraine sich bildeten.

Uebrigens müssen wir gestehen, dass wir die unmittelbare Lage dieser Schichten über jenen, welche den Sandstein von Fontainebleau repräsentiren, nicht kennen.

In den folgenden Abschnitten veröffentlichen die Verfasser die sehr interessanten Resultate ihrer in Italien gemachten geologischen Untersuchungen, in deren Besprechung ich in dieser Abhandlung nicht eingehen kann.

Am Schlusse ihrer Abhandlung stellen die Verfasser in folgender synchronistischer Tabelle die untermiocenen und eocenen Schichtencomplexes von Ungarn und Italien und dem Pariser Becken zusammen.

\* In Török-Bálint kommen die fraglichen Mediterran-Schichten nicht auf die Oberfläche und kann man demnach die Mächtigkeit des Schichtencomplexes zwischen den Cerithien- und den *Pectunculus*-Schichten nicht entnehmen.

For- ma- tion	Etage	Umgebung von Vicenza	Ungarn	Pariser Becken
Miocen	Untere	Kalkstein von Castel Gom- berto mit <i>Natica cras-</i> <i>satina</i> .	Sand mit <i>Pectuncu-</i> <i>lus obovatus</i> .	Sand von d'Etampes mit <i>Natica crassa-</i> <i>tina</i> und <i>Pectun-</i> <i>culus obovatus</i> .
		Mergel von Laverda. Tuff von Sangonini u. Salcedo.	Schichten mit <i>Cy-</i> <i>rena convexa</i> und <i>Cerithium marga-</i> <i>ritaceum</i> .	Kalkstein von Brie u. Mergel mit <i>Cyrena</i> <i>convexa</i> .
Eocen	Obere	3. Korallenkalk von Cros- sara.	2. Ofner Mergel.	Gyps.
		2. Mergel von Brendola und Schichten von Priabona mit <i>Orbitoides</i> etc.	1. Schichten mit <i>Or-</i> <i>bitoiden</i> und mit <i>Nummulites Tchi-</i> <i>hatcheffi</i> .	Kalkstein von Saint- Quex.
	Mittlere	1. Schichten mit <i>Cerithium</i> <i>Diaboli</i> .		
		6. Kalkstein von Ronea mit <i>Fimbria major</i> .	Schichten mit <i>Num-</i> <i>mulites striata</i> u. <i>Cerithium corvin-</i> <i>um</i> .	Sand v. Beauchamp. Oberer Grobkalk.
		5. Tuff von Ronia mit <i>Ceri-</i> <i>thium corvinum</i> .		
		4. Kalkstein von San-Gio- vanni-Ilarione mit gros- sen <i>Nummuliten</i> .	Kalkstein mit <i>Num.</i> <i>perforata</i> , <i>spira</i> u. <i>complanata</i> .	Kalkstein mit <i>Turri-</i> <i>tella imbricata</i> , <i>Fusus scalarinus</i> , <i>Cerithium lamello-</i> <i>sum</i> .
		3. Kalkstein von Monte-Po- stale mit <i>Cerithium gom-</i> <i>phoceras</i> .	Schichten mit <i>Num.</i> <i>subplanulata</i> .	Schichten mit <i>Num-</i> <i>mulites laevigata</i> .
		2. Schichten von Bolca mit <i>Alveolinen</i> und Fischen.	Schichten mit <i>Ceri-</i> <i>thium baconicum</i> .	Fehlen.
		1. Kalkstein von Monte-Spi- leco mit <i>Rhynchonella</i> <i>polymorpha</i> .	Lignite mit <i>Cyrena</i> <i>grandis</i> .	

Nachdem ich im Vorangehenden den auf die ungarischen Verhältnisse bezüglichen Theil der Abhandlung der Herren HÉBERT und MUNIER CHALMAS im ganzen Umfange mitgetheilt habe, über-gehe ich zur Mittheilung meiner eigenen Bemerkungen.

Was den ersten Hauptschichtencomplex anbelangt, so erachte ich die Zusammenfassung der Cerithien-Schichten und der Braunkohlenbildung in eine Hauptgruppe als unbegründet, insoferne jeder dieser Schichtencomplexes das Resultat wesentlich verschiedener physikalischer Verhältnisse ist und in palaeontologischer Beziehung eine entschiedene Abweichung aufweist.

Im Wesentlichen ist nämlich die Braunkohlenbildung eine



reine Süsswasser-, die Cerithien-Schichten hingegen ganz bestimmt eine und zwar einen ziemlich bedeutenden Salzgehalt beurkundende brackische Bildung.

Wie ich dies schon in meinen früheren Abhandlungen anführte, besteht die Braunkohlenbildung aus zweierlei Ablagerungen, von denen die eine den Charakter einer reinen Süsswasser-, die andere einer wenig brackischen Bildung besitzt. Die erste Ablagerung besteht aus Kohlenflötzen, Bithynien und ortsweise Charafrüchte reichlich enthaltenden Kalksteinen und petrefactenfreien oder aber Sumpf- oder Landschnecken enthaltenden Thonen; die letztere besteht aus Cyrenen, Melanopsis u. s. w. führenden thonigen Schichten. — Die Cyrena-Schichten kommen ortsweisanamentlich in Dorogh und Sárísáp vor, hingegen fehlen sie gänzlich in Tokod, Sz. Iván und Nagy-Kovácsi, wo übrigens die Braunkohlen-Bildung eine sehr mächtige Entwicklung besitzt und demnach kommt den Cyrenen-Schichten in der Braunkohlen-Bildung nur eine sehr untergeordnete Rolle zu. — Hingegen stehen die übrigen Glieder der Braunkohlenbildung, als die Kohlenflötze, Süsswasserkalk und Thon bezüglich ihrer Entstehungsweise im innigsten Verbande, indem zu ihrer Bildungszeit die Graner und Ofner Gegend Sümpfe und Teiche bedeckten, deren Torfvegetation das Material für die Bildung der mächtigen Braunkohlenflötze lieferte.

Die Cerithien-Schichten hingegen stehen bezüglich ihrer Entstehungsweise und Beschaffenheit ihrer Fauna in gar keiner Beziehung zu der Braunkohlenbildung. — Sie bezeichnen einen bemerkenswerthen Wendepunkt in den physikalischen Verhältnissen der Gegend, nämlich den Beginn einer grossartigen Bodensenkung, in Folge deren das ganze Gebiet unter das Meer gelangte und die Bedingungen für das Gedeihen der das Material für die Kohlenbildung liefernden Vegetation vollständig aufhörten.

Man muss demnach die Cerithien-Schichten als einen selbständigen Schichtencomplex betrachten, der in Bezug seiner Fauna übrigens in einem engeren Verbande zu den nachfolgenden Schichten, in welche er allmählig übergeht, steht, als zu der unter ihm

liegenden Braunkohlenbildung, von denen er durch eine scharfe Grenze geschieden ist. — Der grössere Theil der organischen Reste der Cerithien-Schichten erscheint immer wieder in den oberen Horizonten, so oft dort Schichten brackischer Natur auftreten.

Ausserdem treten in den Cerithien-Schichten Foraminiferen in nicht geringer Anzahl, wenn auch in wenigen Arten auf; hingegen fehlen sie gänzlich in den Schichten der Braunkohlen-Bildung.

Dass in den Cerithien-Schichten noch keine Nummuliten auftreten, ist wohl kein hinreichender Grund, um sie mit der Braunkohlenbildung zu verbinden und ihre Selbständigkeit, welche ihnen sowohl in Bezug der Braunkohlenbildung, als auch in Bezug der über ihnen liegenden Nummulitenbildung zukommt, aufzuheben.

Bei diesen Umständen theile ich die eocene Bildung dieser Gegend in drei Hauptgruppen, und zwar sind diese von unten nach oben:

- |                                   |                      |
|-----------------------------------|----------------------|
| 1. Süsswasserschichten mit Braun- |                      |
| kohlenflötzen                     | Braunkohlenbildung.  |
| 2. Brackwasserschichten           | Cerithien-Schichten. |
| 3. Marine Schichten               | Nummulitenbildung.   |

Von diesen bezeichnet die erste den Zeitabschnitt, in welchem die fragliche Gegend von Teichen und Sümpfen erfülltes festes Land war. Die zweite den Beginn einer grossartigen Bodensenkung und die dritte den Zeitabschnitt der tiefsten Senkung und weiter den Beginn einer neuen Bodenhebung.

Die marine Bildung zerfällt weiter nach dem verschiedenen Charakter der in den einzelnen Horizonten massenhaft auftretenden Nummuliten in Unterabtheilungen.

Was die im Bakony und zwar in Ajka vorkommenden Schichten mit *Cerithium baconicum* anbelangt, bemerke ich, dass die stratigraphische Stellung derselben in der Reihenfolge der eocenen Schichten bisher noch nicht aufgeklärt ist und dass demnach die Parallelisirung derselben mit den Cerithien-Schichten der Graner Gegend auf sicherer Grundlage nicht beruht.



Auf die fraglichen Schichten ist man, wie ich schon erwähnte, in dem Julius-Stollen gestossen, und es ist dies bisher der einzige Ort, wo man sie kennt. Die Mächtigkeit dieser Schichten ist sehr gering (1—2 Meter) und sie liegen unmittelbar auf Schichten der unteren Abtheilung der cretaceischen Süsswasserschichten, nämlich auf dem dortigen unteren sogenannten Liegendflötze und werden von einem Nummulitenkalke bedeckt, der jünger zu sein scheint als die in dem Urkuter Schurfschachte vorkommenden Schichten. Ausserdem sind die Lagerungs-Verhältnisse hier sehr gestört, so dass man nicht einmal feststellen kann, ob der die Cerithien-Schichten bedeckende Nummulitenkalk auch schon ursprünglich ihr Hangendes gebildet hat. Es besteht demnach hier zwischen der cretaceischen Liegendflötz-Partie und den Cerithien-Schichten eine grosse Lücke, welcher die Süsswasser- und Meeresschichten der oberen Kreide und wahrscheinlich auch die in dem Urkuter Schurfschachte vorkommenden, durch zahlreiche Mollusken und *Polytripa elongata* charakterisirten eocenen Schichten entsprechen. Dass die Fauna der fraglichen Schichten im Bakony eine gewisse Aehnlichkeit zu der Fauna der die Braunkohlenbildung unmittelbar bedeckenden Cerithien-Schichten der Graner Gegend aufweist, ist noch kein hinlänglicher Grund, um sie beide als gleichzeitige Bildungen anzunehmen, denn wir wissen, dass in der Graner Gegend und auch im Bakony (Zirczer Sandgrube), wie ich es in meinen früheren Abhandlungen mehrmals hervorhob, in weit höheren Horizonten der eocenen Bildung brackische Schichten mit ähnlicher Fauna auftreten.

Bei diesen Umständen halte ich dafür, dass man die Stellung der Schichten mit *Cerithium baconicum* bei Ajka in der Reihenfolge der eocenen Schichten noch nicht feststellen kann und dass daher ihre Verlegung unter die Schichten mit *Nummulites laevigata* im Bakony, respective unter die *Nummulites subplanalata*-Schichten der Graner Gegend, sowie ihre Parallelisirung mit den Cerithien-Schichten der letzten Gegend noch sehr zweifelhaft ist. Die Lösung dieser Frage ist nur von späteren besseren Aufschlüssen zu erwarten.

Was die *Nummulites Hantkeni* anbelangt, so habe ich schon bemerkt, dass diese keine neue Art ist, sondern *Nummulites laevigata* Lam., welche im Pariser Becken die untere Abtheilung des Grobkalkes charakterisirt. Ich muss hier noch hervorheben, dass in der Gegend von Ajka mit dieser Art zusammen auch *Nummulites Lamarki* d'Arch. auftritt, welche auch im Pariser Becken in Gesellschaft mit *Nummulites laevigata* vorkommt. Beide Arten nehmen im Urkuter Schachte an der Bildung einer wenig mächtigen Kalkschichte wesentlichen Antheil. Ausser dieser *Nummulitenschichte* kommen noch, wie ich dies schon in meinem citirten Werke angab, mehrere Schichten vor und zwar: *Milliolideen-Schichten* mit *Dactyloporideen* \* und viel Molluskenresten, ein vornehmlich aus *Pernaschalen* bestehender Kalkstein und ein *Kohlenflötz*.

Die Lagerungs-Verhältnisse dieser verschiedenen Schichten zu einander, wie ich es in meinen früheren Abhandlungen hervorhob, sind bisher nicht bekannt — und demnach kann man auch noch nicht wissen, ob die *Milliolideen-Schichten*, welche den grössten Theil des im Urkuter Schachte vorkommenden Schichtencomplexes ausmachen, unter oder über dem Kalkstein mit *Nummulites laevigata* gelagert sind und ob sie mit diesem in einen Schichtencomplex zu vereinigen seien oder aber eine selbständige Abtheilung bilden.

Die Zusammenfassung aller im Urkuter Schachte vorkommenden Schichten in einen einzigen Schichtencomplex ist daher vorläufig als eine provisorische zu betrachten, bis nicht ihre wechselseitigen Lagerungs-Verhältnisse gehörig aufgeklärt sein werden.

Dass die *Nummulites laevigata*-Schichten im Bakony ungefähr den *Nummulites subplanulata*-Schichten der Graner Gegend entsprechen, obgleich sie in palaeontologischer Beziehung vollständig

\* Die im Urkuter Schachte vorkommende *Dactyloporidea* ist nach Angabe des Herrn MUNIER CHALMAS *Polytripa* (*Cymopolia*) *elongata* Defr., welche im Pariser Becken im Grobkalke und im mittleren Sande vorkommt. Nach den Untersuchungen des Herrn MUNIER CHALMAS sind die *Dactyloporideen* nicht *Foraminiferen*, sondern kalkabsondernde Algen. (*Comptes rendus*. Tome LXXXV. Nr. 18.)



von einander abweichen, kann man aus ihrem stratigraphischen Verhältnisse entnehmen, da in beiden Gegenden unmittelbar über ihnen die *Nummulites Lucasana*-Schichten folgen und daher die unter diesen unmittelbar liegenden Schichten wohl als gleichzeitige betrachtet werden müssen. Ob aber die *Nummulites laevigata*-Schichten im Bakony dem gesammten Schichtencomplex mit *Nummulites subplanulata* in der Graner Gegend, oder nur einem gewissen Theile derselben entsprechen, ist wohl vorläufig nicht zu bestimmen.

Die Lösung dieser Frage ist wohl erst dann zu erwarten, wenn die Lagerungs-Verhältnisse der Schichten mit *Cerithium baconicum* zu den *Nummulites laevigata*-Schichten vollständig klar sein werden. Bis dahin bin ich geneigt, die *Nummulites laevigata*-Schichten nur mit der oberen Abtheilung des Schichtencomplexes, mit *Nummulites subplanulata* zu parallelisiren, indem dieser eine weit bedeutendere Mächtigkeit besitzt und demnach, wie es scheint, zu seiner Bildung eine bedeutendere Zeit erforderlich war.

Was die über den Schichten mit *Nummulites subplanulata* und mit *Nummulites laevigata* gelagerten Schichtencomplex anbelangt, so stellen die französischen Geologen die *Nummulites striata*-Schichten der Graner Gegend über die Schichten mit *Nummulites Lucasana*, *Nummulites perforata*, *Nummulites complanata* und *Nummulites spira*, was ich nicht für richtig halte, indem die zwischen den *Nummulites Tchihatcheffi*- und *Nummulites subplanulata*-Schichten in der Graner Gegend, und zwischen den *Nummulites Tchihatcheffi*- und den *Nummulites laevigata*-Schichten im Bakony auftretenden Schichten parallele Reihenfolgen darstellen und demnach deren einzelne Abtheilungen nicht über einander, sondern neben einander zu stellen sind, und namentlich entsprechen die durch *Nummulites spira*, *Nummulites complanata*, *Nummulites Lucasana* und *Nummulites perforata* gekennzeichneten Schichten im Bakony der oberen Abtheilung der *Nummulites striata*-Schichten der Graner Gegend, wie dies aus Nachfolgendem zur Genüge erhellt.

Im Bakony nämlich, wie ich dies schon in meinen früheren

Abhandlungen anführte, folgt über die *Nummulites laevigata*-Schichten ein vornehmlich durch punktirte, glatte und ausgebreitete Nummuliten gekennzeichneter Schichtencomplex, der nur aus reinen oder mergeligen Kalksteinen besteht.

In der Graner Gegend hingegen folgt auf die *Nummulites subplanulata*-Schichten ein mächtiger Schichtencomplex, welcher Kalksteine nicht enthält, sondern ausschliesslich aus Mergeln und Sandsteinen besteht, und in welchen die *glatten* und die *ausgebreiteten* Nummuliten gänzlich fehlen, hingegen die *gestreiften* Nummuliten in grosser Menge auftreten.

In beiden Gegenden sind die in Rede stehenden Schichtencomplexes durch eine durch glatte Nummuliten gekennzeichnete Ablagerung, welche ich *Nummulites Tchihateheffi*-Schichten nenne, bedeckt, und demgemäss kann es keinem Zweifel unterliegen, dass sie in Bezug ihres geologischen Alters einander entsprechen und folgt daraus, dass wenn wir die Unterabtheilungen derselben mit einander vergleichen, die oberen und unteren Abtheilungen der einen Gegend mit den gleichen Abtheilungen der anderen Gegend zu parallelisiren sind.

Betrachten wir nun näher die Schichten, welche die oberen und unteren Abtheilungen der betreffenden Ablagerungen in den fraglichen Gegenden zusammensetzen.

In der Graner Gegend folgt, wie ich dies in meinen früheren Abhandlungen öfters erwähnte, über den Schichten mit *Nummulites subplanulata* unmittelbar ein durch punktirte Nummuliten gekennzeichneter, von mir *Nummulites Lucasana*-Schichten benannter Schichtencomplex. Dieser Complex ist verhältnissmässig wenig mächtig (12—18 Meter).

Ueber den *Nummulites Lucasana*-Schichten folgt ein an Molluskenresten reicher Schichtencomplex, welcher durch *Nummulites striata* d'Orb. charakterisirt ist und dessen Mächtigkeit nach den bisherigen Beobachtungen 36—40 Meter beträgt. Die Mollusken- und Korallenfauna derselben stimmt zum grössten Theile mit der Fauna des vorhergehenden Schichtencomplexes überein. Bezüglich der Nummuliten zeigt sich eine grosse Ab-



weichung, indem in den einzelnen Schichtencomplexen zu verschiedenen Nummulitengruppen gehörende Arten massenhaft entwickelt sind. Die Molluskenfauna, wie dies schon ZITTEL hervorhob, zeigt die grösste Verwandtschaft zu der der Roncaer Schichten und nach diesen zu der des Pariser Grobkalkes.

Ueber dem an Mollusken reichen Schichtencomplexen folgt in der Graner Gegend, namentlich im Gebiete der Tokoder Kohlen gruben, eine sehr mächtige Sandstein-Ablagerung, welcher Molluskenreste sehr selten, in einzelnen Schichten aber noch gestreifte Nummuliten häufig enthält. Die Mächtigkeit dieser Ablagerung kann man mindestens auf 80 Meter setzen. Es ist übrigens zu bemerken, dass diese Sandstein-Ablagerung an vielen Oertlichkeiten fehlt, wie unter anderen am Domonkosberge, wo die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten unmittelbar auf dem an Molluskenresten reichen, mergeligen Schichtencomplexen liegen, wo daher zwischen den beiden Complexen eine Lücke existirt, welcher der oben erwähnte Tokoder Sandstein entspricht. Dies müssen wir in Betracht nehmen bei der Parallelisirung der Schichtencomplexen des Bakony und der Graner Gegend, um irrthümlichen Folgerungen vorzubeugen.

Dem Vorangehenden gemäss zerfällt in der Graner Gegend der zwischen den Nummulites subplanulata und den Nummulites Tchihatcheffi-Schichten enthaltene Schichtencomplex in drei Abtheilungen, von denen die unterste die Nummulites Lucasana-, die mittlere die an Molluskenresten reichen, mergeligen und die dritte, d. h. die oberste Abtheilung die Tokoder Sandsteinschichten bilden, von denen die zwei letzteren durch Nummulites striata d'Orb. gekennzeichnet sind.

Betrachten wir nun die Gliederung der zwischen den Nummulites laevigata und Nummulites Tchihatcheffi-Schichten enthaltenen Ablagerung im Bakony.

Hier kann man so scharfe Unterabtheilungen wie in der Graner Gegend nicht unterscheiden, indem der fragliche Schichtencomplex weder in petrographischer noch palaeontologischer Beziehung so grosse Unterschiede aufweist. Man kann übrigens doch

wenigstens zwei Unterabtheilungen unterscheiden, deren Grenzen indessen durchaus keine scharfen sind. — Wie es aus zahlreichen Beobachtungen hervorgeht, treten in der unteren Abtheilung dieses Schichtencomplexes vornehmlich kleine Nummuliten, namentlich Nummul. Lusasana Defr. massenhaft auf. Ausser dieser Art kommt noch eine kleine Nummulites spira vor, die übrigens eine grosse Centralkammer besitzt und sich dadurch von der grossen Nummulites spira unterscheidet. Glatte Nummuliten, wie Nummulites complanata fehlen noch gänzlich.

In der oberen Abtheilung des in Rede stehenden Schichten-Complexes hingegen treten in grosser Menge grosse Nummuliten, namentlich Nummulites complanata, Nummulites spira, Nummulites perforata und ausser diesen noch Nummulites Lucasana und seltener Nummulites Tschihatcheffi auf. Nachdem nun diese Schichten unmittelbar unter den Nummulites Tschihatcheffi-Schichten liegen, so folgt daraus, dass man diese mit dem Tokoder Sandsteine, welcher gleichfalls unmittelbar unter den Nummulites Tschihatcheffi-Schichten liegt, parallelisiren müsse, und hingegen, dass die an Molluskenresten reichen Nummulites striata- und die Nummulites Lucasana-Schichten vermöge ihrer stratigraphischen Lage den durch kleine Nummuliten, namentlich durch die massenhaft auftretende Nummulites Lucasana charakterisirten Schichten des Bakony entsprechen. Demnach kann man die Nummulites striata-Schichten der Graner Gegend, welche, wie ich schon erwähnte, in ihrer unteren Abtheilung an Molluskenresten sehr reich sind, in ihrer oberen Abtheilung aus dem sogenannten Tokoder Sandstein bestehen, nicht *über* die durch Nummulites perforata, Nummulites complanata und Nummulites spira charakterisirten Schichten des Bakony stellen, wie es die Herren HÉBERT und MUNIER CHALMAS thun, sondern diese Schichten sind mit dem Tokoder Sandstein und die an Molluskenresten reichen Nummulites striata-, sowie die Nummulites Lucasana-Schichten der Graner Gegend wären mit der unteren Abtheilung der Nummulites spira-Schichten des Bakony zu parallelisiren und demnach die obere Abtheilung mit dem Sande von Beauchamp, die untere aber mit



der mittleren und oberen Abtheilung des Pariser Grobkalkes in Parallele zu setzen.

Dass der an Molluskenresten reiche Schichtencomplex der Graner Gegend wohl nicht den Schichten von Beauchamp entspricht, auf das scheint ausser den stratigraphischen Verhältnissen auch der Umstand zu weisen, dass in diesem Schichtencomplex an manchen Stellen, wie unter anderen im Dorfe Sattel-Neudorf die *Crassatella tumida*, welche im Pariser Grobkalke in dessen unteren Abtheilung häufig auftritt und zu dessen charakteristischen Mollusken gehört, auch in grosser Menge vorkommt.

Aehnlich halte ich die Verhältnisse der Ronkaer Schichten zu jenen von San-Giovanni-Illarione in Italien.

Es entsprechen nämlich die Ronkaer Schichten den Schichten der Graner Gegend, hingegen die Schichten von San-Giovanni-Illarione jenen der Bakonyer Gegend, und demnach glaube ich, dass man auch die Ronkaer Schichten nicht *über* die von San-Giovanni-Illarione, sondern diese beiden nebeneinander parallel stellen soll. Die Verschiedenheit ihrer Faunen ist eine Folge der Faciesverschiedenheit. Dass die Ronkaer Schichten einen tieferen Horizont repräsentiren, glaube ich aus dem Umstande folgern zu müssen, dass in den dortigen marinen Schichten die punktirten *Nummuliten* vorherrschen. Ich habe nämlich in einem von Ronka stammenden Gesteinstücke nur *Nummulites Lucasana* und *Nummulites Brongniarti* in grösserer Menge vorgefunden. Nach d'ARCHIAC tritt aber auch *Nummulites perforata* auf. Hingegen habe ich unter den von MENEGUZZI erhaltenen *Nummuliten* von San-Giovanni-Illarione auch *Nummulites Tchihatcheffi* gefunden, eine Art, welche wohl für einen höheren Horizont spricht.

Bezüglich der fünften Hauptgruppe, in welcher die Herren HÉBERT und MUNIER CHALMAS die *Nummulites Tchihatcheffi*- und den Ofner Orbitoidenkalk, sowie die *Clavulina Szabói*-Schichten vereinigen, besteht keine Meinungsverschiedenheit. Nur so viel muss ich bemerken, dass in der Ofner Gegend die *Nummulites Tchihatcheffi*-Schichten gänzlich fehlen und ihre Stelle, wie ich dies schon in meinen früheren Abhandlungen bemerkte, der

Schichtencomplex der genetzten Nummuliten, d. h. die Nummulites intermedia-Schichten einnehmen. \*

Was die Abtheilung der tertiären Schichten betrifft, so ziehen die Herren HÉBERT und MUNIER CHALMAS, die das von BEYRICH aufgestellte Oligocen nicht annehmen, ganz richtig die Grenzen zwischen Eocen und Miocen zwischen der fünften und sechsten Hauptgruppe, indem sie die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten, den Ofner Orbitoidenkalk und die Clavulina Szabói-Schichten (Ofner Mergel und Kleinzeller Tegel) in's obere Eocen, die Cyrena semistriata- und die Pectunculus obovatus-Schichten aber in das untere Miocen stellen.

\* Die wechselseitige Vertretung der Nummulites Tchihatcheffi- und der Numm. intermedia-Schichten scheint in Ungarn eine allgemeine zu sein. Es sind nämlich in Ungarn bisher an keiner Stelle beide Schichten-Complexe vorgefunden worden, sondern in der einen Gegend ist der eine, in einer anderen der andere ausgebildet und zwar immer im engen Verbande mit den Clavulina Szabói-Schichten. — So kommen z. B. in dem südwestlichen Theile des mittlungarischen Gebirges, mit Ausnahme der Ofner Gegend, ausschliesslich die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten, und zwar von der Graner Gegend angefangen bis weit in den Bakony. In diesem ganzen Gebiete ist keine Spur der Numm. intermedia-Schichten. In der Ofner Gegend hingegen, wo die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten vollständig fehlen, sind ausschliesslich die Numm. intermedia entwickelt. In der Graner und der Ofner Gegend stehen die betreffenden Schichten-Complexe im unzertrennlichen Verbande mit den Clavulina Szabói-Schichten. — In dem nordwestlichen Theile des mittlungarischen Gebirges kennen wir bisher nur die Nummulites intermedia-Schichten, und zwar in der Umgebung von Kis-Győr im Borsoder Comitate. Auch hier zeigt sich keine Spur der Nummulites Tchihatcheffi-Schichten. In dem nordöstlichen Theil von Siebenbürgen kommen in beträchtlicher Verbreitung die Nummulites intermedia-Schichten, hingegen fehlen auch hier die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten gänzlich. Es scheint, dass in Italien ganz gleiche Verhältnisse vorhanden sind. In der Gegend von Priabona, wie ich es schon in einer meiner früheren Abhandlungen anführte, bildet die Basis der sogenannten Priabonaer Schichten auch der Schichtencomplex der genetzten Nummuliten (Nummulites intermedia-Schichten), hingegen fehlen die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten. In den Euganeen hingegen, wie ich mich aus der Untersuchung eines von Professor SZABÓ von dort gebrachten Materiales überzeugte, sind die Nummulites Tchihatcheffi-Schichten entwickelt und diese stehen mit den Clavulina Szabói-Schichten in engem Verbande.



Diese Abtheilung muss man vom Standpunkte der Herren HÉBERT und MUNIER CHALMAS als ganz richtig anerkennen.

Ganz anders steht die Sache vom Standpunkte derjenigen, die von der eocenen Bildung, wie es BEYRICH im Jahre 1856 zuerst that, diejenigen Schichten, welche man früher zum Eocen rechnete, abtrennten, welche bezüglich ihrer Fauna eine entschiedene Verschiedenheit aufweisen und demnach als eine selbständige Abtheilung betrachtet werden. Den Beginn einer solchen einschneidenden Veränderung der Fauna bezeichnen aber die Nummulites Tchihatcheffi- und die Nummulites intermedia-Schichten, demzufolge trenne ich diese Schichtencomplexe vom Eocen und reihe sie mit den mit ihnen im innigen Verbande stehenden Clavulina Szabói-Schichten in's Oligocene und zwar in die unterste Abtheilung derselben. Dass die Fauna dieser Schichten wesentlich abweicht von jener der darunter liegenden Ablagerungen, davon kann man sich sowohl in der Ofen-Graner Gegend als auch im Bakony überzeugen.

In der Graner Gegend ist in dieser Beziehung am lehrreichsten die Umgebung von Mogyoros. Hier, wie ich es schon in meinen früheren Abhandlungen anführte, \* treten in dem von Mogyoros zu den alten Kohlengruben führenden Hohlwege im engen Verbande mit den Nummulites Tchihatcheffi-Schichten mergelige Schichten auf, welche eine reiche Foraminiferen- und Molluskenfauna enthalten. \*\* Von den hier auftretenden Arten kommt keine einzige in den unter den Nummulites Tchihatcheffi-Schichten liegenden eocenen Ablagerungen, wie namentlich in dem

\* Die geologischen Verhältnisse des Graner Braunkohlengebietes (Mittheilungen aus dem Jahrbuch der königl. ungar. geologischen Anstalt. I. Band, p. 106).

\*\* In diesen Schichten, welche die untere, d. h. Orbitoiden und Bryozoen enthaltende Abtheilung der Clavulina Szabói-Schichten ist, fanden wir, als ich 1877 gelegentlich des Besuches der deutschen Geologen in Budapest mit Herrn Geheimrath BEYRICH und Herrn Bergrath WOLF einen Ausflug in diese Gegend machte, auch die Pholadomya subalpina Gûmb., welche eines der bezeichneten Petrefacten des Kleinzelles ist und am klarsten für die Zusammengehörigkeit dieser Schichtencomplexe spricht.

an Mollusken reichen Schichtencomplexe vor. Ebenso zeigt sich in der Ofner Gegend nicht eine einzige Art der reichen Fauna der unter den *Nummulites intermedia*-Schichten gelegenen Bildung in den darüber folgenden Orbitoid- und *Lithothamnium*-Kalksteinen, in dem Ofner Mergel und Kleinzeller Tegel.

Ueberhaupt ist die Verschiedenheit der Faunen der unter den *Nummulites Tchihatcheffi*- und *Nummulites intermedia*-Schichten gelegenen eocenen Schichtencomplexe und der über denselben gelagerten Ofner Kalke und Mergel, sowie des Kleinzeller Tegels keine geringere, als der Unterschied zwischen den Faunen der letzten Schichtencomplexe und der darauf folgenden, von HÉBERT und MUNIER CHALMAS in's Miocene gestellten *Cyrena semistriata*-Schichten, und demnach halte ich die Abtrennung der ersteren vom Eocenen für gerechtfertigt und stelle, wie ich dies schon angab, die fraglichen Schichtencomplexe, d. h. die *Nummulites Tchihatcheffi*- und *Nummulites intermedia*-Schichten, sowie die mit ihnen im engsten Verbande stehenden Ofner Kalke, Mergel und den Kleinzeller Tegel in das unterste Oligocen.

Ich übergehe nun zur Behandlung der Frage der Urkuter *Nummulites laevigata* Lam.

Die *Nummulites laevigata* gehört wie bekannt in die dritte der von D'ARCHIAC aufgestellten *Nummulitengruppen*, d. h. in die Gruppe der halb genetzten *Nummuliten* (*Nummulites subreticulatae* d'Arch.). Die Scheidewandfortsätze (*filets cloisonnaires*) der in diese Gruppe gehörenden *Nummuliten* bilden am Umfange mehr oder weniger gekrümmte, abgerissene Linien, weiter aber gegen den Mittelpunkt der Schale ein mehr oder weniger deutlich ausnehmbares Netzwerk. Die Oberfläche ist mit Wärzchen bedeckt und bilden demnach diese *Nummuliten* den Uebergang zur Gruppe der punktierten *Nummuliten* (*Nummulites punctulatae* d'Arch. Taf. I, Fig. 3, 4, 11—14).

An der Oberfläche der *Nummulites laevigata* bemerkt man daher bei gutem Erhaltungszustande am Umfange einfache, mehr oder weniger gebogene kurze Linien, gegen die Mitte zu ist die Oberfläche mit Wärzchen bedeckt. Das Netzwerk der Scheidewand-



Fortsätze tritt am besten hervor, wenn man die letzte Schalenwindung abnimmt.

Diese Beschaffenheit der Oberfläche ist je nach der verschiedenen Modalität des Erhaltungszustandes vielen Veränderungen unterworfen. So verwaschen sich manchmal die Wärzchen und scheint die Oberfläche glatt zu sein, wie man dies namentlich bei vielen aus dem Pariser Becken stammenden Exemplaren beobachten kann. Doch auch bei solchen Exemplaren kann man sich mit Hilfe einer Loupe leicht von den Spuren der Wärzchen überzeugen. Die Oberfläche der in der Gegend von Ajka und der in England vorkommenden Exemplare ist gewöhnlich warzig, doch kommen auch glatte vor.\*

In dem Werke d'ARCHIAC ist diese Verschiedenheit der Oberfläche nicht gehörig bezeichnet, indem in den Abbildungen (Taf. IV, Fig. 1, 2, 3, 4) die Oberfläche dieser Art ganz glatt gezeichnet ist, obwohl an dem grösseren Theile der Pariser Exemplare die Wärzchen mehr oder weniger ausnehmbar sind.

Die Gestalt der *Nummulites laevigata* ist, wie es schon d'ARCHIAC hervorhob, sehr veränderlich, und zwar dünn zusammengedrückt, flach oder wellig oder regelmässig convex. Manchmal erhebt sich in der Mitte eine zitzenartige Anschwellung oder die Schale ist kugelförmig. Die letzteren Formen hatte man früher für eigene Arten gehalten (*Nummulites rotula* Defr., *Nummulites globularia* Lam.). d'ARCHIAC fand indessen, dass diese Formen nur zufällig und eine Art Missgestalten sind. Die Exemplare der Umgebung von Ajka sind gewöhnlich dünner als die aus der Umgebung von Paris und stimmen in dieser Beziehung mit englischen und belgischen Exemplaren überein. Interessant ist der Umstand, dass bei Ajka auch Formen mit den zitzenartigen Anschwellungen in der Mitte (*Nummulites rotula* Defr.) vorkommen. (Taf. I, Fig. 4.)

Die Anzahl der Windungen bei gleichem Durchmesser

\* Neuerer Zeit bekam ich von Herrn VAN DEN BROECK Exemplare aus Cassel (Nordfrankreich), die in der Beschaffenheit der Oberfläche so ähnlich sind einigen der Ajkaer Exemplare, dass man sie von einander nicht unterscheiden kann.

schwankt in gewissen Grenzen. In dieser Beziehung fand ich den grössten Unterschied bei den englischen Exemplaren, bei welchen der Canal breiter zu sein pflegt als bei den ungarischen, belgischen und französischen.

Das Resultat der zum Zwecke der Bestimmung der Anzahl der Windungen gemachten Messungen war folgendes:

<i>F u n d o r t</i>	<i>Anzahl der untersuchten Exemplare</i>	<i>Anzahl der Windungen auf 5 <sup>mm</sup> Halbmesser</i>
Gegend von Ajka ... ..	7	11—12—12—12—13—13—13
„ „ Paris ... ..	6	11—11—11—12—12—13
„ „ Soissons... ..	5	13—13—14—14—15
„ „ Chaumont ...	1	11
„ „ Brackelsham...	4	9—11—11—11
„ „ Brüssel... ..	5	11—11—11—12—12

Aus diesem Ausweis ist ersichtlich, dass bei den Exemplaren aus der Umgebung von Soissons die Windungen am dichtesten stehen, hierauf folgen der Reihe nach die Exemplare der Umgebung von Ajka, von Paris, die von Belgien und endlich die von England.

Die Anzahl der Kammern beträgt nach d'ARCHIAC in einem Abstand von 5 Millimeter vom Centrum 15—16 in einem Viertelkreis.

Wie es aus der Untersuchung zahlreicher Exemplare hervorgeht, so ist die Anzahl der Kammern in den betreffenden Windungen keine beständige, sondern veränderlich, was von dem Umstande herrührt, dass oftmals in derselben Windung die Scheidewände sich auf eine gewisse Erstreckung sehr zu einander nähern oder aber sich von einander entfernen, demzufolge dann die Kammern schmaler oder länger werden. Indessen zeigen die Mittelzahlen eine ziemliche Uebereinstimmung, wie es aus dem nachfolgenden Ausweise erhellt.\*

\* Die Anzahl der Kammern in der ersten Windung konnten nicht bestimmt werden.



Lauf. Zahl	Fundort	Anzahl der Kammern in der													
		1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
		Windung													
1	Gegend von Ajka ... ..	—	12	19	26	28	29	34							
2	“ “ “ ... ..	—	13	18	21	26	30	36	32	32	39	42			
3	“ “ “ ... ..	—	12	18	19	26	27	30	38	38	43	36	45	48	51
4	“ “ “ ... ..	—	13	21	22	24	30	31	36	44	47	49			
5	“ “ “ ... ..	—	14	20	26	29	32	34							
	Mittelzahl ... ..	—	12.8	19.2	22.8	25.4	29	33	35.3	38	43	42.3	45	48	51
6	Gegend von Paris... ..	—	10	16	16	19	26	28	30	42	42	42			
7	“ “ “ ... ..	—	12	14	18	19	23	28	35	34	37	46			
8	“ “ “ ... ..	—	15	20	23	28	30	33	35	37					
9	“ “ “ ... ..	—	13	18	22	28	30	40	45	48	45				
10	“ “ Chaumont ...	—	14	19	25	26	26	33	34	47	53	59			
	Mittelzahl ... ..	—	12.8	17.6	20.8	24	26.6	30.4	34.8	41	45	47.5			
11	Gegend von Soissons... ..	—	—	20	25	26	33	28	32	36	42	45	48		
12	“ “ “ ... ..	—	13	21	23	27	32	28	33	37	39	43	48		
13	“ “ “ ... ..	—	—	—	19	22	21	27	31	34					
14	“ “ “ ... ..	—	13	16	20	21	25	28	40	40	43				
	Mittelzahl .. ..	—	13	19	21.8	24	28.2	27.7	34	37	41	44	48		
15	Gegend von Brüssel... ..	—	10	18	24	23	32	33	31						
16	“ “ “ ... ..	—	11	14	22	26	28	34	41	38					
17	“ “ “ ... ..	—	13	18	23	26	28	28							
	Mittelzahl... ..	—	11	16.6	23	25	29	31.7	36	38					
18	Gegend von Brackelsham	—	14	19	26	24	28	42	40	45					
19	“ “ “	—	15	20	28	32	29	35	40	51					
20	“ “ “	—	13	23	26	34	36	40	48						
21	“ “ “	—	13	17	22	31	40	37							
	Mittelzahl... ..	—	13.7	19.7	23	30.2	33.2	38.6	42.7	48					
Zusammenstellung der Mittelzahlen :															
	Gegend von Ajka ... ..	—	12.8	19.2	22.8	25.4	29.8	33	35.3	38	43	42.3	46	48	51
	“ “ Paris ... ..	—	12.8	17.6	20.8	24	26.6	30.4	34.8	41	45	47.5			
	“ “ Soissons... ..	—	13	19	21.8	24	28.2	27.7	34	37	41	44	48		
	“ “ Brüssel... ..	—	11	16.6	23	25	29	31.7	36	38					
	“ “ Brackelsham	—	13.7	19.7	23	30.2	33.2	38.6	42.7	48					

Aus diesem kann man entnehmen, dass die Mittelzahlen der englischen Exemplare die grössten sind und dass demnach bei diesen die Scheidewände am dichtesten stehen; bezüglich der übrigen Exemplare besteht eine ziemliche Uebereinstimmung.

Die Windungen sind gewöhnlich regelmässig nach aussen, sich immer mehr von einander entfernend, in Folge dessen die Breite des Canales zunimmt; seltener sind diese auch unregelmässig, indem die aufeinander folgenden Windungen sich ohne Regel einander nähern oder sich entfernen und demnach der Canal enger oder breiter wird. Manchmal theilt sich eine Windung in zwei oder mehrere Aeste, wodurch eine bedeutende Unregelmässigkeit verursacht wird. Eine solche auffällige Unregelmässigkeit zeigt die dritte Figur auf der zweiten Tafel, auf welcher man sieht, dass die fünfte Windung in zwei, die sechste Windung aber in drei Aeste sich theilt und sechs aufeinander folgende Windungen an einer Stelle absetzen, gleichsam als ob die Schale zu einer gewissen Zeit gebrochen wäre und die folgende Windung sich an dem gebrochenen Theile der Schale fortgesetzt hätte.

Eine ähnliche Unregelmässigkeit beobachtete ich auch an einigen Pariser Exemplaren.

In Betreff der Neigung und Krümmung der Scheidewände herrscht eine vollständige Uebereinstimmung der Ajkaer mit den ausländischen Exemplaren.

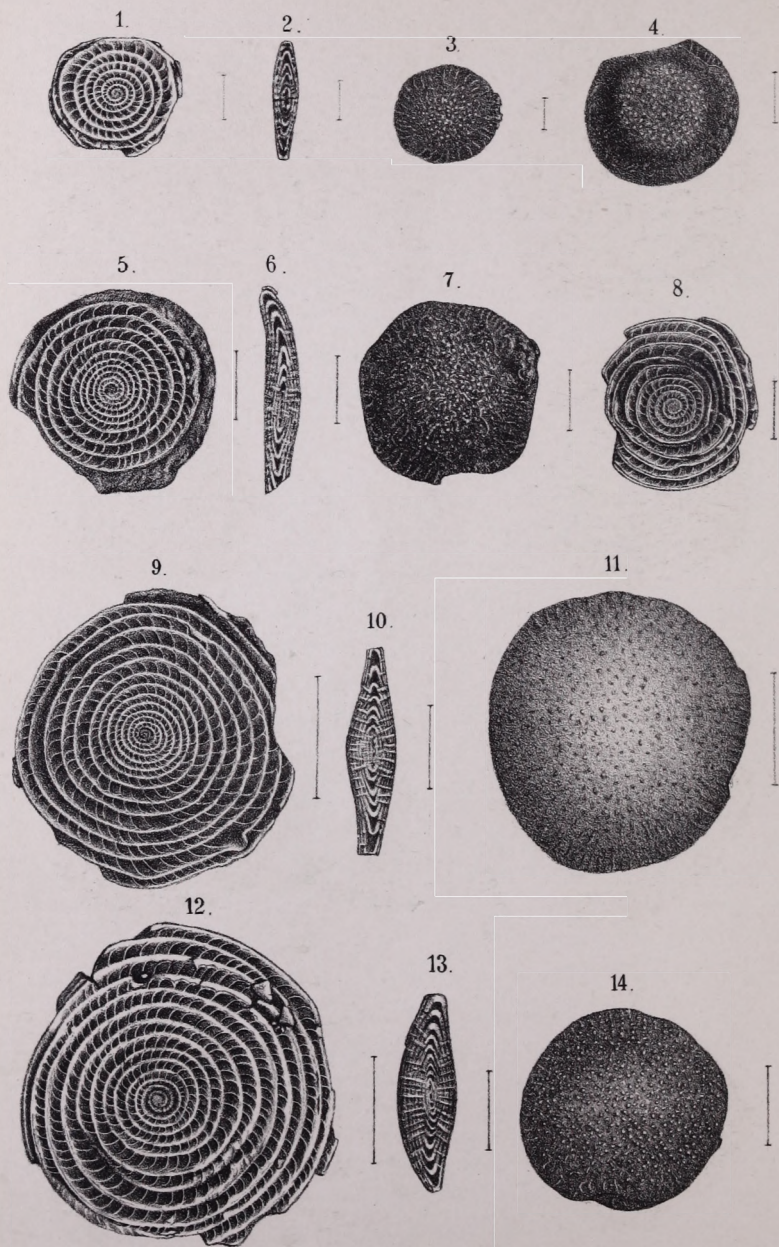
Aus dem Angeführten geht es klar hervor, dass die Exemplare der Umgebung von Ajka weder in Betreff der Beschaffenheit der Oberfläche noch in Betreff der Anzahl der Kammern, der Neigung und Biegung der Scheidewände, der Anzahl der Windungen, in Beschaffenheit der Spirale einen Unterschied aufweisen, demzufolge man die fragliche Nummulitenart von Ajka von der *Nummulites laevigata Lam.* konnte unterscheiden und dass sie demnach nicht eine neue Art sei, wie es Herr MUNIER CHALMAS behauptet, sondern wohl nur die *Nummulites laevigata Lam.*, wie ich dies schon in meinem «Neue Daten zur geologischen und palaeontologischen Kenntniss des südlichen Bakonys» betitelten Werke angab.

Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, dass in der Gegend von Ajka mit *Nummulites laevigata* zusammen dieselbe Art in grosser Menge wie im Pariser Becken auftritt. Es ist dies *Nummulites Lamarki d'Arch.* Diese zwei Arten nehmen an der Zusammen-



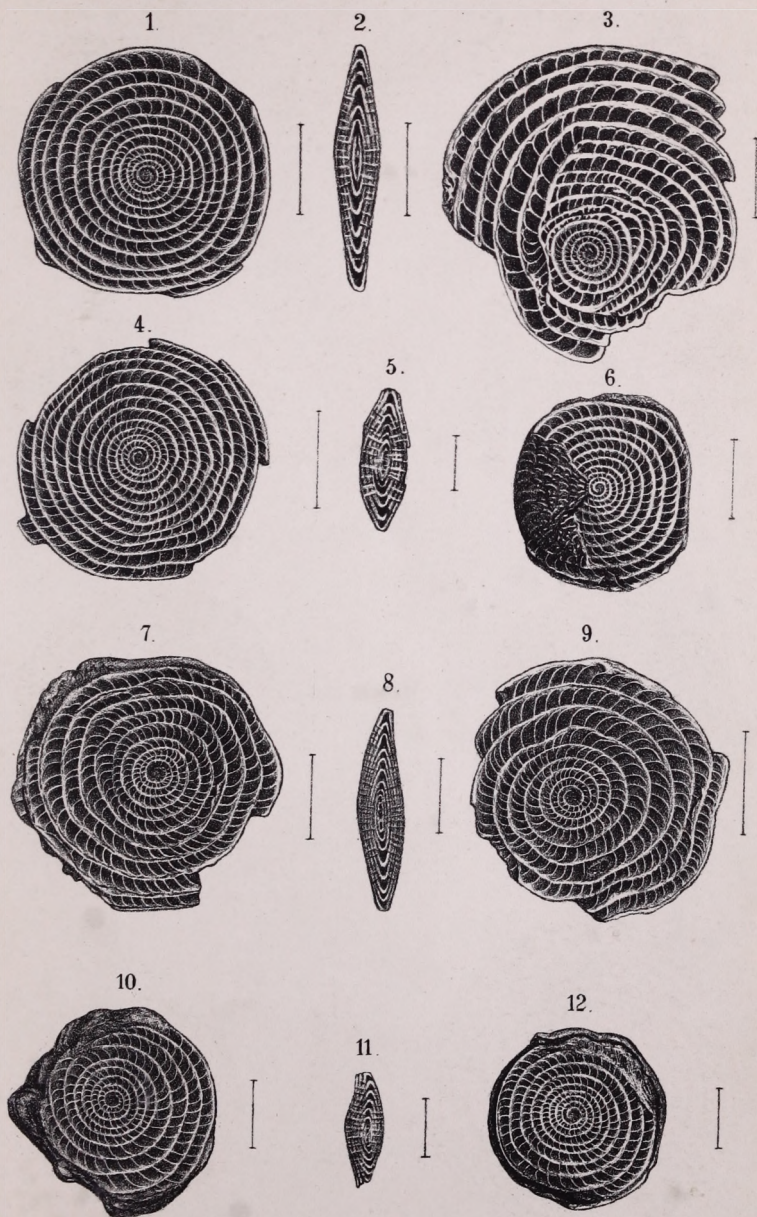


Hantken. Hébert u. Munier Ch. Mittheil. über d. ung. tertiär. Bild.





## Hantken. Hébert u. Munier Ch. Mittheil. über d. ung. tertiär. Bild.







setzung einer Schichte, wie ich es schon erwähnte, wesentlichen Antheil.

Sie bezeichnen einen scharf gekennzeichneten Horizont in der Nummulitenbildung des Bakony: den Horizont der halbgeneigten Nummuliten. Die durch die genannten Arten charakterisirten Schichten verdienen um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als sie allein einen der in dem nordfranzösischen, englischen und belgischen tertiären Becken ausgebildeten Nummuliten-Schichtencomplex vertreten.

### Erklärung der Tafeln.

#### I. TAFEL.

*Nummulites laevigata Lam.\**

Fig. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, Urkuter Exemplare dreimal vergrößert. Fig. 1, 5, 8, verticale Durchschnitte, welche die Spira zeigen. Bei der Fig. 8 sind die Windungen etwas unregelmässig. Fig. 2, 6 sind Querschnitte. Fig. 3, 4, 7 Oberflächen, an deren Umfange die abgerissenen Linien und im Innern die Wärcchen ersichtlich sind. Fig. 4, eine Form mit einer zitzenartigen Anschwellung (früher *Nummulites rotula Defr.*). Fig. 9, 10, 11, Exemplare von Csékut, 2.5mal vergrößert. Vertical- und Querschnitt und Oberfläche. Fig. 12, 13, 14, französische Exemplare (Chautmont), dreimal vergrößert. Vertical- und Querschnitt und Oberfläche.

#### II. TAFEL.

*Nummulites laevigata Lam.*

Fig. 1, 2, Exemplare von Urkut, 2.7mal vergrößert. Vertical- und Querschnitt. Fig. 3, Urkuter Exemplar, viermal vergrößert. Die Abbildung zeigt eine beträchtliche Unregelmässigkeit der Spira. Fig. 4, 5, 6, französische Exemplare (Vaugirard), 2.5mal vergrößert. Fig. 6 zeigt einen Theil der Schalen Oberfläche der vorletzten Windung. Fig. 7, 8, 9, englische Exemplare (Brackelsham). Fig. 7 dreimal, Fig. 8 und 9 2.5mal vergrößert. Fig. 10, 11, 12, belgische Exemplare (Brüssel). Fig. 10 und 12 dreimal, Fig. 11 zweimal vergrößert.

\* Die Abbildungen sind nach Photographien gezeichnet.

## UNGARISCHE BELLETRISTIK.

(Ein romantisches Memoirenwerk. — Bilder aus der ungarischen Gesellschaft. — Poetische Studien. — Neue Dramen.)

UNTER den neuesten Erscheinungen der ungarischen Roman-Literatur erwähnen wir zunächst eine, die der Gegenwart nur insoferne angehört, als sie eben erst erschienen ist, doch die Entstehungszeit anbelangend, aus den ersten Jahren unseres Jahrhunderts stammt. Es ist dies «A költő regénye» (Der Roman des Dichters), in Briefen, von MICHAEL VITKOVICS (geb. 1778 in Erlau, gest. 1829 in Pest), und wurde unter den gesammelten Werken des Dichters von einer Commission herausgegeben, die vorigen Jahres am Geburtsort desselben dessen hundertjährigen Geburtstag feierte. — Dieser «Roman des Dichters» enthält die Geschichte eines Liebesverhältnisses zwischen dem Verfasser und einer jungen Erlauerin: «Lidi», das aber durch die Eltern des Mädchens gewaltsam gelöst wurde. Die Erzählung ist also eine überaus einfache, und dennoch auch schon als solche von poetischem, noch mehr von literaturgeschichtlichem Interesse. — Der sociale Roman der Gegenwart war zu jener Zeit blos durch «Bácsmegyei levelei» (Briefe des Bácsmegyei), von FRANZ KAZINCZY, und «Fanny hagyományai» (Fanny's Nachlass), von JOSEF KÁRMÁN vertreten. Doch dem ersten Roman lag ein deutsches Original («Adolfs gesammelte Briefe») zu Grunde; und letzterer, dem kein deutliches nationales Gepräge eigen ist, mag ebenfalls einem fremden Muster nachgebildet sein. — Hingegen der Roman in Briefen, von VITKOVICS, steht in einer Beziehung allerdings mit den erwähnten Werken in



geistigem Zusammenhang, insofern sich darin sentimentale Anklänge finden; er unterscheidet sich aber, und zwar sehr vorthellhaft, durch die objective Auffassung eines bestimmten Lebenskreises und in Folge dessen durch ein bestimmtes nationales Gepräge. VITKOVICS behandelt hier wirkliche Vorgänge in Briefen, die entweder gleich selbst während der Zeit des Erlebnisses entstanden, oder nachträglich nach Tagebuch-Aufzeichnungen geschrieben sein müssen. Dafür spricht die Unmittelbarkeit und Lebendigkeit in der Schilderung der Gefühle, wie in der Darstellung der Personen, und insbesondere die Aufnahme von Details, an die aus freier Phantasie schöpfende Pfleger des ungarischen Romans erst in einer viel späteren Periode zu denken anfangen. Das Werk macht in der That nur durch das darin waltende Gefühlsleben den Eindruck eines «Romans», lässt sich jedoch übrigens weit besser als eine Sammlung von Memoirenblättern bezeichnen, die einen klaren Einblick in einen Theil des damaligen gesellschaftlichen Lebens in Ungarn gewähren. — Der Verfasser nennt sich in diesen Briefen, die er an einen Freund richtet, Vidényi, — ein Pseudonym, das er als Schriftsteller öfters gebraucht hat, — und führt sich anfangs in der Zeit vor, in der er in seinem Geburtsort Gehilfe eines Advocaten war. Vielerlei kleine Züge bringen uns das Leben der, ausser ihrer Geschichte, auch wegen ihres Weines berühmten Stadt lebhaft vor Augen, und zur Steuer der Wahrheit fehlt es hierbei auch nicht an der Erwähnung von Weinlesefesten. — Von einem Freunde zu einem Weihnachtsfest auf dem Lande eingeladen, schildert er mit der Gesellschaft, die er in dem befreundeten Hause findet, das gesellige Leben jener Zeit. Einige Mitglieder sangen, — eine Arie aus der «Zauberflöte» in deutscher Sprache, und ungarische Lieder mit Texten von Csokonai, noch nicht Volkslieder, wie es heute häufig üblich ist. — In discreter und doch zugleich lebhaft darstellender Weise berichtet der Briefschreiber über eine vorübergehende Episode in seinem Liebesroman. Wie sehr auch sein Herz von seiner Lidi erfüllt ist, kann er doch dem Zauber der Coketterie nicht widerstehen, die eine schöne junge Frau mit ihm treibt, und es bedarf eines heldenmüthigen Ent-

schlusses von ihm, die Gedankentreue an seine Geliebte nicht zu brechen. Diese Episode, die der Verfasser glücklich der Wirklichkeit nachzeichnet, würde einem aus freier Phantasie schöpfenden Dichter zur Ehre gereichen, könnte aber einem solchen nur bei grosser Ausbildung seines Talents gelingen.

Von grösserem sittenschildernden Werth wird der «Roman des Dichters» in den Briefen, die der Autor (1802) aus Pest schreibt, wohin er gegangen ist, um Jurat zu werden und das Advocaten-Diplom zu erwerben. «Ich bin», schreibt er, «in Pest, *einer der Hauptstädte* unseres Vaterlandes.» Wie weit war also Ungarn damals noch von seiner modernen Organisation, wenn der patriotische Autor noch von «Hauptstädten», anstatt von einer Hauptstadt spricht. Diese eine aber missfiel ihm. «Der grosse Lärm, das Gedränge, die vielen deutsch redenden Spaziergänger sind mir zuwider. Glaube mir, das in Allem Ruhe und Maass liebende Herz fühlt sich hier fremd. Wohin ich mich wende, überall sehe ich blasse Gesichter, die unvernünftigen ausländischen Moden, und überall schlägt die deutsche Sprache an mein Ohr. Dennoch giebt es hier auch Dinge, an denen man Freude haben kann, die vielen gelehrten Männer, die Bibliothek, die vielen Zeitungen. Die Brücke ist mein Hauptunterhaltungsort. Hier sitze ich Stunden lang und mache in den Gesichtern der Vorübergehenden Lavaterstudien. Mein Gott, wie vielerlei Leute kommen hier vor, und wie Viele, die den Kreuzer Brückenzoll zahlen müssten, gehen hinüber, ohne zu zahlen. Die modisch gekleideten Stutzer, die livrirten Lakaïen (vermuthlich, weil sie für Edelleute, oder für Diener von Edelleuten gelten) gehen ohne Zoll über die Brücke; der ungarische Landmann aber darf die Brücke nicht betreten, ohne den Zoll zu entrichten. Auch auf der sogenannten Promenade schlenkere ich umher und sehe die vielen Damen, die so leicht gekleidet sind, dass Wind und Auge durch das leichte Zeug dringen.»

Ueber sein und seiner Collegen Juratenthum schreibt er: «Gestern ist in der Curie ein sehr berühmter Process zu Ende gebracht worden; es wurde lange gestritten, bis die Sentenz gebracht wurde. Da können die jungen Leute am meisten lernen,



während des Referats aber gar nichts. Denn wie könnten sie bei einmaligem, noch dazu raschem Lesen den Kern der Sache errathen. Darum rathe ich jedem Juraten den Zeitpunkt in Erfahrung zu bringen, wann decidirt wird; da wird das Gesetz um und um gedreht, geschüttelt, erklärt. Ich habe schon etwa sieben Sentenzen gehört und dabei viel gelernt. Aber deshalb wünschte ich doch nicht lange Jurat zu bleiben; denn ich möchte meine Lidi nicht warten lassen. Und jetzt ein paar Worte über die Juraten.

«In früheren Zeiten machten die Juraten sehr viel Lärm; aber wir müssen ihnen dies wegen der ehemaligen Sitten und wegen noch eines Umstandes verzeihen. Das ungarische Blut hasste die Nation, von der dem Ungar so viele Wunden geschlagen wurden, und die erst vor nicht langer Zeit unser Vaterland zu überschwemmen begann; darum konnte sie sich mit dieser Nation durchaus nicht vertragen. Doch diese Gründe haben bereits halb und halb aufgehört. Jetzt bringen die sanfteren Sitten die eine Nation mit der andern zu besserem Einvernehmen. Jetzt werden wir nicht offenbar verwundet; wir haben keinen Grund zu kämpfen. Und es steht dem Juraten auch nicht zu zu kämpfen, obgleich er einen Säbel trägt. Dieser hängt ihm nur zum Zeichen der Achtung vor dem Gesetz an der Seite. Und sicherlich genießt die Jugend keiner Nation solches Glück und Ansehen, wie die ungarische. Bei welcher Nation ist es den jungen Leuten gestattet, am obersten Gerichtshof, wo selbst Grafen und Barone nicht zugegen sein dürfen, anwesend zu sein, damit sie in den Processen der Bürger inquiriren dürfen, noch dazu authentisch. Alle diese Vorrechte sind der ungarischen Jugend eingeräumt. Zu welch' erhabenem und nützlichem Zweck haben unsere edlen Vorfahren diese Einrichtung getroffen, — nämlich damit der Geist des Jünglings sich erhebe und schon in seinen zarten Jahren sich an die grossen Dinge, an die Amtspflichten, an die Gerechtigkeit gewöhne. Doch ach! wie Viele missbrauchen diese prächtige avitische Einrichtung. Vom Karten- und anderen verschwenderischen Spielen zu schweigen, sieht man sie an Orten, die eine wahrhaft edle Seele auch

nur zu betreten sich scheut, und wie, — betrunken! Ziemt sich dies für einen Jüngling, der Philosophie und Jus gehört hat, der sich für die Aemter des Vaterlandes vorbereitet? Und was kommt dann heraus? Er wird elend für seine ganze Lebenszeit und ächzt an den Folgen, wenn er am glücklichsten leben könnte. Dies wäre Grund genug, die Jünglinge von so schädlicher Lebensweise zurück zu halten. Und dennoch sind sie so thöricht, dass sie sich gar nicht für Juraten halten, wenn sie nicht Bürger, die Niemandem etwas zu leide thun, angreifen oder mit betrunkenen Lakaien sich herumschlagen. Hier zeigen sie ihre Tapferkeit. Die Unglücklichen besinnen sich wohl endlich, aber zu spät. Dann merken sie, wie sehr sie das wahre Ziel, ihr Glück, verfehlt haben. Es bestehen zwar Verbote, diese sind aber erfolglos. — Zu all' diesen Excessen trägt einerseits die Stadt bei, welche die Orte der Verderbniss bestehen lässt, andererseits die unvernünftige Erziehung. — Doch wozu zerbreche ich mir über diese Dinge den Kopf. Ich bleibe nicht lange Jurat. Ich werde Advocat und Lidi Frau Advocatin. — Wie süß klingt mir das. Und nicht wahr, auch Dir, mein Freund? Denn Du wirst dann einen Platz haben, wohin Du kommen kannst um zu plaudern. Bete aus ganzem Herzen, mit ganzer Seele, dass es so geschehe. Amen.» —

In zwei weiteren Briefen spricht der Verfasser mit Entzücken über die Vorstellungen von «Menschenhass und Reue» und «Armuth und Edelsinn», denen er im (deutschen) Theater in Pest beigewohnt. Und bei ihm, der seinen Unmuth darüber zu erkennen gab, dass er auf den öffentlichen Plätzen nur deutsch reden hörte, ist es auffallend, dass er mit keinem Wort den Wunsch nach einem ungarischen Theater verräth. Das Streben nach einem solchen muss also damals überhaupt geschlummert haben, und an der Theilnahmslosigkeit der Bevölkerung von Pest und Ofen lag es auch, dass die 1790 entstandene ungarische Schauspieler-Gesellschaft fünf Jahre darauf sich auflöste, um erst 1807 in Pest wieder in's Leben zu treten.

Zur Weinlese reist der Liebende nach Hause, und als er die Rückreise nach Pest antreten sollte, mengten sich trübe Ahnungen



in den Abschied von der Geliebten. «An meine Schultern gelehnt, seufzte Lidi in einem fort: O wann sehe ich dich wieder? Wie wenn ich dich nie wieder sehe!» — Nicht lange, nachdem er nach Pest zurückgekehrt war, musste der Verfasser der Briefe in Process-Angelegenheiten nach dem Banat abreisen, wo er den ganzen Fasching zubringen musste; und während dieser Zeit wurde seine Geliebte von ihren Eltern gezwungen, einen Andern zu heiraten. — Der Schmerz des Gekränkten findet dann ergreifenden Ausdruck, doch verklingt dieser allmählig, um nach und nach ruhiger Resignation zu weichen, bis endlich der Lebensmuth sich wieder einstellt. — Die letzte Zeile des letzten Briefes lautet: «Dein Freund, mein Paul, wird bald Advocat sein, noch dazu ein Pester Advocat.» Und hiermit knüpft der Roman, der eigentlich nur ein Stück Autobiographie des Verfassers ist, — an den weitem Lebensgang desselben an. VITKOVICS ist in der That einer der angesehensten Pester Advocaten geworden, und war, Dank seinem reichen Einkommen, in der Lage, seine literarischen Freunde oft bei sich zu bewirthen. So wurde er einer derjenigen, die das literarische Leben in Pest weckten und pflegten und die Concentrirung desselben in der Hauptstadt anbahnen halfen. — Dass er seinen «Roman» im Pult behielt, mag ausser anderen Gründen auch der autobiographischen Natur dieses Werkes zuzuschreiben sein; doch seinerzeit veröffentlicht, hätte es mit seiner Wahrheit im Ausdrucke der Gefühle und in der Zeichnung der Gestalten, wie mit den vielfachen Anknüpfungen an das reale Leben ohne Zweifel zu einer früheren Entwicklung des ungarischen socialen Romans Anstoss gegeben. —

Zu den jüngsten Productionen dieser Art gehören drei Werke von sehr verschiedenem Gepräge, auf verschiedenen Abstufungen des poetischen Werthes stehend, die aber alle irgend ein Moment des ungarischen Cultur- und socialen Lebens behandeln. — MORIZ JÓKAI hat, seit wir in diesen Blättern zum letzten Mal von ihm gesprochen, mittlerweile wieder mehrere Zeichen seiner andauernden Productivität gegeben. «Görög tűz» (Griechisches Feuer), Erzählungen aus der Geschichte verschiedener rechtgläubiger Völ-

ker, drei Bände, und «Egy hirhedett kalandor a XVII. századból» (Ein berühmter Abenteurer aus dem XVII. Jahrhundert), ebenfalls drei Bände (Budapest, Athenäum, 1879), liegen ausser dem Kreise dieser Betrachtungen. Es sind fremde Stoffe nach fremden Quellen bearbeitet, und bestimmt, dem Bedürfniss nach Unterhaltungslecture neue Momente der Befriedigung zu bieten. Aber der neueste Roman des fruchtbaren Autors: «Rab Ráby» gewährt nebst solcher Befriedigung auch ein Bild ungarischer Zustände, — und zwar zur Zeit Kaiser Josefs II. Dieser Roman erregte in der ungarischen Leserwelt allgemeines Interesse. Der Held, Mathias Ráby, ein Idealist, ein Josefiner von ganzer Seele, geräth in Folge dessen in schwere Conflicte und in Comitatsgefangenschaft; daher seine Bezeichnung «Rab» (Gefangener). — Die urwüchsigen, dem Josefinismus unzugänglichen Elemente, mit denen «Rab Ráby» in Conflict geräth, und viele andere Details der tragicomischen Geschichte sind mit einem Humor dargestellt, wie ihn JÓKAI in den besten Perioden seiner Wirksamkeit an den Tag gelegt hat. —

Die modernen Altconservativen hat KORNEL ÁBRÁNYI jun. in seinem Roman «Titkolt szerelem» — «Verborgene Liebe» — (Budapest, Athenäum) im Auge, und er zeichnet sie so vortrefflich und bietet so schöne poetische Momente dar, dass das Werk volle Beachtung verdient, obgleich es in manchen Beziehungen verfehlt ist. — Der Held, Graf Aurel Bátori, ein vielseitig gebildeter junger Mann von grosser Begabung und im Alter von vierundzwanzig Jahren, kommt aus Paris in jenen Tagen in die Heimat zurück, als die Zeit des Schmerling'schen Regimes ihrem Ende nahte und die Conservativen sich rüsteten, den Ausgleich Ungarns mit Oesterreich, respective mit der Krone, in ihrem Sinne durchzuführen. Der junge Mann schliesst sich mit Enthusiasmus den Bestrebungen der Partei an und kommt mit dem Oberhaupt derselben, dem Grafen Albert Dálnoki, einem vornehmen, edel gesinnten Manne von fünfzig Jahren, und mit dessen junger Gemahlin, der schönen Gräfin Elsa, in intime Berührung. Alle drei, durch hohe Bildung und Adel der Gesinnung ausgezeichnete Personen, sind von be-



rechtigtem Vertrauen zu einander erfüllt, werden aber die Opfer einer Familientragödie, in die sie durch die Liebe zwischen der jungen Gräfin und dem jungen genialen Grafen gerathen. Das Erwachen dieser verbotenen Liebe, während die Drei noch durch Achtung und Vertrauen verbunden, in ungetrübtem Glück neben einander wandeln, — ist ebenso poetisch empfunden, wie mit poetischem Zauber ausgeführt. Und dies in Verbindung mit den lebensvoll durchgeführten Comitats- und Deputirten-Wahlscenen verleiht dem ersten Bande den Werth eines Kunstwerkes und Zeitbildes zugleich. — Im zweiten Bande, wo wir den Dreien zur Zeit des Ausgleichs-Reichstages in der Hauptstadt begegnen, überschreitet der begabte Verfasser in der Schilderung des verbrecherischen Verhältnisses zwischen der Gräfin Dálnoki und dem Grafen Aurel Bátori die Grenzen des guten Geschmacks und hält er überhaupt nicht die Regeln der Kunstform ein. Denn anstatt die angefangenen Fäden der Erzählung ruhig fortzuspinnen, greift er nebenbei auch zu feuilletonistischen Causerieen, die nur störend wirken, obgleich sie die Bestimmung haben, die Rückwirkung des verbrecherischen Liebesverhältnisses auf die aristocratische Gesellschaft der Hauptstadt darzustellen und so den Leser nachträglich wieder in das Geleise der Erzählung zurückzuführen. Der zweite Theil der Erzählung, in welchem trotz der berührten Mängel die Begabung des Verfassers sich noch mehrfach erprobt, bietet übrigens folgende wesentliche Momente dar. — Graf Dálnoki als Obergespan und sein junger Freund Graf Aurel Bátori als gewählter Reichstags-Abgeordneter kommen zum Reichstag nach Pest. Doch der letztere, an den seine Partei so grosse Hoffnungen geknüpft hat, beginnt in seinem Geistesflug zu erlahmen. Ein Bericht, den er als Referent einer Commission auszuarbeiten hatte, ist ein unbrauchbares Machwerk. Er hat das Schriftstück offenbar in grosser Zerstreutheit geschrieben, an der irgend ein geheimes Verhältniss schuld sein muss. Graf Dálnoki wird daher im Casino damit betraut, auf den jungen Mann ein Auge zu haben und — o Ironie! — darnach zu forschen, welche Sirene über Graf Albert Bátori solche beklagenswerthe Macht gewonnen habe. Der betrogene

Gatte ahnt nicht, wer diese Sirene sei, und macht seinem jungen Freunde darüber Vorwürfe, dass dieser sich schon lange nicht in ihrem gemeinsamen politischen Kreise habe blicken lassen. So in die Enge getrieben, antwortet Graf Aurel, die Politik der Conservativen sei mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch, er habe sich daher der liberalen Majorität angeschlossen, und dies sei der Grund, weshalb er in den Kreisen der Conservativen nicht mehr gesehen wird. Und um die Nothlüge zur Wahrheit zu machen, erklärt Graf Aurel am nächsten Tag öffentlich seinen Anschluss an die Majorität.

In Wirklichkeit aber kümmert er sich nicht um Politik, sowie er schon lange für politische Angelegenheiten keine Aufmerksamkeit hatte. Die Liebe der Gräfin Elsa und Graf Aurels durchbrach, bald nachdem sie nach Pest gekommen waren, alle Schranken, die sie bis dahin beobachtet hatten. Selige Wochen hindurch sahen sie sich täglich an einem geheimen Zusammenkunftsort, bis endlich Elsa aus ihrem Rausch erwacht. Aurel will, sie solle ihm ganz angehören, sich von ihrem Gemahl trennen; sie aber möchte lieber sterben, als vor ihrem edlen Manne beschämt stehen, von ihrem Kinde sich trennen. Geht es nicht anders, so will sie das Verhältniss abbrechen, selbst wenn sie darüber zu Grunde gehen müsste. Mittlerweile beginnt Graf Dálnoki zu ahnen, was vorgehe und eine Catastrophe ist unausbleiblich. — Graf Aurel dringt einmal gewaltsam in die Wohnung Elsa's, die sich entschieden von ihm zurückgezogen hat, und kann sich vor der Entdeckung durch Graf Dálnoki nur retten, indem er aus dem Fenster springt. Bald darauf will er seinem Leben ein Ende machen, erzielt jedoch mit dem verfehlten Schuss nur ein langes Siechthum, das ihn nöthigt einen mildern Himmelsstrich aufzusuchen. Vor der Reise nimmt er von Graf Dálnoki traurigen Abschied, und Elsa blickt ihm gebrochen, starr wie eine Bildsäule nach. — Alle Drei bluten an innern Wunden. Sie lieben sich noch immer und können nicht beisammen bleiben; sie fühlen sich noch immer gegenseitig angezogen und müssen sich von einander losreißen. Keine eclatante Catastrophe und doch eine Tragödie, die das Lebensglück dreier



edlen Menschen zerstört. — In Folge der Mängel des zweiten Theiles nimmt der Leser diesen und den erschütternden Ausgang nicht mit rückhaltloser Ueberzeugung in sich auf; um so mehr wirkt der lebensvolle, durch und durch poetische erste Theil der Erzählung nach. Da ist der Roman ein schönes Bild aus dem ungarischen high life.

In den gleichen Gesellschaftsregionen bewegt sich: «Uj idök, avult emberek» (Neue Zeiten, Menschen von altem Schlag), Roman von L. VÉKA (Budapest, Ferdinand Pfeifer, 1879). Der Autor versucht es hier ein Bild der Wandlungen darzubieten, die sich in der modernen ungarischen Gesellschaft vollziehen und eine Idee zum Ausdruck zu bringen, die im Hinblick auf diese Wandlungen und deren Gefahren in Parlamentsdebatten und Zeitungsartikeln vielfach ventilirt wird. Die «neuen Zeiten» drohen den adeligen Grossgrundbesitz zu entnationalisiren, und die «Menschen von altem Schlag», unter denen bisher nur wenige der verderblichen Fluth zu widerstehen vermochten, blicken mit patriotischer Trauer auf diese Erscheinung. Alter Adel mit altem intacten Besitz ist eine der stärksten Stützen der Nation und darum soll so viel als möglich von diesem Besitz in den Händen der alten ungarischen Familien erhalten bleiben. Dies die Grundidee des Romans. — An diese nationalpolitische Wahrheit hat ein gewisser verstorbener Baron nicht gedacht, und daher ist dessen Sohn, Baron Béla Ormos, der Held des Romans, ein «verarmter Edelmann». Sein Schloss und die dazu gehörigen ausgedehnten Besitzungen sind dem Schicksal verfallen, heute oder morgen unter den Hammer zu kommen; er selbst aber ist auf dem Sprunge, mit einem jungen Freund, seinem Verwandten Thomas Pusztay nach Amerika auszuwandern. Der Held ist also ein Opfer der socialen Krankheit, durch welche grosse, in der Hand einzelner Familien vereinigte Besitzungen nach und nach zersplittert werden, um schliesslich ganz verloren zu gehen. Im gegebenen Falle aber war nicht lasterhafte Verschwendung, sondern lebenswürdige Leichtfertigkeit die Ursache der Krankheit. Der verstorbene Vater des Helden war ein gastfreundlicher Mensch, liebte Heiterkeit und munteres

Treiben, hatte sein Schloss immer voll Gäste und hielt für diese nicht allein stets offene, reich besetzte Tafel, sondern ergötzte sie auch mit dramatischen Unterhaltungen. Sein Schloss barg eine vollständig eingerichtete Bühne, zu der von Nah und Fern Dilettanten herbeigezogen wurden. Ein Motiv, das nicht willkürlich erfunden, sondern für eine gewisse Periode der Theatergeschichte Ungarns charakteristisch ist; denn es kam oft vor, dass ungarische Magnaten im vorigen Jahrhundert deutsche, später aber, nach Entstehung des ungarischen Schauspielles, ungarische Hausbühnen unterhielten.

Zur Zeit des lustigen Treibens im Hause seines Vaters war Baron Béla Ormos noch ein Jüngling und hatte ein von Kindesbeinen an genährtes Liebesverhältniss mit Comtesse Ella Bérczváy, das aber durch den Vater der Letzteren, einen in schroffer Abgeschiedenheit lebenden Mann gestört wurde. Wie aber nach dessen Tode aus einem in seinem Nachlass gefundenen Brief an seine Tochter hervorgeht, widersetzte er sich diesem Verhältniss nicht aus Hartherzigkeit, nicht aus Laune, sondern weil er die kostspielige lustige Lebensweise der Familie Ormos als eine Versündigung gegen die Nation betrachtete, die als solche nur fortbestehen könne, wenn die altadeligen ungarischen Familien ihren angestammten Besitz in ihren Händen behalten. — Comtesse Ella musste einen dieser Anforderung entsprechenden alten Mann, einen Baron Altáji, heiraten; und als sie bald darauf Wittve geworden, kam sie zwar mit dem ihrem Herzen noch immer nahe stehenden Jugendfreund in der Hauptstadt zusammen, doch konnte sie die Herstellung ihres früheren Verhältnisses mit ihm nicht für angemessen halten. Denn Baron Béla Ormos, damals Husaren-Officier, schien in die Fusstapfen seines Vaters getreten zu sein und ein Verhältniss mit einer Schauspielerin zu haben, während er dieser in Wahrheit nur seinen Schutz angedeihen liess. Auf diesen retrospectiv erzählten Vorgängen beruht der Roman, in welchem es sich um die Wiederannäherung und glückliche Vereinigung des verarmten stolzen Baron Béla Ormos und der reichen edelmüthigen Gräfin Ella Bérczváy-Altáji handelt. Der Verfasser war in der



Wahl des Stoffes glücklicher als in der Anordnung desselben und überhaupt in der Kunst des Erzählens und in der Darstellung.

Als Poet und Künstler erweist sich in letzterer Beziehung ZOLTAN BEÖTHY in seinen von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebenen «Rajzok» (Budapest, Moriz Rath, 1879). Das Wort «Rajzok» wäre mit «Skizzen», «Zeichnungen» zu übersetzen. BEÖTHY legt das Gewicht seines Talents nicht auf die Ausarbeitung einer Geschichte, nicht auf das Erzählen, sondern in jeder einzelnen seiner Productionen auf die Ausführung eines Charakters. Seine Arbeiten sind in dieser Hinsicht den «Studienköpfen» des Malers zu vergleichen, in deren Ausdruck innere und äussere Vorgänge sich abspiegeln. Sie erzählen nicht, regen aber den Beschauer an, sich zu dem dargestellten Seelenzustand eine Erzählung zu combiniren. — Diese «Studien» von BEÖTHY haben durchaus arme bemitleidenswerthe Gestalten zum Gegenstande, in denen zu tiefem Gemüth irgend eine Schwäche oder armselige Lebensbedingungen hinzutreten. Das Resultat ist eine humoristische Wirkung, die aber meist von Trauer und Mitleid erdrückt wird. — Am besten tritt diese Wirkung in der Studie: «A három-királyok» hervor, die zugleich den Bedingungen der Novelle am meisten entspricht. Denn wir finden da nicht allein eine Gestalt seelenvoll dargestellt, sondern auch einen kleinen Vorgang abgerundet erzählt. Der Held dieser kleinen Geschichte ist ein armer Waisenknabe, der nichts lernen kann, weil er sein krankes Schwesterchen ernähren muss. Zu diesem Zweck treibt er sich in den Gassen herum, kleine lohnende Beschäftigungen suchend, und wenn es ihm glückt, so trägt er den mit dem Dampfboot oder mit der Eisenbahn kommenden Reisenden das Gepäck nach. Heute aber ist er der «Mohrenkönig», einer von den drei Knaben, die als heilige drei Könige Lieder singend herumziehen, um kleine Gaben einzusammeln. Grotesk und tief ergreifend zugleich ist die Scene, in der er sich das Gesicht mit Russ schwärzt, sich in ein Leintuch hüllt, während das kranke Schwesterchen ächzt und Brod verlangt, das er ihr aber jetzt noch nicht geben kann. Sie bittet ihn, sie wenigstens zu küssen, ehe er geht; er wischt sich den Russ von den Lippen, um die Kranke zu

küssen, und geht fort. Doch als er nach Hause kommt und die Schwester erfrischen will, findet er sie todt. Nun kann er lernen. — BEÖTHY'S «Rajzok» zeichnen sich übrigens auch noch durch die treffliche Behandlung der Sprache aus, die bei ihm oft ein neues und doch immer wohl verständliches Gepräge erhält.

Solcher Skizzen und kurzer Erzählungen sind noch mehrere Sammlungen erschienen, und zwar: «Vázlatok» (Skizzen), von JOHANN ERDÉLYI (Budapest, 1878); «Elbeszélések. Rajzok» (Erzählungen und Skizzen), von IGNAZ NÉMETH (Budapest, 1879); «Rajzok», von ATALA KISFALUDY (Budapest, Ludwig Aigner, 1879); «Az életből» (Aus dem Leben), eine Novellen-Sammlung, von ANTON RÓZSAÁGI (Arad, 1879); «Rajzok és elbeszélések», von EDMUND IVÁNYI (Grosswardein, 1879). Die Menge dieser Erscheinungen beweist, dass die Lust zu fabuliren auch hierlands weit verbreitet, aber nicht genug bei Athem ist, um sich in umfangreicheren Productionen zu erproben. Indess tritt uns in allen diesen Sammlungen keine solche poetische Individualität entgegen, wie in der von BEÖTHY. Manches Einzelne ist übrigens gelungen, besonders eine Skizze von ATALA KISFALUDY, in der die Verfasserin das Bild ihrer Grossmutter mit poetischer Intuition und mit Humor darstellt.

Auf dem Felde der Prosa und der Lyrik zugleich trat in letzter Zeit ALEXANDER ENDRÖDI auf. Es liegen nämlich von ihm unter dem Titel: «Másodvirágzás» (Zweite Blüthe) eine Erzählung (Budapest, Ludwig Aigner, 1879), und ein Band neuer Gedichte vor, der von der Petöfi-Gesellschaft im eben genannten Verlag herausgegeben wurde. In seinen neueren Gedichten wendet der Verfasser sich der epischen Gattung zu, doch reicht seine Charakter-Gestaltung und Composition zu dieser nicht aus; ein Mangel, der sich auch in der prosaischen Erzählung fühlbar macht. Uebrigens ist diese sorgfältig, nur manchmal zu sehr mit lyrischer Ueberschwänglichkeit geschrieben. —

Aus dem Gebiet des Drama's sind zwei in diesem Jahre zur Aufführung gelangte Stücke, beide von ANTON VÁRADI, zu erwähnen. «Tamora», Tragödie in vier Aufzügen, als *relativ* beste unter



anderen Concurränzstücken von der Academie mit dem Preis gekrönt, behandelt den Conflict, in welchen der besiegte König Dagon dadurch geräth, dass er für seine Ueberwinderin, die Königin Tamora, die er neuerdings zu bekämpfen kommt, in Liebe entbrennt, während seine, wie er meinte, todte Gattin wieder lebend zum Vorschein kommt. Ein unzweifelhaft brauchbares tragisches Motiv, doch unwirksam, ohne dramatisches Leben benützt. — «Az eredendő bűn» (Die Erbsünde), Schauspiel in vier Aufzügen, von demselben Verfasser, bekämpft das auch dann noch lebendige Vorurtheil der Gesellschaft gegen gebrandmarkte Verbrecher, wenn diese ihre Strafe abgebusst und längst sich gebessert haben. Im gegebenen Falle handelt es sich noch dazu nur um einen vermeintlichen Verbrecher, der für die Schuld Anderer gebüsst hat, indem er als angeblich fraudulanter Director einer zu Grunde gegangenen Bank zwei Jahre im Kerker sass, worauf er mit Weib und Kind nach Amerika auswanderte. Nach zwanzig Jahren zurückgekehrt, begegnet er in den ihm ehemals befreundeten Kreisen einem abstossenden zurückweichenden Benehmen, unter welchem auch sein Sohn, ein wackerer Ingenieur, zu leiden hat. Doch schliesslich wird der wahre Verbrecher entdeckt, das Missverständniss weicht, der vermeintliche Defraudant, Adrian Kovács, wird von seinen Freunden und Bekannten wieder mit offenen Armen aufgenommen, und sein Sohn, der auch in Amerika gut ungarisch erzogene Ingenieur Andreas Kovács, erhält sogar die Tochter eines Obergespans zur Frau. Von auffallender Actualität erwies dieses Stück sich insofern, als es während einer Theissüberschwemmung in Niederrungarn spielt, und zu einer Zeit (Anfangs Mai) aufgeführt wurde, als die Erinnerung an die Szegediner Catastrophe noch in Allen nachzitterte. Uebrigens war das Stück nichts weniger als von imponirender Wirkung. Der jugendliche Verfasser, er ist eben erst 25 Jahre alt geworden, ist zur Stunde noch weit glücklicher im Finden als im Verwerthen dramatischer Motive.

Dr. ADOLF DUX.

## JOSEF SZÉKÁCS.

(Denkrede, gehalten in der Plenarsitzung der ungarischen Academie der Wissenschaften am 1. Juli 1878 von Dr. MORIZ BALLAGI.)

Es kann als Selbstüberhebung erscheinen, dass ich, der ich über die Macht des Wortes nicht verfüge, es unternommen habe über jenen Mann eine Denkrede zu halten, den vor Allem seine glänzende Beredsamkeit ausgezeichnet und auch zum Ehrenmitgliede dieser hochansehnlichen Körperschaft gemacht hat; aber mir hat die Pflicht der Pietät geboten und ich war um so bereitwilliger, diesem Gebote zu gehorchen, als ich so glücklich gewesen bin, ein Menschenalter hindurch der vertrauliche Zeuge dieses edlen Lebens zu sein und einen tieferen Blick in jene schöne Seele werfen zu können, deren Aeusserungen mit so viel Anmuth und gewinnendem Zauber angethan waren. — — —

Demgemäss könnte ich selbst bei meinem geringen Talente unbesorgt um den Erfolg meines Vortrages sein, wenn es im Sinne der Statuten unserer Gesellschaft mir gestattet wäre, mich mit religiösen Dingen zu befassen, denen Székács mit solcher Hingebung lebte, dass er sowohl sein schriftstellerisches als sein rednerisches Talent fast ausschliesslich im Dienste derselben erglänzen liess.

In Folge der Beschränkung jedoch, welche mir die Anordnungen der Academie auferlegen, befinde ich mich mit meiner Aufgabe in der Lage eines Malers, der bei der Aufnahme einer prachtvollen Gegend die Wahrnehmung macht, dass Hindernisse, welche in seinen Gesichtskreis fallen, das grossartige Gesamtbild der Gegend seinem Auge entziehen und ihm die Aussicht bloss auf kleinere Gruppentheile des Prachtbildes freigelassen ist.

Zum Glücke standen die religiösen Interessen, welche die Triebfedern der Thätigkeit Székács' bildeten, in so enger Verbindung mit den patriotischen Zielen unseres Institutes, dass sein Wirken im Interesse der Kirche als eine Kette fortlaufender nationaler Bestrebungen erscheint.

Das heutige Geschlecht nämlich kann es bei seinem Wett-



eifer im Erwerben und seinen Partekämpfen kaum ahnen, welche edle Bande die kleine Schaar jener Patrioten zusammenhielt, die ihr Streben der Zukunft der Nation, der politischen und socialen Neugestaltung widmeten. Beraubt aller Unterstützung seitens der Machthaber, war jene Schaar auf sich, auf ihre geistige Kraft angewiesen, und obgleich dem, was sie begeistert anstrebten, unübersteigliche Hemmnisse im Wege standen und sie wenig Hoffnung hatten den Erfolg ihrer Mühen zu erleben: so waren sie doch voll festen Glaubens und schöpften aus dem in weiter Ferne ihnen entgegen dämmernden Ideale Begeisterung zur Fortsetzung ihrer Sisypusarbeit. . . . Des Wirkungskreises für positive Arbeiten entbehrend, bildete den Werth jener Männer weniger das, was sie *individuell* zu leisten vermochten, als was sie *gemeinschaftlich* anstrebten, auf was sie aspirirten. Sie bildeten gleichsam eine Familie, deren Glieder durch das Vaterland und dessen heilige Interessen in Einem Bewusstsein geeinigt erschienen. Auch waren dieselben überall zusammen anzutreffen, wo es sich irgend um eine wichtige Nationalangelegenheit handelte.

Székács war eines der angesehensten Glieder dieser Familie, und nachdem derselbe bei Lebzeiten sich der ungetheiltesten Liebe Aller erfreute, mit denen er verkehrte, so wird heute, wo bloß noch die schmerzliche Erinnerung an den allgeliebten Mann lebt, ihn wohl Niemand um den Preis des Lorbeerkranzes beneiden, ihn, den hervorragende Begabung zur Zierde des Vaterlandes weihte.

Die Wiege unseres JOSEF SZÉKÁCS ist nicht in jener Sphäre gestanden, in welcher den Sprössling vom ersten Lebensanbeginn angefangen die feinere Bildung der Vornehmen umfängt; er wurde Eltern bürgerlichen Standes am 2. Februar 1809 in Orosháza geboren, woselbst sein Vater ein mit zahlreichen Kindern gesegneter, ehrsamer Gerbermeister war. Der wackere Gewerbsmann hatte seinen Sohn Josef für sein dankbares Handwerk bestimmt und war bereits willens den Knaben, der die Dorfschule mit vorzüglichem Fortgange beendet hatte, nach Gyula in die Lehre zu bringen, als Johann Szigethy, der evangelische Seelsorger zu Orosháza, der die hervorragende Geistesbegabung des Knaben gelegentlich des sonntäglichen Religionsunterrichtes kennen gelernt hatte, ihn auf andere Gedanken brachte und bewog, das begabte Kind in die lateinische Schule zu schicken.

Jene lateinischen Schulen hatten dazumal dieselbe Bestimmung, welche heutzutage das Gymnasium hat; sie bereiteten den Zögling zur wissenschaftlichen Laufbahn vor; nur lösten sie diese Aufgabe mit einem unvergleichlich kleineren Apparat, auf eine unvergleichlich einfachere Weise, als dies in unserer Zeit durch die

Gymnasien geschieht. Da damals drei oder vier Professoren dasjenige zu thun hatten, womit gegenwärtig zwölf Fachmänner betraut sind, ist es selbstverständlich, dass dieselben nur einen sehr geringen Theil der auf dem heutigen Gymnasium gelehrten Gegenstände vornehmen konnten. Lehrer und Schüler jener lateinischen Schulen wären gleicherweise entsetzt gewesen beim Anblick jener ungeheuern Masse von Kenntnissen, welche das heutige System von den Schülern des Gymnasiums fordert.

Jene mangelhaften Schulen besaßen indessen zwei Vorzüge, welchen unsere nationale Cultur unendlich viel zu verdanken hat. Der eine bestand darin, dass sie wohlfeil waren und die Wissenschaft durch Alumneen und andere der Armuth aufhelfende Veranstellungen auch den Unbemitteltesten zugänglich machten; der andere darin, dass sie, sich auf wenige Lehrgegenstände beschränkend, diese wenigen gründlich lehrten und, was die Hauptsache ist, dass sie den Zögling das Lernen lehrten, dass sie ihn gewöhnten, selbstthätig seine Kenntnisse zu erweitern, seinen Geist fortzubilden.

Dadurch, dass der Schulbesuch auch den Aermsten möglich gemacht war, gewannen die gebildeten Herrenklassen einen fortwährenden Zuwachs aus einer Schichte, wo der Mensch, von seiner ersten Kindheit angefangen auf den Kampf um's Dasein angewiesen, das Vorwärtsstreben durch seine eigene Kraft, die Verwendung seiner Fähigkeiten zu nutzbringender Arbeit sich angewöhnt und als sein Lebenselement betrachtet. Und weil sich so ziemlich alle Tüchtigkeit um diesen Angelpunkt dreht, war die Folge hievon, dass wir aus jener Zeit viele Treffliche aufweisen können, die ihre Studien als sogenannte «mendicirende Studenten» in der allergrössten Armuth absolvirt haben.

Auch in der Beschränkung auf wenige Lehrgegenstände lag ein grosser Segen. Der Hauptzweck des Unterrichts ist ja doch, insbesondere in den zum Lebensberuf vorbereitenden Jahren, kein anderer, als den Geist zum Selbstbewusstsein, zur Erkenntniss und zur vollen Anwendung seiner eigenen Kraft zu erwecken. Die positiven Kenntnisse spielen auf diesem ersten Stadium des Bildungsganges des Menschen blos die Rolle von Mitteln zu dem erwähnten Zwecke und bilden insolange ein todtcs Material, bis sie, durch die individuelle Thätigkeit der Urtheilskraft Leben gewinnend, in unserem Geiste gleichsam neugeboren und zum Hauptfactor unserer Geistesentwicklung werden.

Bei dem heutigen Lehrsystem, wo die vielerlei Unterrichtsgegenstände den Geist des Lernenden gleichsam nur im Fluge streifen, ist der erwähnte geistige Process beinahe eine Unmöglichkeit geworden. Die ungeheure Masse des Unterrichtsstoffes, welche den Geist des Lernenden gleichsam überschüttet, gewährt



demselben weder Zeit zur Assimilation der aufgenommenen Kenntnisse, noch Lust zum selbstthätigen Weiterstreben. Wenn sich der Jüngling nach durchlaufenem Gymnasialcursus zur sogenannten Maturitätsprüfung stellt, hat er bereits aus allen Wissenschaften gekostet und es giebt nichts mehr, was auf ihn mit dem Reiz der Neuheit zu wirken und seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermöchte; und wenn der durch Wissensüberlastung erschöpfte Jüngling nun zur Universität übergeht, betrachtet er sein erwähltes Fach nur mehr als brodgebendes Gewerbe: er bietet zwar Alles auf, in demselben die nöthige Gewandtheit zu gewinnen; er wird auch ein gebildeter geschickter Mensch; aber bis er dahin gelangt, ist er derart abgemüdet, dass er, in das Leben eintretend, nur mehr geniessen will und in seinem welken Geiste für keinen hochstrebenden edlen Gedanken mehr Raum hat.

Diese Schullaufbahn ist ein treuer Abklatsch unseres gesammten socialen Lebens. Die Hast in Herbeischaffung der Mittel ist so gross, dass wir darüber den Zweck des Lebens aus den Augen verlieren; wir sind so unersättlich im Erwerben, dass uns keine Kraft und Zeit zur gehörigen Ausnützung des Erworbenen erübrigt.

Nicht in solcher Treibhausathmosphäre reifen die Männer der zukunftsbefruchtenden Ideen, jene kühnen Geister, welche bei socialen Umgestaltungen voranzuschreiten und die Bahn des Fortschritts zu ebnen berufen sind.

Die Erfahrung lehrt, dass das jetzt beliebte System, wenn es gleich die Ausbildung der mittelmässigen Talente befördert, den schöpferischen, initiatorischen Geist eher erstickt als entwickelt, und eine blasirte Stimmung erzeugt, wenn patriotische Thaten und selbstverleugnende Begeisterung am meisten noth thun.

Die im Anfang dieses Jahrhunderts bestandenen armen protestantischen Schulen haben, vielleicht weil sie aus der Noth eine Tugend machen mussten, anstatt ihre Zöglinge mit übermässig vielen Studien zu überbürden, die ganz entgegengesetzte Methode befolgt. Wenig, sehr wenig war das, was sie direct lehrten, aber sie forderten vom Schüler, indem sie ihm dazu die nöthige Anleitung gaben, um so mehr Selbstthätigkeit, denkenden Fleiss. Was die Schule unmittelbar bot, bestand Alles in Allem darin, dass der Zögling lateinisch schreiben und sprechen lernte, und seinem Geiste dadurch die Möglichkeit erwarb, sich in die classische Welt einzuleben und für Ideale zu erglühen, welche, weil sie einst Wirklichkeit gewesen, als wieder verwirklichungsfähig erschienen und demzufolge nicht allein für den Geist, sondern auch für die Willenskraft zu gewaltigen Triebfedern wurden. Was ausserdem noch von Naturwissenschaften, mathematischen und philosophischen Disciplinen gelehrt wurde, war eben nur so

viel, um dem Geiste Stoff zum Nachdenken zu bieten und dessen mehrseitige Entwicklung möglich zu machen.

Und eine derartige Schule von grossen Ansprüchen, aber kleinen Kräften bestand dazumal auch in der Nähe von Orosháza, in Mezöberény, wo ein vollständiges Obergymnasium durch zwei ordentliche Professoren und einen Hilfsprofessor versehen wurde. Die solcherweise unter die Leitung Eines Lehrers gelangten Zöglinge mehrerer Classen erhielten gleichzeitig Unterricht, in der Weise, dass dasjenige, was die untere Classe als Neues lernte, von der oberen wiederholt wurde, auf je einen Professor aber wöchentlich 35—40 Unterrichtsstunden entfielen.

In dieser mangelhaften Schule absolvirte Székács die sechs Classen des Gymnasiums und hatte dann zwar von vielen Wissenschaften, mit welchen der heutige Gymnasialschüler vollgepfropft wird, nicht einmal den Namen gehört, aber dafür so viel Latein gelernt, dass ihm die Lectüre der Classiker nicht, wie unseren heutigen Maturitätsprüflingen, eine Holzhackerarbeit, sondern eine Seelenfreude war. Er studierte also die grossen Autoren des Alterthums, und die Grundlagen unserer Bildung aus den classischen Quellen selbst kennen lernend, begann er seinen Geist nach jenen ewig schönen Vorbildern zu gestalten, und betrat kühn jenen Weg, der den Kämpfer in die Halle des Ruhmes führt.

Der grösste Mangel jener Anstalten war ohne Zweifel der, dass die ungarische Sprache und Literatur nicht unter die Schul-Unterrichtsgegenstände gehörte, in Folge dessen nur selten ein Schüler ungarisch richtig schreiben und concipiren konnte, noch seltener sich einer fand, der eine Ahnung davon gehabt hätte, dass ähnliche Werke, wie die in Livius und Virgilius bewunderten, auch in der eigenen Muttersprache geschaffen werden könnten. Székács war in dieser Hinsicht glücklich, insoferne Johann Szigethy, der sein Talent erkannt und seinen Schulbesuch veranlasst hatte, zu jenen wenigen Auserwählten zählte, welche sich die Pflege der erwachenden vaterländischen Literatur als Förderer derselben angelegen sein liessen, weshalb er auf jede Weise bemüht war, den zu schönen Hoffnungen berechtigenden Jüngling mit den Werken der damals bereits zu Ansehen gelangten ungarischen Dichter Berzsenyi, Kölcsey, der Brüder Kisfaludy und Vörösmarty's bekannt zu machen und in ihm die Liebe zur vaterländischen Literatur zu wecken.

Auf diesem Wege brachte Székács alsbald durch eigenen Fleiss ein, was die Schule verabsäumt hatte; er lernte ungarisch richtig schreiben und seinen Gedanken auch in ungarischer Sprache einen eleganten und präcisen Ausdruck geben.

Dies war das erste Moment, welches den talentirten Jüngling an das grosse Werk des nationalen Erwachens knüpfte; indem ein



Funke von dem patriotischen Geiste, welcher die genannten grossen Schriftsteller beseelte, in seine Seele fiel, hörte diese fortan bis zu seinem Lebensende nicht auf, für das nationale Interesse zu lodern.

Er war 18 Jahre alt, als er 1826 der höheren Studien halber nach Oedenburg ging, wo er innerhalb dreier Jahre sowohl den philosophischen Cursus, als auch die Theologie absolvirte.

Dort gab dem strebsamen Jüngling wiederum eine Institution unserer damaligen Schulen Nahrung, welche die Zöglinge, ausser der Gewöhnung derselben zu freiwilliger Geistesarbeit, auch antrieb, ihr Talent in nationaler Richtung zu verwerthen. Ich meine den im Schosse der Oedenburger höheren Schule unter dem Namen «Ungarische Gesellschaft» auch heute noch fortbestehenden Selbstbildungsverein, welchen der wackere Johannes Kiss gegründet hatte und bis zu seinem Lebensende mit Vorliebe leitete. Johannes Kiss stand damals auf dem Gipfelpunkte seiner schriftstellerischen Wirksamkeit; er zog den jungen Székács, der ihm ohnehin von mehreren Seiten her empfohlen war, in seinen Kreis und zeichnete ihn mit besonderer Liebe aus. Székács erzählt in seinem Tagebuch ausführlich, wie ihn Johannes Kiss in der oratorischen Improvisation geübt habe. Auf desselben Antrieb geschah es auch, dass Székács sein für die Ungarische Gesellschaft geschriebenes, «Költő» (Dichter) betitelted Gedicht dem von Karl Kisfaludy redigirten belletristischen Jahrbuch «Aurora» einsandte, wo dasselbe zur Aufnahme geeignet befunden wurde und im 1830er Jahrgange erschien. Dies war unseres Székács erste im Druck erschienene Arbeit; mit ihr beginnt seine rühmlich durchlaufene Schriftsteller-Laufbahn.

Nach Beendigung seines Studiencurses an der höheren Schule zu Oedenburg musste Székács, bevor er ein Amt antreten konnte, der bestehenden Sitte gemäss, entweder eine Caplanstelle annehmen oder eine ausländische Universität besuchen. Er entschied sich ohne Bedenken für das letztere; um jedoch dies sein Vorhaben ausführen zu können, musste er sich vorher die dazu nöthigen Geldmittel verschaffen. Er übernahm daher eine Hauslehrerstelle im Banat bei der Familie Nikolics de Rudna und brachte mit seinen als Serben geborenen, aber zu Ungarn zu erziehenden adeligen Zöglingen zwei Jahre in Karlovitz, zwei in Pest und eines in Eperies zu.

Die zwei in Karlovitz zugebrachten Jahre bildeten eine Epoche in Székács' geistigem Entwicklungsgange. Der Karlovitzer Erzbischof Stratimirovics, der mit der Familie Nikolics befreundet war, liess nämlich den jungen Nikolics mit seinem Erzieher öfter in seinen Palast kommen. Es weilte aber damals in Karlovitz ein Grieche, Namens Nikos, welcher behufs Erlernung der alten kirchen-slavischen Sprache die dortige theologische Anstalt be-

suchte. Derselbe konnte jedoch nicht gehörig vorwärts, da er keiner anderen Sprache, als der griechischen, mächtig war. Er wusste weder lateinisch, um die theologischen Lehrbücher, noch serbisch, um die mündlichen Erläuterungen seiner Professoren zu verstehen. Stratimirovics beredete Székács, er möge Nikos Latein lehren und von diesem hingegen Griechisch lernen, Beide aber mögen auf Unkosten des Erzbischofs Serbisch lernen. Székács ergriff die sich darbietende Gelegenheit zur Vermehrung seiner Sprachenkenntniss und überraschte den Erzbischof nach kurzer Zeit dadurch, dass er mit ihm serbisch conversirte, das ungarische Publicum aber durch Uebersetzungen serbischer Lieder aus der Sammlung des Vuk Karadžić und griechischer Epigramme aus der griechischen Anthologie, welche in der Kaschauer Zeitschrift «Minerva» erschienen. Später verliebte er sich so sehr in «jene weichklingenden und schmachtenden Liebeslieder, jene trauer- und würdevollen Heldengesänge» der Serben, dass er deren einen Band übersetzte und 1836 durch seinen Freund Andreas Kunoss unter dem Titel «Serbische Lieder und Heldensagen» herausgeben liess.

Mit diesem Werke, über dessen ästhetischen Werth sich die damalige Presse und insbesondere Garays «Literatur-Blätter» mit auszeichnender Anerkennung aussprachen, nahm Székács seine Stelle unter den damaligen Wortführern unserer schönen Literatur ein.

Nach fünfjähriger Erzieherthätigkeit sah er sich endlich in der Lage, behufs Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung, eine ausländische Universität beziehen zu können. Er ging im Frühling 1835 nach Berlin, wo er ein Jahr lang philosophische und theologische Collegien hörte und als Doctor der Philosophie promovirte, und kehrte von dort, nachdem er vorher noch die bedeutenderen Gegenden Deutschlands, Hollands und Englands bereist hatte, mit vielseitig gebildetem Geiste und mit dem brennenden Verlangen, seine Fähigkeiten zum Besten des Vaterlandes und der Kirche verwerthen zu können, in seine Heimat zurück, wo er vorläufig nur seine Erzieherstelle im Hause Nikolics wieder einnahm.

Inzwischen fuhr er in seiner literarischen Thätigkeit fort, indem er ausser kleineren, in Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten, einen Band aus des Plutarchos Parallelen für die «Ungarische Gelehrten Gesellschaft» übersetzte. Diese wählte den zu grossen Hoffnungen berechtigenden Jüngling, unter Würdigung seiner schönen Bestrebungen, zu ihrem correspondirenden Mitgliede, und publicirte 1837 dessen Uebersetzung der Plutarchischen Biographien. Ein Jahr darauf ehrte ihn auch die Kisfaludy-



Gesellschaft durch seine Erwählung zu ihrem ordentlichen Mitgliede.

Der infolge seiner literarischen Erfolge sich bereits eines guten Rufes erfreuende junge Mann hatte nun auch nicht lange auf die Gelegenheit zu warten, um seine ausgebildeten Fähigkeiten in jenem Wirkungskreise geltend machen zu können, für welchen er sich hauptsächlich berufen fühlte.

Im Anfange der Dreissiger Jahre hatte die Pester evangelische Gemeinde A. B. zwei Geistliche: einen deutschen und einen slovakischen. Ein ungarischer wurde nicht benöthigt, indem die wenigen geborenen Ungarn in der grösstentheils aus nicht ungarisch redenden Elementen bestehenden Gemeinde, ausser ihrer ungarischen Muttersprache, unbedingt auch noch die deutsche oder die slovakische verstanden, und sich demgemäss entweder bei dem einen oder bei dem anderen der beiden nicht ungarischen Geistlichen als Pfarrkinder einschreiben liessen. Als indessen das seit 1825 in Gährung gerathene nationale Leben, infolge des zu selbstbewusster Thätigkeit anspornenden Auftretens des Grafen Stefan Széchenyi, sich in der Hauptstadt zu concentriren begann, wurde auch im Schosse der evangelischen Gemeinde das Bedürfniss einer ungarischen Pfarre immer fühlbarer.

Der mit dem Patriotismus Hand in Hand gehende religiöse Eifer schaffte den zur Errichtung einer dritten Predigerstelle erforderlichen Fond alsbald herbei und jetzt war die grosse Aufgabe, für die materiell so gut als thunlich gesicherte ungarische Predigerstelle eine Persönlichkeit ausfindig zu machen, welche die kleine Gemeinde in dem Geiste, in welchem dieselbe gegründet wurde, nicht allein aufrecht- und zusammenzuhalten, sondern auch zu fördern und zu mehren vermöchte.

An Bewerbern um diese Stelle war kein Mangel. Denn, obwohl die kleine Anstellung dem künftigen Seelsorger vor der Hand nur ein sehr geringes Einkommen versprach, verlieh derselben ihre Situation in der Hauptstadt dennoch hinreichende Anziehungskraft, um sie auch dem angesehensten unter den Seelsorgern des Landes annehmbar erscheinen zu lassen, wenn er darauf berufen würde. Aber die Mitglieder der neuen Gemeinde — die Quelle der Opferwilligkeit, durch welche die Errichtung der ungarischen Predigerstelle ermöglicht worden, wohl kennend — suchten nach einem Manne, welcher mit dem Eifer des Neulings und dem Selbstvertrauen des hervorragenden Talents zu Werke gehen und als Verkündiger des Wortes Gottes zugleich ein Apostel der nationalen Sache sein würde.

BAJZA, welcher damals bereits zu den Führern der ungarischen Nationalliteratur zählte und als Lutheraner ein Mitglied der neugestifteten ungarischen Gemeinde war, lenkte die Aufmerksamkeit

der letzteren auf Székács und empfahl ihr dessen Berufung zur Probepredigt. Demzufolge forderte dieselbe Anfang 1836 den Empfohlenen auf, gelegentlich des für den 2. Februar anberaumten ungarischen Gottesdienstes zu predigen; und Székács leistete der Aufforderung Folge.

Die Gemeinde war, trotz der ernstesten Vorbereitungen dazu, doch noch nicht in der Lage, die Wahl ihres Predigers sofort vorzunehmen; als aber dieselbe nach Ablauf von anderthalb Jahren endlich doch erfolgte, erhielt Székács, trotzdem dass die ungarischen Gläubigen in der Zwischenzeit Gelegenheit gehabt hatten, die Predigten mehrerer hochgeachteter Kanzelredner anzuhören, die Stimmen von 74 unter 78 Abstimmenden. So wurde Székács der erste Prediger der Pester ungarisch evangelischen Gemeinde. Die Folge bewies, dass die neugebildete Gemeinde keine glücklichere Wahl hätte treffen können.

Die an Zahl geringe, aber zur Lösung grosser Aufgaben berufene Gemeinde bedurfte nämlich eines Führers, der nicht allein die vorhandenen Kräfte zu erhalten, sondern auch neue zu schaffen vermöchte, der Gemüther zu erobern wisse und die kleine Gemeinde soweit zu mehren verstünde, dass sie den Erwartungen entsprechen könnte, welche an sie, als die ungarische Gemeinde der Hauptstadt Ungarns, mit Recht geknüpft wurden. In Székács hatte sie alles Dies erhalten.

Eine männlich schöne Gestalt, gehoben durch den dichterischen Geist, der aus seinen edlen Zügen strahlte, gewann er die Herzen auf den ersten Blick und riss sie hin, wenn er zu reden begann. Er machte Eroberungen mit seiner Rede, welche bezaubernd war; er machte aber nicht minder Eroberungen durch die seltene Harmonie seiner äusseren Erscheinung, welche durch den Ausdruck der Güte gewinnend, durch die priesterliche Haltung würdevoll, ehrfurchtgebietend war. Die Liebe, welche sein ganzes Wesen beseelte, erregte in den mit ihm Verkehrenden ähnliche Empfindungen; er selbst aber stand, wie als Redner und Dichter, so auch als Denker, unter dem Einfluss dieser Beseelung. Allen seinen Entschlüssen, allen seinen Handlungen sah man nicht mühsame Planmacherei, sondern den unmittelbaren Eindruck der aufflackernden Lohe des liebenden Herzens an, welche mit ihrer Wärme wirkte und ihm seine nicht alltäglichen Erfolge errang.

Da die kleine Pfarre, deren ganzjährige Matrikel-Verzeichnungen anfangs nicht einmal eine Seite füllten, mit ihren practischen Agenden das reiche Talent des jungen Seelsorgers nicht genügend zu beschäftigen vermochte, wandte dieser seine ganze Aufmerksamkeit der Kanzelberedsamkeit, als der seiner inneren Neigung ohnehin am meisten entsprechenden Beschäftigung, zu. Als bald verbreitete sich auch der Ruf des glänzenden Kanzelredners im



ganzen Lande, so dass Protestanten aus der Provinz, wenn ihnen Gelegenheit dazu geboten war, sich selten von Pest entfernten, ohne Székács angehört zu haben; in der Hauptstadt aber drängte sich das gebildete Publicum ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses zu seinen Predigten, und sowie den berühmten Franciscaner Pater Albach auch Protestanten, so hörten Székács auch Katholiken in grosser Menge an.

Diese ungetheilte Gunst des Publicums hatte auch ihren guten Grund. Székács, ein lebendiger Spiegel des sich verjüngenden Ungarns, vereinigte als Redner in sich alles Dasjenige, was die damalige ungarische Gesellschaft begeisterte: den patriotischen Schmerz über die Erbärmlichkeit der factischen Zustände und die Schwärmerei des Glaubens an die Zukunft. Nur dass beide Empfindungen unter der mildernden Einwirkung der Religion ihren aufregenden Charakter verloren und vereinigt dazu dienten, die edleren Saiten des Herzens insgesamt in Schwingung zu versetzen. Die wahrgenommenen Missstände fertigte er meist mit gesundem Humor ab, während er andererseits mit dem ganzen Ernste seiner Seele bemüht war, den Ahnungen Ausdruck zu geben, welche auf eine unbekannte schönere Zukunft hindeuteten.

Es wäre schwer zu sagen, ob das Gemeingefühl, welches in seinen Worten fibrirte, die Religion in seinen Belehrungen anmuthig machte; oder ob vielmehr umgekehrt der erhabene religiöse Geist die patriotischen Aspirationen hob, indem er deren Berechtigung in ein ideales Licht stellte. So viel ist Thatsache, dass Székács seine auf aussergewöhnlich weite Kreise ausgeübte erweckende Gewalt zum grossen Theile dem Umstande zu verdanken hatte, dass er die heiligen Wahrheiten der Religion stets mit den herrschenden Ideen in Verbindung setzte und auf diesem Wege die sich auf das wirkliche Leben erstreckenden Segnungen des Glaubens zur Anschauung brachte.

Aber welches war jene lebendige Quelle, aus welcher die Rede dieses Mannes ihre Triebfähigkeit, ihre immer frische Lebenskraft schöpfte? Wir können es kurz sagen: sein liebevolles Herz war es. — Er war nicht der Prediger der Dogmen, der abstracten Lehrsätze der Religion, sondern jener der christlichen Liebe. Seine Religionswissenschaft befasst sich damit, worin der Erlöser den Inbegriff des Gesetzes und der Propheten gesehen: «Liebe Gott und liebe deinen Nächsten, wie dich selbst». Als eine solche ist die Wissenschaft Christi nach ihm eine Ordnerin des menschlichen socialen Lebens, deren Wahrheiten weder der gelehrten Beweisführungen, noch der Vertheidigung bedürfen, indem die einfache Aufweisung derselben hinreicht, um sie annehmbar, ja liebenswerth erscheinen zu lassen. Er arbeitete stets auf die Frucht dieser Wissenschaft, auf das in Thaten der Liebe sich

äussernde christliche Leben hin; die Uebung desselben war die Aufgabe seines eigenen Lebens, und in der Anempfehlung desselben ist seine Beredsamkeit ebenso unerschöpflich wie hinreissend.

Alles, was das Herz rühren, was aneifern, was begeistern kann, benützt er, um für diese seine Lehre Gläubige zu erobern; ein Verkündiger des Liebes-Evangeliums von begeisternderer, hinreissenderer Redekraft ist kaum denkbar; in dieser Sphäre sind seine Gedanken immer klar, seine Bilder treffend und seine dichterischen Auffassungen hinreissend. Man fühlt, dass die Wärme seiner Worte nichts Anderes ist, als die Glutausstrahlung seines liebenden Herzens, und weil sie vom Herzen kommen, gehen sie auch zu Herzen.

Nichts beweist besser, welche Gewalt über Székács' Seele die Alles bemäntelnde Liebe übte, als dies, dass trotz seiner zur Satyre hinneigenden Natur nie ein Wort seinen Lippen entschwebte, welches verletzen konnte. Wenn die Verkehrtheiten der Menschen, welche seinem durchdringenden Blicke nicht entgehen konnten, seinen Witz bisweilen auch zu feinem Spott herausfordern, sieht und würdigt er sofort auch die guten Seiten und denkt, wo es nur angeht, wie Napoleon I., welcher von Murat zu sagen pflegte: «derselbe sei ein grosser Narr, aber der beste Reiter-General».

Unseren Prediger zog nicht allein sein liebevolles Herz, sondern auch sein heiteres Gemüth mehr zur Betrachtung der Lichtseiten der Menschen hin, und er beschäftigte sich in seinen Reden mehr mit den Eigenschaften des besten Reitergenerals, als mit denen des grossen Narren. — Die Kanzel, als die Arena seines Einflusses und seiner Triumphe, führte ihn nie in die Versuchung, sie zur Befriedigung seiner persönlichen Aufwallungen oder vorübergehenden Lustanwandlungen zu benutzen.

Er gehörte nicht zu den Leuten, denen die witzigen Einfälle, wenn sie sie nicht sofort heraussagen können, die Seiten durchbohren — wie die ungarische Redensart lautet —, und er wünschte selbst den spielenden Blitzen und Gedankenflügen seines weichen Gemüthes edlere, dem Leben zugute kommende Ergebnisse zu sichern.

Auf diesem Wege kamen seine classisch angehauchten Epigramme und Satyren zu Stande, welche, als Erzeugnisse seines edlen Humors, lächelnd rügen und sich trotz ihrer sarkastischen Anspielungen dem Menschen beruhigend und lindernd an das Herz legen. Diese Eigenschaften ehren den Menschen, verringern aber merklich den ästhetischen Werth der poetischen Kunstschöpfungen. Denn insbesondere die Satyre hat, um das zu sein, was sie ihrem Begriffe nach sein soll, nicht die Aufgabe zu streicheln, die menschlichen Verkehrtheiten sanft zu berühren und zu belachen,



was ihren Kriteleien leicht den Anschein geben könnte, als ob der Autor selbst die Beseitigung der gerügten Fehler nicht für ernstlich nothwendig hielte; sondern sie hat so aufzutreten, dass die von ihr gezeisselten socialen Auswüchse unter ihren bis auf's Lebendige dringenden Hieben zu ächzen scheinen. Diese Schärfe aber widerstrebte der Natur Székács'; seine harmlosen Sticheleien und spielenden Scherze qualificirten ihn daher nicht so sehr zum Satyriker, als vielmehr zum Humoristen.

Sein feiner Geschmack leitete ihn auch alsbald auf jene Kunstgattung hin, in welcher er seinen gesunden Humor in seinem ganzen Glanze strahlen lassen konnte. Er wandte sich der volksmässigen Dichtung zu und in seinen scherzhaften Erzählungen «Thomas Hedri oder der unvermuthete Knall» und «Johannes Dombi oder der Spukgeist» stimmt seine würzige Darstellungsweise und sein gutmüthig stichelnder Spott so schön zu den harmlosen Vorurtheilen, gegen die er ankämpft, dass in Folge des vollständigen Einklanges von Form und Inhalt der reine Kunstgenuss durch nichts gestört wird.

Indessen konnten Kancel und Literatur zusammengekommen seine Geistesthätigkeit nur sporadisch und zeitweise in Anspruch nehmen. Das Feld, wo er seinen reichen Geist ununterbrochen leuchten liess, war das sociale Leben, dessen tausendfältige Berührungen seinen Geist keineswegs ermüdeten, ihn vielmehr belebten, und ihm blos Gelegenheit boten, seinen Gedankenreichtum geltend und nützlich zu machen. Die heitere und mittheilungsfähige Fröhlichkeit, welche sich in seinem Antlitz spiegelte, zeigte ihn jederzeit als einen Menschen, der die Situation beherrscht, dem keinerlei Arbeit lästig ist und der, im Bewusstsein der Würde seines heiligen Berufes, unter allen Umständen sicher auftritt.

Wir müssten seine Conversation überhaupt ein Meisterwerk der Bildung nennen, wenn wir nicht wüssten, dass auch ihr den bezaubernden Liebreiz hauptsächlich dies verlieh, dass sie der natürliche Ausfluss seines liebevollen Herzens war. — Sowie er in irgend einer Gesellschaft erschien, wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit, ohne dass er sie gesucht hätte, sofort ihm zu, und dann sprühte seine goldene Laune, sein beweglicher lebendiger Geist gleichsam electrische Funken, nicht um zu verbrennen, sondern um zu wärmen, um zu leuchten. — Wie viele seiner segensbringenden Ideen wurden auf diesem Wege flüchtig und fanden allgemein Anklang, während sie sonst vielleicht nur spät, verkümmert und gliederlahm hätten zur Geltung gelangen können!

Ich übertreibe nicht wenn ich sage, dass er die während seines Lebens errungenen grossartigen Erfolge zu neun Zehnthellen jener Leichtigkeit der Ueberredung zu verdanken hatte, welche

Alles an ihm angenehm machte: seine Planmachereien, seine Beitragbetteleien, ja sogar seine Strafpredigten.

Indessen würde ich gegen die historische Wahrheit verstossen, wenn ich nicht zu bemerken eilte, dass die Bemühungen Székács' auch von den damaligen Gesellschaftsverhältnissen stark unterstützt wurden. Die warme Begeisterung, mit welcher er sich von allem Anfang an seinen Seelsorgerberuf angelegen sein liess, wurde durch die allerorten nach neuen Schöpfungen drängende Zeitbewegung, welche die, gleichviel auf welchem Gebiete sich kundgebende Fähigkeit des Handelns im Dienste der nationalen Idee zur Geltung gebracht sehen wollte, zu immer grösserer Wärme gesteigert.

Als im Anfang der Vierziger Jahre Graf Karl Zay die Union der beiden protestantischen Confessionen, Andreas Fáy aber die Idee einer in Pest zu errichtenden vereinigten protestantischen Hochschule zur Sprache brachten, und die beiden einander unterstützenden Ideen jener begierigen Theilnahme der tonangebenden Kreise begegneten, welche eine besondere Eigenthümlichkeit dieser für alles Edle erglühenden Zeitepoche war, brachte Ludwig Kossuth, in der Absicht, die beiden weittragenden Ideen zu zeitigen, im «Pesti Hirlap» (Pester Zeitung) die Herausgabe einer «Protestantischen Kirchen- und Schulzeitung» in Vorschlag und forderte insbesondere die beiden ungarischen protestantischen Prediger, den lutherischen Josef Székács und den kalvinischen Paul Török, auf, das Unternehmen zu versuchen.

Die Aufgeforderten begannen 1842 in der That die Herausgabe der erwähnten «Protestantischen Kirchen- und Schulzeitung», und damit eröffnete sich der Thätigkeit Székács' ein neuer, seiner Neigung und Fähigkeit entsprechender Wirkungskreis. Mit welcher klarem Bewusstsein seiner Aufgabe er denselben betrat, beweisen, ausser dem die Agenden genau umschreibenden Programm, seine zahlreichen Arbeiten, mit denen er sieben Jahrgänge dieser Zeitschrift bereicherte.

Die Redaction dieses Blattes bildet einen bedeutenden Wendepunkt in Székács' Leben. Bisher war seine Fähigkeit zwischen der Kirche und der ausserhalb dieser sich bewegenden Literatur getheilt gewesen; indem er jetzt auch seine schriftstellerische Thätigkeit ganz dem Dienste der Kirche widmete, wurde seine Kraft infolge dieser Concentration bedeutend gesteigert, und gewann seine Thätigkeit in jeder Hinsicht eine entschiedenere Richtung. Die Confession erkannte in ihm alsbald ihren zukünftigen Führer und das allgemeine Vertrauen, welches sich immer entschiedener an seine Person anlehnte, stellte bald hierauf seine ganze Seelenkraft auf die Probe.

Als die «Protestantische Kirchen- und Schulzeitung» zu



erscheinen begann, konnte das scharfe Auge am politischen Horizont bereits die Vorzeichen des nahenden Sturmes wahrnehmen, wie denn bekanntlich der erste Anreger der Reformbewegungen, der grosse Széchenyi, selbst erschrocken auf dieselben hindeutete. In den wortführenden Kreisen — als ob dieselben ein Vorgefühl gehabt hätten, dass bei der grossen Krise, welche alsbald eintreten sollte, den ganzen Staatsorganismus umgestaltende Reformen improvisirt und zum Gesetz erhoben werden müssten — herrschte eine fast fieberhaft zu nennende Aufregung, welche sich im fortwährenden Planen unter den obwaltenden Verhältnissen meist unausführbarer Neuerungen äusserte. Der Kampf zwischen der Regierung, die absolutistische Tendenzen verfolgte, und der Opposition, welche auf dem Landtage die Wünsche der Nation verdolmetschte, dieselben jedoch zur Geltung zu bringen unvermögend war, konnte wegen des Mangels der Verfassungsgarantien in nichts Anderem bestehen als darin, dass jede der beiden kämpfenden Parteien die Thätigkeit der anderen zu hindern und zu vereiteln bestrebt war, wobei sich die Regierung auf ihre Macht, die Opposition auf die Autonomie der Municipal-Körperschaften stützte.

Die protestantische Kirche mit ihrer durch Friedensschlüsse und Gesetze garantirten und grossentheils auch aufrecht erhaltenen Autonomie erwies sich als einen für die Entwicklung jener Oppositionspolitik sehr geeigneten Boden, um so mehr, als infolge der Bundesgenossenschaft des katholischen hohen Clerus mit der Regierung, selbst die patriotisch gesinnten Katholiken auf protestantischer Seite standen.

Dadurch erklärt sich jenes ausserordentlich lebhafte Interesse, welches Politiker, wie Ludwig Kossuth, Graf Karl Zay und Andreas Fáy, dazumal für die Angelegenheiten der protestantischen Kirche an den Tag legten, — infolge dessen sie auch die priesterlichen Wortführer derselben in die Bewegung der Politik hineinzuziehen bestrebt waren.

Székács indessen, wie sehr er sich auch zu den genannten, als seinen persönlichen Freunden und als Repräsentanten der neuen Idee, hingezogen fühlte, liebte seine Kirche viel zu sehr, als dass er ihr Geschick an eine Parteibewegung von zweifelhaftem Ausgange geknüpft und ihre durch Gesetze garantirten Interessen dem Hazard politischer Experimente ausgesetzt hätte, in welchen sich nicht einmal so sehr der Fortschritt, als vielmehr das unsichere Hin- und Hertappen des Fortschrittskitzels kundgab.

Die Union der beiden Confessionen, wenn auch nur in administrativer Beziehung — wie sie Székács im «Pesti Hirlap» als erstes Stadium der Ausführung der Idee allein für möglich erklärte — wäre, insofern dieselbe der die nationale Politik

repräsentirenden Opposition die Unterstützung eines Fünftels der Landesbevölkerung gesichert haben würde, unzweifelhaft eine grosse Errungenschaft gewesen, und es ist gar nicht zu verwundern, wenn die meisten der patriotisch gesinnten weltlichen Mitglieder beider Confessionen die Idee der Union mit grossem Eifer patronisirten und ihre Verwirklichung auf jede Weise betrieben.

Indessen auch hier geschah, was das gewöhnliche Schicksal der zu früh kommenden Ideen ist: diejenigen, in deren Interesse die Union beantragt wurde, sahen den unmittelbaren Nutzen derselben nicht ein und kümmerten sich um die Zukunft nicht, und waren daher geneigter, ihrer abgeschmackten Raçen-Antipathie zu folgen, als der Stimme der Vernunft zu gehorchen und sich zu fügen; diejenigen dagegen, welche durch die Verwirklichung des Antrages an das gemeinsame nationale Interesse geknüpft worden wären, sahen dadurch ihre eigene Sprache und Nationalität bedroht und wurden zum offenen Abfall gereizt.

Wenn die vorzeitige Aufwerfung der Unionsfrage neben dem panslavistischen Fanatismus nicht auch den religiösen wachgerufen hätte, wäre die gleichzeitig angeregte Idee der Pester vereinigten protestantischen Hochschule, welche im ganzen Lande mit ungetheilter Begeisterung aufgenommen wurde, unbedingt verwirklicht worden. Auf diese Weise wäre in den Gemüthern der Grund zur Union gelegt worden, bevor das Rütteln an den Institutionen die Interessen in Aufruhr gebracht hätte. Das gleichzeitige Urgiren beider Ideen musste, wie vorauszusehen war, das Fiasko beider zur Folge haben.

Was Székács's persönliche Ueberzeugung betrifft, so gehörte die Union ebenso sehr als religiöse, wie als nationale Angelegenheit zu jenen seiner Lieblingsideen, welchen er nie gänzlich zu entsagen vermocht hat. Er gehörte jedoch nicht zu jenen Menschen, welche Liebe zur ganzen Menschheit affectiren, nur um sich von der Pflicht, ihrem eigenen engeren Kreise zu dienen, entbunden zu fühlen. Als ein nach dem Guten strebender practischer Mensch lebte und handelte er in der Ueberzeugung, dass wir dem gemeinen Wohl der Menschheit am besten dienen, wenn wir unseren Platz mannhaft ausfüllen und uns in erster Reihe für diejenigen bemühen, welche die Vorsehung uns näher gestellt hat.

Es würde seiner Seele unzweifelhaft wohlgethan haben, seine Thätigkeit einer kirchlichen Körperschaft zu widmen, welche, aus Rücksicht des Anschlusses an die nationale Sache, die beiden im Grunde einigen Confessionen auch äusserlich einigend, Hoffnung bot, dass auch ihre nicht ungarisch redenden Gläubigen mit dem Vaterlande und der gemeinsamen Verfassung enger verbunden würden; nachdem er jedoch die Wahrnehmung gemacht hatte,



dass die in der Unionsfrage begonnene Bewegung anstatt eine engere Vereinigung in Aussicht zu stellen, vielmehr durch Aufregung bisher noch nicht zu Tage getretener Leidenschaften die vorhandenen Bande zu lockern, ja möglicherweise einen vollständigen Riss herbeizuführen drohe, war er alsbald mit sich darüber im Reinen, dass er seine Wirksamkeit vor der Hand der Festigung des inneren Lebens seiner eigenen Confession widmen müsse.

Auf dem Gebiete der Kirche und Schule harrten unzählige Fragen ihrer Lösung, und Székács, der in der «Protestantischen Kirchen- und Schulzeitung» dieselben auch zu ventiliren begann, richtete mit jener umsichtigen Klugheit und Ordnung, welche Széchenyi in der Politik inauguriert hatte, seine Thätigkeit der Reihe nach auf folgende drei Dinge: auf das Inslebenrufen von Geistlichen- und Lehrer-Conferenzen; auf die Hebung und Sicherung der materiellen Verhältnisse der Geistlichen und Lehrer, und endlich auf eine Gestaltung des Kirchenorganismus, welche es möglich machte, dass die ihren besonderen Statuten gemäss von einander unabhängig geleiteten Kirchendistricte in Angelegenheiten, welche die evangelische Kirche gemeinsam angehen, einheitlich verfügen.

Die Presse erwies bei dieser Gelegenheit glänzend ihre Macht, denn es gelang Székács auf dem Wege der «Protestantischen Kirchen- und Schulzeitung» das Publicum innerhalb verhältnissmässig kurzer Zeit von der Nothwendigkeit aller drei Neuerungen zu überzeugen und die Verwirklichung seiner Ideen zu beschleunigen.

Bald darauf bietet sich uns Gelegenheit, Székács auf Grund seiner in den Spalten der «Protestantischen Kirchen- und Schulzeitung» veröffentlichten Aufsätze unter dem Einflusse jener ausserordentlichen Zeiten zu betrachten, welche auch die allerheimsten Regungen der Gemüther offenbar werden, an das Tageslicht treten lassen. Der im März des Jahres 1848 angebrochene Tag der Freiheit, welcher den Gedankengang so vieler nüchtern denkender Geister aus seinem gewohnten Geleise hinaus-schnellte, vermochte Székács blos in seinen Intentionen, in seinen Lebensvorsätzen und in seiner unerschütterlichen Treue zu seiner Kirche zu befestigen.

Es leidet keinen Zweifel, dass jene neue Wendung der Dinge, welche mit der Verheissung der nationalen Unabhängigkeit auftrat, Niemand mit aufrichtigerer Hingabe und mit reinerer Freude begrüsst als Székács; derselbe säumte auch nicht, seinen begeisterten Anschluss an die nationale Sache in einem gemeinsam mit seinen Redactions-Collegen Dobos und Török abgefassten begeisterungsvollen Manifeste entschiedenen Ausdruck zu geben. Als jedoch in den Tagen der Wiedergeburt, der Verbrüderung, der

liebeglühenden Begeisterung die unüberlegte Schwärmerei — indem sie, gestützt auf den zweiten Paragraph des vom geistlichen Zebenten handelnden Gesetzartikels, welcher einen Gesetzentwurf betreffend die gehörige Besoldung der Geistlichen in Aussicht stellte, dessen möglichst baldige Inslebenrufung urgirte — die protestantische Kirche mit Sack und Pack in die Arme des Staates zu werfen wünschte: schrieb Székács über diese hochwichtige Frage die folgenden denkwürdigen Worte: «Niemals hat das Wort unseres Herrn: *der Mensch lebt nicht vom Brod allein* u. s. w., gewaltiger an das Thor meines Gewissens gepocht, als eben jetzt. Denn diese eine Verheissung, die wir gewiss Alle mit einander freudig begrüsst haben und an deren Erfüllung wir nicht zweifeln, vermag das Verhältniss, in welchem die protestantische Kirche bisher zum Staate gestanden hat, vollständig zu verändern. So oft aber eine solche Frage im Schoosse der Kirche auftaucht, können wir nicht genug vorsichtig sein, dass wir nicht für die freundlichen Geschenke des Staates solche Rechte in den Tausch geben, welche, abgesehen davon, dass sie vielleicht Cardinalrechte sind, sobald sie einmal aus der Hand gegeben worden, nur schwer oder auch nie zurück errungen werden können.»

War es die Ahnung der Zukunft, was ihn zur Vorsicht mahnte oder die Strenge seiner Principien-Consequenz? wer vermöchte es zu sagen. So viel ist gewiss, dass er gerade in den schönen Tagen der Wiedergeburt des Verfassungslebens mit mehr als gewöhnlicher Wachsamkeit auf den kleinsten Schritt, auf das kleinste Wort achtete, wodurch das gewährleistete Recht der Kirche hätte gefährdet werden können. Während er einerseits die Institutionen der wohlverstandenen Staatlichkeit dergestalt coordinirt wünschte, dass neben der Wahrung der Gewissensfreiheit die gesetzliche Macht des Staates keinen Abbruch erleide, betrachtete er andererseits die volle unverstümmelte Autonomie der Kirche als ein unveräusserliches Recht, welches unter keinerlei Umständen aufgegeben werden dürfe.

Die Ereignisse rechtfertigten die Besorgnisse Székács' schneller, als allgemein erwartet wurde. Es trat jene grosse Catastrophe ein, welche unsere heilig geachteten vaterländischen Institutionen in den Staub warf und den normalen Lauf des nationalen Lebens unterbrach; es begann die Herrschaft der Gewalt und Willkür, wo über die der nationalen Sache treu gebliebenen Patrioten Kriegsgerichte urtheilten und die Berufung auf das Gesetz als Empörung und revolutionäres Verbrechen galt.

Székács schwebte damals in Gefahr: er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und hatte seine Freisprechung grösstentheils nur den guten Diensten seines zur Zeugenschaft berufenen deutschen



Amtscollegen und seinem eigenen anständigen, edlen Auftreten zu verdanken.

Inzwischen begannen auf dem Gebiete der Politik jene Verschmelzungs-Experimente, deren Verkehrtheit nur diejenigen nicht wahrnahmen, die sie anwandten. Dieselben belebten die patriotische Hoffnung in dem Maasse, in welchem sie durch den scheinbaren Erfolg zu immer plumperen Gewaltacten ermuthigt wurden. Der von der politischen Arena verdrängte schiffbrüchige Patriotismus zog sich dorthin zurück, wohin die Willkür der Gewalt keinen Zugang fand. Die Entwicklung der allgemeinen Bildung, die Errichtung wissenschaftlicher Anstalten, die Förderung landwirthschaftlicher und industrieller Unternehmungen waren Beschäftigungen, die dem patriotischen Geiste zur Kräftigung dienten, ohne dass sie den Verdacht der Gewalt erregten.

Székács, der im Schoosse seiner geliebten Kirchengemeinde, inmitten seiner geistlichen Agenden Beruhigung suchte und fand, legte damals, den angedeuteten Bestrebungen der Patrioten sich anschliessend, den Grund zu seinen grossen, die allgemeine Bildung bezweckenden Schöpfungen, welche seinen Namen in der Hauptstadt unvergesslich, man kann sagen unsterblich machen.

Elementarschulen mit vier Knaben- und sechs Mädchen-Classen, mit ausgezeichneten Lehrkräften und einer in unserem Vaterlande auch heute beispiellos hohen Lehrer-Besoldung; ein vollständiges Obergymnasium mit mustergiltiger Einrichtung und vierzehn ordentlichen Professoren; die Errichtung eines grossen Gebäudes behufs bequemer Unterbringung der genannten Anstalten, sowie auch der deutschen und ungarischen Pfarrämter, welches eine der Zierden der Stadt bildet; endlich die vollständige Befriedigung und Absonderung der slowakischen Gemeinde, — das sind insgesamt Operate jener Zeit, bei deren Durchführung Székács' Geist maass- und richtunggebend gewesen. Wenn es als eine die Anerkennung des Landes verdienende Thatsache erwähnt werden darf, dass die deutsch-ungarische evangelische Gemeinde im Jahre 1877 rein zu Schulzwecken 37,297 fl. 55 kr. verausgabte, so gebührt der Löwenantheil an dieser Anerkennung unbedingt Székács.

Es gebricht mir an Zeit, alle jene schönen Züge zu schildern, welche Székács in dieser Angelegenheit in den schwersten Zeiten, unter den schwierigsten Verhältnissen entfaltet hat; es genüge daher die Erwähnung eines einzigen. Wiewohl es allbekannt war, dass *er* die Seele sei von allem, was im Schoosse der Gemeinde, die Schulangelegenheiten betreffend, geschah, sehen wir doch nirgends seine Person in den Vordergrund treten, seine Meinung sich aufdrängen; er richtet es vielmehr immer so ein, dass ein Anderer beantragt, was er für gut und erspriesslich hält. Er will die That,

nicht den Ruhm, der ihr folgt; er will sie mit vollständiger Verleugnung seiner selbst und mit einer so grossen Uneigennützigkeit, dass er z. B. die Erhöhung der Besoldung der Elementar-Schullehrer auf jährliche 1200 fl. durchsetzt, während sein eigenes Jahresgehalt 800 fl. beträgt.

Es ist schwer dem vernünftigen Worte zu widerstehen, wenn es von einer sittlichen Kraft unterstützt wird, welcher zu huldigen man sich vom Geiste getrieben fühlt. Darin liegt der Schlüssel zu den grossen Erfolgen, welche Székács bei allen seinen Bestrebungen geerntet hat.

Die trostlosen Verhältnisse der Fünfziger Jahre hoben diese Kraft in hohem Grade. Die Gewalt, welche die Nation in einen ausserhalb des Gesetzes stehenden Zustand versetzt hatte und mit derselben wie mit einer willenlosen Sache umgehen zu dürfen glaubte, hatte auch die protestantische Kirche als Körperschaft unter Verhältnisse gestellt, welche es Székács moralisch unmöglich machten, seine in derselben vor 1848 eingenommene amtliche Stellung als Oberschriftführer fort zu behaupten. Da er die unter dem Vorsitze eines von der Regierung ernannten Administrators, in Anwesenheit eines k. k. Commissärs abgehaltenen Kirchendistrictsversammlungen nicht als gesetzlich anerkennen konnte, vermochte er in denselben auch nicht zu fungiren.

In den protestantischen Kirchen Ungarns existirte damals in der That beinahe zehn Jahre lang keinerlei gemeinsame Oberleitung, kein anderes verknüpfendes Band, als dasjenige, welches das gemeinsame Leiden in der Tiefe der Seele erzeugt.

Unter solchen Umständen ist nichts natürlicher, als dass Székács jede, von wo immer kommende Initiative, welche dem erwähnten zerrütteten Zustande der Kirche ein Ende zu machen verhies, mit Freuden willkommen heissen musste. Als eine solche erschien ihm aber das 1859 erlassene kaiserliche Patent, welches sich, als die Repräsentation und Administration der protestantischen Kirche regelndes Instrument, im Gewande einer Bekräftigung der 1791er Synodal-Beschlüsse in einer den Anforderungen der Zeit und der Umstände gemäss modificirten Gestalt darstellte, weshalb es auch jenen günstigen Schein der Gesetzlichkeit an sich trug, dass es sich auf den Standpunkt der Rechtscontinuität erhob.

Und weil das Patent von der protestantischen Kirche überall wie von einer mit Selbstbestimmungsrecht ausgestatteten Körperschaft sprach, konnte Székács sich gar nicht vorstellen, dass irgend eine Regierung zu irgend einer moralischen Körperschaft in der Art reden könnte: «Du bist zwar nach Recht und Gerechtigkeit dein eigener Herr und ich erkenne dies hiermit auch an; jedoch werde *ich* bestimmen, *wie* du dein Selbstbestimmungsrecht



gebrauchen, *wie* du deine Angelegenheiten regeln und leiten sollst.» Da er einen derartigen Widersinn gar nicht voraussetzen konnte, glaubte er heilig, dass sowohl das Patent, als auch der dasselbe begleitende Ministerial-Erlass vorher einer Synodal-Versammlung unterbreitet werden würde, und in diesem Glauben hielt er das Patent für annehmbar.

Glücklicherweise fanden sich auch in seiner nächsten Umgebung Mehrere, welche diese optimistische Auffassung nicht billigten und ihn drängten, bevor er einen entscheidenden Schritt thäte, der Sache auf den Grund zu gehen. Indem er dies that, überzeugte er sich bald, dass das Patent in der That als gesetzeskräftig angesehen und «so, wie es sei, in allen seinen Paragraphen durchgeführt» werden wolle.

Jetzt erschien die Situation vollkommen verändert und demgemäss wurde auch die Entschliessung Székácsens sofort eine andere; er schwankte keinen Augenblick länger; das feige Abwägen der Umstände, welches viele irre machte, blieb seiner Seele ferne. Er überlegte nicht viel, sondern entfaltete die Fahne der Opposition.

Monate lang währte im ganzen Lande im Schoosse der beiden Schwesterkirchen der von Seite der Regierungsgewalt mit allerlei Schreckmitteln, mit Criminal-Anklagen, hie und da mit Verhaftungen und anderweitigen Verfolgungen geführte Kampf, in welchem Székács als unerschütterlicher Vertheidiger der protestantischen Freiheit, gegen jede wie immer geartete Verfügung der Staatsgewalt in Angelegenheit der Kirche entschieden Einspruch erhob.

Damals war bereits die Zeit gekommen, wo die mit Ehren geführte einzige Waffe der Nation gegen ihre Unterdrücker, der passive Widerstand, seine Wucht auch nach aussen hin fühlbar zu machen begann, und endlich sah man auch in Wien ein, dass die Gewalt allerdings die gesetzliche Selbstthätigkeit der Nation zu sistiren vermag, aber keineswegs im Stande sei, Menschen, die ihrer Freiheit nicht entsagen wollen, dazu zu zwingen, dass sie die ungesetzlichen Verfügungen der Gewalt durch ihre factische Mitwirkung fördern.

Der Patentkampf stellte dies in das höchste Licht und machte die Regierung auf die Unausführbarkeit der Inkraftsetzung des Patents aufmerksam. So geschah es, dass am 15. Mai 1860 jenes a. h. Handschreiben erschien, welches, als der würdige Vorbote des Octoberdiploms, einerseits die Restitution des gesetzlichen Zustandes bewilligte, andererseits auch die aussergesetzlichen Schöpfungen des Absolutismus nicht fallen lassen wollte und auch den dem Patent gemäss coordinirten Kirchengemeinden das Existenzrecht sicherte.

Die protestantischen Kirchen eilten, den ihnen wieder offen stehenden gesetzlichen Wirkungskreis einzunehmen; sie gingen ohne Verzug an die Besetzung der erledigten Districtual-Aemter, und der Montandistrict wählte in seiner schon am 17. Juli abgehaltenen Generalversammlung Dr. Josef Székács mit 149 von 176 abgegebenen Stimmen, also beinahe einstimmig, zu seinem Superintendenten.

Dies war von Seite des Montandistrictes der erste Schritt zur Herstellung der municipalen Selbstregierung, mit welchem er seine körperschaftliche organische Wirksamkeit nach zehnjähriger Pause wieder aufnahm. Die Folge hat bewiesen, dass es ein glücklicher Anfang war, indem die Kirche, deren friedliches Wirken in Folge der principiellen Aufrechthaltung des Patents noch immer gefährdet war, in der Person Székács' nicht allein einen erfahrenen geschickten Führer, sondern in dessen gewissenhafter Principientreue auch eine starke Bürgschaft gewann.

Es giebt keine schönere Erscheinung in der socialen Hierarchie, als ein am Ruder stehender Mann, der nach denselben Principien regiert und gebietet, nach welchen er, als von ihm Gehorsam gegen die Regierung gefordert wurde, opponirt hatte. Wir beugen uns gerne vor dem Inhaber der Gewalt und Autorität, wenn wir in ihm die unwandelbar geltende Sittlichkeit, diese nie ganz zu verleugnende Eigenschaft unseres Herzens gleichsam personificirt sehen.

Dieser patriotischen Principientreue hatte es Székács und hatte es vor Allem die Gesammtheit der evangelischen Kirche Ungarns zu danken, dass der in Folge der Patent-Umtriebe entstandene innere Zwist alsbald ein Ende nahm, indem die patentalistischen Gemeinden in die Gemeinschaft jener Körperschaft zurückverlangten und auch nacheinander zurückkehrten, deren vorher nie wahrgenommenes, stets zunehmendes Aufblühen unter der Leitung Székács' ihnen beneidenswerth dünken musste.

Es wird die Aufgabe der Geschichte sein, die auf das ganze Land sich erstreckenden Details der oberhirtlichen Wirksamkeit Székács' ausführlich zu beleuchten, jene schöne Einführung des Kirchenregiments, welche, die pünktliche Pflichterfüllung mit den Mitteln der Liebe erwirkend, in concreten practischen Beispielen bewies, welch eine reiche Quelle von Segnungen für das sociale Leben die Selbstregierung sei.

«Welch ein Leben verdient gross genannt zu werden?» fragt Alfred Devigny, und antwortet treffend: «Der Gedanke der Jugend, durch das reife Alter verwirklicht.»

Székács' Jugend und zwölfjährige oberhirtliche Wirksamkeit ist ein selten schönes Musterbild eines solchen grossen Lebens.



Als er seine Laufbahn antrat, lebte die Nation die stürmische Zeit ihres Erwachens zum Selbstbewusstsein. Diese Zeit reifte auch in Székács' schöner Seele viele Ideen, welche er mit wenig Aussicht auf Verwirklichung in die Welt schickte. Als in Folge seiner Erwählung zum Superintendenten zu dem Gewichte, welches dem hervorragenden Talente eigen, der Einfluss der hohen Stellung hinzutrat, war er so glücklich, alle jene Reformen, für welche er in der Zeit vor 1848 als einfacher Geistlicher gekämpft hatte, als Oberhirt in's Leben rufen und viele Werke schaffen zu können, welche für das Interesse der Kirche, wie überhaupt der nationalen Cultur hochbedeutend genannt werden dürfen.

Und als die kühnen Träume des Jünglings solcherweise den Mann beglückende Wirklichkeiten wurden, säumte auch das seltene Gefolge des Verdienstes, die allgemeine Anerkennung, nicht. Seine Majestät ernannte ihn zum königlichen Rath und decorirte ihn mit dem Leopold-Orden; seine Mitbürger wählten ihn zum Reichstags-Abgeordneten; die Jenaer Universität ehrte ihn mit dem Titel des Doctors der Theologie, endlich wählte ihn unsere Academie in die Reihe ihrer Ehrenmitglieder. Aber eine ihn mehr als alles dies ehrende Auszeichnung ward ihm zu Theil, als ihn gelegentlich seiner über dem Grabe Berzsenyi's gehaltenen Gedächtnissrede ein *katholischer Bischof* den *Priester des Landes* nannte.

Nichts gebührte Székács' mit grösserem Recht, als dieser Name, dem er so sehr zur Zierde gereichte. Ja wohl, er ist vor allem Priester gewesen, im vollsten Sinne des Wortes: Priester, als seinen Gläubigen zur Nachfolge dienendes schönes Vorbild; Priester als Redner von seltener Vortrefflichkeit, und endlich Priester auch in jenem sprichwörtlichen Sinne, dass er bis zu seinem Tode lernte und das Gelernte gemeinnützig machte.

Damit bin ich an das Ende meiner Rede gelangt, und erst jetzt werde ich gewahr, wie weit das blasse Bild, das ich aus den an sich so lieben Zügen zusammensetzen versucht habe, hinter seinem Urbilde, sowohl was seinen Glanz als seine Wärme betrifft, zurückbleibt!

Dass ich meine Aufgabe nicht erschöpft habe, ist bei der Reichhaltigkeit des Themas und der Kürze der mir zugemessenen Zeit selbstverständlich. — Auch habe ich noch nicht erwähnt, was Székács mir persönlich gewesen ist, wie nahe er meinem Herzen, meiner Seele gestanden volle achtunddreissig Jahre hindurch, in welch' langem Zeitraum ich aus seiner mir über Alles theuern Freundschaft Zutrauen zur guten Sache und Kraft zur Ausdauer in derselben geschöpft habe.

Diesbezüglich sei es mir gestattet hier zu wiederholen, was

mir gelegentlich des Ablebens meines unvergesslichen Freundes der Schmerz in die Feder dictirt hat.

«Vor dreiunddreissig Jahren wanderten zwei ungarische Reisende zu Fusse im Schwarzwaldgebirge, und die Grossartigkeit der Gegend, die feierliche Stille der Nacht versetzte die jungen Reisenden in eine ernste Stimmung. Das Vaterland und in diesem das damals viel düsterere Bild des Protestantismus schwebte vor ihrem Geiste; — damals gelobten sie unter Gottes freiem Himmel, von nun an jede Stunde ihres Lebens der Sache des vaterländischen Protestantismus zu widmen, — der Eine als Geistlicher auf dem Felde des practischen Lebens, der Andere als Lehrer auf dem Felde der Theorie, der Wissenschaft. Einer dieser Beiden war Josef Székács, und der Andere, dem es beschieden ward, den herrlichen Mann zu überleben, kann heute vor Gott und der Welt das Zeugniß ablegen, dass nie ein Sterblicher sein Gelöbniß gewissenhafter gehalten hat, als der Verewigte, dessen Thun und Denken mehr als ein Menschenalter hindurch seiner Kirche und seinem Vaterlande geweiht war.

Wenn einst ein spätes Geschlecht in die Annalen der Nation die Geschichte jener Tage verzeichnen wird, welche, sowie reich an patriotischen Tugenden, ebenso arm an Erfolgen ihrer Bestrebungen waren: da wird des Heimgegangenen als eines Solchen gedacht werden, dessen thatenreiches Leben auf Schritt und Tritt von glänzenden Erfolgen und Gottes Segen begleitet war.»



## DIE LANDES-RABBINERSCHULE ZU BUDAPEST.

Eine Anstalt, an deren Eröffnung die Spitzen der ungarischen Staatsregierung und der gelehrten Corporationen eine so lebendige und warme Theilnahme äussern, wie sich dies bei der Schlusssteinlegung der ungarischen Landes-Rabbinerschule kundgegeben, wird durch diese Interessennahme aus dem engen Rahmen confessioneller Bedeutung hinaus in die Region der allgemeinen nationalen Bedeutsamkeit gehoben. Und eine solche Bedeutsamkeit besitzt in der That die Lehranstalt, die am 4. October 1877 in würdigster Weise eröffnet wurde.

Nehmen wir die grosse Anzahl jüdischer Bewohner des ungarischen Staates in Betracht, die Stellung, die sich dieselben durch ihre rührige Strebsamkeit in allen Zweigen des socialen Lebens errungen, den Einfluss, den sie durch ihre Stellung auf die öffentlichen Angelegenheiten ausüben, und bedenken wir ferner, dass sich ein grosser Theil derselben, wenn auch dem Vaterlande patriotisch ergeben, dem nationalen Leben desselben in Sprache und Sitte noch immer nicht assimilirt hat, so werden wir einer auf nationaler Basis fussenden, zur Heranbildung der Seelsorger dieser bedeutenden Bevölkerungsschicht bestimmten Lehranstalt vom Standpunkte der Entwicklung und Ausbreitung des nationalen Lebens eine hochwichtige Rolle zuerkennen müssen. Wir werden dies umsomehr, wenn wir den bisherigen Stand der Rabbinerbildung in Ungarn und die Nachtheile in Betracht ziehen, welche aus derselben dem Culturleben der jüdischen Confession erwachsen. Jeder einzelne Rabbiner — wess Geistes Kind er immer sei — hat nicht nur das Recht, sondern vindiciert sich auch den Beruf, eine Schaar von Jüngern um sich zu sammeln, die er in der talmudischen Disciplin heranbildet und mit einem Seelsorgerdiplom entlässt. Durch die Isolirung des Geistes auf jene Behandlung eines alten, der gebildeten Praxis ohnehin zum überwiegenden Theile entrückten Schriftthums wurde an jenen Lehrstätten alles, was nicht talmudische Casuistik ist, als profan und gottlos verlästert. Und darunter versteht man nicht etwa Philosophie, Naturwissenschaften und Mathematik, sondern auch die Anfangsgründe alles Lernens: Lesen und Schreiben in einer nichtjüdischen Sprache; ja sogar die grammatische Behandlung der biblischen Ursprache wurde zuweilen verlacht, verhöhnt und verunglimpft. Ein Umschwung

trat mit den Fünfziger Jahren durch die Errichtung von Rabbinerschulen im Auslande ein. Diese forderten von ihren Jüngern angemessene Gymnasialbildung und academische Studien, und regten in den Köpfen derselben, neben dem Verständnisse für die alte Casuistik, die disciplinirte Auffassung des talmudischen Schriftthums an. Dahin zogen denn auch zahlreiche Aspiranten der jüdischen Seelsorge aus Ungarn, wenn es ihre Geldmittel und ihre Vorbildung erlaubten. Kinder ärmerer Familien waren nach wie vor auf die Privatcollegia ungebildeter Rabbiner in der Heimat angewiesen oder mussten sich, wenn sie als Kinder eines fortgeschrittenen Jahrzehents jene Art zu studieren nicht goutiren konnten, neben dem Besuche der Universität mit theologischer Autodidaxis forthelfen, welche aus ihnen Leute zwittherhaften Geistes, ohne Lebensprogramm und Berufsinhalt bildete. Andere wendeten sich aus Mangel an Gelegenheit zur berufsmässigen Ausbildung von dem in ihrer früheren Jugend erwählten Stande ab.

Den ungarisch-jüdischen Gemeinden standen daher nur zwei Wege offen. Entweder mussten sie einen Rabbiner wählen, der zwar im Inlande seine Ausbildung genossen; dann aber entsagten sie der Hoffnung, derselbe werde nebst seinem Fachwissen auch nur auf jener Stufe der allgemeinen Bildung stehen, die wir heute vom einfachsten und gewöhnlichsten Menschen mit Recht fordern. Oder sie beriefen Rabbiner vom Auslande und dann mussten sie wieder in den meisten Fällen darauf Verzicht leisten, dass ihr Rabbiner im Besitze der nothwendigen Kenntnisse der Landessprache und unserer confessionellen Verhältnisse sei. Hiezu kam noch, dass die ausländischen Seminare schon bei der Feststellung ihres Lehrplanes auf die Verhältnisse ihres Landes Rücksicht hatten; da nun diese Verhältnisse von den unserigen mehrfach abweichen, sind auch die Ansprüche der Gemeinden ihren Rabbinern gegenüber andere bei uns als im Auslande.

Die Bestrebungen für die Errichtung eines Rabbiner-Seminars sind schon seit Langem vorhanden; sie waren mit vielen Hindernissen und Kämpfen verbunden und wurden darum oft unterbrochen. Es ist dies eben ein Beweis für die grosse Kraft des Bildungstriebes, welcher, auf eine Zeit zurückgedrängt, immer wieder hervorbricht und nicht ruht, so lange nicht seine begründeten Anforderungen endlich zur Geltung gelangen.

Der Gedanke der Errichtung eines Rabbiner-Seminars wurde zuerst im Jahre 1806 in einer an den verewigten Palatin Erzherzog Josef eingereichten Denkschrift ausgedrückt, blieb aber damals ebenso ohne Erfolg wie die zweite, viel bedeutendere Initiative, welche den in die Arbeit der im Jahre 1837 wirkenden Landescommission aufgenommenen Gesetzentwurf über die Juden zur Folge hatte, in welchen die Bestimmung aufgenommen war, dass nur solche Männer Rabbiner sein können, welche ihrem Amte entsprechend unter öffentlicher Aufsicht unterrichtet wurden und die Matrikel in der Staatssprache zu führen im Stande sind. Dieser Entwurf der Landescommission blieb wohl schätzbares Material, fand



aber bald im Auslande und bereits im Kreise der Judenheit unseres Vaterlandes lebhaften Widerhall.

In Deutschland wurde nämlich im Jahre 1837 im October ein Aufruf zur Sammlung von Beiträgen behufs Errichtung einer jüdisch-theologischen Lehranstalt erlassen. Die Regierung hatte aber die Sendung von Spenden nach dem Auslande verboten. So entstand in der nach Bildung strebenden Judenheit unseres Vaterlandes der Wunsch nach dem Besitz eines solchen Institutes im Lande.

Nachdem diesem Wunsche mehreremale kräftig Ausdruck gegeben war, wurde am 27. September 1844 in der Sitzung der Ständetafel die Judenfrage zur Sprache gebracht und die Errichtung eines Rabbiner-Seminars ohne Widerspruch beschlossen; ein Beschluss, der selbst in der Magnatentafel keinem Einwand begegnete, in anderer Hinsicht aber auf Opposition stieß; — und so konnte das Gesetz damals leider nicht zu Stande kommen.

Nach den kriegesischen Ereignissen des Jahres 1849 hatte der k. k. Armee-Obercommandant auf die jüdischen Gemeinden Ungarns eine Contribution von zwei Millionen Gulden ausgeworfen; in Folge eines Gesuches jedoch fand sich Se. Majestät bewogen, mit allerhöchster Entschliessung vom 20. September 1850 anzuordnen, dass zur Förderung des israelitischen Schul- und Unterrichtswesens ein Fond gebildet werde, zu welchem die ungarische Judenschaft einen Beitrag von einer Million Gulden zu leisten habe.

Als ein beträchtlicher Theil des israelitischen Schulfondes eingezahlt war, wurde die mit der Einhebung betraute, ausschliesslich aus Israeliten bestehende Commission aufgefordert, bezüglich der Verwendung des Fonds einen Vorschlag zu machen, und gab dieselbe ihr Gutachten dahin ab, dass in erster Reihe eine Rabbiner-Bildungsanstalt zu errichten wäre.

Hierauf erfloss die allerhöchste Entschliessung vom 29. März 1856, mit welcher angeordnet wurde, dass der Fond als untheilbarer zu verwalten und der Ertrag desselben in erster Reihe zur Erhaltung einer Rabbinerschule zu verwenden ist.

Zu jener Zeit beschäftigte man sich mit der Idee, das Institut in Wien oder Prag zu errichten; doch zogen sich die Verhandlungen in die Länge, bis die ungarischen Regierungsbehörden ins Leben traten und damit auch diese Angelegenheit in ein neues Stadium gelangte.

Im Schoosse der königlichen ungarischen Statthalterei wurden im Jahre 1864 unter Berufung jüdischer Fachmänner Berathungen gepflogen, damit die Angelegenheit des Rabbiner-Seminars durchgeführt werde. Sämmtliche Mitglieder betonten einhellig die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt; da aber die königlich ungarische Hofkanzlei bezüglich des Lehrplanes das Gutachten des österreichischen Unterrichtsrathes einholte, konnten die Verhandlungen nur langsam vorwärts kommen und waren dieselben zur Zeit, als nach Wiederherstellung der Verfassung das ungarische Ministerium die Regierung übernahm, noch nicht abgeschlossen.

Nachdem die bürgerliche und politische Gleichberechtigung der Juden im Gesetz inarticulirt war, hat unser unvergesslicher Minister Baron Josef Eötvös, der schon in der vormärzlichen Zeit in Wort und Schrift auf's Wärmste für diese Gleichberechtigung eingetreten war, — auf Grund und im Sinne der Beschlüsse der Ständetafel vom September 1844 die Einberufung des israelitischen Congresses verfügt, auf welchem die Angelegenheit des Rabbiner-Seminars nothwendigerweise neuerdings zur Sprache kommen sollte.

Der Congress hat unter dankbarer Erinnerung an die allerhöchste Entschliessung, mit welcher die Frage im Principe schon entschieden war, die Errichtung des Rabbiner-Seminars beschlossen und ausgesprochen, dass dasselbe streng auf der Grundlage der mosaich-rabbinischen Lehre fussen, für den Unterricht im Talmud und in den liturgischen Büchern besonders sorgen, gleichzeitig aber auch den Anforderungen des heutigen Standes der Wissenschaft entsprechen solle. Gleichzeitig wählte der Congress auch ein Fachcomité, welches unter Beobachtung dieser Principien einen Organisations- und Lehrplan entwarf.

Wir lassen hier die Hauptpunkte des Lehrplanes folgen:

Die Rabbinerschule besteht:

a) aus einer unteren Abtheilung mit *fünfjährigem* Lehrcurse, an welcher die Schüler ihren gesammten Unterricht erhalten;

b) aus einer oberen Abtheilung mit *fünfjährigem* Course, deren Hörer den Unterricht in sämmtlichen jüdisch-theologischen Disciplinen und deren Hilfswissenschaften an der Rabbinerschule empfangen und zu ihrer weiteren allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung durch den Besuch der Universität Gelegenheit finden.

Der Unterricht an der Rabbinerschule umfasst:

a) das Studium der Bibel, des Talmud, der Ritual-Codices, sowie aller in das Bereich der jüdischen Theologie und jüdischen Wissenschaft gehörigen Disciplinen;

b) das zur Begründung einer allgemeinen wissenschaftlichen Bildung nothwendige Studium der classischen Sprachen und der Realien, mit dem Lehrziele des Obergymnasiums.

#### A) *Untere Abtheilung.*

Der Unterricht an der unteren Abtheilung umfasst zwei Gruppen von Fächern, und zwar:

a) Die jüdisch-theologischen Lehrgegenstände: 1) Bibel und Exegese; — 2) Talmud und Rituallehre; — 3) hebräische und aramäische Sprache; — 4) Geschichte der Juden.

b) Die obligaten Lehrgegenstände des Obergymnasiums.

a) Die jüdisch-theologischen Lehrgegenstände.

1. *Bibel und Exegese.* Während des fünfjährigen Lehrurses wird die heilige Schrift — der Pentateuch mit besonderer Berücksichtigung der hebräischen Commentare und der Targumim — durchgenommen.



2. *Talmud und Rituallehre.* Beim Vortrage des Talmud soll den Schülern ein möglichst umfangreiches Material zugeführt und deren Selbstthätigkeit im Studium angeregt werden. Sie sind daher sowohl zum Reproduciren des Gelernten als auch zur Auffassung noch nicht vorgetragener Stücke durch eigene Präparation anzuleiten. — Die diesem Zwecke entsprechend ausgewählten Tractate und einzelnen Partien werden theils statarisch, und zwar mit stufenmässiger Benützung der älteren und jüngeren Commentare, theils cursorisch behandelt. In den höheren Jahrgängen ist auf die einschlägigen Ritual-Codices Rücksicht zu nehmen.

3. *Hebräische und aramäische Sprache.* Hebräische Grammatik unter Beobachtung eines stufenmässigen Lehrganges; ausgewählte Stücke aus der nachbiblischen Literatur; Uebungen im hebräischen Stil; Formenlehre des Aramäischen, mit besonderer Bezugnahme auf die Targumim.

4. *Geschichte der Juden.* Der Lehrstoff der jüdischen Geschichte bis auf unsere Zeit — die Geographie Palästinas mit inbegriffen — ist auf die fünf Jahrgänge entsprechend zu vertheilen.

#### b) Gymnasialgegenstände.

Für den Unterricht in den Gymnasialfächern ist das Lehrziel des Obergymnasiums massgebend.

Da die Schüler gleichzeitig mit den Gymnasialfächern die jüdisch-theologischen Disciplinen erlernen sollen, wird der gesammte Lehrstoff des Obergymnasiums auf die fünfjährige Dauer dieses Lehrurses vertheilt.

Die Behandlung der Lehrgegenstände ist im Allgemeinen dieselbe, wie in den Gymnasien; jedoch ist dabei der besondere Zweck der Anstalt stets im Auge zu behalten und denjenigen Fächern eine eingehendere Behandlung zu widmen, welche zu den jüdisch-theologischen Disciplinen in näherer Beziehung stehen.

#### B) Obere Abtheilung.

In der oberen Abtheilung werden folgende Fächer vorgetragen:

1. *Bibel-Exegese.* Einleitung in die heilige Schrift; Erklärung derselben mit Benützung älterer und neuerer Commentare und unter stetem Hinweis auf die älteren Versionen und die einschlägige Literatur. In den Kreis dieser Vorträge sind die Apokryphen mit einzubeziehen.

2. *Talmud.* Das Studium des Talmud umfasst ausser denjenigen Tractaten und einzelnen Abschnitten, welche für die in dieser Abtheilung aus der Rituallehre vorgetragenen Principien behandelnde Partien.

Die Behandlung ist im Allgemeinen dieselbe, wie in der unteren Abtheilung; beim statarischen Unterricht ist jedoch der Kreis der zu berücksichtigenden älteren und jüngeren Commentare zu erweitern und der Selbstthätigkeit der Hörer ein grösseres Feld zu eröffnen. Der Einleitung in Mischna und Talmud, sowie der Responsen-Literatur sind besondere Vorlesungen gewidmet.

3. *Ritual-Lehre.* Aus den Ritual-Codices werden alle für die rabbi-

nische Praxis erforderlichen Abschnitte vorgetragen. Diejenigen Partien, deren vollständige Kenntniss für den Rabbiner unerlässlich ist, sind quellenmässig und möglichst erschöpfend zu behandeln.

4. *Midrasch*. Einleitung in die Midrasch-Literatur. Interpretationen halachischer und agadischer Midraschwerke.

5. *Jüdische Geschichte*. Die jüdische Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Literaturgeschichte und Archäologie. Kritik der Geschichtsquellen in Verbindung mit historischen Uebungen.

6. *Religions-Philosophie*. Geschichte der jüdischen Religions-Philosophie; die verschiedenen religions-philosophischen Systeme mit Zugrundelegung der einschlägigen Quellenschriften.

7. *Hebräisch und die verwandten Sprachen*. Wissenschaftliche Behandlung der hebräischen Grammatik, unter Berücksichtigung der verwandten Sprachen. Geschichte der hebräischen Sprache und Sprachwissenschaft. Selbständige hebräische Arbeiten. Fremdsprachliche Elemente in Talmud und Midrasch.

8. *Homiletik*. Allgemeine Theorie. Aeltere und neuere homiletische Literatur. Practische Anleitung zur Ausarbeitung gegebener Texte und Themata, sowie zur Benützung der Bibel und Agada für homiletische Zwecke. Unterweisung und Uebung im freien Vortrage. Selbständige homiletische Arbeiten.

Ausserdem sollen die reiferen Hörer an Sabbat- und Feiertagen abwechselnd in der Synagoge der Rabbinerschule predigen.

9. *Pädagogik*. Allgemeine Theorie und Methodik; Anleitung zur Behandlung des hebräischen und des Religions-Unterrichtes in Volks- und Mittelschulen.

Im Besitze eines solchen ausgiebigen Lehrplanes konnte man getrost zur Eröffnung der Rabbinerschule schreiten. Am 4. October 1877 fand die feierliche Schlusssteinlegung statt. Es ist hier nicht am Platze über die Aeusserlichkeiten der Eröffnung zu schreiben; von grösserem Interesse dürfte die bei dieser Gelegenheit von Dr. Grätz, dem Vertreter der Breslauer jüdisch-theologischen Lehranstalt, vorgelesene Adresse sein. Dieselbe lautet:

Die jüdisch-theologische Lehranstalt von Breslau sendet durch ihre Vertreter der Landes-Rabbinerschule von Ungarn, welche mit der heutigen Eröffnungsfeier inaugurirt wird, freudige Grüsse und herzliche Glückwünsche. Die Breslauer jüdisch-theologische Anstalt darf sich in einem gewissen Sinne Mutter dieses ins Leben tretenden Instituts nennen. Sie empfindet nicht blos die Freude, dass zwei ihrer würdigen Jünger zu Professoren an der Landes-Rabbinerschule berufen worden sind, sondern auch die Genugthuung, dass mehrere ihrer nicht minder würdigen Jünger, welche im Ungarlande eine hochgeachtete Stellung als Rabbiner einnehmen, an der Begründung dieser neuen theologischen Lehrstätte eifrig mitgewirkt und ihre Erfahrungen aus der Mutteranstalt für diese Neuschöpfung ihres Heimatlandes verwerthet haben. Ihr Festgruss und Glückwunsch ist



um so herzlicher und aufrichtiger, als sie die berechtigte Hoffnung hegt, dass die junge Anstalt dieselben Ziele verfolgen wird, welche das Breslauer jüdisch-theologische Seminar sich von seinem Beginn an gesteckt hat: Jünger der jüdischen Theologie mit dem Geiste lauterer Religiosität und echter Wissenschaft zu erfüllen und sie so für ihr heiliges Amt würdig vorzubereiten, würdige Begriffe von dem edlen und tiefen Lehrgehalte des Judenthums unter seinen Bekennern zu verbreiten und die Vorurtheile schwinden zu machen, unter denen das jüdische Bekenntniß und die Söhne des jüdischen Stammes noch hie und da zu leiden haben. Die Landes-Rabbinerschule von Ungarn wird diese Ziele um so eher fördern können, als sie durch die ihr zu Theil gewordene Huld des Landesherrn und Königs, durch die warme Theilnahme der erleuchteten ungarischen Regierung und unter der Aegide eines für Freiheit und Bildung erglühenden Volkes in eine höchst günstige Lage gesetzt ist. Möge sie durch den Beistand des Allmächtigen unter diesen glücklichen Auspicien gedeihen, blühen und weithin wirken, möge es ihr gelingen die Widerwärtigkeiten, welchen jede junge Anstalt auf ihrem ersten Wege begegnet, bald zu überwinden und ihre Gegner in Freunde zu verwandeln, möge sie freudigstolz auf den Tag ihrer feierlichen Eröffnung in aller Zukunft zurückblicken können.

Breslau, im October 1877.

Das Lehrer-Collegium des jüdisch-theologischen Seminars: Dr. L. Lazarus, Director, Prof. Dr. H. Graetz, Dr. B. Zuckermann, Dr. S. Freudenthal, Dr. D. Rosin.

Die Landes-Rabbinerschule zu Budapest blickt nun schon auf das zweite Jahr ihres Bestehens zurück. Von Erfolgen freilich lässt sich noch nicht reden, aber soviel kann schon heute ausgesprochen werden, dass aus der Errichtung der Anstalt dem Vaterlande und der vaterländischen Judenheit Segen erspriesen wird. Wie sehr die Errichtung der Anstalt bereits Bedürfniss geworden war, davon konnte der Lehrkörper bei den Aufnahmsprüfungen sich am deutlichsten überzeugen. Nur ein sehr geringer Theil von denen, die sich zur Aufnahme gemeldet hatten, konnte in die Anstalt aufgenommen werden, weil es den meisten entweder an dem erforderlichen jüdischen Wissen oder an der nöthigen Vorbildung in den übrigen Fächern gebrach. Nur in denjenigen Fällen, in denen ein genügender Fortschritt während des Schuljahres erwartet werden konnte, hat der Lehrkörper zur Aufnahme ausserordentlicher Schüler sich entschlossen, deren Zahl im letzten Jahre bedeutend abgenommen hat, so dass der Unterricht durch die Gleichmässigkeit der Vorbildung in den einzelnen Classen an Sicherheit und Erfolg gewonnen hat.

Am 15. November 1877 wurde der Anstalt der allerhöchste Besuch Sr. Majestät des Königs zu Theil. In der huldvollsten Weise erkundigte sich Se. Majestät nach dem Fortgange der Anstalt, besichtigte die Classen und die Bibliothek, zeichnete Lehrer und Schüler durch Fragen aus und

verliess mit seinem Gefolge, in dem auch Se. Excellenz der Minister für Cultus und Unterricht, Hr. August v. Tréfort, sich befand, die Anstalt mit dem Ausdruck seiner allerhöchsten Befriedigung und mit der huldreichen Versicherung, der Landes-Rabbinerschule auch fernerhin seinen Schutz angedeihen lassen zu wollen.

Durch den Ankauf der Büchersammlungen des verstorbenen Professors am Collegio rabbinico, Lelio della Torre, und des verstorbenen Rabbiners von Gross-Beeskerek, David Oppenheim, ist ein Grundstock zu einer Bibliothek erworben worden, die den wissenschaftlichen Bestrebungen der Anstalt hilfreich zur Seite steht.

Die Anstalt zählte im Schuljahre 1877/s 24 und im Schuljahre 1878/9 31 Schüler. — Der Lehrkörper besteht gegenwärtig aus neun Professoren.

SALAMON SCHILL.



## LITERATUR.

**Arany János prózai dolgozatai.** (JOHANN ARANY'S prosaische Schriften.)  
Budapest, 1879.

Arany's Ruhm gründet sich hauptsächlich auf seine Balladen und auf seine epischen Dichtungen: „*Toldi*“ und „*Buda's Tod*“, \* welche vielleicht das schönste sind, was je ein Ungar geschrieben; weniger bekannt waren seine in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen und kleineren prosaischen Aufsätze, welche hiermit gesammelt in der Ausgabe des Bücherverlags der ungarischen Academie vorliegen.

Arany ist in seinen prosaischen Schriften ebenso vielseitig wie in seinen Gedichten. Unter seinen Gedichten sind classische Muster jeder Gattung der Lyrik; in seinen prosaischen Werken finden wir neben einer neuen Theorie des ungarischen Verses Kritiken, neben literarhistorischen Abhandlungen sprachwissenschaftliche Erörterungen. Der Mannigfaltigkeit der behandelten Stoffe entspricht die Weite seines Horizontes und seine Belesenheit; er ist gleich heimisch auf den Marmor-Inseln des purpurnen aegäischen Meeres, unter den Helden Homers, wie in dem Old-England, welches in SHAKESPEARE'S Stücken jubelt und tobt, er kennt die Irrfahrten des Pater Aeneas ebenso genau wie die des Junker Harold.

Arany's Prosa ist ein Muster abhandelnder ungarischer Prosa; hell und durchsichtig, wie Crystall, findet der richtige Gedanke immer das rechte Wort. Die Prosa der Dichter ist oft mit Bildern und Gleichnissen überladen, die ungebundene Rede bietet ihnen gleichsam Gelegenheit zur Aufspeicherung all derjenigen Bilder, für welche sie in ihren Versen keine Verwendung finden. Der Künstler Arany behält auch hier das schöne

\* Von Arany's *Balladen* sind mehrere in den bekannten Anthologien und in der Sammlung: *Gedichte von Johann Arany, übersetzt von Ludwig Korrodi* (Kronstadt, 1863) erschienen. Seinen *Toldi* (und dessen Fortsetzung: *Toldi's Abend*) haben K. M. KERTBENY (Leipzig, 1851) und MORIZ KOLBENHEYER (Pest, 1857) ins Deutsche übersetzt. Eine Uebersetzung von *Buda's Tod* hat erst jüngst ALBERT STURM (Leipzig, 1879) veröffentlicht.

Maass, seine Bilder versinnlichen die Rede, ohne sie zu stören, seine Blumen verhüllen nicht die Kette seines Gedankenganges. Der Styl schmiegt sich immer dem aufgeworfenen Thema an; uns ist, als hörten wir gleichsam die natürliche Stimme der Dinge. Alles zeugt dafür, dass wir es mit einem Schriftsteller zu thun haben, der vollkommen Herr der Sprache und des Gegenstandes ist.

Arany's Styl ist demgemäss ruhig, manchmal vielleicht sogar zu ruhig für uns überreizte Söhne des XIX. Jahrhunderts, die wir es oft lieber sehen würden, wenn diese edle Ruhe, das Erbtheil der Selbstbeherrschung, einer lebhafteren schriftstellerischen Verve Platz machen würde, welche die Gedanken und die Sätze, die sie ausdrücken, in vordrängende, dramatische Bewegung bringt. Sein Geschmack ist jedoch ein sicherer Führer als unsere Velleität; seine Prosa wird eben ihrer Ruhe zufolge dem, bei unseren jüngeren Schriftstellern (aber auch im Auslande) so beliebten, kurzathmigen styl coupé, der so leicht zu einem stylistischen Gestammel entartet — das Gleichgewicht halten.

Arany's gesammelte Schriften erstrecken sich auf zehn Jahre (1854 bis 1864), enthalten sonach die reifsten Früchte seines Mannesalters. Dies ist auch schon an ihrem Styl ersichtlich, dessen Ruhe blos die Mässigung der Kraft ist. Sein Styl schillert nicht in grellen Farben, ist aber trotz seines ruhigen Flusses abwechslungsreich. Hie und da erschliesst sich eine Blume: eine seiner Metaphern, die uns mit einemmal schauen lässt, was ein anderer Schriftsteller blos mit ermüdenden Deductionen erklären würde; nicht selten sehen wir das feine Lächeln der Ironie, während uns manchmal auch die Spitze eines mörderischen Epigrammes entgegenblinkt. In diesen Studien finden wir nicht den von der Blässe der Abstraction angekränkelten Jargon unserer wissenschaftlichen Literatur; in der selbst der höchsten Bildung genügenden Sprache Arany's spürt man eben in Folge ihrer Lebendigkeit und ihrer versinnlichenden Kraft das volksthümliche Idiom, den würzigen Hauch der Wälder und Fluren.

Arany's Buch ist übrigens nicht nur für den Prosaschriftsteller, sondern auch für den Dichter charakteristisch. Wir ersehen aus ihm vor allen, welch' eine grosse Rolle der Verstand in den Schöpfungen des Dichters spielt, wir sehen das sorgfältige künstlerische Verfahren des Verfassers. Die ängstliche Aufmerksamkeit, mit welcher Arany KATONAS's Drama und ZRINYI's Epos prüft und jedes einzelne Bild, jeden einzelnen Ausdruck von den verschiedensten Standpunkten analysirt, lässt uns auf die künstlerische Sorgfalt schliessen, mit welcher er den *Toldi* und *Buda's Tod* ausarbeitete. Die feste Logik, mit welcher er in seinen Abhandlungen jedes Glied der Causalitätskette wägt, jedes charakteristische Wort psychologisch untersucht, ist nicht nur ein Beleg für die Verfahrungsweise des Kritikers, sondern auch des Dichters. Die geistige Arbeit, welche Arany hier auf die Kritik verwendet, spielt auch in seinen dichterischen Schöpfungen eine Rolle. Auch diese Studien mögen es bezeugen, dass ein bewusstes Vorgehen die Inspiration nicht ausschliesst.



Auch einen anderen Zug hat unser Dichter mit dem Kritiker gemein: die ungewöhnlich entwickelte poetische Empfänglichkeit. Diese ist so vielseitig wie seine ästhetische Bildung; keine poetische Schönheit, die er nicht entdecken, keine Stimmung, die er nicht verstehen würde. In ihm lebt jene Gattung der Sympathie, welche blos die Liebe oder der dichterische Genius verleihen; er lebt sich hinein in die fremde Gedankenwelt, empfindet fremde Gefühle nach und beschaut die Welt mit den Augen Anderer. In seiner Seele erneuern sich da längst vergangene Schmerzen, längst verhaltene Freuden erwecken in ihr wieder ein jubelndes Echo. Hiemit hängt des Kritikers werthvollste Fähigkeit zusammen: durch das Werk hindurch den Verfasser, durch das Buch den Menschen zu sehen. In Arany's Augen sowie in denen der grossen Kritiker bleibt der Inhalt eines Buches kein abstracter Begriff, sie sehen, beleben den Menschen, der es verfasst hat, und die Welt, die sich in seinem Werke spiegelt. Natürlich bildet sich diese Fähigkeit des Erweckens am meisten bei solchen Schriftstellern aus, bei denen die dichterische Phantasie mächtig ist und geradezu vorherrscht, wie eben bei Arany. Er reconstruirt daher die Gestalten des Dichters nicht stückweise vermittelt Begriffen, sondern sieht sie im Ganzen; die Worte der Dichtung rufen in seinem Geiste nicht nur Begriffe und Gefühle, sondern der Realität entsprechende Bilder hervor; bei dem leidenschaftlichen Aufschrei, den er im Buche findet, sieht er das flammende Auge, die glühende Wange, die krampfhaft geballte Faust, hört den schweren Athemzug, die abgebrochenen, vibrirenden Töne der Leidenschaft, bis sein Nervensystem unter all diesen Wirkungen wie nach einem electrischen Schlag erbebt und eine jede Faser seiner Seele von den Gefühlen fremder Menschen durchdrungen ist.

In dem vorliegenden Buch erregt vor Allem die Studie über KATONA's Trauerspiel: *Bánk Bán* unsere Aufmerksamkeit, da diese hier zum erstenmale im Druck erscheint. *Bánk Bán* gilt wohl mit Recht als das vorzüglichste dramatische Werk der ungarischen Literatur, ist jedoch trotzdem mehr als eine andere Dichtung einer Interpretation bedürftig.\* Die Sprache KATONA's ist bei allen ihren Schönheiten dunkel, nicht selten schwülstig, die psychologische Motivirung gestattet in einigen Fällen, wenigstens scheinbar, eine doppelte Deutung.

Während der Lectüre von Arany's Interpretation ist es uns, als ob wir in ein helles Zimmer treten würden. Er beleuchtet jeden dunkeln Satz, jede psychologische Schwierigkeit der Tragödie mit überzeugender Klarheit. In dieser Hinsicht überbietet seinen Tact blos sein dichterisches Feingefühl, womit er jede Schönheit dieses ausserordentlichen Werkes durchfühlt.

\* KATONA's *Bánk Bán* ist von ADOLF DUX trefflich ins Deutsche übertragen: *Bánk Bán*. Eine Tragödie von JOSEF KATONA, Leipzig, 1858. F. A. Brockhaus. Der Stoff dieses Stückes ist bekanntlich identisch mit dem Sujet von FR. GRILLPARZER's Trauerspiel: *Ein treuer Diener seines Herrn*.

Betreff der Rolle der Königin Gertrudis tauchten schon BÁRÁNY, dem ersten Beurtheiler des Stückes, Schwierigkeiten auf. Ist die Königin schuldig oder nicht? Arany entscheidet diese Frage folgendermassen: Die Königin will allerdings, dass Melinda falle, jedoch freiwillig, denn die gefallene Melinda ist nicht gefährlich (sie kann auch vor dem König nicht als Klägerin auftreten gegen Gertrud, die Otto freies Spiel gelassen); dagegen weiss sie nichts davon, dass Otto später sich mit Gewalt Melinda's bemächtigt. Als Gertrud Otto mit Melinda überrascht, reizt die Königin, Arany zufolge, nicht der Versuch, sondern das Misslingen der Verführung. — Die Unklarheit der Motivirung lässt hier kaum eine sichere Folgerung zu. In ganz anderem Licht erscheint dagegen diese Scene, wenn wir BALTHASAR BÁRÁNY's *Sichtung* (Rosta)\* prüfen, wodurch wir ein ziemlich treues Bild von der ursprünglichen, für die Klausenburger Concurrenz bestimmten Form des *Bánk Bán* gewinnen. In diesem ursprünglichen Manuscript sagt die Königin in der oberwähnten Scene zu Otto: *Ich bot dir eine meiner Frauen an.* — Dies erklärt meiner Ansicht nach das Benehmen der Königin; das obige Motiv steckt, obzwar latent, auch noch in der heutigen Gestalt des *Bánk Bán*.

KATONA strich diese Zeile auf den Rath seines Freundes BÁRÁNY mit Rücksicht auf die Schicklichkeit und liess damit ein in der neuen Ausgabe nicht ersetztes Motiv weg, welches viele, in der neuen Auflage unverändert gebliebene Vorgänge erklärt. Die dunkle Anspielung der Königin im *Vorspiele* («So komm' denn Otto, du siehst ich lasse mich herab zu dir, doch das sei dir gesagt, dies heute ist an meinem Hof die letzte der Tollheiten» etc.) ist uns nunmehr klar; sie sagt Otto ihre Hilfe zu, jedoch nicht zum Gewinn Melinda's. Dies macht uns zugleich das Benehmen der Königin verständlich, als sie Otto und Melinda überrascht; so erscheint es nicht mehr als Widerspruch, wenn dieselbe Königin, die im Vorspiel den Interpretaben zufolge Otto's Absichten auf Melinda zu unterstützen versprach, nun ihrem Bruder empört die Worte: *Besudler uns'res Purpurs* entgegenschleudert, auch erklärt es die fernere Rede der Königin in derselben Scene: «Nicht deine Wege, deine Ziele sind's, die ich verachten muss; ich selbst bahnte dir den Weg, da ich den kranken Bruder erheitern wollte: ich verwehrete dir die Liebe nicht, Freuden, Heiterkeit, sie standen jeden Tag dir zu Gebot; und jetzt entflammt sich dein entartete Blut in verbotnem Drange nach Melinda.» In der That, wie leicht und ungezwungen lassen sich diese Sätze erklären, wenn wir wissen, dass die Königin nicht Melinda, die Gemahlin des mächtigen Bán, sondern eine Hofdame in die Hände Otto's spielen will.

Nur noch eine Studie dieser Sammlung, die über *Zrinyi und Tasso*, beschäftigt sich so eingehend mit der Interpretation eines poetischen Wer-

\* In den Jahrbüchern der Kisfaludy-Gesellschaft (Kisfaludy-társaság évlapjai) III. 192. Arany schrieb seine Studie 1858, kannte demnach diese *Sichtung* noch nicht.



kes. Nicolaus Zrinyi, der Urenkel des gleichnamigen Helden von Szigeth, dessen Thaten und Tod er in seinem Epos: *die Belagerung von Szigeth* besingt, ist seiner vielseitigen Thätigkeit halber eine der allerinteressantesten Gestalten der ungarischen Literatur.\* Seine staatsmännische Auffassung, wie sie sich in seinen noch nicht genügend gewürdigten prosaischen Schriften offenbart, wetteifert an Grossartigkeit mit seinen strategischen Plänen und seinen dichterischen Conceptionen. Seine mächtige Individualität weist zurück in die Zeit, wo der Dichter zugleich ein Held und das Genie noch keine Krankheit, sondern eine erhöhte Gesundheit gewesen. Zrinyi's Grösse offenbarte sich also auch nicht in der Ueberreizung des Nervensystems, sondern in einem, durch die Inspiration des Kampfes und der Poesie zu harmonischer Einheit gestalteten Leben.

Arany weist nach, was Zrinyi aus dem gemeinsamen Schatz der Epiker, aus Homer, aus Virgil und was er aus Tasso entnahm, der in mehr als einer Hinsicht das Vorbild Zrinyi's war. Es giebt kaum etwas Charakteristischeres für einen Dichter als die Art, wie er entlehnte Motive und Ausdrücke verändert und umgestaltet. Arany's *Zrinyi und Tasso* ist in diesem Sinne eine Studie zur Psychologie des Dichters. Wir ersehen daraus, dass Zrinyi oft nachahmt, jedoch immer mit einer gewissen Originalität; selbst das, was er entlehnt, zeigt die Züge seines Geistes. Zrinyi's Hauptstärke beruht in der Charakteristik, er ist also einer der seltenen Schriftsteller, die vor Allem die charakteristischen, d. h. die wesentlichen, alle übrigen beherrschenden Eigenschaften der beobachteten Menschen oder Dinge bemerken. Zrinyi ist zugleich der einzige Raçen-Schilderer des XVII. Jahrhunderts; in seinem Epos lernen wir wahrhaftig den Charakter des türkischen Volksstammes kennen, während die Türken Tasso's in die Oper gehören.

Arany weist, während er mit erstaunlicher Sorgfalt die Entlehnungen in der Zrinyias ausfindig macht, zugleich nach, wie diese sich in der Phantasie Zrinyi's gestalteten, was sonach der Antheil Zrinyi's und der seiner Vorbilder ist. Sein Gedächtniss wird in dieser Hinsicht nur von dem dichterischen Tact übertroffen, mit welchem er die Verwandtschaft der einzelnen Stellen herausfühlt. In der That, blos ein Dichter kann solch' eine Masse von Parallelstellen und ähnlichem Detail aus den grossen Epikern anführen. Die Künstler haben bekanntlich das erstaunlichste Gedächtniss für all' das, was ihre Kunst betrifft. Ein Maler vergisst kein einziges schönes Gesicht, das er je gesehen, ein Musiker keinen schönen Accord, den er je gehört und so entfällt auch dem Dichter kaum ein treffendes Gleichniss oder eine schöne Metapher.

Arany beschränkt sich aber nicht blos auf den Nachweis der den Motiven und Ausdrücken Zrinyi's entsprechenden homerischen und tasso-

\* Eine Uebersetzung der hervorragendsten Abschnitte von Zrinyi's Epos und eine Analyse der ganzen Dichtung gab H. C. G. STIER in seinem interessanten Buch *Zrinyi und die Zriniade*, 2. Aufl. Budapest, 1876.

nischen Stellen, sondern erläutert zugleich den Zusammenhang der Handlung in den drei ersten Gesängen der Zrinyias, die Verkettung der Motive, den Sinn der oft dunkeln Rede, mit einem Wort, er bietet eine vollständige Interpretation. Und könnte die Zrinyias wohl einen berufenen Erläuterer finden als den Verfasser von *Buda's Tod*?

Die Abhandlung *Unser naïves Epos* geht den Spuren des altungarischen Epos nach. Arany weist hier auf diejenigen Stellen unserer Chroniken hin, aus denen der epische Ursprung noch mehr oder weniger ersichtlich ist; seiner Ansicht nach haben die Chronisten, von Kézai angefangen bis herab auf Túroczi, in zahlreichen Episoden die epische Compositionsweise beibehalten. Arany fühlt mit feinem Sinne den epischen Pulsschlag aus den Chroniken heraus; mit den spärlichen Daten, die uns bis jetzt zur Verfügung stehen, kann man jedoch aus den einzelnen Goldfäden, die sich im Gewebe unserer Chronisten finden, kaum die einstige Existenz eines zusammenhängenden National-Epos beweisen, da die Spuren eher auf im Munde des Volkes lebendige Sagen oder höchstens auf einzelne geschichtliche Gesänge zu schliessen gestatten. Diese aber sind erst die Elemente des Volks-Epos. Es ist eine höchst auffallende Erscheinung, dass sich kein einziger der historischen Gesänge, die den Chronisten zufolge in Ungarn von einer eigenen Sängerschaft gesungen wurden, erhalten hat. Während sie im XV. Jahrhundert noch die ungarischen Könige, so besonders den grossen Matthias Corvinus ergötzen, erscheint im XVI. sogar die Tradition sammt den Sagenstoffen, die sie behandelten, verloren. Arany glaubt die Ursache dieses Verlustes in der kritischen Besonnenheit und kalten Nüchternheit zu finden, deren frühes Walten sich schon bei dem anonymen Notar des Königs Béla (im XIII. Jahrhundert) fühlbar macht und später einem Froste gleich alle Blüthen der altungarischen Sagenpoesie zerstört.

In den, die Charakteristik einiger älteren ungarischen Dichter enthaltenden *Literarischen Porträts* zeigt sich am glänzendsten Arany's neubelebende Kraft, welche die Menschen und die Ereignisse der Vergangenheit veranschaulicht. Wir hören in ihnen die Stimme eines Kritikers, der tief eingedrungen ist in die Geheimnisse der dichterischen Production, und daher die charakteristischen Züge eines Dichters viel lebhafter fühlt als ein Anderer. Das Kunstwerk ist in seinen Augen nicht bloß ein den Regeln der Aesthetik mehr oder weniger entsprechendes Product, sondern der Ausfluss eines bestimmten geistigen Zustandes, also ein Document, das eine gewisse Weltanschauung, gewisse moralische Neigungen und ein gewisses Temperament offenbart. Vermittelst dieser Auffassung athmet er die Seele der vergangenen Zeit in die sonst todte Materie der Literaturgeschichte, das längst verschollene Gedicht klingt mit dem zauberischen Accent des Lebens in unser Ohr, aus seinem Rhythmus hören wir zugleich den pochenen Schlag eines Herzens heraus, und lernen so nicht bloß einen guten oder schlechten Dichter, sondern auch einen Menschen kennen.

Das erste «Porträt» stellt den populärsten ungarischen Dichter der letzten zwei Jahrhunderte, den Epiker Gyöngyösi (1625—1704) dar. Arany



zeigt überzeugend, wie schwach Gyöngyösi's Composition ist, da sie eigentlich bloß auf einer primitiven Gruppierung der Ereignisse beruht, er weist darauf hin, dass Gyöngyösi's Gestalten sich oft bloß durch ihren Schnürrok von einander unterscheiden und dass in seinem Epos *Die Venus von Murány* der ritterliche Wesselényi und die schöne Maria oft einen Ton anschlagen, wie Molière's unsterblich lächerliche zwei Bedienten. Bei all' dem entdeckt er aber auch die Quelle seiner poetischen Schönheiten: seine lyrische Glut, welche ihn emporhebt aus dem Hundetrab des Chronikenstils, beim Schreiben begeistert, seinen Worten Farbe und Leben und seinen Gedanken Flügel verleiht. — Bei einer solchen Charakteristik schlagen wir auch keinen Lärm, wenn einige seit 1863, dem ersten Erscheinen des Artikels publicirte Daten über Gyöngyösi noch nicht aufgearbeitet sind, sondern notiren sie einfach auf den Rand des Buches.

Nach dem Sänger des Hoflebens lässt Arany den Lobpreiser des Landlebens vor uns hintreten, nach Gyöngyösi Baron LORENZ ORCZY, den Typus eines alten ungarischen Edelmannes. Orczy (1718—1789) ist nicht so sehr als Dichter, sondern als Repräsentant der im Aussterben begriffenen ungarischen Magnaten von gutem alten Schlag interessant; er ist streng gegen Andere, doch noch strenger gegen sich selbst; seine biedere Derbheit verträgt sich nicht mit der übertünchten Höflichkeit des Salons; er liebt das Volk und seine Lebensweise, ist jedoch dabei stolz auf seinen Adel, in dem er eine Verpflichtung sieht, sich überall durch Rath und That nützlich zu machen. Der Conservatismus Orczy's ist zugleich die Wurzel seiner satyrischen Fähigkeit, mit welcher er gegen die entsittlichende Wirkung der Civilisation auftritt; seine Jovialität schließt jedoch einen höheren poetischen Schwung nicht aus, besonders wenn er auf sein Lieblingsthema übergeht und gegen diejenigen eifert, denen «das leise Fließen der murmelnden Bäche, der pfeifende Ruf der traumlosen Amsel, das melodische Geplauder der Nachtigall nicht gefällt, noch das Sprudeln der Quellen.»

In dritter Reihe behandelt Arany eine culturhistorisch höchst interessante Persönlichkeit, den Reitergeneral Markgraf JOSEF GVADÁNYI († 1801). Dem Verfasser des *Notár von Peleske* ist etwas gelungen, dessen sich selbst viel bedeutendere Dichter nicht rühmen können: eine Gestalt geschaffen zu haben, die eine Generation nach der anderen überlebt hat. Es ist leicht, die trivialen Werke Gvadányi's gering zu schätzen, aber schwer sie zu verstehen. Grosse Erfolge finden ihre Erklärung immer nur in wirklichen Vorzügen. Arany macht uns die beispiellose Popularität des *Notár von Peleske* und des *Paul Rontó* erklärlich, indem er uns Gvadányi's dichterisches Vorgehen klarlegt. Seine Gestalten verdanken ihre Beliebtheit den in den Gedichten vorkommenden treffenden Details, den vielen dem Leben abgelauschten kleinen Zügen, wodurch diese sonst ungeschlachten Gestalten die Farbe der Wirklichkeit erhalten. Wo die Nebenumstände, wo das Medium sich so sehr in Uebereinstimmung befindet mit der bekannten Wirklichkeit, wie in den Werken Gvadányi's, dort müssen wir auch die darin geschilderten Individuen als reale anerkennen. Arany stellt aus dem

Notär von Peleske in lehrreicher Weise einzelne solcher Züge zusammen, bei denen der Leser unwillkürlich ausruft: Wahrhaftig, so ist es!

Die zwei letzten Porträts sind die von RÁDAY und DAVID SZABÓ. Bisher hat man diese beiden bloß als Bahnbrecher bedeutenden Lyriker des vorigen Jahrhunderts entweder überschätzt, wie der für jede Gestalt und jegliche Schöpfung unserer Literatur begeisterte Toldy oder als Reaction — obzwar bloß mehr stillschweigend — viel zu gering angeschlagen. Arany hat sie *charakterisirt*, und wie an seinen vorhergehenden literarischen Studien, so hat auch an diesen das besonnene kritische Verständniß ebenso sehr Theil, wie die dichterische Sympathie. Wie immer fand er auch bei diesen Dichtern die Perle der Schönheit, die nach Byron die Tiefe liebt.

Uebersaus werthvoll sind Arany's Studien über den Rhythmus in der magyarischen Sprache. Der Aufsatz „*Ueber die nationale Versform*“ erschien zuerst bescheidenlich in einem Gymnasial-Programm im Jahre 1856. Er hat in den Köpfen derjenigen, die ihn lasen, einen ganz neuen Begriff von der Art und den Gesetzen des ungarischen Verses gebildet. Arany liefert an der Hand zahlreicher Beispiele aus der Volkspoesie den Beweis, dass der ungarische Vers aus einzelnen Gliedern (Diäresen, Tacte) von zwei, drei bis vier Sylben besteht, welche eine Verszeile von einer bestimmten Anzahl Silben bilden. Die ungarische Poesie kannte ursprünglich bloß den Rhythmus; Reim und Metrum sind in ihr bloß zufällig. Unter den alten Volksliedern und Romanzen sind viele noch reimlos, selbst noch aus dem XVI. Jahrhundert haben wir ein grösseres Gedicht von Andreas Farkas, das bloß rhythmisch gegliedert ist. Dass der Sinn für die gereimte Form in der alt-ungarischen Poesie nicht ausgebildet war, bezeugen auch die Sprichwörter, unter welchen — im Gegensatz zum Beispiel zu den deutschen — wenig gereimte zu finden sind. Dagegen haben die Sprichwörter eine rhythmische Gliederung, welche mit derjenigen der ungarischen Volkslieder übereinstimmt. Die Zeilen der Volkslieder zerfallen nämlich in bestimmte Abschnitte oder Tacte, die den Tacten der ungarischen Musik entsprechen. Diese Abschnitte oder Tacte gruppieren sich immer um eine accentuirte Silbe. Ein Beispiel möge dies erläutern. Bei der Aussprache der Verszeile: „*Járt utat a járatlanért el ne hagyd*“ (Verlasse den gebrauchten Weg nicht um den ungebrauchten) betont man besonders drei Sylben: *Járt* — *jár* — *el*, die also den Satzaccent haben. In Folge dieses Satzaccentes zerfällt diese Zeile in drei Tacte: *Járt* utat a | *já*ratlanért | *el* ne hagyd. Die Hervorhebung vermittelt stärkerer Betonung eines Versgliedes ist auch der allitirenden nordischen Poesie eigen. Im Ungarischen kommt die Verstärkung des Accentus durch Alliteration auch, aber seltener vor. So z. B. in folgendem Sprichwort:

Szegény ember | szándékát  
Boldog Isten | bírja.

(Die Vorsätze des armen Mannes beherrscht der liebe Gott.)



Demnach hängt im Ungarischen die Gliederung des Verses von der accentuirten Silbe ab, die mit den ihr untergeordneten, also nicht besonders betonten Silben ein organisches Ganze, einen durch Caesuren getrennten Versfuss resp. Tact bildet. Dieses Versmaass ist in keiner andern Sprache, also z. B. auch in der deutschen, nicht genau nachzubilden; daher die Uebersetzungen ungarischer Volkslieder oder auch in der Form des ungarischen Volksliedes gedichteter Petöfi'scher Gedichte formell niemals treu sind, weil sie eben nicht treu sein können. Das Ausland, dem unsere Sprache fremd ist, ahnt nicht im Entferntesten, welche herrliche Seite unserer Volksdichtung ihm ein- für allemal verschlossen ist.

In den *Richtungen*, welche zuerst vor 18 Jahren erschienen sind, bespricht Arany die Ursachen eines Gebrechens, an welchem die ungarische Dichtung noch immer leidet: die lyrische Vollblütigkeit. In der Einleitung legt er dar, dass das Werk des Dichters nicht nur durch seine Zeit und seine Individualität, sondern noch durch einen dritten Factor durch die auf hmi lastende Vergangenheit bedingt wird, und dass neben den, Forderungen der Zeit, manchmal sogar trotz ihnen, der glänzende Erfolg, der Erfolg des Genies es ist, welcher für längere Zeit die Richtung der Poesie vorschreibt. Diese wichtige literarhistorische Erscheinung, der zufolge das vorhergehende Werk, im Verein mit dem nationalen Geist und dem Medium des Dichters, die Richtung und den Charakter des späteren bestimmt, ist dieselbe, welche die neueren französischen Literarhistoriker auf Grundlage von Taine's geistreicher Definition «moment» nennen.\* Damit hängt eine Frage von grosser Tragweite zusammen: Ist der Dichter ein Vorfahre oder ein Nachkomme? Hat er bereits ein Muster oder nicht? Sieht er selbst die Gegenstände oder beschaut er sie bloß durch das Medium seiner Vorgänger?

Die Richtung und Gravitation unserer Poesie ist nach Arany lyrisch, auch dort wo es nicht nöthig wäre; in der Lyrik selbst liedartig, auch dann, wenn dies nicht motivirt ist. Diese überwiegend lyrische Stimmung leitet er aus dem glänzenden Erfolg PETÖFI's ab, den bewusst oder unbewusst jeder nachahmt. Wir müssen daher, sagt Arany, neue Wege bahnen, wo wir unsere individuellen Fähigkeiten freier entfalten können. Dies geschieht, ihm zufolge, wenn wir einerseits in der Lyrik von denen PETÖFI's verschiedene Richtungen wählen, andererseits auch die übrigen Gattungen der Poesie zum Gegenstande unseres Studiums machen und sie aus vollen Kräften pflegen.

Es wäre ein Irrthum vorauszusetzen, dass ARANY hiemit bloß den in den Fünfziger Jahren summenden Poeten-Schwarm charakterisiren wollte. All dies gilt auch von unseren heutigen jungen Dichtern, obzwar sie selbst es wohl am wenigsten glauben. In der That, nicht bloß die Inspiration, auch die ernste Arbeit hat einen grossen Theil an der Poesie; die Composition und die Kunst des Charakterisirens — damit ich bloß diese

\* Taine «Histoire de la littérature anglaise» I. B. XXIX. S.

zwei erwähne — sind das Resultat eingehender Studien, denen aber unsere jungen Dichter (und auch die des Auslandes!) sich gerne entziehen.

Das Buch beschliessen Kritiken. Einige davon behandeln bloss ephemere Werke, doch auch diese werden in Arany's Kritiken auf die Nachwelt kommen, wie die Mücke, die wir im hellen Bernstein für immer eingeschlossen finden.

In diesen Kritiken zeigt sich noch einmal auffallend ARANY's Empfänglichkeit; er begreift die vorzüglichen Dichter ebenso wie die mittelmässigen; das Schöne fesselt ihn in allen Gestalten; die jüdische Tendenz-Dichtung FRANKL's ergreift ihn ebenso wie das, übrigens von seinen Sympathien weit abliegende, russenfreundliche Epos des Prinzen WITTGENSTEIN. Aus seiner Sensibilität für poetische Schönheiten stammt zugleich sein sicheres Urtheil; wer so reich ist an poetischen Schätzen wie ARANY, wird mit Bestimmtheit die echten Diamanten von den falschen unterscheiden können.

Vorerst beurtheilt er den ersten Band von MERÉNYI's Sammlung ungarischer Volks-Märchen. Da der Herausgeber nicht begriff, dass Volksmärchen zugleich wissenschaftliche Documente sind, auf Grundlage deren der Sprachforscher und der Mythologe arbeiten, putzte er die naiven Märchen mit neuem poetischen Flitter auf und mengte derart unter die duftigen Blumen der Wälder und Thäler Papierblumen eigenen Fabrikats. Arany bezeichnet mit feinem Tact die dem Gedankengang und dem Sprachgebrauch des Volkes nicht entsprechenden Stellen, und weist so nach, was das Volk mit ewiger Seele und was Herr MERÉNYI gedichtet hat.

In der Kritik von HEBBELS *«Mutter und Kind»* hebt er all die Schönheiten dieses bürgerlichen Epos hervor, ohne jedoch seine vielartigen Bizarrerien zu übersehen. Mit Recht rügt er es, dass wir in HEBBELS Dichtung gleichsam den Lärm der Strasse, die Drehorgel vernehmen und all den Jammer des wüsten Seins durchfühlen. Die zurückschreckende Schilderung des Pauperismus können wir aber eben HEBBEL leichter als irgend einem Anderen verzeihen, wenn wir sein Leben betrachten, wie es uns einer seiner Freunde EMIL KUH in seiner Biographie enthüllt. Glaube niemand, sagte einmal GOETHE, dass er die Eindrücke seiner Jugend je verwinden könne. HEBBEL speiste in seiner Jugend nur manchmal zu Mittag und lernte früh alle Schrecken des Elends, den Hungertyphus nicht ausgenommen, kennen. Werden wir nicht nachsichtig sein, wenn nach einer solchen Vergangenheit hie und da ein hässliches Bild oder ein wüster Gedanke, ein recidives Zucken des Genesenden die Eindrücke seiner Frühzeit zurückrufen?

Am interessantesten ist die Kritik über KARL BULCSU. In der Blüthezeit der Petöfi-Manie in den Fünfziger Jahren, wo jeder Dichter und Dichterling seinen Pegasus nach PETÖFI's Vorbild in die «goldhalmen geschmückte Ebene» lenkte, wagte BULCSU die Partei des Hochlandes zu ergreifen; sogar die Fata-Morgana, dieser vielbesungene Reiz des Tieflands, ist ihm blos ein Traum der Puszta vom Hochlande. In dieser Richtung liegt BULCSU's Originalität gegenüber der Schaar wilder Poeten, die sich ihr Haar so schneiden



liessen, auch beim Weine ebenso fluchten wie PETÖFI. Doch in einer anderen Hinsicht ist er ganz der Sohn seiner Zeit, der Jahre des Verzagens und der Unterdrückung (1850—1860) — vor Allem im Haschen nach Allegorien. Wir haben kaum einen Dichter, der sich so überallegorisirt hätte wie BULCSU. In seinen Allegorien wie in seinen epischen Dichtungen liebt er übrigens gleichmässig die Thränen, was Arany wohl aus Zartsinn nicht hervorhob. In *Keme Tuba* fängt jeder Gesang mit Weinen an: Im ersten Gesang weint Keme, der trotzige Heide, wie ein Deutscher aus Werthers Zeiten; in dem zweiten der ungarische Hirt, in dem dritten die reizende TUBA, in dem vierten endlich — der Mond.

In die zwei letzten Kritiken über L. A. FRANKL's *Helden-Buch* und WITTGENSTEIN's *Hadschi Jurt* verwebt ARANY prosaische Uebersetzungen, welche wahrlich die Verse eines Anderen aufwiegen.

Unter den prosaischen Aufsätzen sind die zwei grössten: die Studien über Bánk-Bán und Zrinyi unvollendet geblieben. Es ist auffallend, bemerkt treffend KARL SZÁSZ, dass wir eben bei demjenigen unserer Dichter verhältnissmässig so viel Bruchstücke finden, dessen Formgefühl am meisten ausgebildet ist. Selbst Fragmente machen aber, wenn sie von grossen Schriftstellern herrühren, den Eindruck der Vollendung; die künstlerische Ausarbeitung der Details lässt diese Stücke als etwas Ganzes erscheinen, und die in ihnen herrschende innere Harmonie fällt ja so wie so nicht unter die Gesetze der Körperwelt.

Die Sammlung von Arany's prosaischen Schriften enthält durchaus ältere und beinahe ohne Ausnahme bereits im Druck erschienene Arbeiten. Trotzdem macht das Buch den Eindruck der Neuheit, was nicht blos dem Umstande zuzuschreiben ist, dass die hier gesammelten Studien meist in entlegenen und wenig verbreiteten Zeitschriften zerstreut und daher nur Wenigen bekannt waren, sondern, und dies in erster Reihe, ihrem absoluten, positiven, anregenden Gehalte. Arany ist nicht nur unser grösster lebender Dichter, sondern auch einer unserer ausgezeichnetsten Aesthetiker und Literarhistoriker; in der einen wie in der anderen Eigenschaft eine über die Zeitgenossen hoch hinausragende Gestalt.

FRIEDRICH RIEDL.

## SITZUNGSBERICHTE.

### PHILOLOGISCHE GESELLSCHAFT.

Bericht von ERNST FINÁCZY.

Die Idee einer philologischen Gesellschaft wurde durch den Budapester Universitäts-Professor EMIL V. THEWREWK angeregt. Lange entbehrte die classische Philologie in Ungarn eines Mittelpunktes, welcher die in verschiedenen Gegenden des Landes aufkeimenden Richtungen vereinigen und in das Wirken Einzelner Einheit bringen sollte. Dies erste Ziel vor Augen rief nun Professor THEWREWK am 8. August 1874 die erste Generalversammlung zusammen, und seinem unermüdlichen Eifer sowohl, als der ihm eigenen Energie ist es gelungen, die Budapester philologische Gesellschaft zu Stande zu bringen. Ausser diesem genannten Ziele, das ist: die Gesellschaft zum Centralorgane der Philologie in Ungarn zu machen, weisen ihr die Statuten noch die Aufgabe zu, die streng wissenschaftliche philologische Methode, wie dieselbe durch FRIEDRICH RITSCHL begründet wurde, nach Kräften bekannt zu machen und zu verbreiten.

Die classische Philologie in Ungarn ist jetzt in ihrem Gährungsprocesse begriffen. Erst die Zukunft wird lehren, inwiefern und in welchem Maasse dieser Process die absolute Wissenschaft gefördert hat und welche Resultate demselben zuzuschreiben sind. Vieles hängt also davon ab, ob die jüngere philologische Generation die gehörige wissenschaftliche Bildung genossen hat, vermöge welcher sie später die aus dem genannten Processe sich ausscheidenden, gesunden, aber zerstreut liegenden Elemente nach den Principien der streng philologischen Methode in ein gegliedertes, in allen seinen Theilen aufeinander wirkendes harmonisches Ganze zu bringen im Stande sein wird. Dieser jüngeren philologischen Generation möglichst viel Gelegenheit zu regem Ideenaustausch zu bieten, ist auch ein Zweck der philologischen Gesellschaft, deren Organ die von dem Begründer der Gesellschaft in Gemeinschaft mit Professor Dr. G. HEINRICH redigirte und herausgegebene «Allgemeine philologische Zeitschrift» ist.



Eine der wichtigsten Aufgaben war ferner, auf das grössere gebildete Publicum zu wirken. Das Verständniss für die Bedeutung und die Wirksamkeit der classischen Philologie hat in den gebildeten Kreisen Ungarns noch weit nicht genügend Verbreitung und Tiefe gewonnen. Man ist noch nicht überall von der Wichtigkeit und von dem bildenden Einflusse dieser Studien überzeugt; die Philologie muss ihre Rechte Schritt für Schritt ertrotzen, sie muss mit den Traditionen einer Vergangenheit kämpfen, welche mit den Verfassungszuständen des gewesenen Ungarns, wie es noch vor dreissig Jahren war, enge verknüpft ist. Es ist also selbstverständlich, dass ein endlich zu Stande gebrachtes Medium, welches die Resultate der streng vorgehenden Wissenschaft zu verbreiten sich zur Hauptaufgabe stellt, seine vollste Berechtigung hat. Und welcher Ort konnte für diesen Zweck wohl passender sein als die Hauptstadt, welche sowohl durch ihre Lage im Mittelpunkte des Landes, als auch durch ihre übrigen wissenschaftlichen Institute (Academie der Wissenschaften, Universität, Museum, Bibliotheken) in erster Linie berufen ist, die verschiedenen Richtungen in sich zu vereinigen!

Damit sich nun der geneigte Leser ein vollständiges Bild über Umfang und Tendenz der jungen Gesellschaft bilden könne, wollen wir einige der durch hohen Ministerialerlass Nr. 21,572, 1875 approbirten Statuten in Uebersetzung mittheilen:

1. §. . . . . Hauptsächlich beschäftigt sich die Gesellschaft mit Studien, welche das classische Alterthum betreffen; jedoch ist sie bemüht, auch das Ungarische und eventuell auch andere Sprachen in den Kreis ihrer Wirksamkeit zu ziehen, insofern diese mit den classischen Studien in Verbindung stehen, oder aber die classischen Studien auf sie hinweisen.

2. §. Die Gesellschaft hält monatlich eine Sitzung. Der Tag der Sitzung ist der erste Mittwoch des Monats. Die Sitzung beginnt im Winter-Semester Nachmittags um 5, im Sommer-Semester um 6 Uhr.

4. §. Die Agenden der Gesellschaft verrichtet ein Präsident (bisher immer Professor THEWREWK) und ein Secretär. Beide wählt die Gesellschaft auf ein Jahr, von einer Generalversammlung zur ändern.

8. §. Die Gesellschaft besteht aus ordentlichen, correspondirenden und Ehrenmitgliedern.

9. §. Ordentliche Mitglieder können Professoren (der Mittel- und Hochschulen) und alle diejenigen werden, von welchen die Gesellschaft die Förderung ihrer Zwecke hoffen darf. Als correspondirende Mitglieder werden aufgenommen solche, die sich zu Philologen heranbilden, und solche, die aus besonderer Neigung zu den classischen Studien an den Sitzungen der Gesellschaft Theil zu nehmen wünschen. Jede Wahl geschieht mittelst geheimer Abstimmung; die ordentlichen und correspondirenden Mitglieder betreffend mit einfacher Stimmenmehrheit. Die Anempfehlung zum Ehrenmitgliede muss um einen Monat früher vor sich gehen und zur Wahl sind zwei Drittel der Stimmen nöthig. Nur die ordentlichen und Ehrenmitglieder sind stimm- und wahlfähig.

10. §. Die einer Publication würdigen Arbeiten der Gesellschaft erscheinen in den Fachblättern.\*

Die übrigen Paragraphen beziehen sich auf administrative Angelegenheiten der Gesellschaft.

Die jetzige Zahl der Mitglieder beträgt 280.

Wenn wir nun auf die oben erwähnten Zwecke und Ziele verweisend das fünfjährige Wirken dieses im Vergleich mit ausländischen Gesellschaften wohl kleinen, aber rüstig und erfolgreich arbeitenden Kreises betrachten, können wir auf die unter Schwierigkeiten aller Art zurückgelegte Bahn mit voller Befriedigung blicken.

Im Folgenden wollen wir die bisherigen Arbeiten der Gesellschaft, und zwar nach Gruppen geordnet, einer kurzgefassten Musterung unterziehen.

I. *Encyclopädie und Geschichte der Philologie.* Ueber das Wesen der Philologie. Von Dr. AUREL BÁSZEL (s. «Magyar Tanügy» [Ungarisches Schulwesen] 1875). || Die Geschichte der classischen Philologie in Ungarn. Von JOHANN SZAMOSI («Erdélyi Múzeum» [Siebenbürger Museum], I, Nr. 3.). Prodromus eines grösseren Werkes, an welchem der Verfasser schon seit einem Decennium arbeitet. Die vorausgeschickten Proben sollen auch über den Plan des Werkes Aufklärung geben. || Wolf und die classische Philologie. Von Dr. EUGEN ABEL. (E. Ph. K. I, 428—442). Eine durch originelle Auffassung interessante Charakteristik der wissenschaftlichen Thätigkeit des grossen Philologen und des Einflusses, welchen er auf sein Zeitalter und auf die spätere Entwicklung unserer Wissenschaft ausgeübt hat. Sehr fassliche Beurtheilung der Prolegomena. || Das Leben Friedrich August Wolf's. Von Dr. VINCENZ KELETI. Beide Abhandlungen wurden bei Gelegenheit der am 8. April 1877 im Kreise der philologischen Gesellschaft abgehaltenen Wolf-Feier verlesen. || Das Andenken Friedrich Ritschl's, ein Vortrag EMIL v. THEWREWK's (E. Ph. K. I, 168 ff.), in welchem der Verfasser nach einer kurzen biographischen Skizze vorzugsweise auf die wissenschaftliche Richtung Ritschl's und auf den unersetzlichen Verlust hinweist, den die Wissenschaft durch den Tod des princeps philologorum erlitten. || Ein Ungar als griechischer Versemacher. Von ÁRPÁD v. THEWREWK. (Erschienen im Verlage der Franklin-Gesellschaft, Budapest, 1877). Der behandelte Dichter ist Ladislaus Tóth (1788—1820). Seine griechischen Gedichte, theils Oden, theils Epigramme und Episteln, sind zugleich mit des Verfassers ungarischer Uebersetzung erschienen in Pest, 1818. Auch das Ausland interessirte sich für die in echt antikem Geiste gehaltenen Gedichte. Siehe z. B. nach Thewrewk's Angabe: Chronik der österr. Lit.

\* Seit dem Jahre 1877 meist in dem von den Universitäts-Professoren Dr. GUSTAV HEINRICH und EMIL v. THEWREWK redigirten Fachblatte: «Egyetemes Philologiai Közlöny» (Allgemeine philologische Zeitschrift), welche ich im ferneren Verlaufe meines Berichtes der Kürze wegen mit den Anfangsbuchstaben E. Ph. K. bezeichnen will.



1818, Nr. 62, 63. — Seebode: Bibl. für das Schul- und Unterrichtswesen, 1822, 7. — Ἐρμῆς ὁ λόγιος, 1818, Nr. 16. — Thewrewk behandelt in seiner monographischen Studie die etwas vergessenen Gedichte der Reihe nach und frisch das Andenken derselben von Neuem auf. || Ein Sanskrit-Veteran (Stefan Tamaskó). Von Prof. ÁRPÁD v. THEWREWK. || Biographie von Stefan Szabó (Homer's ungarischem Uebersetzer). Von Dr. JOSEF MÁRKY. (Siehe «Magyarország és Nagyvilág» [Ungarn und das Ausland], 1875, 5. December.) || Würdigung der fünfzigjährigen Wirksamkeit Stefan Szabó's. Von ANTON PFEIFFER. («Magyar Állam», 1875, 5. December.) || Emerich Szepesy's Andenken. Von ANTON PFEIFFER. («Pesti Napló», 1875, 107, 108, 109.) Szepesi war Professor der classischen Philologie an der Budapester Universität und zeichnete sich besonders durch seine auf dem Gebiete der lateinischen und griechischen Grammatik erschienenen Arbeiten aus. || Safarik's Leben und Wirken. Von LUDWIG WAGNER. (E. Ph. K. II, 245—291.) Ausführliche Monographie über den berühmten Slavisten mit besonderer Berücksichtigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der historischen Grammatik und der Literatur der slavischen Sprachen. || Zur vierhundertjährigen Erinnerung an Theodorus Gaza. Von Dr. VINCENZ KELETI. (E. Ph. K. II, 446—457.) || Necrolog auf S. W. Teuffel. Von IGNAZ KONT.

## II. *Lexicographie und Grammatik.*

Cicero und die lateinische Sprache. Von RICHARD GARAMI. || Beiträge zu Curtius' etymologischem Werke. Von Dr. KARL POZDER. (E. Ph. K. III, 368 ff.) Curtius hat bekanntlich neben den Sanskrit- oder griechischen Stämmen öfters die ihnen entsprechenden aus dem Altbaktrischen (Zend) weggelassen. Diese Mängel wollen Pozder's Beiträge ergänzen. Der Verfasser hat zugleich Formen, welche der späteren Entwicklungsperiode der persischen Sprache angehören, d. h. Formen aus dem Pehlevi, Párszi, Neu-Persischen und den neupersischen Dialecten in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen. || Die Stellung der phoenicischen Sprache in der semitischen Familie. Von Dr. PETER HATALA. || Die Wurzelverwandschaft des Semitischen und Arischen. Von Dr. PETER HATALA. || Holzweissig's localistische Casus-Theorie. Von RICHARD GARAMI. || Ist der indo-europäische Nominativ ein Casus? Offenes Schreiben an Emil v. Thewrewk. (Abgedruckt im E. Ph. K. I, 425—332.) Von Professor JOHANN SZAMOSI. Genaue Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten von Aristoteles bis auf die neueste Zeit. || Ueber die ungarische Satzbildung des nennenden und erklärenden Urtheils. Von Dr. KOLOMAN BABICS. (Auszug im E. Ph. K. II, 242—3.) || Das ämtliche Latein in Ungarn. Von Dr. LUDWIG THALLÓCZY. Anzeige eines zu erscheinenden Werkchens, in welchem der Vortragende die wesentlichsten Abweichungen des lateinischen Amtsstiles von dem classischen Stile in lexicalischer Form bearbeiten will. || Ein bisher unbekanntes lateinisches Wort (d. i. laeter, -tra, -trum = link). Von Professor EMIL v. THEWREWK. — (E. Ph. K. III, 256 ff.) — Fest. Paul., p. 117, 6 M. steht in vier der besten codd., das ist im L(ipsiensis), M(onacensis),

T(recensis) und G(uelferbytanus): «A laeva letrum sinistrum et letrosum sinistrorsum», welche Stelle durch alle früheren Herausgeber, so auch durch Mueller, so gegeben wurde: «A laeva laevum sinistrum et laevorsum sinistrosum». Dass die obige Lesart die richtige ist, beweist das Gloss. Philoxeni p. 128, 43: Laeva: ἐξώνυμος. Laetrum: ἀριστερόν. || Zu den indogermanischen Aspiraten. Von Dr. AUREL MAYR. || Ueber die Bildung der lateinischen Tempora. Von ANDREAS GYURMÁN. || Ueber die Entwicklung des indogermanischen Völkerstammes. Von Dr. AUREL MAYR. Dieser Vortrag kann als einer der interessantesten registriert werden. Dem Vortragenden kam hierbei sowohl seine grosse Belesenheit als auch seine Vielseitigkeit zu statten. Er trachtete mit Hilfe der vergleichenden Sprachwissenschaft, welche er ganz in seiner Macht hat, die locale Verzweigung der Indo-Europäer zu schildern, hauptsächlich aber den abweichenden Körperbau und die verschiedenen Nuancen der Haarfarbe durch physiologische Beweisführung zu erklären.

*Recensionen:* Lateinisch-ungarisches Wörterbuch zu Caesar, Cicero, Horatius, Livius, Nepos, Ovidius, Phaedrus, Quintilianus, Sallustius, Tacitus Vergilius. Von SILVESTER SZABÓ. Rec. durch IGNAZ KONT. (E. Ph. K. II, 479—483.) || Lateinisches Lesebuch aus Livius und Ovidius zum Gebrauche der III. und IV. Classe der Mittelschulen. Von ANTON BARTAL und KARL MALMOSY. Rec. durch Dr. WILHELM PECZ. || *Miscellen:* Καίσαρ, Caesar, császár. Von EMIL v. THEWREW. (Ueber die Aussprache des *c* im Lateinischen. E. Ph. K. I, 221—223.)

III. *Kritik, Hermeneutik und Literaturgeschichte.* a) *Griechisch:* Aristophanes als Kunstkritiker in den Fröschen. Von IGNAZ KONT. Der Verfasser widerlegt die Beschuldigungen, welche man gegen Euripides richtet und befasst sich speciell mit dem Urtheile, welches Aristophanes in den «Fröschen» über Euripides fällte, und welches als Quelle aller späteren Scholiastennotizen zu betrachten sei. || Aristoteles' Metaphysik. Uebersetzt von JONATHAN HABERERN. || Einige Punkte aus Demosthenes' und Aeschines' Reden über Ctesiphon. Von IGNAZ KONT. Der Verfasser bekämpft die sogenannten Aeschines-Retter, insbesondere aber Spengel, der in einer längeren Abhandlung (S. Abhandl. der philos.-philolog. Classe der königl. bair. Acad. der Wissensch. B. X.) zu beweisen suchte, dass Demosthenes den ganzen Sachverhalt verdrehte. || Euripides' Alceste. Metrisch übersetzt von STEFAN SZABÓ. || Euripides vom Standpunkte der Religion. Von IGNAZ KONT. Allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass Euripides den herrschenden Glauben untergraben hätte, der Schöpfer der Skepsis wurde und dadurch auf die sittliche Entartung Griechenlands einen wesentlichen Einfluss ausgeübt hätte. Die ganze Abhandlung richtet sich meist gegen Bunsen's Werk: «Gott in der Geschichte». Euripides trat nur gegen den Aberglauben, gegen die Charlatanerie der Zauberer, Priester und Weissager auf; die Idee Gottes läugnete er nie; ja in seinem letzten Stücke, den Bacchantinen, finden wir einige der höchsten religiösen Ideen. || Herodotus. Uebersetzt durch ANTON TIPKA. || Der



Dialect des Herodotus. Zusammengestellt von RICHARD GARAMI. (Erschienen in Budapest, 1875.) || Ueber die Entstehung der homerischen Gedichte. Nach Bonitz von STEFAN LUDWIG MOLNÁR. || Ueber die Entwicklung des Farbensinnes. Beitrag zur Exegese Homer's und anderer alten Werke. Von JULIUS PETROVICH. || Kaiser Julianus. Von ERNST FINÁCY. Nach Beurtheilung sämtlicher Quellen wird das Leben und Wirken Julians geschildert. Resultat: «Julian ist ein von Natur aus mit glänzenden Eigenschaften begabter, im Felde durch unerschütterliche Kaltblütigkeit und Tapferkeit ausgezeichneter, im Frieden gross und edel denkender, von ethischem Gefühl und von Gewissenhaftigkeit durchdrungener Fürst, dessen Ziele die edelsten waren, der aber zur Erreichung dieser Ziele unrichtige Mittel gebrauchte; der immer das Wohl seiner Völker vor Augen hielt, aber durch falsche Erziehung, seine Umgebung und die mystischen Lehren des Neoplatonismus schliesslich doch nur ein Phantast wurde.» || Orpheus Argonautica. Uebersetzt durch STEFAN SZABÓ. || Die Tropen des Sophocles. Von Dr. WILHELM PECZ. (Erschienen im Auszuge zugleich mit den Tropen des Aeschylus im E. Ph. K. II, 205 ff.; ferner in der Zeitschrift für österr. Gymnasien, 1878, X. Heft; endlich im Einzeldruck.) Die Abhandlung, welche mit aussergewöhnlichem Fleisse und grosser Sachkenntniss gearbeitet ist, erstreckt sich auf die Synecdoche, Metonymie und Metapher. Der Stoff ist nach den Quellen der Tropen auf 22 Capitel vertheilt. || Sophocles Antigone. Aesthetisch gewürdigt durch JOHANN CZENGER. (Erschienen 1877.) || Theocrit's erste Idylle. Metrisch übersetzt durch STEFAN HEGEDŰS. || Theocrit's XV. Idylle. Metrisch übersetzt von EMERICH PIRCHALA. (E. Ph. K. I, 182 ff.) Der Uebersetzung ist eine kurze Einleitung vorausgeschickt, welche den Sophron'schen Mimus behandelt. || Theophrastus als socialer Schriftsteller. Von MICHAEL LATKÓCZY. || Xen. de Rep. Lac. 10, 4 emend. Dr. ERNESTUS NAUMANN BEROLINENSIS. (E. Ph. K. I, 273.) || Der Zweck und die Tendenz von Xenophon's Cyropaedie. Von Dr. AUREL BASZEL. (E. Ph. K. II, 37—39; 84—92; 179—185.) Der Verfasser ist durch Benutzung sämtlichen Materials und sorgfältiges Quellenstudium zu folgendem Resultate gekommen: «Der Zweck der Cyropaedie konnte kein anderer sein, als einem Feldherrn, welcher im Alterthume zugleich Staatsmann war, Anweisungen zu geben, wie man die Menschen seinen Zwecken dienlich machen und in Gehorsam erhalten muss». || Der Zweck und die Tendenz von Xenophon's Hiero. Von Dr. AUREL BASZEL. (E. Ph. K. III, 258—270 und 314—326.) Im Hiero hat Xenophon seine Gedanken über die Tyrannis niedergeschrieben, «vielleicht mit Rücksicht auf seine jüngeren Freunde, welche er über das Wesen der Tyrannis aufklären wollte». Beweis, dass Hiero nach 394 v. Chr. geschrieben sein muss. Scenerie, Form und sprachliche Analyse. Endlich Bemerkungen zur Texteskritik des Dialoges in Begleitung einiger Conjecturen und Emendationen.

*Recensionen:* Bemerkungen zu ELISCHER-FRÖHLICH's homerischem Wörterbuche. Von LUDWIG KOMÁROMY. («Orsz. Tanáregyl. Közlöny» [Zeitschrift des Landes-Professoren-Vereines], 1875, 643—650.) || Epistula ad

Aemilium Thewrewk de Ponor, de codice Ambrosiano Lithicorum quae Orphei nomine circumferuntur, scripsit EUGENIUS ÁBEL, 1879, 8°. — Anzeigt durch MICHAEL LATKÓCZY. Dr. Eugen Ábel hat während seiner italienischen Reise in der Ambrosiana eine neue Handschrift (saec. XV) der Lithica entdeckt, welche auf die Textesgestaltung dieses Gedichtes einen selbständig modificirenden Einfluss ausüben wird und als Grundlage einer neuen Ausgabe dienen muss. Uebrigens verweisen wir den Leser auf die Anzeige von Ludwig in der Jenaer Literaturzeitung, 1879, Nr. 6, p. 79 f. || STEFAN SZABÓ's Uebersetzung des Pausanias. Rec. durch MICHAEL LATKÓCZY. || Recension des ersten Bandes der Dr. OTTO HOMANN'schen Pindar-Ausgabe. (Teubn., 1875.) Von EUGEN ÁBEL. (E. Ph. K. I, 278—286.) || Bemerkungen auf den Vortrag Eugen Ábel's bezüglich der Homann'schen Pindar-Ausgabe. Von Dr. OTTO HOMANN. (Klausenburg, 1877.) || Antwort auf Dr. Homann's Bemerkungen. Von EUGEN ÁBEL. (E. Ph. K. I, 341—356.) || De Xenophontis libro qui *Λακεδαιμονίων πολιτεία* inscribitur. Von Dr. ERNST NAUMANN. (Erschienen in Berlin 1876.) Die Anzeige im «Magy. Tanügy» (Ungarisches Schulwesen), V, 454—457. || *Miscellen*: Mathematische Beispiele aus der griechischen Anthologie. Von EMIL v. THEWREWK. («Reform», 1875, März.) || Alexander Kisfaludy und die griechische Anthologie. Von EMIL v. THEWREWK. (E. Ph. K. I, 296 f.) Beweis, dass zwei Epigramme Kisfaludy's freie Uebersetzungen sind von Anthol. Plan. 129 und 168.

b) *Lateinisch*: Emendationen zur Anthol. Lat. Von EMIL v. THEWREWK. (E. Ph. K. I, 273.) (Behandelt sind: Anthol. Lat. Riese 8, 31—33; 21, 233; 199, 84; 217, 2; der Titel von 230 und 231; 234, 17—18; 253, 32; 486, 37; 712, 12. Erschienen im «Magy. Tanügy», V, 353—357.) || Ueber die Catullus-Handschriften. Von EMERICH PIRCHALA. (E. Ph. K. I, 417—427.) Nachdem Professor Dr. Michael Ring im Jahre 1875 den Stand der Catullus'schen Texteskritik auf Grund der Ellis'schen Ausgabe einer eingehenden Besprechung unterzogen hat, nachdem aber seither durch die Entdeckung von Emil Bährens, dass dem Oxon. durch Ellis eine zu geringe Wichtigkeit beigelegt worden sei, die Grundlage des bisherigen Textes sich wesentlichen Veränderungen unterziehen musste, hat nun Pirchala mit Zuziehung der gesammten einschlägigen Literatur den Werth der HSS. nach Bährens dargestellt und dabei gelegentlich die Hypothesen Pleitner's (Studien zu Catullus, Programm der Studienanstalt Dillingen, 1876) widerlegt. || Cicero und die lateinische Sprache. Von RICHARD GARAMI. || Ueber die Caesar-Ausgaben. Von ERNST FINÁCZY. (E. Ph. K. III, 137 ff.) || Horatius: Ars Poetica. Metrisch übersetzt durch Dr. JOSEF MÁRKY. || Die Satiren des D. Junius Juvenalis. Ins Ungarische übertragen und mit Anmerkungen versehen von Dr. IGNAZ BARNA. Erschienen in Budapest, 1876.) || Der berühmte Prolog des Decimus Laberius. Von EMIL v. THEWREWK. («Figyelő» I, 18—28.) Einleitung über Laberius und sein Zeitalter; metrische Uebersetzung des Prologs. || Ueber M. Annaeus Lucanus und seine Zeit. Von Dr. EDUARD MARGALITS. || Gaius Lucilius. Von IGNAZ KONT. Das Leben des Lucilius, die Ueberlieferung



seiner Fragmente, und die Schwierigkeiten, mit welchen der Herausgeber dieser Fragmente zu kämpfen hat. Erwähnung der zwei entgegengesetzten Richtungen, welche Mommsen und Lucian Mueller über den dichterischen Werth seiner Schöpfungen begründeten. Kont wählt den Mittelweg: Lucilius ist mit Anbetracht des Zeitalters, in welchem er lebte, ein immerhin guter Dichter, und das Horaz'sche Urtheil über ihn ist eher aus seinen politischen Gesinnungen, als vom dichterischen Standpunkte aus zu erklären. || Die Satiren des Aulus Persius. Uebersetzt von Dr. IGNAZ BARNA. (Die V. Satire siehe E. Ph. K. I, 111 ff.) || Plaut. Asin. 389 emendavit Dr. E. NAUMANN. (E. Ph. K. I, 272.) || Ueber die neuern Plautus- und Terentius-Ausgaben. Von Dr. WILHELM PECZ. (E. Ph. K. III, 197—202.) || Kurze Charakteristik der zwei Einleitungen des Salustius. Von Dr. AUREL BASZEL. — Baszel beweist gegen die älteren Kritiker, dass beide Einleitungen den Leser im logischen Zusammenhange in die folgende historische Darstellung einführen, dass die in den Einleitungen entwickelten Ideen nicht nur an und für sich wahr seien, sondern auch in einem natürlichen und folgerechten Zusammenhange stehen und uns die eigentliche Weltanschauung des Schriftstellers vor Augen führen. || Die griechischen Studien des Vergilius I. Von ERNST FINÁCZY. Nach einer kurzen Uebersicht und Kritik der einschlägigen Literatur (und zwar von den obrectatores angefangen) schildert dieser erste Theil Vergilius' Studien, welche sich auf Homer, Hesiod und die Cycliker beziehen.

*Recensionen*: Ein überflüssiger Artikel. (Liv. XX, 16) Von FRANZ PETROVICH. (E. Ph. K. I, 200 ff.) Den Artikel schrieb Benjamin Zsoldos («Tanáregyleti Közlöny» [Zeitschrift des Professorenvereines], 1877, Nr. 6) und zwar als Widerlegung einer Stelle des Weissenborn'schen Commentars. Petrovich vertheidigt den Standpunkt des Letzteren. || Die Bodon'sche Uebersetzung von Vergil's Georgica. Von EMERICH FINDURA. (E. Ph. K. II, 213—219.)

*Miscellen*: Ein naturhistorischer Beitrag aus Martialis. (V, 67.) Von EMIL v. THEWREWK.

IV. *Antiquitäten*. Die Seekrankheit bei den alten Griechen. Von Professor Dr. JOHANN TÉLFY. || Eisennägel in römischen Gräbern. Von EMIL v. THEWREWK. («Archaeolog. Anzeiger» [Archaeologiai Értesítő], X, 141 ff.) — Suchier war der Erste, welcher auf die Art solcher Funde aufmerksam machte. Thewrewk ergänzt nun die durch Suchier gegebene Erklärung mit Hinweis auf einige in Ungarn entdeckte römische Gräber, in welchen sich eiserne Nägel vorfanden. || Das Leidener Verzeichniss der «dies Aegyptiaci». Von EMIL v. THEWREWK. (E. Ph. K. III, 111—114.) An die bisherigen Verzeichnisse (siehe Mommsen C. J. L. I, 374 und 411, und Dr. Wilhelm Schmitz, Beitr. zur lat. Lit. k. 1877, 307—320) schliesst sich das durch Thewrewk in einem Vossianus 116 (Fol. 106<sup>v</sup> und 107<sup>r</sup>) entdeckte, dessen Text und Commentar Thewrewk mittheilt. || Die Entwicklung des Farbensinnes bei den Alten und dessen Zustand bei den Classikern. Von Dr. AUREL TÖRÖK. (E. Ph. K. II, 75—84; 173—184.)

Der Vortrag ist eine Reproduction der Schrift von Dr. Hugo Magnus: Die geschichtliche Entwicklung des Farbensinnes. (Leipzig, 1877.) || Proben aus der «Hebräischen Alterthumskunde» des SAMUEL KOMÁROMY.

*Recension:* PAUL OKÁNYI: Römische Alterthümer. (Nach Bojesen-Hoffa.) Rec. durch Dr. VINCENTZ KELETI. (E. Ph. K. III, 119—131; 402—408.)

V. *Archaeologie.* Der jetzige Stand der Archaeologie in Deutschland. Von FRANZ IRMEI. (S. «Pesti Napló», 1875, 79, 80 und 165 Abendblatt.) || Antiquitäten von Tanagra. Von Dr. JULIUS PASTEINER. Im ersten Theile der Abhandlung schilderte der Verfasser in allgemeinen Umrissen jene Verhältnisse, unter welchen sich die Plastik in ganz Griechenland, besonders aber in Aegina, Sicyon und Athen verbreitete. Der zweite Theil bespricht die im Jahre 1874 in Tanagra aufgefundenen gebrannten Thon-Figuren. Die Frage, welchen Platz der Fund von Tanagra in Hinsicht seiner Entstehungszeit in der Geschichte der griechischen Kunst behauptet, wird so beantwortet, dass jene Figuren entweder in die Zeit des Scopas, oder aber in die vorhergehende des Cephisodotus zu setzen seien. || Die Werkstätte eines Bildhauers im alten Athen. Von Dr. JULIUS PASTEINER. («Kelet Népe», 1876, 26. Mai.) Der Verfasser führt uns in die Werkstätte des Mikon und zeigt uns, in welchen Verhältnissen sich damals die zeichnenden Künste in Griechenland befanden. || Die Werkstätte des Phidias. Von Dr. JULIUS PASTEINER. (E. Ph. K. I, 52—59; 171—181.) Der Vortrag behandelt hauptsächlich jene Lehrmittel, welche dem angehenden Bildhauer zu Phidias' Zeitalter zu Gebote standen, und schildert die Anforderungen, welche man an ihn stellte. Physik, Mathematik und Anatomie, ferner das sogenannte «Canon» in Verbindung mit «Naturanschauung» waren die Hauptfactoren der nachahmenden Künste in Griechenland. || Winkelmann's Bedeutung für die classische Archaeologie und Kunstgeschichte. Von Dr. AUREL BASZEL. («Figyelő» Nr. 20, 21, 22, 23.) || Gyps-Abdrücke des ungarischen National-Museums. Von Dr. JOSEF HAMPEL. || Die neuesten Gyps-Abdrücke des National-Museums. Von Dr. JOSEF HAMPEL. || Wer brachte den Philoctetes von der Insel Lemnos zurück? Von KARL WOLFF. (E. Ph. K. II, 302—304.) Der Verfasser behandelt einen Grabstein der Florenzer Gallerie (Overbeck, Taf. 24, Nr. 16, und Rochette M. J. planche 55), auf welchem Philoctetes' Abreise von Lemnos dargestellt ist. Ausser Philoctetes und Odysseus ist auf dem Grabstein noch eine dritte Figur sichtbar, welche Overbeck für Neoptolemus hält. — Resultat: «Es ist hiemit klar, dass unser Bild nicht nach Sophocles' Philoctetes, sondern wahrscheinlich nach einem Epos verfertigt wurde. Wir werden in der fraglichen dritten Gestalt Diomedes, nicht aber, wie Overbeck meint, Neoptolemus erkennen.» || Ueber die Antiquitäten des Dresdener Museums. Von ÁRPÁD V. THEWREWK. Der Vortrag behandelte vorzüglich die assyrisch-babylonischen Alterthümer, ferner das Harpyen-Monument.

VI. *Epigraphik.* Die pannonischen Inschriften-Denkmäler des ungarischen National-Museums. Von Dr. JOSEF HAMPEL. || Ueber römische Inschriften.



Von EMIL V. THEWREWK. («Archaeologischer Anzeiger» X, 307—317.) || Bericht über vier in Alberti-Irsa (nächst Pest) gefundenen römischen Inschriften. Von KARL WOLFF. (Siehe E. Ph. K. II, 53; «Archaeologiai Értesítő» [Archaeologischer Anzeiger], 1878, 207—210.)

VII. *Vermischtes*. Die Idyllen des Franz Faludi. Von ÁRPÁD V. THEWREWK. (Budapest, 1875.) Franz Faludi (geb. 1704, gest. 1779) schrieb sechs nach griechischem Muster zugeschnittene, im Wesentlichen aber ganz in das ungarische Volksleben eingreifende Idyllen, welche Thewrewk neuerdings in authentischem Texte edirte, mit erklärenden Noten versah, und mit einem das Wesen und die Hauptvertreter der Idylle betreffenden Vorworte einleitete. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte der Verfasser zugleich eine metrische Uebersetzung von Verg. Ecl. I. || Die Geschichte unserer ersten Bibel-Uebersetzung. Von HUGO KÁROLY. («Figyelő» 1875, 46., 47. 48. sz. Einzeln, Budapest, 1875.) || Zwei Gedichte Berzsenyi's (1780—1836) in lateinischer Uebersetzung. Von STEFAN TAMASKÓ. (E. Ph. K. I, 5; 186 f.) || Wann schrieb Berzsenyi die zweite dieser Oden? Von EMIL V. THEWREWK. (E. Ph. K. 168—192.) || Schiller's Gedicht «An die Freude» in der lateinischen Uebersetzung des gewesenen Luzerner Prof. FUEGLISTALLER. Mitgetheilt und mit einer Einleitung versehen von Ministerialrath TITUS KÁRFFY. (E. Ph. K. I, 265 f.)

Dies die wesentlichsten Vorträge und Arbeiten der Budapester philologischen Gesellschaft auf dem Gebiete der classischen Philologie in ihrer bisherigen fünfjährigen Wirksamkeit. Ihren weiteren Bestrebungen wollen wir nun in den folgenden Heften dieser «Literarischen Berichte» fortgesetzte Aufmerksamkeit schenken.

## NATURWISSENSCHAFTEN.

Unser gegenwärtige Bericht erstreckt sich auf das zweite und dritte Quartal I. J., und wir beschränken uns vorläufig auf die Mittheilung des Inhaltes der Fachsitzungen unserer verschiedenen Gesellschaften.

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 14. Mai zeigte O. HERMAN einen kleinen schwarzen Caiman — *Alligator niger* — und eine Schildkrötenart (*Emysaurus*) vor. Beide erhielt der Vortragende aus Amerika, und theilt nun seine an diesen Exemplaren angestellten biologischen Beobachtungen mit. Der Caiman ist im Allgemeinen sehr träge, jedoch wird er im Sonnenschein lebendiger und zischt sogar, wenn man sich ihm nähert, auch ist er sehr schlau. Auf dem Panzer der Schildkröte befinden sich vortretende Erhöhungen, deren Aeusseres sehr dem Schlammte ähnelt; besonders wenn sie sich unter schiefer Beleuchtung befindet und die Erhöhungen Schatten werfen, ist das Aeussere des ganzen Thieres dem schlammigen Erdboden täuschend ähnlich.

In der Academiesitzung am 19. Mai erstattete Professor L. JURÁNYI einen vorläufigen Bericht über seine Studien in Bezug auf die *Pilularia*

*globulifera*, und legte hierauf eine Arbeit von Professor L. SIMKOVICS: *Floristische Daten aus der Gegend von Grosswardein und der reissenden Körös* vor.

In der Fachsitzung der Academie am 21. April sprach Professor J. KLEIN über die *Krystalloide der Meeresalgen*. Der Vortragende hatte schon früher in einigen Meeresalgen Krystalloide entdeckt, nun weist er das Vorkommen dieser Körper in einer ganzen Reihe von Meeresalgen nach. Von besonderer Wichtigkeit sind dieselben in grünen Algen, während man bisher nur in den rothen Meeresalgen, den Florideen, solche kannte; so dass nun (zu 12 Gattungen gehörende) 19 Arten von Algen mit dieser Eigenschaft bekannt sind. Man kann daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit schliessen, dass Krystalloide bei den Meeresalgen als eine allgemeine Erscheinung betrachtet werden müssen. Folgende sind die erwähnten Algenarten, von denen einige während des Vortrages auch vorgezeigt wurden: *Acetabulona mediterranea*; *Bryopsis Balbysiana*; *Codium Buns*; *Cladophora prolifera*; *Dasycladus clavaeformis*; *Callithamnion griffithioides*; *Griffithia heteramorph*; *Gr. parvula*; *Gr. Schous.*; *Gr. setacea*; *Ceramium elegans*; *Laurencia*; *Polysiphonia purpurea*; *P. sanguinea*; *P. funebris*. Besonders erwähnenswerth sind die Krystalloide des *Dasycladus*, die geschichtet sind, d. h. aus dichteren und weniger dichten Schichten bestehen; diese Eigenthümlichkeit, die bis jetzt bei den Krystalloiden nur in einem Falle bekannt war, zeigt unzweideutig, dass die Krystalloide, obgleich sie äusserlich den echten Krystallen ähnlich sehen, dennoch nach ihrer inneren Structur mit den sogenannten organischen Körpern, wie die Stärkekörner, Zellhaut etc. übereinstimmen. Uebergehend zur Rolle und Bildungsart der Krystalloide bei jenen Meeresalgen, über welche bisher noch alle Angaben fehlten, zeigt Vortragender, dass selbe als provisorisch gebildete Reservestoffe aufzufassen sind, die sich aber in derselben Alge nicht immer, sondern blos unter gewissen Umständen bilden. Ausser diesen Krystalloiden, die sich schon in der lebenden Alge vorfinden und als ein Product der Lebensthätigkeit derselben entstehen, sind noch diejenigen Krystalloide zu bemerken, die bei einigen rothen Meeresalgen sich nachträglich in Folge von Einwirkung wasserentziehender Mittel bilden. Dieselben sind schön carminroth und entstehen ausserhalb der Zellen. Für letztere Krystalloide empfiehlt Vortragender den Namen *Rhodospermin* und bemerkt, dass die genauere Kenntniss derselben noch unvollständig ist, und von weiteren von ihm beabsichtigten, jedoch an lebenden Algen auszuführenden Untersuchungen zu erwarten steht.

In derselben Sitzung las Dr. V. BORBÁS über den Inhalt seiner aus zwei Theilen bestehenden floristischen Abhandlung. Anknüpfend an das Bestreben der gegenwärtigen Botaniker, welche die *Pflanzenhybriden* mit besonderem Interesse behandeln und mit den übrigen Pflanzenarten auf gleichen Rang erheben, führt der Vortragende die in verschiedenen Gegenden Ungarns auftretenden Pflanzen ein: einen *Juncus*, zwei *Inulas*, eine *Pulmonasia*, eine *Centaurea*, ein *Thalictrum*, zwei *Roripa*, mehrere *Epilobium*-



Hybriden, die grösstentheils neu aufgefundene Arten sind. Zu einzelnen Gattungen fertigte er auch übersichtliche Tabellen an. — Der zweite Theil der Abhandlung enthält die Grundzüge einer *Monographie der in Ungarn wild wachsenden Rosen*. Obwohl die Kenntniss<sup>e</sup> der ost- und westeuropäischen Rosen schon sehr erschöpft ist, zeigt sich dennoch in derjenigen der Flora unseres Vaterlandes, in welchen sich zwei grosse Floren berühren, eine Lücke. Indem er Deseglise's Werk zur Grundlage nimmt, ergänzt der Vortragende dasselbe bezüglich der vaterländischen Daten. Hiezu boten ihm geeignetes Material seine eigenen, von Dalmatien bis Kronstadt gesammelten Rosen, die Sammlungen des Cardinal-Erzbischofs Haynald, Andreas Kmet's, des Budapester botanischen Gartens und des ungarischen National-Museums, ferner die Originale der Prager und Berliner Institute. Es ist ersichtlich, dass unter den in 17 Gruppen enthaltenen 52 ungarländischen Rosenarten mehrere ganz neu sind.

In der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 23. April sprach L. DAPSY über das neue *Verfahren des Weizenbaues*; erwähnte der Vortheile, welche man erhält, wenn man die Körner auf grössere Entfernungen von einander säet, und schliesslich die beginnende Verbreitung dieser Bebauungsart in Amerika. Vortragender zeigt nun eine von ihm selbst construirte kleine Maschine vor, welche dieser Anbauungsart entsprechend, die Körner in beliebiger Entfernung von einander säet und die Erde darüber anhäufelt.

In der Sitzung der Academie am 18. März zeigte Professor SZABÓ das Werk des französischen Geologen Fouqué's: „*Santorin et ses eruptions*“ an, welches eine systematische Verarbeitung des Beobachtungs- und Untersuchungs-Materiales über diese speciellen vulkanischen Erscheinungen enthält.

Derselbe las in der Sitzung derselben Classe am 21. April über ein neues Mineral aus Herrengrund bei Neusohl, das den Namen «Ürvölgyit» erhielt. (S. das letzte Heft dieser «Berichte».)

In der nächsten Sitzung am 19. Mai sprach abermals Professor SZABÓ über die Rolle, welche der *Granat in den ungarischen Trachyten* spielt. Das Auftreten dieses Mineralen als Gemengtheil in den Trachyten ist aus dem übrigen Europa und Kleinasien nicht bekannt; auch wird es in den ausgedehnten Trachyten der Rocky-Mountains und der Cordilleren nicht angegeben. Die Rolle des Granates besteht darin, dass er den Labradorit ersetzt; sein Korn besteht aus wechselnden Lagen von Granat und Feldspath, wie der Vortragende dies an einem Bild, welches die zehnfache Vergrösserung eines Granat-Dünnschliffes darstellt, nachwies. Der Granat ist somit auch ein bequemes Mittel, das relative Alter verschiedener Trachyt-Typen zu bestimmen,

In derselben Sitzung las Prof. von THAN über die *Einwirkung der hohen Temperatur und des Carbolsäuredampfes auf organische Körper*. Aus Anlass der Pest-Epidemie hatte der ungar. Landes-Sanitätsrath eine Commission damit betraut, die Einwirkung hoher Temperaturen und des Carbolsäure-Dampfes auf organische Körper zum Zwecke der Desinfection zu studiren.

Nachdem die Commission auf Grund der vorläufig angestellten Versuche sich über die principiellen Fragen geeinigt hatte, übertrug sie dem Vortragenden die Detail-Ausführung der Versuche.

Zu diesem Zwecke wurde ein Luftbad von grösseren Dimensionen construirt, welches durch eine einfache Wasserheizvorrichtung mit Leichtigkeit auf  $140^{\circ}$  C. erhitzt werden kann, ohne dass die darin untergebrachten Gegenstände durch Ueberheizung versengt werden.

Mit diesem Apparate wurden Versuche angestellt, deren Aufgabe es war folgende Fragen zu beantworten. 1. Welche Einwirkung übt eine Temperatur von  $140^{\circ}$  C. a) an und für sich und b) bei gleichzeitiger Gegenwart von Carbolsäure-Dampf auf verschiedene organische Substanzen aus? 2. Welchen Einfluss üben dieselben Agentien auf die Lebensfähigkeit der Fäulnissorganismen?

In Bezug auf die erste Frage stellte sich heraus, dass Papier, verschiedene Leinen-, Wollen-, Haar-, Seiden- und Flanell-Stoffe, ferner gegerbtes und sämisch gegerbtes Leder u. s. f. keine wesentliche Aenderung erleiden, auch wenn sie mehrere Stunden lang der genannten Temperatur ausgesetzt werden, vorausgesetzt, dass die Wirkung der strahlenden Wärme ausgeschlossen ist. Bei derselben Temperatur und gleichzeitiger Einwirkung des Carbolsäure-Dampfes erleidet von den obigen Gegenständen hauptsächlich sämisch gegerbtes Leder eine wesentliche Veränderung, sofern dasselbe sehr viel Carbolsäure verdichtet, dabei zusammenschrumpft und brüchig wird. Die übrigen Gegenstände leiden auch durch Carbolsäure gar nicht, nicht einmal in ihrer Farbe, wenn sie gefärbt sind, bloss die weissen Gegenstände nehmen einen Anflug von gelblicher Farbe an. Die Carbolsäure verdichtet sich dagegen an der Oberfläche aller dieser porösen Körper und wird daran lange Zeit festgehalten, so dass der Geruch desselben Tage ja Wochen lang merkbar ist, welcher Umstand für die Zwecke der Desinfection ein sehr günstiger ist.

Bezüglich der zweiten Frage wurden Bacteriensaaen enthaltende Papierschnitzel in geeigneten Glasgefässen sammt der Nährflüssigkeit, letztere jedoch während des Erhitzens isolirt eingeschlossen, und zum Theil bloss der hohen Temperatur allein, oder der gleichzeitigen Einwirkung der Carbolsäure-Dämpfe ausgesetzt.

Aus den Versuchen geht hervor, dass ein dreistündiges Erhitzen in trockenem Zustande auf  $97^{\circ}$  oder  $137^{\circ}$  C. für sich zwar die Fäulniss sehr auffallend verzögert, aber gewisse Arten der Bacterien (die Dauersporen von Koch) gänzlich zu vernichten nicht vermag. — Während einerseits diese Versuche die Ergebnisse früherer Beobachtungen bestätigen, zeugen sie auch dafür, wie wichtig es ist, zu gleicher Zeit mehrere Arten der Desinfection bei der Bekämpfung des unbekannten Contagiums der Pest anzuwenden. Auch stellt sich nach diesen Ergebnissen heraus, dass es sehr begründet ist, zu obigem Zwecke neben der Erhitzung auf hohe Temperatur zugleich eines der kräftigsten Desinfectionsmittel, die Carbolsäure, anzuwenden.

Ueber einige Beiträge zur Kenntniss der desinficirenden Substanzen



las derselbe in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 14. Mai. Bekanntlich besitzen die thierischen Abfallstoffe grosse Neigung unter günstigen Umständen in Fäulniss und Verwesung zu übergehen. Neuere Untersuchungen machen es sehr wahrscheinlich, dass die Ursache der Verbreitung einiger seuchenartiger Krankheiten in causalem Zusammenhange sei mit dem Verwesungsprocesse der thierischen Fäcalstoffe, insbesondere wenn die Fäulniss in der Nähe von Wohnungen oder im benachbarten Erdboden vor sich geht.

Die microscopische Untersuchung der faulenden Substanzen ergab, dass dieselben voll von kleinen lebenden Organismen, den Fäulniss-Bakterien sind, welche höchst wahrscheinlich als die eigentliche Ursache der Verwesung zu betrachten sind, und deren äusserst kleine Keime, die Sporen, in der atmosphärischen Luft immer vorhanden sind, und wenn sie auf einen geeigneten organischen Körper treffen, sich schnell entwickeln und mit unglaublicher Geschwindigkeit fortpflanzen. Man ist gegenwärtig geneigt, auch die seuchenartigen, inficirenden Krankheiten durch das Auftreten solcher, die Fäulniss hervorrufender Organismen im menschlichen Körper zu erklären. Geht man von dieser Ansicht aus, dann ist unter sonst gleichen Umständen die Gefahr einer Infection um so grösser, je mehr die Luft und der Erdboden in der Nähe bewohnter Orte von solchen faulenden Stoffen und deren Zersetzungsproducten geschwängert sind. Eine andere ebenso beachtenswerthe Gefahr ergibt sich aus dem Umstand, dass die im Wasser löslichen Theile dieser Stoffe und ihrer Zersetzungsproducte sich im Grundwasser lösen und so in's Trinkwasser gelangen.

Verhindert man nun die Verbreitung der Fäcalstoffe etc. im Erdboden und deren Fäulniss, dann ist es äusserst wahrscheinlich, dass diese Stoffe auf die Verbreitung seuchenartiger Krankheiten von keinem Einfluss sind. Man hätte demnach diese Stoffe aus der Nähe menschlicher Wohnungen sofort zu entfernen; doch lässt sich dies bei der gegenwärtigen Organisation der Gemeinden und Einrichtung der Wohnhäuser nicht bewerkstelligen, so dass man am besten thut, wenn man zu diesen, in der Nähe menschlicher Wohnungen befindlichen Fäcalstoffen solche Substanzen hinzufügt, welche die Fäulniss energisch zu verhindern im Stande ist.

Der vor einigen Monaten wegen der drohenden orientalischen Pest berufene ungarische Landes-Sanitätsrath betraute unter Anderem auch eine besondere Commission mit der Prüfung der verschiedenen Methoden der Desinfection. Das Elaborat der Commission erstreckte sich auf alle denkbaren Arten der Desinfection; und selbe schlug zu diesem Zwecke die Eisenvitriollösung, die Carbolsäurelösung und den carbolsauren Kalk vor; doch hob sie als eine besonders zweckmässige Mischung diejenige hervor, welche aus zwei Theilen roher Carbolsäure, acht Theilen Eisenvitriol und zehn Theilen Kohlenstaub oder Torf oder trockener Erde besteht. Vortragender geht nun des Näheren in die Aufzählung der Vortheile der letztgenannten Mischung ein. Die Herstellung derselben geschieht am einfachsten so, dass der zerstoßene Kohlenstaub oder Torf, oder die Erde mit der

rohen, flüssigen Carbolsäure versetzt und durch sorgfältiges Mengen gleichförmig gemischt wird; hiezu giebt man das zu möglichst feinem Pulver zerstoßene Eisenvitriol, das mit den vorigen Substanzen innigst gemengt wird. Dies Gemenge lässt sich vorrätzig halten und genügen davon täglich etwa ein bis zwei Löffel voll zur Desinfection der Grube; auch ist die Herstellung desselben leicht.

Seitens der Commission wurde der Vortragende noch mit der Untersuchung der Dr. Petri'schen desinfectirenden Pulver und Flüssigkeiten betraut. Die eine Art der Pulver ist schwärzlich, die andere rötlich; beide verbreiten starken Carbolsäuregeruch; die Flüssigkeit ist farblos und von bitterem Mandelgeruch. Die qualitative Analyse ergab, dass das schwarze Pulver wesentlich aus Torfpulver besteht, welches mit wenig Eisenvitriol und schlackenhaltiger Carbolsäure gemengt ist. Das rothe Pulver besteht nur aus carbolsaurem Kalk, die Flüssigkeit hingegen aus starker Chlorcalciumlösung mit wenig schwefelsaurem Magnesium, zu welchem noch sehr wenig Nitrobenzol gemengt ist. Aus den angestellten Versuchen ergab sich, dass die Dr. Petri'schen Präparate, wenn sie nicht in zu geringem Maasse verwendet werden, die Fäulniss sehr energisch verhindern. Die Flüssigkeit hingegen hat zwar ihres bedeutenden Chlorcalciumgehaltes wegen dieselbe Eigenschaft, wenn sie in grosser Menge gebraucht wird, jedoch ist das aus derselben dunstende, angenehm riechende Nitrobenzol allein nicht im Stande die Fäulniss von Fleischmassen zu verhindern. Indessen bieten im Allgemeinen solche fabrikmässig erzeugte Gemenge nicht die genügende Garantie dafür, dass die werthvolleren und daher auch wirksameren Bestandtheile auch in genügender Menge darin enthalten sind, während die von der erwähnten Commission vorgeschlagene Mischung, welche Jedermann aus den reinen Substanzen mit grosser Leichtigkeit selbst herstellen kann, viel billiger ist und in gleichen Gewichtsmengen zweifelsohne mehr wirksame Massen enthält.

Professor M. BALLÓ theilte mehrere neue Daten zur *Geschichte der Kampfergruppe* mit. (S. Bericht der deutschen chemischen Gesellschaft, 1872, 10.)

In der Sitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 23. April sprach Dr. L. ILOSVAY von neueren Untersuchungen über die *Zusammensetzung der Elemente* und führte die Versuche von Lokyer und Capelle an, welche mittels der Spectralanalyse zu erweisen suchen, dass einige Elemente in der That zusammengesetzt sind.

In derselben Sitzung las Dr. A. AZARY über die *physiologische Wirkung einiger bitteren Substanzen*. Bisher besitzt man eine nur geringe Kenntniss der physiologischen Wirkung solcher Substanzen. Vortragender stellte mehrere Experimente mit einigen derselben (insbesondere der quastia centaurea) an, um ihre Wirkung auf die Bacterien, auf die Scheidung des Magensaftes und auf den Blutumlauf zu erforschen. Er fand, dass die angewandten bitteren Substanzen im besten Falle die Vermehrung der Bacterien etwas verzögern, aber nicht verhindern, dass sie die Scheidung



des Magensaftes, wahrscheinlich durch Reizung der sensitiven Organe beschleunigen, dass sie den Blutdruck anfänglich vermindern, später vermehren und in grösseren Dosen constant verringern. In keinem der beobachteten Fälle hatten diese Präparate eine giftige Wirkung.

Ueber die *Pest in Astrachan* sprach Dr. A. RÓZSAHEGYI in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 14. Mai. Derselbe nahm an der internationalen Pestcommission als officieller Experte der ungarischen Regierung theil, und erzählte nun seine Reise, beschrieb die Pestgegend und gab eine sehr interessante Schilderung der socialen Verhältnisse während der Pest-Periode. Er hob die Ziele der Commission hervor, skizzirte die Entstehung und Ausbreitung der Pest, beschrieb die Quarantaine-Anstalten und zeigte schliesslich eine nach den einzelnen Ortschaften geordnete tabellarische Uebersicht und einen Ausweis der an der Pest Gestorbenen vor.

In der Sitzung derselben Gesellschaft am 19. März sprach Dr. M. HASENFELD über *die aufsaugende Rolle der Haut beim Baden*. Vortragender entwickelte und begründete seine Ansicht, welche auch durch Versuche wissenschaftlicher Autoritäten unterstützt wird, dass die Haut das Eindringen der im Badewasser gelösten Salztheilchen durchaus nicht gestattet.

Dr. I. HIRSCHLER legte der Academie in deren Sitzung am 21. April eine Arbeit des Dr. W. Goldzieher vor, welche von einer *bandförmigen Hornhauttrübung* handelt. Dieselbe enthält die Untersuchung eines besonderen Falles und beleuchtet eine bisher noch räthselhafte Augenkrankheit in detaillirter Weise; auch erhält die Anatomie des Auges durch dieselbe einen werthvollen Beitrag.

Prof. C. SZILY theilte in der Fachsitzung der naturwissenschaftlichen Gesellschaft am 19. März neue Daten über die *Dimensionen des Erdkörpers* mit. Vortragender knüpft an die jüngst erfolgte Publication des britischen Survey Office über die letzte, während des Zeitraumes 1872—1877 ausgeführte Gradmessung in Ostindien, allgemeinere, retrospective Betrachtungen über die Gradmessungen überhaupt an. Nach Erwähnung der letzten Messungen stellt SZILY die Daten des nun als dreiaxiges Ellipsoid angenommenen Erdkörpers zusammen. Dieselben sind nach Schubert (kaiserl. russischen General) und Clarke (königl. britischen Obersten), in Meter umgerechnet, wenn  $a$ ,  $b$ ,  $c$  die respectiven Halbaxen des Ellipsoides bedeuten:

	Schubert	Clarke
$a =$	6,378555	6,378379
$b =$	6,377837	6,377915
$c =$	6,356719	6,356387

Die Uebereinstimmung zwischen diesen Daten ist durchaus genügend. — Betrachtet man jedoch die Erde als Umdrehungsellipsoid, dann sind die Dimensionen eines solchen, welches der Erdgestalt am nächsten kommt:

	nach Clarke	nach Fischer
$a$	$= 6,378249$	$6,378338$
$b$	$= 6,356515$	$6,356230$

Würde man aber schliesslich die Erde als vollkommene Kugel betrachten und berechnete ihren Radius unter der Bedingung, dass das Volum dieser Kugel mit dem thatsächlich gemessenen Erdvolum übereinstimmt, so ergibt sich folgende historisch geordnete Zusammenstellung dieser Halbmesser nach:

	R		R
Aristoteles	$= 10,976000$	Airy (1830)	$= 6,370380$
Archimedes	$= 8,231000$	Bessel (1841)	$= 6,370283$
Eratosthenes	$= 6,859000$	Clarke (1856)	$= 6,370790$
Posidonius	$= 6,584000$	Schubert (1859)	$= 6,371037$
Picard (1670)	$= 6,375093$	Clarke (1866)	$= 6,370990$
Delambre (1800)	$= 6,369284$	Fischer (1868)	$= 6,370960$
		Clarke (1878)	$= 6,370894$

Man bemerkt, dass anfänglich der Unterschied Millionen, später aber zehntausende von Metern, zuletzt jedoch weniger als hundert Meter beträgt.



## REVUE UNGARISCHER ZEITSCHRIFTEN.

**Budapesti Szemle.** (Budapester Revue. Im Auftrage der ungarischen Academie der Wissenschaften herausgegeben von PAUL GYULAI. VII. Jahrgang. 1879.)

41. Heft. (September-October): EMERICH HUSZÁR, Ovids Verbannung, nach Gaston Boissier. — OTTO VARGA, Camerons Afrikareise. II. — KARL SZÁSZ, Aus Dante's Divina Commedia. VI. — ANTON ZICHY, Aus des Grafen Stefan Széchenyi Tagebüchern. — G. B., Der Nachlass des alten Jacquelin. Novelle aus dem Englischen. — AMBR. NEMÉNYI, Parlamentarische Disciplin und Auctorität. — *Gedichte*: Alte Lieder. I—VII. Von JOSEF LÉVAY. — LAD. DABSY, Das neue Goldzeitalter. — Ungarische Sprachdenkmäler. — Brief des Grafen Béla Széchenyi aus China. — *Anzeigen*: S. Simonyi's Antibarbarus. — J. Arany's Prosaschriften. — Don Pedró: Sternschnuppen. Humorist. Gedichte.

**Magyar Nyelvőr.** (Ungarischer Sprachwart. Monatsschrift. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften redigirt von GABRIEL SZARVAS.) VIII. Band. 1879.

7. Heft (Juli): GEORG VOLF, Johann Arany's prosaische Schriften. I. — IGNAZ HALÁSZ, Seltener und dunklere Bildungssuffixe. V. — SIEGMUND SIMONYI, Uebernahme fremder Bildungssuffixe. — STEFAN MÉSZÁROS, Die ungarische Sprache bei den Aesthetikern. — KARL BABICS, Die Schulterminologie. — Sprachgeschichtliche Daten. Berichtigung. Volkssprachliche Ueberlieferungen.

8. Heft. (August): GEORG VOLF, Johann Arany's prosaische Schriften. II. — IGNAZ HALÁSZ, Seltener und dunklere Bildungssuffixe. VI. — EMIL P. THEWREWK, Das mit dem Suffix -i gebildete Adjectiv. — STEFAN MÉSZÁROS, Die Mundart von Mezőtúr. I. — Sprachgeschichtliche Daten. Berichtigungen. Erläuterungen. Volkssprachliche Ueberlieferungen.

9. Heft. (September): GEORG VOLF, Johann Arany's prosaische Schriften. III. — PÁUL KIRÁLY, Ueber Interpunction. — IGNAZ HALÁSZ, Seltener und dunklere Bildungssuffixe. VII. — LUDWIG FIALOWSKY, Die Poesie der Volksbotanik. — Sprachgeschichtliche Daten. Berichtigungen. — Erläuterungen. — Sprachwissenschaftliches Allerlei. — Volkssprachliche Ueberlieferungen.

**Egyetemes Philologiai Közlöny.** (Allgemeine philologische Zeitschrift [Monatsschrift], redig. von Dr. GUST. HEINRICH und EMIL THEWREWK.) III. Jahrgang. 1879.

7. und 8. Heft. (September-October): *Abhandlungen*: GREGOR CSIKY, Sophocles. — IGNAZ KONT, Gaius Lucilius. — FRIEDRICH HOFFMANN, Der «Kegycenz» (Günstling, Trauerspiel) des Grafen Ladislaus Teleki. —

Dr. GUSTAV HEINRICH, Zur Erklärung von Herders Cid. — ERNST FINÁ CZY, Die Gymnasialclassiker. IV. Herodot. — *Vaterländische Literatur*: Gerhard Váry, Schilderungen aus der griechischen Culturwelt. Ang. von Dr. W. Pecz; — Emerich Szepesi's Griechische Grammatik von Johann Szamosy; — Georg Polgár's zwei Livius-Ausgaben; Antonios und Diogenes. Ang. von Vincenz Keleti. — *Philologische Programm-Abhandlungen*: Goethe's Hermann und Dorothea, erkl. von M. Hoffman. Ang. v. Dr. Gustav Heinrich; — K. Harnath, Die Handschriftensammlung des Pressburger ev. Lyceums. Ang. von E. Abel; — Andreas Végh, Attica's Kriegskunst. Ang. von B. Himpfner; — Fr. Schürger, Geographie des Alterthums. Ang. von Dr. A. Heinrich; — St. L. Molnár, Parallele zwischen Platons und Xenophons Symposion. Ang. von B. H. — *Ausländische Literatur*: H. Vánbéry, Die primitive Cultur der turkotatarischen Völker. Ang. von K. Pozder; — O. Ribbeck, Ritschl's Leben. Ang. von E. Finá czy. — Bibliographie. — Vermischte Kleinigkeiten.

**Koszorú.** (Der Kranz. Monatsschrift der Petöfi-Gesellschaft. Redigirt von THOMAS SZANA. Budapest, Verlag von Friedrich Rautmann.) Erster Band, 1879. (Die mit einem \* bezeichneten Beiträge sind Gedichte.)

1. Heft. (Juli): THOMAS SZANA, Koloman Tóth (biographische Notizen). — KOLOMAN TÓTH, Meine Poesie (Gedicht). — ATALA KISFALUDY, Als der arme Kajári noch lebte (Skizze). — CORN. ABRÁNYI jun., Gelübde (Gedicht). — BÉLA ERÖDI, Die bulgarische Volkspoesie. — Dr. ADOLF ÁGAI, Die Nähterin (Skizze). — JUNIUS BRUTUS, Der Graf im Pelz (Lebensbild). — *Literaturrevue*: Culturhistorische Daten aus der Vergangenheit von Güns, von Franz Irmei. — Geschichte der volksthümlichen Versform, von Zoltán Ferenczy. — Kleinigkeiten. — Beilage: Das Porträt Koloman Tóth's.

2. Heft. (August): ALEX. ERBÖDY, Dugonics's epische Versuche. — LADISLAUS TORKOS, Einem Schwärmer (Gedicht). — ALEX. BALÁZS, Aus Heine's Gedichten. — ARNOLD VÉRTESI, Die schönste Frau in Halmos (Erzählung). — Dr. PETER HATALA, Jesus nach dem Islam. — Frau DÉRY, Winterreise im Anfang des Jahrhunderts. (Tagebuchfragment.) — THOMAS SZANA, Petöfi (1879. 31. Juli). Der Dichter des Dorfes. — KOLOMAN TÖRS, Frau Ida Benza-Nagy. — *Literaturrevue*: Französisches Urtheil über Petöfi. — Die beiden Schwestern, Roman von Homoród. — Die nationale Form der Petöfischen Poesie, von Dan. Erödi. — Kleinigkeiten. — *Beilagen*: Porträt der Frau Ida Benza-Nagy und Plan des Schlachtfeldes von Schásburg. 1849. 31. Juli.

3. Heft. (September): DESIDER MARGITAY, Lock' mir nicht mein Lieben weg (Erzählung). — ANDREAS SZABÓ, Neues Leben (Gedicht). — FRANZ IRMEI, Juvenalis (Culturhistorische Skizze). — Dr. FRANZ BAYER, Petöfi's Militärdienst. — JUNIUS BRUTUS, Johann Jankó. — *Literaturrevue*: Gustav Lauka, Ueber Ladislaus Losonczy. — Maurus Jókai's Roman «Freiheit unter dem Schnee». — Kleine Notizen. — *Beilage*: Porträt Johann Jankó's.

4. Heft. (October): FRANZ IRMEI, Johann Vajda (Charakterbild). — JOHANN VAJDA, An Bord (Gedicht). — EMIL KAZÁR, Die Ampel zu Füßen des steinernen Heiligen (Erzählung). — ALEXIUS JAKAB, Ein unedirtes ungarisches Drama aus dem XVI. Jahrhundert. — JOHANN CSENGERY, Catullus' Hochzeitslied, übersetzt. — EMERICH PÉCHY, Petöfi in Duna-Vecse. — *Literaturrevue*: Dr. Josef Ferenczy, Der Weise von Cseke (Kölcsy). — Kleine Notizen. — *Beilage*: Das Porträt Johann Vajda's.



**Figyelő.** (Der Beobachter. Monatsschrift für Literaturgeschichte, redig. von LUDWIG ABÁFI.) VII. Band. 1879.

\* 2. Heft. (September): RUD. RÉNYI, Petrarca und Alex. Kisfaludy. — Dr. BÉLA JANCsó, Die Sprachwissenschaft des Albert Szenczi-Molnár. — BEN. CSAPLÁR, Révai in Szegedin. — LUDW. ABÁFI, Franz David. — JOH. BESZE, Die 1849er Gäste der Kis-Tomajer Puszta (Vörösmarty und Bajza). — GERSON SZINYEI, Aus Georg Bessenyei's Agentenzeit. — JOSEF SZINYEI, Literarhist. Repertorium.

**Századok.** («Jahrhunderte». Monatsschrift der ungarischen historischen Gesellschaft. Redigirt von ALEX. SZILÁGYI.) XIII. Jahrgang. 1879.

7. Heft. (Juli): PAUL HUNFALVY, Martin Bolla, Karl Eder und das wallachische Incolat. II. — ÁRPÁD KÁROLYI, Zur Geschichte der Verschwörung Stefan Dobó's und Johann Balassa's. — *Historische Literatur*: Kol. Chernel: Geschichte der Stadt Güns. Ang. von Kol. Thaly. — *Verschiedenes*: Die Burg Trakostyán zu Ende des XVI. Jahrhunderts und Beitrag zur Biographie Zrínyi's des Dichters (1592—1651), von J. Szerémi. — Johannes Vitéz' Menschenkenntniss, von P. Fr. — *Feuilleton*: Ung. hist. Gesellschaft. — Provinzialvereine. — Literaturschau. — Miscellen.

8. Heft. (October): ARNOLD IPOLYI, Das Studium der ungarischen Kriegsgeschichte. — KARL SZABÓ, Ueber die unbekannten Gedichte des Valentin Balassa. — ALEX. SZILÁGYI, Bericht über Forschungen im gräflich Telekischen Familien-Archiv. — FRANZ PULSZKY, Eröffnungsrede bei der Schlusssitzung der historischen Gesellschaft zu Schässburg. — WILHELM WENRICH, Einige Worte über zwei vaterländische Künstler. — KARL VESZELY, Wo hat Johannes Hunyady 1442 den Mezd Beg geschlagen? — Berichte über die gelegentlich des diesjährigen Sommerausfluges der ungar. histor. Gesellschaft ausgeführten Forschungen: 1. Bericht der M.-Vásárhelyer Central-Commission, von Dr. H. Marczali; 2. Bericht der Commission für die M.-Vásárhelyer Umgegend, von Dr. Ludwig Thallóczy; 3. Bericht der Bibliothekcommission, von Johann Csontos; 4. Bericht der archäologischen Commission. — Der Ausflug der ung. hist. Gesellschaft vom 23.—30. Aug. 1879. Vom Vereinssecretär.

**Archaeologiai Értesítő.** (Archäologische Zeitschrift. Monatsschrift der archäologischen Commission der ungarischen Academie. Herausgegeben von der ungarischen Academie der Wissenschaften, redigirt von Dr. EMER. HENSZLMANN und Baron ALB. NYÁRY.) XIII. Band. 1879.

6. Heft. (Juni): FRANZ PULSZKY, Die Grabungen in Olympia. — SZERÉMI, Die Szentgyörgyer Burg. — Dr. GÁBR. KÁCZE, Drei Siegel aus dem Mittelalter. — *Archäologische Literatur* («Repertoire für Kunstwissenschaft. Stuttgart, Spamer 1876». Ang. von E. Henszlmann). — *Feuilleton*: (Wanderbriefe von Fl. Römer. — Nicolaus lapicida von L. Thallóczy. — Aus der Sammlung des Nagy-Enyeder ref. Collegiums von Szikinczey. — Vaterländische wissenschaftliche Anstalten und Funde. — Ausland.) — Archäologische Bibliographie.

7. Heft. (Sept.): EMERICH HENSZLMANN, Reisenotizen. — KARL PULSZKY, Kunstgewerbliche Notizen. — LUDWIG THALLÓCZY, Zwei Siegel aus dem vierzehnten Jahrhundert. — *Archäologische Literatur*: Geschichte der

\* 1. Heft (Juni) ist Bd. III Heft III falsch als 6. Hft des VI. Bandes aufgenommen.

Orgelbaukunst, von Szikinczey. — Historischer und archäologischer Anzeiger. — *Feuilleton*: (Spuren uralten Bergbaues in Borsod, von Johann Wagner. — Römisches Altärchen mit Inschrift, von F. F. R.). — Vaterländische wissenschaftliche Anstalten und Funde u. s. w. wie Heft 6.

**Nemzetgazdasági Szemle.** (National-öconomische Rundschau. Vierteljahrsschrift aus den Kreisen der Nationalöconomie, Finanzwissenschaft und Statistik. Herausgegeben von der national-öconomischen und statistischen Commission der ungarischen Academie der Wissenschaften, red. von ANDREAS GYÖRGY. Budapest, 1879. III. Jahrgang.)

2. Heft. (April—Juni): PETER VARRÓ, Unsere Eisenbahn-Actiengesellschaften und das neue Handelsgesetz. — Dr. SOMA MUDRONY, Die landwirthschaftliche Krise und die Mittel ihrer Lösung. — Dr. LUDWIG THAL-LÓCZY, Graf Moriz Banyovsky und die Anfänge des ungarischen Küstenhandels. — ALEX. BUJANOVICS, Das Landes-Bodencreditinstitut der Klein-Grundbesitzer. — Graf ANDREAS BETHLEN, Unsere Viehzucht und ihre Interessen. — EMIL THALY, Die Budapest-Semliner Eisenbahn. — *Vermischtes*: Sitzungsberichte der ständigen Commission für Volkswirthschaft und Statistik innerhalb der ungarischen Academie der Wissenschaften. — Die Lebensbedingungen der Staatsverwaltung und die hauptsächlichsten Agenden der arbeitenden Classen, von Ludw. Kubinyi. — Das öffentliche Leben in Ungarn. — Aus der Fachliteratur des Auslandes: Soetheer, Edelmetallproduction und Werthverhältniss zwischen Gold und Silber seit der Entdeckung Amerikas. — Neue Bücher.

**Természettudományi Közlöny.** (Naturwissenschaftliche Zeitschrift. Monatsschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Herausgegeben von der königl. ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft. Redigirt von KOL. SZILY und JOS. PASZLAWSZKY.) XI. Band. 1879.

7. Heft. (Juli): ALADÁR ROZSAHEGYI, Ueber die Pest in Astrachan. — SAM. RÉVÉSZ, Der Thau, seine Geschichte und Rolle im Naturhaushalt. Schlussartikel. — Kleinere Mittheilungen. — Vereinsangelegenheiten. — Meteorologische und erdmagnetische Aufzeichnungen.

8. Heft. (August): Ueber wissenschaftliche Luftreisen. (S. S.) — Die Schönheit der Berge und Quellen. (Aus Reclus' «La Terre»). — OTTO HERMAN, Zur Versammlung der ungar. Aerzte und Naturforscher. — Kleinere Mittheilungen u. s. w. wie Heft 7.

9. Heft. (Sept.): KOLOMAN SZILY, Ueber die naturwissenschaftliche Terminologie in der ungarischen Literatur — KARL THAN, Vier Experimental-Vorträge. — Das Wesen und die Aufgabe der Physiologie. — Kleinere Mittheilungen u. s. w. wie oben.

10. Heft. (Oct.): Dr. JOS. IMRE, Ueber die Farbenblindheit. — Dr. JOS. KRENNER, Tellursilber aus Siebenbürgen. — ALEX. LOVASSY jun., Zu Gunsten unserer kleinen Vögel. — OTTO HERMAN, Zur Wanderversammlung der ungarischen Aerzte und Naturforscher. — Kleinere Mittheilungen. — Meteorologische und erdmagnetische Aufzeichnungen.

**Földtani Közlöny.** (Geologische Zeitschrift. Herausgegeben von der ungarischen geologischen Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von den Secretären BÉLA INKEY und ALEXANDER SCHMIDT.) VIII. Jahrgang. 1878.

5., 6. Heft. (Mai, Juni): Dr. KARL HOFFMANN, Bericht über die im östlichen Theile des Szilágyer Comitates während des Sommers 1878 voll-



führten geologischen Special-Aufnahmen. — Jos. STÜRZENBAUM, Ueber die geologischen Verhältnisse der Zinkerz-Lagerstätte bei Pelsőcz-Ardó im Gömörer Comitate. — Jos. STÜRZENBAUM, Kössener Schichten bei Dernő im Tornaer Comitate. — Sitzungsberichte der ungarisch-geologischen Gesellschaft. (März-, April-, Mai-Sitzung.)

**Havi Szemle.** (Monatliche Revue. Redigirt von JOSEF BODNÁR. Herausgegeben von Moriz Ráth.) Budapest. 1879.

7. Heft. (Juli): LUDWIG TOLNAI, Der hochgeborne Herr (Skizze). — Zwei Biographien. I. Johannes Vitéz von Wilh. Fraknoi. II. Nicolaus Révay von Jos. Bánóczy. — BÉLA WEISS, Strassen und Gassen im alten Rom. — KARL BÖHM, Eugen Dühring. IV. — PHILARÉTE CHASLES ungarische Schlachtenbilder. — WILKIE COLLINS, Aus Venedigs modernen Mysterien. — ALADÁR GYÖRGY, Die Darstellung Gottvaters bis auf Michel-Angelo. — Kritische Revue. (Dr. Ludw. Thallóczy, *lucrum camerae*. Ang. von Jos. Szalay.) — Bücherschau.

8. Heft (Aug.): IVÁN TÉLFY, Zur griechischen Frage. — LUDW. FÉLMÉRY, Utilismus in der Erziehung. — ANTON VÁRADI's Gedichte. I. — PAUL K. KIRÁLY, Der Socialismus im Orient. — LEO LIEBERMANN, Ueber das Blut. — IVÁN BOYNYCHICH, Peter Presadovics. — Literarische Gebresten. — THEODOR KOMPOLTHY, In der Republik der Frauen. — WILKIE COLLINS, Aus Venedigs modernen Mysterien. — Bücherschau.

9. Heft. (Sept.): PAUL HOJTSY, Die Wetterprophezeiung als Aberglaube. — Torquata Tasso von Francesco de Sanctis. Uebersetzt von Des. Scossa. — WILKIE COLLINS, Aus Venedigs modernen Mysterien. — WILH. DUKAY, Die Frau auf der Universität. — *Gedichte*: 1. Die Juwelen nach Coppée von Gr. Csiky. 2. Die arme Nelli von Emerich Gáspár. — ANTON VÁRADI's Gedichte. II. — *Theaterschau*: Die Antigone der Marie Jászay. — Bücherschau.

10. Heft. (October): FRAU SIGMUND HORVÁTH, Eine Nihilistin. — *Gedichte*: Serenade von Emil Ábrányi; Cambyzes von Béla Erdélyi. — BENEDICT JANCsó, Die Poesie der Kuruzenbewegung. — PETER HATALA, Aus Afrika. — LEOPOLD PALóCZY, Drei schwedische Dichtungen. — WILH. DUKAY, Die Staatsaufsicht in confessionellen Schulen. — *Theaterschau*. — Bücherschau. —

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.

Zusammengestellt von THEODOR TIPRAY.

ÁBEL JENŐ. Corvincodexek. — Abel Eugen. Corvincodices. (Abhandlungen aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VIII. Band. 1. Heft. Budapest. Academie. 8°. 102 S. Preis 60 kr.)

ANGYAL DÁVID. Berzsenyi Dániel. — Angyal Dávid. Dániel Berzsenyi. (Budapest. Ludwig Aigner. 8°. 39 S.)

BARNA FERDINÁND. A Mordvaiak pogány istenei és ünnepi szertartásai. — Barna Ferdinand. Die heidnischen Götter und festlichen Ceremonien der Mordvinen. (Abhandlungen aus dem Kreise der Sprach- und schönen Wissenschaften. VIII. Band. 2. Heft. Budapest. Academie. 8°. 84 S. Preis 50 kr.)

BAYER FERENCZ. Czuczor Gergely élete és költészete. — Bayer Franz. Das Leben und die Dichtungen Gregor Czuczor's. (Budapest. Ludwig Aigner. 8°. 72 S.)

BERCSÉNYI MIKLÓS, Székesi gróf Levelei Rákóczi fejedelemhez. — Beresényi's Nicolaus, Grafen von Székes: Briefe an den Fürsten Rákóczi. IV. Band. (1711—1712.) (Archivum Rákoczianum. I. Abtheilung. VII. Band. Budapest. Academie. 8°. 224 S. Preis 2 fl.)

DEÁK FARKAS. Magyar hölgyek levelei. — Deák Wolfgang. Briefe ungarischer Frauen. 499 Stücke. 1515—1709. Mitgetheilt von W. D. (Budapest. Academie. 8°. XVI, 464 S.)

DEÁK FARKAS. Szalay Ágoston emlékezete. — Deák Wolfgang. Zur Erinnerung an August Szalay. (Abhandlungen aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Band. 6. Heft. Budapest. Academie. 8°. 13 S. Preis 10 kr.)

EGRESSY GÁBOR. A színészet iskolája. — Egressy Gabriel. Die Schule der Schauspielkunst. (Budapest. Victor Hornyánszky. 8°. 230 S.)

*Emlékkönyv.* Pázmándi Horvát Endre születése százados évfordulati ünnepélyének emlékére. — *Gedenkbuch* zur Erinnerung an die hundertjährige Geburtsfeier des Dichters Andreas Horvát von Pázmánd, von Karl Nogáll. (Raab. 8°. XXIX, 222 S.)

FOITH KÁROLY. Észlelések a kőzetek belső erőhatási átalakulására és egy új kőzetre vonatkozólag. — Foith Karl. Beobachtung in Bezug auf die innere dynamische Umgestaltung der Gesteine und auf ein neues Gestein. (Klausenburg. 8°. 20 S.)

FRANKÓI VILMOS. A szekszárdi apátság története. — Frankói Wilhelm. Die Geschichte der Szekszárdi Abtei. (Budapest. Franklin-Verein. 4°. 92 S.)

FÜLÖP E. ADORJÁN. Rimai János és Beniczki Péter. — Fülöp E. Adrian. Johann Rimai und Peter Beniczki. (Klausenburg. Johann Stein. 8°. 42 S.)

GÁLGÓCZI KÁROLY. Kertészet kézikönyve. — Galgóczi Karl. Handbuch der Gärtnerei. Eingehende Anweisung im Bereich der Küchengärtnerei, der Blumisterei und Obstbaumzucht. Durchgesehen und mit Anmerkungen



versehen von Dr. Michael Farkas. IV. Auflage. (Budapest. Franklin-Verein. 8°. 292 S. Preis 80 kr.)

GERGELY SÁMUEL. XIV. Lajos és a spanyol örökösödés kérdése. — Gergely Samuel. Ludwig XIV. und die Frage der spanischen Erbfolge von dem pyrenaeischen Friedensschlusse bis zum aachener Frieden. (1659—1668.) (Klausenburg. Johann Stein. 8°. 69 S.)

GÖÖZ JÓZSEF. A természet-philosophiai álláspontok ismertetése és bírálata. — Gööz Josef. Darstellung und Kritik der naturphilosophischen Standpunkte. (Budapest. Karl Münster. 8°. 39 S.)

HAAN LAJOS, Bél Mátyás. — Haan Ludwig. Matthias Bél (Abhandlungen aus dem Kreise der historischen Wissenschaften. VIII. Band. 8. Heft. Budapest, Academie. 8°. 75 S. Preis 40 kr.)

HANTKEN MIKSA. Hébert és Munier-Chalmas közleményei. — Hantken Max. Hébert's und Munier-Chalmas Mittheilungen über die alt-tertiären Formationen Ungarns. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Band. 12. Heft. Budapest, Academie. 8°. 32 S. mit 2 Tafeln. Preis 20 kr.)

HARMATH KÁROLY. A pozsonyi evang. lyceumi könyvtár régi nyomtatványai. — Harmath Karl. Beschreibung der alten Drucke und der Handschriftensammlung der Bibliothek des Pressburger evang. Lyceums. Pressburg, Wigand's Druckerei. 8°. 28, 35 S.)

HERTZKA IMRE. Karlsbad gyógyhatányainak s egyéb helyi viszonyainak ismertetése. — Hertzka Emerich. Die Heilwirkungen und anderwärtigen Localverhältnisse von Karlsbad. (Budapest, Athenaeum. 8°. 107 S. Preis 80 kr.)

*Intézet*, A meteorologiai és földdelejlésségi évkönyvei. — *Jahrbücher* der kön. ungar. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. Herausgegeben von Guido Schenzl. VII. Band. Jahrgang 1877. (Budapest, Universitäts-Buchdruckerei. 4°. 133 S.)

IPOLYI ARNOLD. A magyar hadtörténelem tanulmánya. — Ipolyi Arnold. Das Studium der ungarischen Kriegsgeschichte. Präsidial-Eröffnungsrede, gehalten am 23. August 1879 zu Maros-Vásárhely in der feierlichen Jahresversammlung der ungarischen historischen Gesellschaft. (Budapest, Athenaeum. 8°. 92 S.)

JAKAB ELEK. Dávid Ferencz emléke. — Jakab Alexius. Das Andenken Franz Dávid's. Zur 300jährigen Jahreswende seiner Verurtheilung und seines Todes. 2 Theile. (Budapest, Universitäts-Buchdruckerei. Gr. 8°. XVI, 255, 80 S. mit einer Lithographie.)

*Jog*, Az írói és művészi. Indokolás. — *Das Autoren- und Künstler-Recht*. Motivirung. (Budapest, Athenaeum. 8°. 31 S.)

KÁPLÁNY ANTAL. Nők az ókorban. — Káplány Anton. Die Frauen im Alterthum. Eine pädagogische Studie. (Budapest, F. Buschmann. 8°. 76 S.)

KÁROLY JÁNOS. Oklevelek gróf Nádasdy Ferencz nádasd-ladányi levéltárából. — Károly Johann. Urkunden aus dem Nádasd-Ladányer Archiv des Grafen Franz Nádasdy. (Budapest, Franklin-Verein. 8°. 75 S.)

KÁROLYI ÁRPÁD. A Dobó-Balassa-féle összeesküvés. — Károlyi Árpád. Zur Geschichte der Dobó-Balassa'schen Verschwörung. 1569—1572. (Budapest, Athenaeum. 8°. 123 S.)

*Kárpategylet*, A magyarországi, évkönyve. — *Jahrbuch* des ungarischen Karpatenvereines. VI. Jahrgang. 1879. (Késmark, Verein. 8°. 492 S. mit 2 Beilagen.)

KELETI KÁROLY. Jelentés a Székesfehérvárt 1879-ben rendezett országos mű-, ipar-, termény- és állat kiállításról. — Keleti Karl. Bericht über die im Jahre 1879 zu Stuhlweissenburg eröffnete Landes-Kunst-, Industrie-, Producten- und Thier-Ausstellung. (Budapest, Pester Buchdruckerei-Actiengesellschaft. Gr. 8°. 181 S.)

KERÉKGYÁRTÓ ELEK, Tompa Mihály költészete. — Kerékgyártó Alexius. Die Dichtungen Michael Tompa's. (Budapest, Ludwig Aigner. 8°. 151 S.)

KERPÉLY ANTAL. Az aczél megkülönböztető jelei. — Kerpely Anton. Die Unterscheidungsmerkmale des Stahles. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Band. 11. Heft. Budapest. Academie. 8°. 27 S. mit 4 Tafeln. Preis 30 kr.)

KLEIN GYULA. A Pinguicula alpina. — Klein Julius. Die Pinguicula alpina als insectenfressende Pflanze, mit besonderer Berücksichtigung ihrer anatomischen Verhältnisse. (Abhandlungen aus dem Kreise der Naturwissenschaften. IX. Band. 10. Heft. Budapest, Academie. 8°. 28 S. mit 2 Tafeln Abbildungen. Preis 20 kr.)

KONKOLY MIKLÓS. Hulló csillagok megfigyelése. — Konkoly Nicolaus. Beobachtungen der Sternschnuppen auf dem Gebiete der ungarischen Krone 1878. IV. Theil. (Abhandlungen aus dem Kreise der mathematischen Wissenschaften. VII. Band. 3. Heft. Budapest, Academie. 8°. 11 S. Preis 10 kr.)

Közlémények, Archaeologiai. — Mittheilungen, Archäologische. Zur Beförderung der Kenntniss der vaterländischen Kunstdenkmale. XIII. Bd. 1. Heft. (Budapest, Academie. Gr. 4°, 1—65 S.)

Közlémények, Hivatalos statistikai — Mittheilungen, Amtliche statistische. Herausgegeben vom königl. ungarischen statistischen Landesbureau. Die Eisenbahnen Ungarns im Jahre 1876. Redigirt von Leo Beöthy. (Budapest, Franklin-Verein. 4°. XX, 287 S.)

KUBINYI MIKLÓS. Az árvai vár levéltárában őrzött pecsét gyűjtemény. — Kubinyi Nicolaus jun. Numerisches und alphabetisches Verzeichniss der im Archiv der Arvaer Burg aufbewahrten Siegelsammlung. (Budapest, Athenaeum. 8°. 31 S.)

MAKÁRY GERŐ. Magyar könyvészet 1878. — Makáry Gregor. Ungarische Bibliographie vom Jahre 1878. Verzeichniss der im Jahre 1878 erschienenen ungarischen Bücher und Landkarten. Als Anhang: Die ungarischen Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1879. III. Jahrgang. (Budapest. Ungarischer Buchhändler-Verein. 8°. XX, 86 S.)

MARTIN LAJOS. Variatio számítás. — Martin Ludwig. Variationsrechnung. (Klausenburg. Verfasser. 8°. 422 S.)

MIHÓK SÁNDOR. Magyar Compass 1879. — Mihók Alexander. Ungarischer Compass. 1879. Finanzielles Jahrbuch. VII. Jahrgang. (Budapest. Pester Vereins-Buchdruckerei. 8°. XL. VIII, 352 S.)

Miniszter. A vallás- és közoktatásügyi m. kir., által a jogi szakoktatás érdekében 1878/9-ben összehívott tanácskozmány tárgyalásai. I. füzet. — Verhandlungen der von dem königl. ungarischen Cultus- und Unterrichts-Minister im Interesse des juridischen Fachunterrichtes 1878/9 einberufenen Conferenz. 1. Heft. (Budapest. Universitäts-Buchdruckerei. 8°. 168 S.)

MOLNÁR GYÖRGY. A bécsi színházokról. — Molnár Georg. Ueber die Wiener Theater. Eine dramaturgische und bühnentechnische Studie. (Klausenburg. Johann Stein's Buchdruckerei. 8°. 55 S.)

MOLNÁR ISTVÁN LAJOS. Párhuzam Xenophon és Platon Symposionja között. — Molnár Stefan Ludwig. Parallele zwischen Xenophon's und Platon's Symposion. (Weisskirchen Theobald Hepke's Druckerei. 8°. 44 S.)

Muzeum-egylet, A felső-magyarországi, harmadik évkönyve. — Jahrbuch des oberungarischen Museum-Vereines. 3. Jahrgang. Redigirt von Anton Stöhr. (Kaschau. Verein. 8°. 167 S. mit 3 Tafeln.)



# LITERARISCHE BERICHTE AUS UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY.

---

III. Band, I. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte: 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1879.

# INHALT DES I. HEFTES 1879.

	Seite
I. Graf GEORG KÁROLYI. Aus der Denkrede des Grafen MELCHIOR LÓNYAY .....	1
II. Ungarische Budget-Studien, von Graf JULIUS SZAPÁRY .....	9
III. Zu- und Abnahme der Bevölkerung Ungarns nach Nationalitäten, von KARL KELETI .....	33
IV. Die Serben in Ungarn, von Dr. JOH. HEINR. SCHWICKER, I. ....	40
V. Auswärtige Bewegungen auf dem Gebiete der Corvina-Literatur, von JOHANN CSONTOSI .....	85
VI. Die ungarische Roman- und Erzählliteratur in der Gegenwart, von Dr. ADOLF DUX .....	107
VII. Die Eröffnung des Josef-Erbstollens in Schemnitz, von Dr. JOSEF SZABÓ .....	144
 <b>Literatur.</b>	
VIII. Ungarische Sprachdenkmäler von Dr. SIGM. SIMONYI .....	154
IX. Siebenbürgische Reichstagsacten von Dr. HEINR. MARCZALI .....	162
 <b>Sitzungsberichte.</b>	
X. Mathematik und Naturwissenschaften (Eigenthümliche Fortbewegungs-Art der Spinnen. — Telescop-Fische. — Astrantia semiculae. — Eine werthvolle Mineraliensammlung. — Alter der geologischen Schichten des Tetöcske- und Nyerges-Berges. — Wolhyne aus Mursaj. — Crystallographische Elemente des Pseudobrookit. — Die Mineralwässer Ungarns. — Plumeria austriaca. — Geognostische und orographische Verhältnisse des Syenitstockes bei Ditró. — Das Spectrum der Gasmengene. — Kennzeichen des Stahles. — Neue Copiermethode. — Greth'sche Farbentafel. — Wirkung der Jodpräparate auf das menschliche Herz. — Zur Structur des Hirngewebes. — Anbauversuche mit verschiedenen Weizensorten. — Liquefaction der Gase. — Mechanische Wirkung des electrischen Funkens. — Messungen der Wassergeschwindigkeit der Donau .....	172
XI. Kisfaludy-Gesellschaft. (Das Wesen der künstlerischen Nachahmung. — Spanische Volksmärchen, Sprichwörter und Räthsel).....	182
XII. Kleinere Mittheilungen. (1. Das Grab des ALEXANDER CSOMA de Kőrös. — 2. ALEXANDER PETŐFI's Handschrift. Mit einem Facsimile .....	184
XIII. Revue ungarischer Zeitschriften .....	189
XIV. Ungarische Bibliographie .....	193

## Beilage.

XV. Cserlalom, von M. VÖRÖSMARTY, übersetzt von G. STIER .....	197
--	-----



**Monumenta Hungariae historica. Series II. Scriptores.** M. Pf.

Tomus VII. Gr. *Illésházy* István Nádor följegyzései 1592—1603, és *Hidvégi* Mikó Ferencz historiája 1594—1613. Közli Kazinczy Gábor. gr. 8. Pest 1863. 331 Seiten. Vorwiegend ungarisch. 4 —

— Tomus VIII. *Rozsnyay* David az utolsó Török deák) történeti maradványai, Kiadta Szilágyi Sándor, gr. 8. Pest 1867. 544 S. Mit Supplement Pest 1871. 4 —

Durchaus ungarisch. Zur Gesch. d. Türkenkriege im 17. Jahrh.

— Tomus XI. Altorjai B *Apor* Péter munkái. Közli Kazinczy Gábor. gr. 8. Pest 1863. 484 Seiten 4 —

I. Lusus mundi prout in familia Aporiana et in reliquis ejdem sanguine junctis incl. familiis — (1727). II. Synopsis mutationum aetate mea in Transylvania et progressus vitae meae. Ferner zwei ungarische Schriften des P. Apor, Baron von Altorja, zur Gesch. Siebenbürgens.

— Tomus XII. XIII. XIV. Joa. Mich. Bruti rerum Ungaricarum libri XIV. (1490—1552.) Edid. Franc. Toldy. 3 voll. 8 maj. Pest 1863—77. Ueber 1400 Seiten. 12 —

Lateinisch (nur Titel u. Vorrede ungarisch).

— Tomus XVI. Franc. Forgachii (cancellarii Ferdinandi I., anti-stitis Varadin.) rerum Hung. sui temporis (1540—72) commentarii. Edid. Fid. Majer. 8 maj. Pest 1866. LXXXVIII, 553 Seiten. Lateinisch. 6 —

— Tomus XVII. Joa. *Decii* Baronii comment. de rebus Ung. 1592—1598. Edid. Fr. Toldy. 8 maj. Pest 1866. LXXX, 238 Seiten. 4 —

Text lat., Titel u. Einleitung ungarisch.

— Tomus XV. XVIII. XXIII. (in 2 voll.) XXIV. Késmárki *Tökölly* Imre naplóí, leveleskönyvei és egyéb emlékezetes írásai. Közli: Nagy Joan, *Torma* Károly. *Thaly* Kalm. 5 voll. gr. 8. Pest 1863—73. Ueber 2400 Seiten. 20 —

Tagebücher, Briefe etc. zur Geschichte Emerich Tököl's 1676—1705. Ungarisch.

— Tomus XXI. XXVIII. XXIX. Steph. Szamosközy, historia Hung. et Transilv. 1566—1603. Edid. Alex. Szilágyi. 3 voll. 8 maj. Pest 1877. Gegen 1000 Seiten. Titel u. Einleit. ungarisch, Text lat. 8 —

— Tomus XXII. Kritobulosz, II. Mehemet élete. (saec. XV.) Fordid. Szabó K. gr. 8. Pest 1875. 4 —

— Tomus XXVII. Történelmi naplók 1663—1719. Közli *Thaly* Kálmán. gr. 8. Pest 1875 8 —

Memoiren zur Gesch. d. Rakoczi'schen Unruhen. Seite 1—256 ungarische (G. Ottlik, Bartfa, Graf. Mich. Teleki), S. 257—607 lat. u. deutsche (Joa. Tsétsi, Steph. Bivolinji, G. J. Ritter). Aus den Handschriften.

**Series III. Monumenta comitialia regni Hungariae.** Magyar országgyűlési emlékek. Szerkeszti Fraknoi Vilmos. Tom. I—V. (1526—1572.) gr. 8. Budapest 1874—77. Ueber 3200 Seiten. 36 —

Fast nur lateinische Documente.

— Monumenta comitialia regni *Transylvaniae*. Erdélyi országgyűlési emlékek. Szerkeszti Szilágyi Sándor. Tom. I—IV. (1540—1601.) gr. 8. Budapest 1878. Ueber 2300 S. Mit zahlr. latein. Documenten. 24 —

**Series IV. Acta externa** historiam Hung. tempore Regum stirpis *Andegaviensis* illustrantia (1268—1396). Edid. Gust. Wenzel. 3 voll. 8 maj. Budapest 1874—76. Gegen 2000 Seiten. 24 —

Die Sammlung enthält ausschließlich latein. Urkunden (über 1400 in extenso).

— **Acta externa** historiam Hung. tempore Regis *Mathiae a Hunyad* illustrantia (1458—90). Edid. J. Nagy et Alb. Nyáry. 4 voll. 8 maj. Budapest 1878. Ueber 1000 latein. u. ital. Documente. 16 —

Ferner:

**Actes et documents** p. s. à l'histoire de l'alliance de George Rákóczi, prince de Transylvanie, avec les Français et les Suédois dans la guerre de 30 ans. Publ. par A. Szilágyi. gr. 8. Budapest 1874. 491 S. 8 —

232 lat., deutsche oder französ. Briefe u. andere Documente, aus d. kgl. ungar. Archiv u. dem der Grafer Erdödy.

**Archivum Rákócianum.** Series I. Had- és belügy. Szerkeszti *Thaly* Kálmán. 6 tomi (1703—12). gr. 8. Budapest 1873—78. Ueber 4250 S. 30 —

Briefwechsel des Fürsten Franz II. Rákóczi in Kriegs- u. inneren Angelegenheiten, herausg. von Kol. *Thaly*. Vorwiegend ungarisch.

- Archivum Rákóczianum.** Series II. *Acta externa* historiam Principis Francisci II. Rákóczi illustrantia e Tabulario Regio Londinensi edid. E. Simonyi. 3 voll. 8 maj. Budapest 1872–76. 1800 Seiten. M. Pf. 15 —  
 Gegen 900 französische u. englische (von Hamel Bruyninx, Stepney etc.) Gesandtschaftsberichte.
- Rákóczi II.,** princeps Franciscus, confessiones et aspirationes principis christiani. E cod. bibliothecae nation. Paris. edidit Acad. scient. Hung. 8 maj. Budapest. 1876. 592 Seiten. 8 —  
 Enthält die Selbstbiographie des Fürsten bis zu seinem Aufenthalt in der Türkei (1718) und eine aszet. Schrift desselben: aspirations d'un prince chrétien (lat. u. franz.).
- Codex diplomaticus Hungaricus Andegavensis.** Edid. J. Nagy. Tom. I. (1301–21.) 8 maj. Budapest 1878. 678 Seiten. 8 —  
 590 lat. Documente in extenso, mit Register.
- Archív für ungarische Geschichte:** Magyar Történelmi Társ., herausg. v. d. ungar. Acad. d. Wiss. Die complete 1. und 2. Reihe in 25 Bänden. Mit Taf. 8. Budapest 1856–78. Broch. (fl. 60.) 60 —  
 Reiches Material vorwiegend in lat. u. ital. Sprache f. d. ältere ungar. Gesch. Der 2. Bd. enthält 100 ungar. Siegel in Kupferstich, der 14. 24. 25. Bd. die Berichte des Marino Sanuto 1496–1526, herausg. von Gust. Wenzel. Die bedeutendsten ungar. Historiker: Nagy, Horváth, Szilágyi, Szathmáry, Erdy, Fraknói, Podhraczký, Toldy etc. waren Mitarbeiter. So vollständige Reihen sind selten.
- Monumenta Hungariae archaeologica:** Magyarország régié-  
 szeti emlékek. Tom. I–III. pars. 1. 2. gr. 4. Budapest 1869–75. 50 —  
 Soweit erschienen.  
 Herausg. von der archäolog. Commission der ungar. Académie. Enthält fast ausschliesslich grössere Arbeiten von J. Henszlmann z. Gesch. d. kirchlichen Kunst in Ungarn. Ein Prachtwerk mit mehr als 45 vorzügl. Stahlst. u. Chromos. und mehreren Hundert vortreffl. Holzschnitten.
- Publicationen** der archäolog. Commission der ungarischen Académie der Wiss.: Archaeologiai Közlemények. 12 Bde. Mit 112 Tafeln und vielen hundert Holzschn. fol. Pest 1859–78. 75 —
- Geschichtsquellen,** ungarisch-türkische: Török-Magyarokori történelmi emlékek. Herausg. von A Szilády u. A. Szilágyi. I. osztály: okmánytár (diplomataria). 9 Bde. u. Reg. gr. 8. Budapest 1863–73. Gegen 5000 S. (fl. 36.) 36 —  
 Vorwiegend ungarische, doch auch viele latein. Briefe etc. aus der Zeit von 1550–1685.
- Budenz, Jos., Szarvas, Szilády:** nyelvemléktár régi magyar co-  
 dexek és nyomtatványok. 6 Bde. gr. 8. Budapest 1874–78. 20 —  
 Ungarische Sprachdenkmäler, aus Handschriften herausg.
- Corpus grammaticorum linguae Hungaricae veterum.** Edid. Fr. Toldy. 8 maj. Pesthini 1866. Br. 717 Seiten. 6 —  
 Joa. Sylvestri grammat. hung.-lat. 1536. — Orthographia ung. Cracoviensis 1549. — Alb. Molnár grammat. 1610. — Geleji Katona magy. grammatikája 1645. — G. Csipkes Comarini Hungaria illustrata. 1655. — P. Perezslényi grammat. hung. 1682 u. mehrere andere Schriften.
- Czuczor, G., és J. Fogarasi,** a magyar nyelv szótára (Wörterbuch der ungar. Académie). Complet 6 Bde. 4. Pest 1862–74. Br. wie neu. 60 —  
 8784 Columnen u. 104 Seiten Einleitung.
- Döbrentei.** Gabr. — Régi magyar nyelvemlékek. Tom. I–IV. gr. 4. Budán 1838–46. Soweit erschienen. Ueber 1700 S. 25 —  
 Altungarische Sprachdenkmäler von der Einführung des Christenthums bis 1660. Mit ausführlichen Einleitungen, Commentaren, Glossaren u. zahlreichen Facsimiles von Gabr. Döbrentei. — Ein seltenes u. wichtiges Werk.
- Gyulai.** — Értekezések a nyelv és széptudományok köréből. Bd. I–VI. in 64 Heften. gr. 8. Budapest 1867–77. (fl. 27.) 30 —  
 Sammlungen sprachwissenschaftl. Abhandlungen, herausg. v. Paul Gyulai (der 1. Bd. von Fr. Toldy). Mitarbeiter: Tölty, Vámbéry, Brassai, Mátray, Szász, Joannovics, Szilády, Szabó, Riedl, Goldziher, Bálint, Barta, Hunfalvy, Budenz, Ballagi, Barna etc.
- Hunfalvy, P.,** nyelvtudományi közlemények (sprachwissenschaftl. Forschungen). 1–14. Band (à 3 Hefte). gr. 8. Budapest 1862–78. (fl. 48.) 50 —  
 Umfangreiche Arbeiten (Grammatiken, Wörterbücher, Texte) über die finnisch-ugrischen Sprachen von Budenz, Hunfalvy, Vámbéry, Reguly etc. Complete Expl. sind selten.  
 — literarische Berichte aus Ungarn. 1. Bd. und 2. Bd. 8 Hefte. Budapest 1877–78. 16 —  
 Beiträge von Fraknói, Greguss, Szabó, Heinrich, Wertheimer, Pulszky, Hunfalvy etc. historischen u. literargesch. Inhalts.



LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

III. Band, II. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1879.

## INHALT DES II. HEFTES.

	Seite
I. Die Denkmäler der Keltenherrschaft in Ungarn, von FRANZ PULSZKY (mit 32 Illustrationen im Texte) . . . . .	225
II. Denkrede auf Phil. Parlatore, von Dr. LUDW. HAYNALD . . . . .	269
III. Eduard Szigligeti, von Dr. ADOLF DUX . . . . .	330
IV. Die Serben in Ungarn, von Dr. J. H. SCHWICKER, II. . . . .	342
V. Unedirte Briefe von J. A. FESSLER, mitgetheilt von LUDW. AIGNER . .	382
VI. Aus «König Buda's Tod» von JOHANN ARANY, übersetzt von ALBERT STURM . . . . .	393
<b>Literatur:</b>	
VII. K. PULSZKY, die bedeutenderen Meisterwerke der Landesgalerie . . .	417
VIII. Les eaux minerales de Hongrie . . . . .	419
IX. LAD. FEHÉRPATAKY, Der Stiftungsbrief der Abtei Martinsberg . . . .	424
<b>Sitzungsberichte:</b>	
X. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> : Feierliche Jahresversammlung. — Gedichte von Graf GÉZA ZICHY und JULIUS VARGA. — Gedichte aus dem XVI. Jahrhundert . . . . .	428
XI. <i>Geschichte und Geographie</i> : Die Verfassung des heiligen Stefan. — Anonymus Belae regis notarius. — Die Briefe Gabriel Bethlens. — Matthias Bél. — Zur Geschichte der Corvina. — In Buchdeckeln auf- gefundene Incunabeln des XVI. und XVII. Jahrhunderts. — Die Donauinseln. — Der Civilprocess . . . . .	430
XII. <i>Naturwissenschaften</i> : Zur Kryptogamenflora Ungarns. — <i>Acanthus mollis</i> . — Eine insectenfressende Pflanze. — <i>Dioplas</i> in Ungarn. — <i>Miargyrit</i> und <i>Kenngottit</i> von Felső-Bánya. — Die <i>Anglesite</i> von Vissó. — Der <i>Anatas</i> von Rauris. — Die Parkes'sche Methode der Kupferbestimmung. — Der <i>Chromograph</i> . — Die quantitative Analyse der <i>Tetraedrite</i> . — Der Beweis des verallgemeinerten Boltzmann- Clausius'schen Satzes. — Zur Theorie der <i>Diffraction</i> . — Sonnenflecken- und Sternschnuppen-Beobachtungen. — Die Wärmequellen der Sonne .	436
XIII. <b>Revue ungarischer Zeitschriften</b> . . . . .	442
XIV. <b>Ungarische Bibliographie</b> . . . . .	447



Im Verlage des Franklin-Verein in Budapest erschien:

# ETHNOGRAPHIE VON UNGARN.

Von

PAUL HUNFALVY

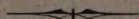
ordentl. Mitglied der ungar. Academie der Wissenschaften.

Mit Zustimmung des Verfassers ins Deutsche übertragen

von

**Prof. J. H. SCHWICKER.**

~~~~~  
30 Bogen gr. Octav. — Preis 4 fl. 50 kr. = 9 Mark.



Ungarns Bevölkerung hat durch die Mannigfaltigkeit ihrer Sprache und Religion, durch die Verschiedenheit in den Sitten und Gebräuchen so wie durch das Wechselvolle ihrer Geschichte und die Unterschiede in ihrer Cultur schon längst die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie der Gebildeten überhaupt auf sich gezogen. Bis jetzt fehlte aber dem gebildeten Publikum eine **zuverlässige Darstellung** dieser bunten, vielfach verschlungenen Zustände und Verhältnisse. *P. Hunfalvy's* »Ethnographie von Ungarn« behebt diesen Mangel. Der durch seine sprachlichen und historischen Arbeiten auch im Auslande ehrenvoll bekannte Autor hat es unternommen, in diesem Werke die **Geschichte und Gegenwart der Volksstämme Ungarns** auf *wissenschaftlicher* Basis *eingehend* und *gründlich* zu schildern. Eine besondere Rücksicht schenkt das Buch dem *magyarischen* Volke, dessen Abstammung, Verwandtschaft, Bildung und Entwicklung hier **zum ersten Male** in *befriedigender* und *abschliessender* Weise behandelt wird. Die seit einem Jahrhunderte so vielfach ventilirte Frage hat hier ihre *endgiltige Lösung* gefunden. Allein auch für die Geschichte und Gegenwart der übrigen Volksstämme Ungarns enthält dieses Buch sehr werthvolle Mittheilungen. Die deutsche Bearbeitung ist keine sklavische Uebersetzung des Originals; sondern der mit den einschlägigen wissenschaftlichen Materien wohl vertraute Bearbeiter (Prof. *Schwicker*) hat unter Zustimmung des Verfassers *zahlreiche Zusätze* und *Erweiterungen* beigefügt, welche den Werth des Buches namentlich für ein deutsches Lesepublikum wesentlich erhöhen. Wir empfehlen dieses Werk der besonderen Beachtung; dasselbe darf jedenfalls als eine *namhafte Bereicherung der deutschen Literatur* bezeichnet werden.

**Im Verlage des Franklin-Verein**, ung. literar. Anstalt und Buchdruckerei in Budapest, sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

|                                                                                                                                                                                                                                    |              |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------|
| BALLAGI, Moriz Dr. Ausführliche theoretisch-praktische <b>Grammatik der ungarischen Sprache</b> für Deutsche. Sechste Auflage. Steif geb.                                                                                          | 2 fl.        |
| — Neues vollständiges <b>Wörterbuch</b> der deutschen und ungarischen Sprache.                                                                                                                                                     |              |
| I. Deutsch-ungarischer Theil. Dritte Aufl. Mit Supplement-Lexikon. Geh.                                                                                                                                                            | 5 fl.        |
| Gebunden                                                                                                                                                                                                                           | 6 fl.        |
| II. Ungarisch-deutscher Theil. Dritte Auflage. Geh.                                                                                                                                                                                | 5 fl.        |
| Geb.                                                                                                                                                                                                                               | 6 fl.        |
| FRAKNÓI, Wilhelm. <b>Melanchtons Beziehungen zu Ungarn</b>                                                                                                                                                                         | 40 kr.       |
| FROMMHOLD, Karl. <b>Electrolysis und Electrocatalysis</b> . Cartonirt                                                                                                                                                              | 2 fl.        |
| FUCHS, Friedrich. <b>Die Central-Karpathen</b> mit den nächsten Voralpen. Handbuch für Gebirgsreisende. Nebst einer Karte. Geh.                                                                                                    | 2 fl. 50 kr. |
| GEIGER, Peter J. N. <b>Das Zeitalter der Árpáden</b> . (16) Bilder aus Ungarns Geschichte. Erläuterungen von Dr. G. Wenzel. Steif geb.                                                                                             | 10 fl.       |
| HEINRICH, Gusztav Dr. <b>Deutsche Verslehre</b> zunächst für höhere Lehranstalten. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Geh.                                                                                                 | 80 kr.       |
| HORVÁTH, Michael. Kurzgefasste <b>Geschichte Ungarns</b> in deutscher Uebersetzung. 2 Bände. Geh. fl. 3. In einem Band gebunden                                                                                                    | 3 fl. 60 kr. |
| HUNFALVY, Paul. <b>Ethnographie von Ungarn</b> . In's Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwickler. Geh.                                                                                                                         | 4 fl. 50 kr. |
| KOLLERFFY, Michael. <b>Ortslexikon</b> der Länder der ungarischen Krone mit Rücksicht auf die verschiedenen Zweige der Verwaltung. Geheftet                                                                                        | 4 fl.        |
| KRAYNIK, C. v. <b>Reisehandbuch für Ungarn</b> nebst geographisch-statistischer Uebersicht und kurzgefasster Geschichte dieses Landes. Mit einer Karte der Central-Karpathen und einer Reisekarte von Ungarn. Gebunden             | 2 fl.        |
| <b>Die chirurgische Klinik</b> des Professor Josef Kovács, an der kön. ungarischen Universität zu Budapest, in den Jahren 1871/72, 1872/73 und 1873/74. Von Dr. Geyza Antal und Dr. Emerich Réczey. Mit 44 Holzschnitten. Geheftet | 2 fl. 50 kr. |
| MATLEKOVICS, Alexander Dr. <b>Die Zollpolitik der österreichisch-ungarischen Monarchie</b> von 1850 bis zur Gegenwart. Geh.                                                                                                        | 4 fl.        |
| SCHNIERER, Dr. Julius v. <b>Commentar zum ungarischen Handelsgesetzbuch</b> . Autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen.                                                                                                        | 3 fl.        |
| TOLDY, Franz Dr. <b>Geschichte der ungarischen Dichtung</b> von den ältesten Zeiten bis auf Alexander Kisfaludy. Aus dem Ungarischen übersetzt von Gustav Steinacker. Mit dem Bildniss des Verfassers. Geheftet                    | 2 fl. 50 kr. |
| — <b>Geschichte der ung. Literatur im Mittelalter</b> . Aus dem Ungarischen übersetzt von Moriz Kolbenheyer. Geheftet                                                                                                              | 2 fl.        |
| TOEPLER G. Ed. <b>Theoretisch-praktische Grammatik der ungarischen Sprache</b> . Sechstē vermehrte Auflage                                                                                                                         | 1 fl.        |
| VÁMBÉRY, Hermann. <b>Meine Wanderungen und Erlebnisse in Persien</b> . Nach der ungar. Original-Ausgabe. Mit vier schwarzen und zwei colorirten Holzschnitten. In Umschl. geheftet                                                 | 3 fl.        |
| VIROZSIL, Anton Dr. <b>Das Staatsrecht des Königreichs Ungarn</b> , vom Standpunkte der Geschichte und der vom Beginn des Reiches bis zum Jahre 1848 bestandenen Landes-Verfassung dargestellt. Drei Bände. Geh.                   | 7 fl. 50 kr. |



LITERARISCHE  
BERICHTE  
• AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

**III. Band, III. Heft.**

---

*Jährlich 4 Hefte: 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Fres.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1879.

# INHALT.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | Seite |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| I. Das Staatswesen der Germanen, von THEODOR FUCHS .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 465   |
| II. Urvölgýt. Ein neues Mineral, von Dr. JOSEF SZABÓ (mit einer lithographischen Beilage) .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 510   |
| III. Die Kunstdenkmale Leutschau's, von Dr. ALADÁR BALLAGI (mit 11 Illustrationen im Text) .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 522   |
| IV. Das astro-physikalische Observatorium in Ó-Gyalla .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 559   |
| V. Der Corvin-Codex der kön. Bibliothek zu Parma, von JOHANN CSONTOSI .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 567   |
| VI. Ueber das Deák-Monument. Aus einem Vortrage GUSTAV KELETI's .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 576   |
| <b>Literatur:</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                            |       |
| VII. Bericht des Cultus-Ministers über das ungarische Schulwesen in den Jahren 1876/77 und 1877/78 .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 586   |
| VIII. Dr. L. GUMPLOVICZ, Das Recht der Nationalitäten und Sprachen in Oesterreich-Ungarn .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 594   |
| IX. FR. SALAMON, Zur ungarischen Kriegsgeschichte in der Zeit der Árpáden .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              | 599   |
| X. ERNST LINDNER, Lieder im Zipser Dialect .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 604   |
| <b>Sitzungsberichte:</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     |       |
| XI. Zur Erinnerung an Michael Horváth. Aus der Denkrede Dr. W. FRANKÓI's .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | 613   |
| XII. <i>Kisfaludy-Gesellschaft</i> .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 632   |
| XIII. <i>Geologische Gesellschaft</i> . Der Kroisbach-Ruster Bergzug. — <i>Carya costata</i> , eine fossile Pflanzenart. — Eine neue Zinkerz-Lagerstätte im Comitate Gömör. — Ein Senarmentit aus Algier. — Die Zinklagerstätten von Pelsőcz-Ardó. — Diabas von Doboj. — Eine fossile Krapp-Pflanze aus dem Trachyt-Tuffe von Knizsánye. — Die Thermen von Schönau-Teplitz. — Der Grünstein von Dobschau. — Petrographische Bestimmungen in Szörény. — Das Mineralwasser zu Váralja in Tolna. — Die Nummulit-Schichten in Vichnye. — Turmalin-Crystall mit eingewachsenem Magnetit. — Wolyn von Krasznahorka-Váralja. — Das Arbeits-Programm der königl. ung. geologischen Anstalt für den Sommer 1879 ..... | 634   |
| XIV. <i>Philologie und Sprachwissenschaft</i> . Die Personal-Endungen auf -uk, -ük. — Der Orientalistencongress in Florenz. — Heinrich Lévy's Stiftung. — Die Verzweigung der ugrischen Sprachen. — Das ungarisch-ugrische Wörterbuch von Josef Budenz. — Die Sprache Pázmány's. — Valentin von Balassa. — Der Jordánszky-Codex. — Die erste ungarische Zeitung ( <i>Mercurius Veridicus ex Hungaria</i> ). — Johann Fogarasi und Karl Balla. — Die primitive Cultur der türkisch-tatarischen Völker. — Die Handschriften des Festus. — Ueber Shakespeare's Charakterzeichnung. — Fürst Anatol Demidow .....                                                                                                 | 644   |
| XV. <i>Revue ungarischer Zeitschriften</i> .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                             | 646   |
| XVI. <i>Ungarische Bibliographie</i> .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                   | 652   |





DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.



LITERARISCHE  
BERICHTE  
AUS  
UNGARN

ÜBER DIE THÄTIGKEIT DER UNGARISCHEN ACADEMIE DER  
WISSENSCHAFTEN UND IHRER COMMISSIONEN,  
DES UNG. NATIONAL-MUSEUMS, DER KISFALUDY-GESELLSCHAFT,  
DER HISTOR. GESELLSCHAFT, DER NATURWISSENSCHAFTLICHEN  
UND ANDERER GELEHRTER GESELLSCHAFTEN UND ANSTALTEN,  
SOWIE AUCH EINZELNER SCHRIFTSTELLER.

HERAUSGEGEBEN  
VON  
PAUL HUNFALVY.

---

III. Band, IV. Heft.

---

*Jährlich 4 Hefte : 4 fl. ö. W., 8 Mk., 10 Frcs.*

BUDAPEST.

CARL KNOLL, ACADEMISCHER BUCHHÄNDLER.

1879.

## INHALT DES IV. HEFTES.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | Seite |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| I. Shakespeare in Ungarn von August Greguss .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 657   |
| II. Hébert und Munier Chalmas über die ungarischen alttertiären<br>Bildungen von Max Hantken (mit zwei lithographischen Tafeln)                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                  | 687   |
| III. Ungarische Belletristik (Ein romantisches Memoirenwerk. —<br>Bilder aus der ungarischen Gesellschaft. — Poetische Studien.<br>— Neue Dramen). Von Adolf Dux .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 720   |
| IV. Denkrede auf Josef Székács von Moriz Ballagi .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                           | 734   |
| V. Die Landes-Rabbinerschule zu Budapest. Von Salamon Schill                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     | 757   |
| <b>Literatur.</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                |       |
| VI. Arany's prosaische Schriften. Von Friedrich Riedl .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                      | 765   |
| <b>Sitzungsberichte.</b>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                         |       |
| VII. Philologische Gesellschaft (Rückblick auf die Wirksamkeit der-<br>selben im Gebiete der classischen Philologie) .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                       | 776   |
| VIII. Naturwissenschaften (Alligator niger und Emysaurus. — Pila-<br>laria globulifera. — Floristische Daten aus der Gegend von<br>Grosswardein und der reissenden Körös. — Die Krystalloide<br>der Meeralgen. — Pflanzenhybriden. — Monographie der in<br>Ungarn wild wachsenden Rosen. — Der Weizenbau. — Der<br>Granat in den ungarischen Trachyten. — Die Einwirkung der<br>hohen Temperatur und des Carbonsäuredampfes auf organische<br>Körper. — Zur Kenntniss der desinficirenden Substanzen. —<br>Geschichte der Kampfergruppe. — Die Zusammensetzung der<br>Elemente. — Die physiologische Wirkung einiger bitteren Sub-<br>stanzen. — Die Pest in Astrachan. — Die aufsaugende Rolle<br>der Haut beim Baden. — Eine bandförmige Hornhauttrübung<br>des Auges. — Die Dimensionen des Erdkörpers) ..... | 785   |
| IX. Revue ungarischer Zeitschriften .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                        | 792   |
| X. Ungarische Bibliographie .....                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                | 798   |





DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.











